

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

93. Band

(Dritte Folge · Fünfundzwanzigster Band)

1973

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ erscheint jährlich einmal.

Der Umfang beträgt zur Zeit 25 bis 35 Bogen, enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen, die Geschichte und Kunstgeschichte der Erzdiözese Freiburg und der angrenzenden Diözesen betreffen, und bringt auch Abbildungen aus dem Gebiet der heimatlichen Kunstgeschichte.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezüglichen Anfragen sowie die zur Besprechung bestimmten Bücher, Zeitschriften und Ausschnitte aus Zeitungen sind zu richten an Herrn Univ.-Prof. Dr. Hugo Ott, 7802 Merzhausen, v.-Schnewlin-Straße 5, Telefon 07 61 / 40 23 36.

Das Manuskript darf nur auf einer Seite beschrieben sein, muß auch in stilistisch druckfertigem Zustande sich befinden und längstens bis 1. Januar dem Schriftleiter vorgelegt werden, wenn es in dem Band des betreffenden Jahres Berücksichtigung finden soll.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 100 DM; b) der Quellenpublikationen 60 DM.

Jeder Mitarbeiter erhält 20 Sonderabzüge kostenfrei; weitere Sonderabzüge, welche bei Rücksendung des ersten Korrekturbogens bei der Druckerei zu bestellen sind, werden gegen Berechnung geliefert, jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag werden als voller Bogen berechnet.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinsschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg im Breisgau, Werthmannplatz, zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an den Rechner, Herrn Paul K e r n, Erzb. Ordinariat, 7800 Freiburg i. Br., Herrenstraße, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für Pflichtmitglieder 20 DM, für Einzelmitglieder 15 DM, wofür die Mitglieder das jährlich erscheinende „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ erhalten. Der Versand erfolgt portofrei. Nach der Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist für alle Pfarreien und Kuratorien die Mitgliedschaft beim Kirchengeschichtlichen Verein Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300).

Konten des Kirchengeschichtlichen Vereins: Postscheckamt Karlsruhe
350 04. Öff. Sparkasse Freiburg i. Br. Nr. 2 274 803.

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

93. Band

(Dritte Folge · Fünfundzwanzigster Band)

1973

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Prof. Dr. Hugo Ott

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Rombach+Co GmbH, Freiburg im Breisgau 1974

INHALTSVERZEICHNIS

Johann Leonhard Hug. Beiträge zu seiner Biographie Von Erwin Keller	5–233
Zum Homiliar Aug. XVI Von Walter Berschin	234–237
600 Jahre St. Ulrich in Müllen – 1000 Jahre St. Ulrich in Augsburg. Zum Kirchlichen Leben in Neuried-Müllen von den Anfängen bis 1800 Von Dieter K a u ß	238–259
Necrologium Friburgense 1966–1970. Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg	260–436
Miszelle	437–445
Buchbesprechungen	446–470
Jahresbericht	471–472
Kassenbericht	473

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

- Berschin, Dr. Walter, Universitätsprofessor, 7802 Merzhausen,
Schloßweg 19
- Futterer, Dr. Adolf, Pfarrer i. R., 7833 Endingen, Kaplaneihaus
- Gedemer, Hermann, Kaplan, 7811 St. Peter-Lindenberg
- Göppert, Josef, Pfarrer, 7831 Heimbach
- Keller, Dr. Erwin, Pfarrer i. R., 7887 Wyhlen, Himmelspforte
- Krämer, Dr. Achim, Wiss. Assistent, 7800 Freiburg,
Deichelweiherweg 9
- Kraus, Johann Adam, Erzb. Archivar i. R., 7800 Freiburg,
Badstraße 2
- Kauß, Dr. Dieter, 732 Göppingen, Stadtarchiv
- Kurrus, Dr. Theodor, Pfarrer, 7801 Tunsel, Pfarrhaus
- König, Dr. Hermann, Pfarrer i. R., 7800 Freiburg, Zasiusstr. 118
- Müller, Dr. Wolfgang, Universitätsprofessor, 7800 Freiburg,
Spitzackerstraße 7
- Ott, Dr. Hugo, Universitätsprofessor, 7802 Merzhausen,
v.-Schnewlin-Straße 5
- Reitinger, Erich, Strafanstaltsoberpfarrer i. R., 7800 Freiburg,
Johann-Sebastian-Bach-Straße 22
- Schäfer, Hermann P., Wiss. Angestellter, 7800 Freiburg,
Markgrafenstraße 93
- Welte, Dr. Bernhard, Universitätsprofessor, 7800 Freiburg,
Bürgerwehrstraße 32
- Welz, Friedrich, Pfarrer i. R., 766 Radolfzell, Höllstraße 8
- Wittmann, Dr. Otto, 7850 Lörrach, Schulstraße 44
- Wischermann, Dr. Heinfried, 7800 Freiburg,
Bürgerwehrstraße 28
- Wohlfarth, Dr. Hannsdieter, Professor, 7800 Freiburg,
Grillparzerstraße 9

Johann Leonhard Hug

Beiträge zu seiner Biographie

Von Erwin Keller

INHALTSVERZEICHNIS

Hug im Urteil von Zeitgenossen	6
Herkunft und erste Bildung	9
Theologiestudium im Generalseminar Freiburg	19
Im Priesterseminar Meersburg	29
Am Ziel angelangt	31
54 Jahre im Dienst der biblischen Wissenschaft	34
Die biblischen Studien in Freiburg vor Hug	34
Beschäftigung mit der bibl. Einleitungswissenschaft	37
Unterricht in den biblischen Sprachen	42
Hug bleibt der Universität erhalten	43
Biblische Vorlesungen 1807–1827	50
Kontroverse mit der Fakultät	53
Der akademische Lehrer	60
Gesundheitlicher Zustand	63
Einkommensverhältnisse	66
Vorlesungen in klassischer Literatur und Archäologie	69
Das historische Interesse Hugs	74
Auf Studienreisen	81
Hug will 1827 in den Ruhestand	88
Aus Hugs Dekanatsjahren	99
Im Freiburger Domkapitel	116
Kirchlichkeit in Gesinnung und Tat	136
Hug und Wessenberg	157
Das Ende	165
Das Schrifttum Hugs – vollständiges Werkverzeichnis	172
Anhang I: Zu Hugs „Einleitung in das Alte Testament“	177
Anhang II: Zu Hugs „Einleitung in die Schriften des neuen Testaments“	198

Hug im Urteil von Zeitgenossen

Während Johann Leonhard Hugs einstige Freiburger Fakultätskollegen, der Dogmatiker Engelbert Klüpfel, der Pastorallehrer Karl Schwarzel und der Moralthologe Ferdinand G. Wanker, in neuerer Zeit wohlverdiente Würdigungen erfahren haben¹, wie auch Hugs Vorgänger Trudpert Neugart und der an Bedeutung an Hug längst nicht heranreichende Fridolin Huber ähnlich der Vergessenheit entrissen wurden², hat Leben und Werk des Freiburger Bibelwissenschaftlers bis heute keine entsprechende Beachtung gefunden. Gewiß ist Hug nicht ganz vergessen. Er war zu bedeutend, als daß er nicht gelegentlich kurze Erwähnung fände³. Woran es liegen mag, daß Hug dennoch der größeren Öffentlichkeit aus dem Blickfeld entschwunden ist? Wahrscheinlich kam dies daher, daß nach Hug, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Bibelwissenschaft nur noch eine untergeordnete Rolle spielte und so auch das Wissen um die Bedeutung eines Mannes wie Hug verloren ging.

Die Zeitgenossen sprechen mit Worten höchster Anerkennung von Hugs Leistung auf bibelwissenschaftlichem Gebiet. Als im Jahr 1806 Hugs Freiburger Lehrstuhl an den von Heidelberg versetzten Dereser übergehen und Hug anderswo Verwendung finden sollte, setzten sich Prorektor und Konsistorium der Universität energisch für sein Verbleiben in der bisherigen Stellung ein. Es entsprach völlig den Tatsachen, wenn sie an die Regierung in Karlsruhe schrieben: „Vorzüglich hat Professor Hug seine großen Kenntnisse in den alten Sprachen und in der biblischen Literatur durch mehrere allgemein bekannte und mit Ruhm gekrönte Schriften beurkundet, welche ihm die Achtung aller Kenner erwarben und ihm nach dem Zeugnisse der Gelehrten aller christlichen Religionsparteien einen vorzüglichen Rang unter den Theologen Deutschlands gewähren«⁴. Ein Gesuch Hugs um

¹ Vgl. die Arbeiten: *Wendelin Rauch*, Engelbert Klüpfel. Freiburg 1922. (Abhandlungen zur oberhein. Kirchengeschichte). – *Josef Müller*, Der Freiburger Pastoraltheologe Karl Schwarzel (1746–1809). Freib. Theol. Diss. 1959. (Masch.). – *Wilhelm Heinen*, Die Anthropologie in der Sittenlehre Ferd. Gem. Wankers (1758–1824). Freiburg 1955.

² Vgl. *Willi Vomstein*, Trudpert Neugart und die Einführung der biblischen Sprachen in das Theologiestudium an der Universität Freiburg i. Br. Freiburg 1958. *August Hagen*, Fridolin Huber, in: *Die kirchliche Aufklärung*. Stuttgart 1953, 216–278.

³ So im LThK V (1933) Sp. 172; im Dictionnaire de la Bible III (1926) Sp. 768; in: *Kosch*, Das katholische Deutschland, I, 1933, 1796. ADB XIII 393 f; Bad. Biographien I 405–410; NDB (im Erscheinen).

⁴ Vgl. *Josef König*, Beiträge zur Geschichte der theol. Fakultät in Freiburg. FDA 10/1876, 300.



JOH. LEONHARD. HUG

*Aus Dankbarkeit und Verehrung dem
unvergesslichen Lehrer seine Schüler*

im Jahr

1823

Gehaltsaufbesserung unterstützte im folgenden Jahr Universitätskurator Ittner mit diesen Worten: Er (Ittner) finde „sich verpflichtet, in Erinnerung zu bringen, daß dem durch seine litterarische Verdienste sehr ausgezeichneten Professor und Doktor Theologiä Leonhard Hug... schon weit früher eine Besserstellung seines Gehalts versprochen worden, welche dieser Gelehrte auch umso mehr verdient, da er sich nicht nur allein durch mehrere Schriften in der literarischen Welt bekannt gemacht, sondern auch einen erhaltenen sehr vortheilhaften Ruf zur Erziehung des Erbprinzen von Fürstenberg ausgeschlagen hat, in der Erwartung, daß die ihm gemachte Hoffnung einer Aufbesserung seines Gehalts in Erfüllung gehen würde“⁵.

Ansehen und Ruhm Hugs steigerten sich noch beträchtlich, als er im Jahre 1808 mit seiner „Einleitung in die Schriften des neuen Testaments“ an die Öffentlichkeit trat. Nun hatte man auch auf katholischer Seite „eine wahre Einleitung in die Bücher des neuen Testaments“, wie sichtlich erfreut ein Rezensent feststellte, ein Werk, in dem „eine neue Bahn“ der Einleitungswissenschaft beschritten war – gemeint war die konsequent angewandte historisch-kritische Methode bei Behandlung der verschiedenen Probleme⁶. Von einem „klassischen Werk“ sprach ein Rezensent der zweiten Auflage, der Hug unbedenklich neben den führenden protestantischen Bibelwissenschaftler Johann Gottfried Eichhorn stellte und voller Bewunderung war über des Verfassers „genialischsten Beobachtungsgeist und Scharfsinn“⁷. „Den größten der lebenden katholischen Exegeten, und für die neuere Zeit den Gründer seines Lehrfaches“ bezeichnet das akademische Konsistorium Hug in einem offiziellen Schreiben des Jahres 1827, da es darum ging, ihn im Lehramt zu erhalten, als er in das Freiburger Domkapitel eingetreten war⁸. Auch für den zeitgenössischen Schriftsteller Ernst Münch war Hug „in der katholisch theologischen Literatur mit Recht einer der gefeiertesten“, den man „unstreitig zu den interessantesten Männern Teutschlands“ zählen müsse wegen seiner vielseitigen „stupenden Gelehrsamkeit“ und

⁵ GLA 201/154. Bericht v. 30. 4. 1807. – Was die von Ittner angeführten „litterarischen Verdienste“ Hugs betrifft, vgl. das Werkverzeichnis S. 172 (Schriften bis zum Jahr 1807). – Von einer Berufung als Erzieher des Erbprinzen von Fürstenberg ist nur hier bei Ittner die Rede; A. Maier erwähnt sie nicht, auch in Hugs Personalakt (GLA 201/154) ist kein Hinweis darauf zu finden. Die Angabe Ittners kann jedoch nicht auf einem Irrtum beruhen.

⁶ Vgl. Litteraturzeitung für katholische Religionslehrer. Jg. 1810. Nr. 34, 118f.

⁷ Theol. Quartalschrift 4, 1822, 276 f. – Rezensent war vermutlich der Tübinger Exeget Feilmoser.

⁸ Univ.-Archiv Freiburg. Theol. Fakultät V c 3.

mancher anderer „charakteristischen Seiten, welche seinem dereinstigen Biographen keine leichte Aufgabe hinterlassen werden“⁹.

Der hohe wissenschaftliche Rang und Ruhm Hugs kommt auch in zwei bedeutsamen Tatsachen zum Ausdruck. Hugs „Einleitung“ wurde – in damaliger Zeit noch eine seltene Ausnahme – sowohl ins Französische wie ins Englische übertragen; solche Wertschätzung fand sein Werk auch im Ausland. Die zweite ebenso hervorzuhebende Tatsache war der mehrfach unternommene Versuch, ihn für auswärtige Universitäten zu gewinnen: 1811 erhielt er einen Ruf nach Breslau, 1816 nach Bonn, 1817 nach Tübingen, 1818 und 1831 abermals nach Bonn. Universität und Regierung dankten Hug öfters für die seltene Treue, die er Freiburg und der badischen Heimat entgegenbrachte. Hugs Tübinger Freund Friedrich von Schnurrer hatte recht, als er ihm einmal schrieb: „Ich nehme an, daß Sie Ihr schönes und liebes Freiburg nur mit dem Himmelreich vertauschen werden“¹⁰.

Adalbert Maier faßte sein Urteil über Hug, dem er auf dem Freiburger Lehrstuhl nachfolgte, in die Worte zusammen: „Sein kritischer Genius hat ihn zum Lehrer gemacht nicht bloß des engern Kreises der um ihn versammelten Zuhörer, nein, er ist mittelst seiner Schriften Lehrer und Führer geworden in weite Ferne hin, und seine Verdienste um diese Wissenschaft werden in ihrer Literatur eine unvergängliche Anerkennung finden, . . . und die Berühmtheit, welche seinen Namen schmückt, ruht außerdem noch auf glänzenden Leistungen, welche außerhalb seines theologischen Berufes liegen, die dem Gebiete der altklassischen Philologie und der Alterthumskunde im weiteren Sinn angehören“¹¹. Tatsächlich vertrat Hug in Freiburg manches Jahr auch diese Disziplinen – Näheres hierüber wird noch zu sagen sein.

Herkunft und erste Bildung

Die Eltern Johann Leonhard Hugs waren einfache Bürgersleute in Konstanz. Der Vater Thomas, 1732 in Gottmadingen bei Schaffhausen geboren, Schlosser von Beruf, wurde am 14. Januar 1764 in Konstanz „als Bürger in Gnaden aufgenommen“ – die Urkunde befindet sich im Konstanzer Stadtarchiv¹². Im gleichen Jahr heiratete Thomas Hug die Tochter Johanna des Schlossermeisters Franz Raiffel von Konstanz.

⁹ Ernst Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien. Karlsruhe 1836 Bd. I., 194

¹⁰ Vgl. Adalbert Maier, Gedächtnißrede auf Johann Leonhard Hug. Freiburg 1847, 23.

¹¹ Ebd., 12.

¹² Abt. A IV, Bd. 20. Bürgerannahme 1727–1778, S. 42.

Die Hochzeit fand in der St.-Stephans-Kirche statt. Als erstes Kind dieser Ehe kam unser Johann Leonhard am 1. Juni 1765 zur Welt und wurde noch am gleichen Tag in der Konstanzer Stephanskirche getauft¹³. Das Geburtshaus war nach Josef Marmor „aller Wahrscheinlichkeit nach“ das Haus „Zur Glocke“ in der früheren St.-Pauls-Straße, der heutigen Hussenstrasse. Die Kindheit und Jugend verbrachte Johann Leonhard jedoch im Haus Kanzleistraße 26, das der Vater 1767 um 570 fl. kaufte¹⁴.

Dem Konstanz der Jugendjahre Hugs „fehlt der weltgeschichtliche Atem, den wir einige Jahrhunderte vorher noch verspüren“¹⁵, da die Stadt am See weithin berühmt war als Pflegestätte großer Kunst¹⁶, als Ort eines allgemeinen Konzils und Gewerbe- und Handelszentrum von europäischem Rang, vor allem durch die hier ansässige Leinenweberei. Doch hinderte das unseren Johann Leonhard nicht, seine Vaterstadt für das ganze spätere Leben innig liebzugewinnen: „Noch in seinem späten Greisenalter gewährte es ihm ein seliges Vergnügen, in diese entfernten Tage zurückzublicken, und es wurde sein Gemüth zur lebendigen Munterkeit gestimmt, wenn er im gesellschaftlichen Kreise mit der ihm eigenen Weise der anschaulichen Darstellung die heiteren Vorgänge aus der Zeit seiner Jugend mit allen einzelnen Umständen erzählte. Die Erinnerung an die frohen Jugendgenüsse konnte den Verewigten noch in seinem hohen Alter um so mehr erfreuen, weil sie ihm zugleich vergegenwärtigte, wie sein rastloser Eifer und seine rühmlichen Leistungen bis in die früheste Zeit seines Lebens hinaufreichen.“ – Adalbert Maier, dem wir diese Mitteilung verdanken¹⁷, dachte beim letzten Satz an die hervorragenden Zeugnisse Hugs aus seiner Konstanzer Gymnasialzeit.

Mit sechs Jahren, also wohl 1771, kam der kleine Johann Leonhard in die städtische Deutsche Schule – einen Schulzwang gab es noch nicht. Diese „untere“ Schule, in der Sammlungsgasse gelegen, bot in vier Jahreskursen Elementarunterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen und

¹³ Taufbuch St. Stephan Konstanz 1734–1770. S. 345. – Der Eintrag lautet: „Die 1^{ma} Junij baptizatus est Johannes Leonardus, filius ex Thoma Hug et Johanna Raiffilin. Patrini Joh. Leonardus Rosenlecher et Maria Ursula Hoffnerin, nata Hueberin. Cooperator.“ – Der Pate gehörte in die bekannte Konstanzer Glockengießfamilie.

¹⁴ Vgl. *Josef Marmor*, Das Konstanzer Hauserbuch. Stadtarch. Konstanz. Handschrift 1866, 39.

¹⁵ Vgl. *Otto Feger*, Kleine Geschichte der Stadt Konstanz. Konstanz 1957, 163.

¹⁶ Vgl. die Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Rosgarten-Museums „Konstanz ein Mittelpunkt der Kunst um 1300“. Konstanz 1972. Einige Zeit lebte u. a. auch Hans Morinck in Konstanz, später der hervorragende Maler Johann Christoph Storer.

¹⁷ Wie Anm. 10, 4.

Katechismus. Die Schulordnung des Stadtmagistrats vom 27. November 1766 maß der religiösen Erziehung große Bedeutung bei. Eine Bestimmung lautete: „Damit die Jugend sich an Gottesdienst gewöhne, sollen die Lehrer und Lehrerinnen die Kinder alle Tage das ganze Jahr hindurch in geziemender Ordnung nach vollendeter Schule um 10 Uhr in die nächstgelegene Kirche in die heilige Messe führen. Das Nämliche geschieht an Sonn- und Feiertagen vor 8 Uhr aus den Schulen. Nach beendigtem Gottesdienst werden die Kinder wieder in der gleichen Ordnung zurück in die Schule geleitet, und über die gehörte Predigt befragt“¹⁸. Sicher wußte dann der Elementarschüler Hug mit am besten Rede und Antwort zu stehen. Jeden Montag und Freitag war am Vormittag Religionsunterricht, zuerst noch allein durch den Schullehrer Thaddäus Fidel Lutz, später durch einen eigenen Katecheten, den Priester Paul Anton Gabelmann¹⁹. In Gebrauch war noch der Katechismus des Petrus Kanisius, neben diesem war das jeweilige Sonntagsevangelium zu behandeln und auswendig zu lernen (!), um die Kinder dadurch zu ihrer Sonntagschristenlehre vorzubereiten²⁰. Dreimal im Jahr, im Advent, in der Fastenzeit und vor Mariä Himmelfahrt, mußten alle Schulkinder beichten, soweit sie dazu vorbereitet waren.

Bereits die Schulordnung von 1766 sah auch einen Elementarunterricht in Staatsbürgerkunde vor²¹. Ein Regierungserlaß vom 11. September 1768 verlangte eine sorgfältigere Pflege der Muttersprache und „eine reine und klare Schreibart“. Zu diesem Zweck waren der Jugend „besonders neuere deutsche Schriftsteller vorzulesen“, womit man eine erste Einführung in deutsche Literatur vermitteln wollte²². Wie man sieht, ging es jetzt um Verbesserung des bisherigen Elementarunterrichts im Sinne der von Wien betriebenen allgemeinen Unterrichtsreform. Bildungs- und Erziehungsziel war, „das Kind zu einem guten Christen und zu einem der menschlichen Gesellschaft nützlichen Bürger heranzubilden“²³. Johann Leonhard Hug erlebte auch noch die Umgestaltung der sogenannten Deutschen Schule in die österreichische Normalschule. Lehrer wurde jetzt der in Wien eigens

¹⁸ Vgl. *Josef Marmor*, Das Schulwesen in Konstanz. 1872, 20.

¹⁹ Ebd., 20f.

²⁰ Unterricht im katholischen Kirchengesang war bereits 1683 Pflichtfach geworden. Ebd. 16.

²¹ Ebd., 21. Den Kindern sollten „die achten Grundsätze, auf welche Weise die Staatswirtschaft in allen ihren Theilen zu besorgen sei, beigebracht werden“.

²² Ebd., 24. Von 1770 an hatten die Schulmeister gedruckte Tabellen über den durchgenommenen Unterrichtsstoff auszufüllen.

²³ Ebd., 23f.

dazu ausgebildete Anton Hotz. Der Religionslehrer Anton Gabelmann hatte künftig nach der „neuen Katechisierungsart“ zu unterrichten²⁴. Das bisherige von den Eltern zu entrichtende Schulgeld, alle Quatember 45 kr., fiel nun weg.

Den Gottesdienst besuchte Johann Leonhard während dieser Jahre in der St.-Stephans-Kirche, der größten unter den damaligen sieben Stadtpfarreien²⁵. St. Stephan war zugleich Chorherrenstiftskirche. Einer der Chorherren war jeweils der Pfarrer, Chorkapläne halfen in der Seelsorge mit. Zur Zeit, da Johann Leonhard in dieser Kirche die grundlegenden religiös-kirchlichen Eindrücke empfing, zählte das Stift zehn Chorherren und sieben Stiftskapläne²⁶. In jenen Jahren waren Johannes Labhart und Konstantin August Müller die Pfarrer an St. Stephan. Der junge Johann Leonhard erlebte, sicher mit gespannter Aufmerksamkeit, die große Kirchenrenovation von 1770 an unter dem energischen Johannes Labhart²⁷. Damals bekam der Chor der Kirche die gefällige Gipsdecke und das große Deckengemälde des Konstanzer Malers Franz Ludwig Hermann, eine neue geräumige Sakristei, auch formschöne Beichtstühle und Kanzel kamen hinzu²⁸. In diesem erneuerten Gotteshaus wird wohl in der Seele Johann Leonhards der Gedanke an das Priestertum als Lebensziel erwacht sein.

Jedenfalls kam des Schlossermeisters Thomas Hug ältester Sohn mit zehn Jahren auf das Gymnasium in Konstanz. Seine schwache körperliche Konstitution ließ befürchten, daß ihm zur Ausübung des väterlichen Handwerks die nötigen Kräfte fehlen würden. So war der Vater gerne damit einverstanden, als Pfarrer Georg Raiffel, der Bruder der Mutter, dem kleinen Johann Leonhard auf seine Kosten

²⁴ Ebd., 25f.

²⁵ Diese waren das Münster, St. Stephan, St. Johann, St. Paul, St. Jodock, Spitalpfarrei und Petershausen. – St. Stephan zählte 1850 Seelen mit den Katholiken in den thurgauischen Orten Bernrain, Andwil und Oberhofen.

²⁶ Vgl. *Theodor Humpert*, Chorherrenstift, Pfarrei und Kirche St. Stephan in Konstanz. Konstanz 1957, 236. – Von den Chorherren waren zwei nur Diakone und zwei nur Subdiakone.

²⁷ Labhart war gleichzeitig Mitglied der Konstanzer Kurie (Offizial und Fiskal). Die Labhart waren ein sehr altes Konstanzer Geschlecht.

²⁸ Vgl. *Theodor Humpert*, 135–139. Franz Ludwig Hermann war der Großvater der Konstanzer Malerin Maria Ellenrieder. Zu seinen großen Arbeiten zählen die prachtvollen Deckenfresken der ehemaligen Kreuzlinger Kloster-(jetzt Pfarr-)kirche. – Neben Arbon und Bregenz gehört St. Stephan zu Konstanz zu ältesten Stätten christlichen Lebens am Bodensee. Die Pfarrei wird bereits in der Gallus-Vita (613) erwähnt. Das ursprünglich in Salmstach im Kanton St. Gallen errichtete Chorherrenstift wurde um 900 von Salomo III. nach Konstanz verlegt. Vgl. *Tb. Humpert*, 2ff.

das Studieren ermöglichte. Daß die nötige Begabung vorhanden war, hatte sich in den vergangenen vier Jahren, da er die „untere Schule“ besuchte, klar erwiesen. Zwei Jahre, bevor Johann Leonhard in das Konstanzer Gymnasium eintrat, war die bisher von den Jesuiten geleitete Lehranstalt 1773 zu einem „Caesareum Regium Gymnasium“ umgewandelt worden. Exjesuiten durften jedoch weiter als Lehrer tätig sein. So finden sich unter Hugs Gymnasiallehrer die drei Exjesuiten Dr. Franz Fähndrich, Anton Hollenstein, Dismas Gramm. Zum Lehrerkollegium gehörten weiter der Franziskaner Seb. Kolb, der Augustiner Thomas Zipfeli, die Dominikaner Pelag Stahel und Hyazinth Raiz, der Weltpriester Joh. Lechner und Jos. Hauser, ein Laie²⁹. Sämtliche sechs Klassen absolvierte der hervorragend talentierte Johann Leonhard als Primus, alljährlich mit dem „praemium primum“ ausgezeichnet³⁰. Ohne Zweifel erwuchs in diesen Jahren seine große Liebe zu den Sprachen und Kulturen der alten Griechen und Römer, die ihm später in außerordentlicher Weise in jeder Hinsicht vertraut wurden. Die sechs Jahreskurse hießen Rudimenta, Grammatica prima, Grammatica media, Grammatica suprema, Rhetorica und Poesis³¹. In den Schülerlisten findet sich bei Hugs Namen regelmäßig der Beisatz „Acronianus Constantiensis“³².

Über die Verhältnisse am Konstanzer Gymnasium und Lyzeum in der Zeit, da Johann Leonhard Hug dort Schüler war, informiert ziemlich umfassend der ehemalige Präfekt (Direktor) der Anstalt Franz Xaver Lender³³. Wie die Elementarschule bedurfte auch das

²⁹ Vgl. *Franz Xaver Lender*, Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichts in hiesiger Stadt. Konstanz 1834., 50. – Eine Verordnung Maria Theresias von 1777 verlangte ausdrücklich die Wahl der Gymnasiallehrer aus den noch bestehenden Klöstern, nicht so sehr aus Wohlwollen gegenüber diesen, sondern hauptsächlich aus Ersparnisgründen, „weilen von letzteren wegen ihren Absonderungen von gewöhnlichen Weltzerstreuungen, ihrer geordneten Anführung zu den Wissenschaften, ihrer Entfernung von aller Nahrungssorge und ihren bereits bei Händen habenden Werkzeugen zum Studieren, als: Bibliotheken, Münzkabinette, sich tüchtig vorbereitete Lehrer ohnfehlbar anhoffen lassen“. Vgl. *Fr. X. Lender*, 36. Weil aber doch nicht genügend fähige Lehrer in den Konstanzer Klöstern zur Verfügung standen, mußten schon bald auch Weltgeistliche und Laien an das Gymnasium berufen werden. Ihr materielles Los war immer unerfreulich: 300 fl., für Lehrer aus Klöstern der Stadt sogar nur 150 fl. Jeder Handwerksmeister stellte sich finanziell besser als ein Konstanzer Gymnasiallehrer.

³⁰ Vgl. Konstanzer Programme: *Nomina Studiosorum, qui in Caesareo-Regio-Academico Gymnasio Constantiensi . . . litteris operam dederunt*. Bibliothek des Suso-Gymnasiums Konstanz.

³¹ Ebd. – Die früheren fünf Klassen hießen: In Principiis, Grammatica, Syntaxi, Rhetorica, Poesi. – Der Unterricht wurde fortan in der deutschen Sprache erteilt. In den unteren Klassen war deutsche Grammatik, Orthographie und Kalligraphie sorgsam zu pflegen. Täglich mußten die Schularbeiten vom Lehrer korrigiert werden. Vgl. *Fr. X. Lender*, 26, 47.

³² Vgl. Konstanzer Programme, a. a. O.

Gymnasium einer Reform, um den Anschluß an die fortgeschrittenen Wissenschaften herzustellen. Maßgebend wurde eine Verordnung der Wiener Studienkommission, die unterm 24. Oktober 1775 an die Gymnasien erging. Man ging aus von der „Überzeugung, daß die alten klassischen Sprachen ein fortwährender Gegenstand des Studiums an gelehrten Schulen bleiben müßten, zum Theil weil durch ihre Kenntnisse die gründliche Behandlung der Berufswissenschaften bedingt sei . . ., vorzüglich aber weil die alten klassischen Schriften als ewige Muster und Vorbilder wahrer Humanität von uns angesehen und behandelt werden müssen“³⁴. Christian Gottlieb Heyne verhalf nicht zuletzt diesem humanistischen Bildungsziel zum Durchbruch³⁵. Demgemäß erfuhr der Unterricht in Latein die größte Berücksichtigung. Wie schon bei den Jesuiten, gehörten systematische lateinische Rede- und Schreibübungen zum Unterricht in sämtlichen Gymnasialklassen. Schon im ersten Jahreskurs wurde hierfür der „Orbis pictus“ des Amos Comenius benutzt³⁶. Großer Wert wurde der lateinischen Grammatik beigemessen, die im zweiten Teil dieses Lehrbuches enthalten war. In den zwei oberen Klassen wurden lateinische Schriftsteller gelesen, die den Schülern freilich nur in den von

³³ Lenders Urteil über das Konstanzer Lyzeum und Gymnasium: „Das hiesige Lyzeum genoß zwar nie so glückliche Verhältnisse, daß es eines ausgezeichneten Rufes oder eines bedeutenden Namens in der Geschichte gelehrter Bildung sich hatte rühmen können. Dessenungeachtet wurden seine Schulen immer von studierenden Jünglingen aus den verschiedenen Gauen des katholischen Schwabens und der Schweiz besucht; Viele von diesen haben sich im Dienste des Staates und der Kirche hohe Achtung und bleibende Verdienste erworben. Daher hatte sein Wirken wenigstens immer Bedeutung für die Bildung dieser Gegend“. Ebd., III f. – In den Jahren, da Hug in Konstanz studierte, setzten sich die Schülerzahlen wie folgt zusammen: 1775/76: Gesamtzahl 211, (118 Gymnasiasten, 23 Philosophen, 70 Theologen), 1776/77: Gesamtzahl 217, (114 Gymnasiasten, 25 Philosophen, 78 Theologen), 1777/78: Gesamtzahl 223, (97 Gymnasiasten, 23 Philosophen, 103 Theologen), 1778/79: Gesamtzahl 221, (97 Gymnasiasten, 23 Philosophen, 101 Theologen), 1779/80: Gesamtzahl: 225, (106 Gymnasiasten, 20 Philosophen, 99 Theologen), 1780/81: Gesamtzahl 251, (118 Gymnasiasten, 19 Philosophen, 114 Theologen). Bemerkenswert ist die hohe Zahl der in Konstanz Theologie Studierenden. Ein großer Teil des Konstanzer Seelsorgeklerus ging durch diese Lehranstalt. – Vgl. *Fr. X. Lender*, 53. Beilage III.

³⁴ Vgl. *Fr. X. Lender*, 21.

³⁵ Daß es sich um christlichen Humanismus handelte, geht daraus hervor, daß Glaubenslehre und Glaubensleben breiten Raum einnahmen. Die erste Klasse hatte täglich zwei Religionsstunden, eine in Biblischer Geschichte und eine in Katedichismus. Alle folgenden hatten täglich Katedichismusunterricht. Bis 1783 bestand am Lyzeum die von den Jesuiten gegründete Marianische Sodalität weiter, durch eine neue Gottesdienstordnung wurde sie in diesem Jahr aufgehoben, doch die tägliche Mitfeier der Messe blieb erhalten, und für alle Sonn- und Feiertage wurden Katedhesen und Predigten für die Studierenden vorgeschrieben. Vgl. *Fr. X. Lender*, 47, 48 und 34.

³⁶ „Der orb. pict.“, dessen erste Auflage im Jahr des westphäl. Friedens im Drucke erschienen war, führte zuerst die Idee Bakos aus, indem er verlangte, daß man beim Unterrichte immer das Sprachliche mit Sachkenntniß verbinde, und dabei immer vom Anschaulichen ausgehe“ – *Fr. X. Lender*, 29.

Chombré hergestellten Auszügen in die Hand gegeben wurden. Zum besseren Verständnis der Autoren war Unterricht über römische Mythologie und römische Altertümer vorgesehen.

Für den Griechisch-Unterricht waren gesetzlich nur drei Jahreskurse, beginnend mit der zweiten Klasse, vorgeschrieben. In der fünften und sechsten Klasse war die Teilnahme an diesem schwierigen Unterricht nur ausgewählten Schülern gestattet – am Konstanzer Gymnasium erfuhr dieser Unterricht für besonders Begabte keine sonderlich große Förderung. Der Gymnasiast Hug nahm daran teil, wie das ihm zuerkannte „*praemium primum*“ beweist, das nur an Schüler erteilt wurde, die in diesem besonderen Griechisch-Unterricht sich ausgezeichnet hatten. Die griechischen Autoren las Hug wahrscheinlich noch in dem dürftigen Auszug, der 1764 in Wien bearbeitet worden war.

Breiteren Raum nahm nun auch der Deutsch-Unterricht ein, insofern die Lektüre ausgewählter Stücke aus deutschen Klassikern hinzukam. Auch dem Geschichtsunterricht wurde gegenüber früher beträchtlich größere Bedeutung zugemessen. Er begann schon in der zweiten Klasse, umfaßte vorzugsweise die alte Geschichte, dann eine allgemeine Übersicht der Weltgeschichte; die vorgeschriebene Landesgeschichte wurde in Konstanz nie gelehrt wegen Fehlens eines Lehrbuchs für vorderösterreichische Geschichte.

Selbstverständlich erhielten im neuen Studienplan die Realfächer ebenso weit größere Berücksichtigung, hatten doch die Naturwissenschaften seit geraumer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Naturgeschichte, alte und neue Geographie, Geometrie und angewandte Mathematik – Mechanik – wurden dementsprechend stärker in den Lehrplan aufgenommen. Bei aller Öffnung für neue Lehrgegenstände blieb aber der Charakter des Gymnasiums als klassische Bildungsstätte klar erhalten. Vorhandene Fehler können freilich nicht übersehen werden. Sie lagen einmal in den teilweise ungenügenden Lehrbüchern, die im Auftrag der Wiener Regierung für alle österreichischen Gymnasien herauskamen (Verlag Edler von Trattner in Wien). Während die Lehrbücher für lateinische und griechische Grammatik, für Naturkunde und römische Altertümer noch befriedigen konnten, werden alle übrigen von zeitgenössischen Kritikern „als äußerst schlecht“ bezeichnet, namentlich die Lehrbücher für Geographie und Geschichte³⁷. Was die Qualität des Gymnasiumsunterrichts nachteilig

³⁷ Ebd. 31. – Für den Gebrauch der Lehrer erschienen gleichzeitig Unterrichtsanweisungen für die einzelnen Fächer.

beeinflusste, war dann der Umstand, daß jeder Lehrer alle Fächer in seiner Klasse zu erteilen hatte, was notwendig Vernachlässigung jener Fächer mit sich brachte, die einem Lehrer weniger lagen. Trotzdem dürfen wir annehmen, daß Hug bei seiner Begabung und Regsamkeit auf dem Konstanzer Gymnasium sich ein reiches Wissen angeeignet und die Voraussetzungen für sein künftiges wissenschaftliches Arbeiten grundgelegt hat, um so mehr als er im Anschluß an das Gymnasium am Lyzeum den zweijährigen philosophischen Kurs absolvierte.

Der Fortbestand des Lyzeums für philosophische und theologische Studien war nach der Aufhebung der Jesuitenanstalt Maria Theresia zu danken. Das ganze Vermögen des aufgelösten Lyzeums blieb ungeschmälert unter dem neuen Namen „Studien- und Exjesuiten-Fond“ erhalten, die wichtigste Voraussetzung zur Weiterführung des Lehrbetriebs. Vom philosophischen und theologischen Unterricht blieben die Exjesuiten ausgeschlossen, auch hatte der Bischof von Konstanz künftig nicht mehr das Recht, die Lehrer der Theologie zu ernennen. In der neuen Gestalt war das Lyzeum eine Staatsanstalt geworden, was auch im neuen Namen „Collegium Josephinum“ zum Ausdruck kam. Im bisherigen philosophischen Unterricht der Jesuiten wurden Logik, Dialektik, Moralphilosophie und Physik mit Mathematik gelehrt. Die Neuordnung durch das Regierungsdekret vom 22. November 1774 hatte die Bildung einer richtigen philosophischen Fakultät im Auge, in der auch Geschichte, Philologie und Aesthetik gelehrt werden sollten. Doch dazu kam es in Konstanz nie. Immerhin wurden im Jahr 1774 drei Lehrer für die philosophischen Fächer ernannt: Dr. Anton Pitzenberger für Logik und Metaphysik, Dr. Johann B. Seifried für Physik (ein Exjesuit) und der Laie Dr. Joseph Hauser für Mathematik. Für den Unterricht in Physik wurde ein ganz neues „cubiculum physicum“ mit den nötigen Instrumenten und Apparaten geschaffen, die laufend ergänzt wurden.

Im philosophischen Unterricht rückte man vom bisherigen aristotelisch-scholastischen Lehrsystem ab, das die Jesuiten nach den Sätzen des Doctor subtilis Duns Scotus eingerichtet hatten. Der neue Philosophieprofessor Anton Pitzenberger gab seine Vorlesungen nach dem tonangebenden System der Leibniz-Wolffschen-Schule, und zwar in der Form, wie sie in den Lehrbüchern von G. Baumgarten dargeboten war³⁸. Hug hörte bei dem durchaus achtbaren Pitzenber-

³⁸ Hauptwerke G. Baumgartens: *Initia philosophiae practicae*. Halle 1760. *Acroasis logica in Christ. Wolff*. Halle 1761. *Ethica philosophia*. Halle 1761. *Metaphysica*. Halle 1768.

ger eine wohl vom Geist der Aufklärung beeinflusste, doch keineswegs offenbarungseindliche Philosophie. Wolff verteidigte gegen Spinoza den christlichen Theismus, anerkannte die Bibel als Quelle göttlicher Offenbarung und räumte dem Gebet als einer notwendigen religiösen Äußerung Rang und Raum ein. In seinem philosophischen Lehren finden sich manche Gedanken aus der Scholastik. Zur Zeit, da Hug Philosophie studierte (1781–1783), hatte Kants kritische Philosophie die Hörsäle noch nicht erobert³⁹. Zweifellos entwickelte sich im jungen Hug eine echte Liebe zur Philosophie, anders kann man sich die Tatsache nicht erklären, daß eine seiner ersten Veröffentlichungen einem philosophischen Thema gewidmet war⁴⁰.

Allzu viel aufgeklärtes Denken hat Hug in seinen Konstanzer Studienjahren sicher nicht in sich aufgenommen. Die Stadt war alles andere als ein Hort der Aufklärung. Als Joseph II. im Jahr 1777 sie

³⁹ J. H. von Wessenberg spricht von „guten Anlagen“ Pitzenbergers, doch „bis zu Kant hatte er sich nicht hinaufstudirt“. Vgl. Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe (Hrsg. Kurt Aland). Bd. I/1 (1968), 23.

⁴⁰ Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß in Hinsicht auf die kantische Philosophie. Basel 1796. In dem längeren Vorwort zu der Schrift stellt Hug fest: „Religion und Philosophie – beyde sind unter den Deutschen Gegenstände der strengsten Untersuchung geworden“, besonders bei Immanuel Kant. Im Gegensatz zu Frankreich, wo „der Witz eines Voltaire . . . alle Stützen der Religion erschüttert“, ist sie „bey uns szientifisch angegriffen“, einmal von Seiten der „mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn“ arbeitenden neuen Geschichts- und Altertumswissenschaft, und zum anderen durch die „Angriffe, die . . . auf die Befugnisse des gesamten menschlichen Erkenntnißvermögens gemacht worden sind“. Kant hat „ein neues Lehrgebäude“ errichtet, „welches an Scharfsinn keinem weicht, und dessen Erfinder, wenn er auch nicht recht behalt, dennoch der erste metaphysische Kopf ist.“ Was angesichts dieser neuen Situation nützt, war nach Hug „eine standhafte Verteidigung, daß Kräfte und Gegenkräfte mit einander ringen, wenn die Resultate der Erforschungen nicht einseitig ausfallen sollen“. Mit bloßen Klagen ist es nicht getan: „der ernsthafteste Forschungsgeist ist keine Verderbniß“. Kant war eine mächtige Herausforderung an das christliche und menschliche Denken überhaupt. Es war Hugs Überzeugung, daß man sich gerade auch auf katholischer Seite kritisch mit Kant auseinandersetzen müsse. Mit Befremden stelle er jedoch „die beynahe einmuthige Bewunderung fest, die ihm das katholische Deutschland schenkte“. Nicht kritiklose Bewunderung, sondern anstrengende sachliche Auseinandersetzung mit Kants Thesen war nötig. Gewiß, „die Schwachen der hergebrachten Philosophie“ konnten nicht gelehrt werden, insofern waren die neuen philosophischen Ansätze zu begrüßen. Aber was setzte die Kantische Philosophie an die Stelle der früheren? Hug meinte: „Die kantische hatte dieses Mangelhafte nicht, denn sie hatte alles abgeschafft, was vorhin Bedenklichkeiten hatte, und nun war geholfen; aber durch eine Operation des Arztes, der den leidenden Theil vom Körper abnimmt. Damit hören zwar die Gebrechen auf, und der Kranke wähnt sich vollkommen hergestellt, so lange er nicht bedenkt, was er verloren hat“. Mit dem Satz des „Königsberger Weltweisen: Daß wir a priori nichts wissen und a posteriori von Allem soviel wie nichts“ – kann das menschliche Denken sich nicht abfinden. „Standhafte Versuche“ müssen einsetzen zur Prüfung dieser philosophischen Position, „die Kette seiner Behauptungen“ muß systematisch auf ihre Haltbarkeit untersucht werden. Hug warnt davor, angesichts Kants einfach „mit dem Alten sich zu beruhigen“. Seine kleine Schrift befaßt sich dann mit den Kategorien Zeit und Raum und den von Kant hierüber aufgestellten Behauptungen.

besuchte, nannte er sie verächtlich „ein Pfaffennest“⁴¹. Der Konstanzer Fürstbischof Kardinal Maximilian Christoph von Rodt (1775–1800) war kein Kirchenfürst nach der Art des aufgeklärten Colloredo von Salzburg. Die kirchlichen Reformen Josephs II. führte er kaum mit Begeisterung durch, und wenn er der Gründung des Freiburger Generalseminars „lauten Beifall“ zollte, so nur, weil für ihn damit eine finanzielle Entlastung verbunden war⁴².

In den frühen Gymnasialjahren verlor Johann Leonhard die treubesorgte Mutter, erst 36 Jahre alt, starb sie 1777 nach der Geburt ihres neunten Kindes. Die fünf Knaben Johann Leonhard, Thomas Johann, Georg Joseph, Nikolaus Anton und Johann Nep. Lukas blieben beim Vater, die vier Mädchen M. Anna Ursula, M. Elisabeth Veronika, M. Veronika Aloysia und M. Veronika Creszenz nahm der geistliche Onkel Georg Raiffel zu sich in sein Pfarrhaus nach Hohentengen. Hug hat dem selbstlosen Wohltäter der Familie zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt⁴³. Der Bruder Thomas übernahm später den väterlichen Handwerksbetrieb, Nikolaus Hug wurde Kunstmaler, und Lukas erlernte das Schneiderhandwerk. Der Vater Thomas heiratete 1781 zum zweiten Mal, aus dieser Ehe mit Maria Luzia Amann ging nochmals ein Mädchen hervor. Am 29. Mai 1801 starb der Vater „an der Auszehrung“⁴⁴. Aus dem Erbnachlaß erhielt Johann Leonhard 680 fl. 21 kr. sowie einen Rosenkranz im Wert von 30 fl. 20 kr.⁴⁵ Sicher hat Hug dieses Zeugnis der elterlichen Glaubensfrömmigkeit immer in Ehren gehalten.

⁴¹ Vgl. *Otto Feger*, 164.

⁴² Vgl. *Hermann Franz*, Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. Freiburg 1908, 53

⁴³ Hug hielt seinem Onkel die Festpredigt zum Goldenen Priesterjubiläum. In der Einleitung gedachte er dankbar der Wohltaten, die er und seine Familie vom hilfsbereiten Onkel empfangen haben: „Vergönnt es mir, daß ich einen Augenblick mich empfangener Wohlthaten öffentlich an diesem heiligen Orte erinnere; denn es ist der Drang heiliger Empfindungen, der mir diese Worte in den Mund legt. Ein früher Tod entriß die Schwester des Ehrwürdigen, entriß neun Kindern eine emsige, eine sorgfältige Mutter; einem arbeitsamen redlichen Vater die Gehulfin seines Lebens, die Gehulfin unserer Erziehung, und schien das ganze Glück unseres väterlichen Hauses durch diesen Schlag zu zerstören. Unter diesen Thränen, in diesem Kummer, erschien plötzlich wie ein guter Engel von Gott gesandt, der edle vortreffliche Priester, nahm einen Wagen voll unerzogener Mädchen mit sich, übernahm an ihnen die Mutterpflicht; was sage ich: Er war ihr Vater und Mutter. Und nicht genug, er war die Stütze der Knaben, die bey dem Vater zurückblieben, meine Stütze, der Wohlthäter meiner Jugend und Freund. Keine Worte könnten auch die Liebe beschreiben, die er an uns gethan hat.“ – Diese Predigt befindet sich im Nachlaß Hug der Univ.-Bibliothek Freiburg, II B. Wir kommen auf sie in anderem Zusammenhang wieder zurück.

⁴⁴ Vgl. Stadtarchiv Konstanz. Sterberegister 1801.

⁴⁵ Vgl. ebd. Abt. J II 34.

Theologisches Studium in Freiburg – Alum-
nus im Generalseminar

Die Wahl des geistlichen Standes und Berufes scheint beim jungen Hug schon früh geklärt gewesen zu sein. Das erforderliche theologische Studium konnte in der Vaterstadt selbst absolviert werden, so durfte man wenigstens vorerst noch annehmen. Seit 1775/76 wurde – wie überall – auch am Konstanzer Lyzeum das theologische Studium beträchtlich erweitert: Kirchengeschichte, Hermeneutik des Alten und Neuen Testaments, orientalische Sprachen und Pastoral kamen hinzu. Patrologie, theologische Literaturgeschichte und Enzyklopädie, die ebenfalls verlangt waren, wurden jedoch in Konstanz nie gelesen⁴⁶. Zu den beiden Professoren, dem Franziskaner Philibert Obernetter (Kirchengeschichte und Kirchenrecht) und dem Dominikaner Albert Zärle (Moral und Pastoral), kamen zwei neue Lehrer hinzu: der Weltpriester Jakob Frick für Dogmatik und Polemik, später auch für Pastoral, und der Augustiner Eugen Kaiser für orientalische Sprachen und Hermeneutik⁴⁷. Als jedoch Obernetter 1784 starb und sein Lehrstuhl nicht mehr besetzt wurde, war ein richtiges Theologiestudium nicht mehr möglich. Moral, Polemik und Kirchenrecht waren die einzigen Disziplinen, die gemäß Regierungserlaß vom Januar 1785 in Konstanz noch gelehrt werden sollten. Eugen Kaiser und Jakob Frick wurden damit beauftragt. Der österreichischen Regierung unter Joseph II. lag jetzt alles am erfolgreichen Aufbau der 1783 ins Leben gerufenen Generalseminare – das vorderösterreichische kam erwartungsgemäß nach Freiburg i. Br.

Daß die Dinge auf dem Gebiet des theologischen Studiums diesen Lauf nahmen, sollte für den wissenschaftlichen Werdegang Hugs von entscheidender Bedeutung werden. Freiburg bot in jeder Hinsicht unvergleichlich bessere Möglichkeiten, sowohl was das Studium betrifft als auch in bezug auf eine künftige akademische Laufbahn. Im Spätherbst 1783 trat Hug im Generalseminar in Freiburg ein. Erster Rektor war Nikolaus Will, bisher Professor für Patrologie, Polemik und theologische Literatur⁴⁸. Ihm zur Seite standen als

⁴⁶ Vgl. *F. X. Lender*, 11.

⁴⁷ Ebd., 12. – Die vorgeschriebenen Lehrbücher waren: *Gazaniga* für Dogmatik, *Godeau* für Moral, *Oedtrell*, später *Pitroff* für Pastoral, *Riegger* für Kirchenrecht, *Berti* für Kirchengeschichte, *Monsperg von Haid* für Hermeneutik, *Wilhelm* für Patrologie. Bis auf die Pastoral waren alle Vorlesungen noch lateinisch.

⁴⁸ Zu Will vgl. *H. Schreiber*, III, 148 f.

Vizerektoren Ferdinand G. Wanker und Joseph Schinzinger⁴⁹. Dem Rektor oblag die Gesamtleitung des Hauses, Wanker hatte die praktischen Übungen in Predigt, Katechese und Ritus zu leiten, Schinzinger war zur Leitung der geistlichen Übungen (Betrachtung und Exerzitieren) sowie zur Mitaufsicht über die Hausdisziplin bestellt. Anfänglich hatten die Vizerektoren mit dem Rektor auch abendliche Repetitionen zu geben, bis hierfür eigene Studienpräfekten bestellt wurden⁵⁰. Die Vorsteher des Freiburger Generalseminars waren tüchtige und sehr achtbare Männer, sicherlich treu ergeben ihrem Kaiser und seinen Reformen, aber nicht weniger ihrer Kirche zugetan. Hug hat sie in gutem Andenken behalten: „Beide Männer (Wanker und Schinzinger) wurden von den Zöglingen ausnehmend geehrt und geliebt, in dem Maße, wie Will, der ernste, äußerlich strenge, im Innersten guthmütige Rector und Vorstand des Hauses geehrt fürchtet war“⁵¹.

Die Generalseminare Josephs II. waren staatskirchliche Einrichtungen, auf deren Geist und Führung der zuständige Bischof nur wenig Einfluß hatte. In ihnen sollte ein Klerus herangebildet werden, wie der Kaiser ihn im Interesse des Staatswohls wünschte: „Joseph beschloß also“, so umschreibt Hug selbst den Plan des Kaisers, „der Zukunft vorzueilen und die gesamte Jugend für sich in Beschlag zu nehmen, um schnell ein Zeitalter zu schaffen, was von diesen Überzeugungen durchdrungen wäre. Auf diese Weise hoffte er zugleich, den geistlichen Stand mehr ins bürgerliche Leben herüber zu ziehen und an das Vaterland anzuschließen, von dem er ihm zu sehr getrennt schien“⁵². Während einige der josephinischen Generalseminare mit Recht schwerwiegende Beanstandungen erfuhren, so die Anstalten in Löwen, Pavia und Innsbruck, wäre es ein Unrecht, dem Freiburger Seminar ähnliche Kritik widerfahren zu lassen. Wankers Urteil dürfte im wesentlichen zutreffen: „Quidquid sit, quod seminariis objici solet, certum tamen est, per institutum istiusmodi agrestes theologorum mores correctos, multis quibus antea dediti erant excessibus ansam ereptam, diligentiam juvenum stimulatam, scientias

⁴⁹ Hug hat beiden bei der akademischen Totenfeier die Gedächtnisrede gehalten, für Wanker 1824, für Schinzinger 1828. Vgl. Hugs Werksverzeichnis.

⁵⁰ Für Dogmatik und Moral Fr. X. Haile, für Kirchenrecht und Pastoral Jos. Hänle, für Kirchengeschichte, Hebräisch und alttest. Hermeneutik Georg Müller, für neuest. Hermeneutik und Bibelgriechisch Joh. Leonh. Hug. Für Haile kam später Bernh. Galura, für Müller Joh. N. Biechele ins Generalseminar. Vgl. *J. König*, 271.

⁵¹ Bei *J. König*, 274.

⁵² In der Gedächtnisrede auf Schinzinger. Vgl. *J. König*, 273.

theologicas et philosophicas per idearum librorumque communicationem magis cultas et aptam praecipue concionandi atque catechizandi methodum in dies propagatam fuisse“⁵³. Wanker sieht die Leistung des Freiburger Seminars hauptsächlich auf erzieherischem und pastoralpraktischem Gebiet. Daß die asketische Bildung nicht versäumt wurde, zeigt ein Blick in die Tages- und Hausordnung, die so aussah:

5.30 Morgengebet, Betrachtung, hl. Messe, Studium;
 8.00–10.00 Vorlesungen;
 10.00–12.00 Studium, vor 12.00 geistliche Lesung;
 14.00–16.00 Vorlesungen;
 16.00–17.00 Erholung;
 17.00–18.30 Studium;
 18.30–19.30 Repetition;
 21.00 Abendgebet.

Während der Mahlzeiten am Mittag und Abend war Lesung aus der Hl. Schrift, oder es wurden die kirchlichen Regierungserlasse vorgelesen. An bestimmten Tagen hatten Alumnus aus dem vierten (Pastoral-)Kurs während des Frühstücks oder der Abendmahlzeit Probepredigten oder Probekatechesen vorzutragen; wer am besten dabei abschnitt, durfte seine Predigt oder Katechese am folgenden Sonntag vor dem Volk in der Universitätskirche halten. Zweimal wöchentlich war statt Repetition Examen über die in den Vorlesungen behandelten Materien. Das Freiburger Seminar war durchschnittlich von etwa siebzig Alumnus besucht, darunter immer auch Angehörige aus den verschiedenen Orden, deren Studien mit der Errichtung der Generalseminare aufgehoben wurden. Die „Kostgeberei“ war jeweils auf ein Jahr an den Mindestbietenden in Pacht zu geben.

Unter Hugs theologischen Lehrern war der Dogmatiker Engelbert Klüpfel der bedeutendste. Der Würzburger Augustiner-Eremit war zuerst mit Lehraufträgen am Ordensgymnasium Münnerstadt, an den Ordenshochschulen Oberndorf, Mainz und Konstanz betraut. 1767 wurde Klüpfel durch Kaiserin Maria Theresia als Professor der Theologia Augustiniana nach Freiburg berufen, neben ihm lehrte der Dominikaner Florian Würth die thomistische Theologie. Zu Hugs Zeit war Klüpfel der einzige Dogmatiklehrer. Seine Vorlesungen fanden solchen Beifall, daß er den Auftrag erhielt, sie in einem zweibändigen Handbuch herauszugeben (Wien 1789), das dann mehrere Dezennien

⁵³ Ebd. 271.

das vorgeschriebene Lehrbuch in den österreichischen Ländern wurde⁵⁴. Die von ihm herausgegebene „Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis“ (ab 1775) war nach J. König „die erste kritisch-theologische Zeitschrift im katholischen Deutschland“⁵⁵. In dieser Zeitschrift führte Klüpfel einen scharfen Kampf gegen J. S. Semler in Halle, den Begründer der negativen Bibelkritik – sein Schüler Hug sollte später diesen Kampf ein ganzes Leben lang mit unerreichter Meisterschaft weiterführen. In Klüpfels Zeitschrift veröffentlichte Hug, noch als Seminarist, seine ersten literarischen Arbeiten. Dem am 8. Juli 1811 verstorbenen berühmten Lehrer hielt Hug im Freiburger Münster eine ehrende Gedächtnisrede⁵⁶.

Ein gutes Andenken hat Hug auch seinem Lehrer in Kirchengeschichte Matthias Dannenmayer bewahrt. Sein Lehrbuch „Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti“ (2 Bände 1788) blieb lange Zeit in obligattem Gebrauch an Österreichs theologischen Lehranstalten. In seiner Richtung entschieden josephinisch, war es hinsichtlich Form und Stoffbehandlung musterhaft⁵⁷. Hug schätzte ihn als „einen ebenso gewissenhaften als höchst anregenden und anziehenden Lehrer“, dessen „kritische Bemerkungen über den Thatbestand einzelner Begebenheiten und ganzer Zeiträume scharf und treffend waren“⁵⁸.

Karl Schwarzel, in Freiburg Pastoraltheologe seit 1784, hat in seinem Fach gleichfalls Beachtenswertes geleistet⁵⁹. Doch wird Hug

⁵⁴ Titel: *Institutiones theologiae dogmaticae in usum auditorum*. 2 Bde. Wien 1789, 21802, 31807.

⁵⁵ Mitherausgeber war u. a. Matthias Dannenmayer. Die Zielsetzung und Tendenz der Zeitschrift war „pellere barbariem et ignorantiam, quae disciplinas ecclesiasticas passim occupant; promovere sacratiores literas; adjuvare rem theologicam; excitare torpentia ingenia; bonis denique prodesse omnibus“. Vgl. *J. König*, 281. Also innerkirchliche Aufklärungsarbeit!

⁵⁶ Vgl. Hugs Werkverzeichnis.

⁵⁷ Vgl. *J. König*, 276.

⁵⁸ Dannenmayer kam 1786 als Professor nach Wien. Nach dem Tod Josephs II. wurde er im Zuge der kirchenpolitischen Neuorientierung unter Kaiser Leopold II. der Professur enthoben und auf den Posten des Universitätsbibliothekars abgeschoben. Das harte Urteil über Dannenmeyers Kirchengeschichte bei *Eugen Säger*, Die Vertretung der Kirchengeschichte in Freiburg, 1952, 85–88, trifft höchstens für die erste Auflage zu. Würdigt man die Gesamtumstände, unter denen das Werk zustande kam, dürfte die Kritik doch etwas zurückhaltender ausfallen. Bei der zweiten Auflage (1806) fallen manche Vorwürfe ganz oder doch größtenteils weg. Vgl. *Eugen Säger*, 115–119.

⁵⁹ Schwarzel schrieb neben anderem eine „Anleitung zu einer vollständigen Pastoraltheologie“, 3 Bde. Augsburg 1799/1800. Das Werk erhielt eine sehr wohlwollende bischöfliche Approbation wegen seiner „soliden Gelehrsamkeit“, seiner „vielen Präcision und Deutlichkeit“. *J. König* sah „die zahlreichen, meist gut gewählten Belege aus patristischen und canonistischen Quellen“ als besonderen Vorzug an, 288. Die Schwäche des Werkes liegt in der starken Vernachlässigung der Dogmatik und Moral. Ebd., 288.

der von ihm gelehrten praktischen Theologie kaum besonders großes Interesse entgegengebracht haben; er war von allem Anfang an auf seine späteren biblischen Disziplinen orientiert. Die Lehrer Hugs in Moral, Patrologie, Polemik und Kirchenrecht dürften auf ihn kaum wesentlichen Einfluß ausgeübt haben. Der Moralist Raymund Pelz, ein Zisterzienser aus Wiener-Neustadt, schied schon nach zweijähriger Tätigkeit wieder aus⁶⁰. Der Patrologe Wilhelmus Wilhelm, Augustiner-Chorherr aus Kreuzlingen, war insofern „ein verdienstvoller Mann“ (J. König), als er die erste katholische Patrologie verfaßte⁶¹. Vom Kirchenrechtler Joseph Anton Petzeck hörte Hug ein völlig febronianisch-josephinisches Kirchenrecht⁶².

Die Lehrer in den biblischen Fächern hatten auch nichts Außerordentliches zu bieten, so daß Hug später einmal mit Recht sagen konnte, er habe sich sein Wissen und Können, was die historisch-kritische Bibelarbeit betrifft, selbst erlernen müssen⁶³. Im ersten Studienjahr (1783/84) hörte er bei Stephan Hayd, einem Benediktiner aus Zwiefalten, die Hermeneutik des Neuen Testaments⁶⁴. In den folgenden Jahren waren der Wiener Augustiner Ludwig Anton Haßler (Altes Testament) und der Grazer Franziskaner Augustin Goriupp (Neues Testament) seine Lehrer⁶⁵. Eigentlich exegetischen Unterricht über ganze Bücher der Schrift gab es damals noch nicht; in der Hermeneutik wurden die Regeln der Bibelauslegung durchgenommen und an einzelnen Textbeispielen erklärt. Dagegen war dem Unterricht in den biblischen und orientalischen Sprachen größere

⁶⁰ Wegen eines Gemütsleidens. Sein Nachfolger wurde Ferd. G. Wanker, den Hug aber nicht mehr horte.

⁶¹ A. a. O., 291.

⁶² Der geistesverwandte H. Schreiber war über ihn voll des Lobes, denn er „verbreitete Licht über das Dunkel des Mittelalters, zernichtete verjahrte Irrtümer, bestritt ultramontane Anmaßungen, setzte die Grenzen zwischen Staat und Kirche fest und wußte bei allen Zuhörern, Juristen wie Theologen, bleibendes Interesse für seine Wissenschaft zu wecken“. A. a. O. III, 178.

⁶³ „Ich habe keinen Unterricht in den Wissenschaften empfangen, die ich lehrte, weil sie damals erst in den Plan der theologischen Studien in den K. K. Staaten aufgenommen wurden.“ Eingabe Hugs an das akademische Konsistorium wegen Pensionierung. Univ-Archiv Freiburg. Theolog. Fak. V c 3. Datiert vom 6. 4. 1827.

⁶⁴ Zu Hayd vgl. *J. König*, 278. Er verfaßte „Introductio hermeneutica in ss. libros N. T.“. Aug. Vind. 1779.

⁶⁵ Ebd., 277 f. – Haßler kam 1788 auf die Universitätspfarre Rottenburg a. N., später war er Generalvikariatsrat in Ellwangen. Er war ein gewandter Schriftsteller, zumeist auf theologisch-praktischem Gebiet. Eifrig beteiligte er sich an Wessenbergs liturgischen Reformen. Vgl. *E. Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform unter J. H. v. Wessenberg. FDA 85/1965, 519 (Register).

Sorgfalt zudedacht⁶⁶. Hug hat seine theologischen Studien gemäß der geltenden Ordnung wie folgt absolviert: im ersten Jahr (1783/84) theologische Enzyklopädie, hebräische Sprache (mit Arabisch?), Hermeneutik des Alten Testaments, Kirchengeschichte; im zweiten Jahr (1784/85) Hermeneutik des Neuen Testaments, griechische Sprache, theologische Literaturgeschichte, Dogmatik (Teil I); im dritten Jahr (1785/86) Dogmatik (Teil II), Polemik, Moral; im vierten Jahr (1786/87) Pastoral und Kirchenrecht⁶⁷.

Die Theologie, die Hug in Freiburg hörte, war Aufklärungstheologie, aber sicher nicht im schlechten Sinn dieses Wortes. Keinen der Freiburger Lehrer kann man der Unkirchlichkeit bezichtigen. Wohl huldigten sie den Ideen Josephs II., doch ihre Rechtgläubigkeit litt darunter keinen Schaden⁶⁸. Zur Theologie der Vorzeit hatte man kein Verhältnis mehr, scholastische Dogmatik und Kasuistik alten Stils gab es nicht mehr. Klüpfel hat gelegentlich scharfe Worte der Kritik gefunden⁶⁹. Extreme Tendenzen, die an die Grundlagen von Glaube und Kirche gingen, fanden in der Freiburger Fakultät keinen Eingang. Wie weit radikalere Ideen, etwa durch die Zeitschrift „Der Freymüthige“⁷⁰, unter den Alumnus des Seminars Eingang fanden, muß dahingestellt bleiben. Von Interesse ist in dieser Hinsicht der Fall des Seminaristen Fridolin Huber aus dem Kurs Hugs, gegen den die

⁶⁶ Nach dem Studienplan Rautenstrauchs (1776) sollten semitische Dialekte, Hebräisch und Bibel-Griechisch in außerordentlichen Vorlesungen behandelt werden, daneben biblische und christliche Archäologie und Geographic sowie philologisch-kritische Bibellektüre. „Der Plan war da“, bemerkt Hug später einmal, „aber nicht auch die Manner, ihn auszuführen“, abgesehen von einigen Mönchen, die darum an die Fakultäten berufen werden mußten (in Freiburg St. Hayd, L. Haßler, Aug. Goriupp, Th. Perger).

⁶⁷ Vgl. *J. König*, 261.

⁶⁸ J. Königs Urteil über sie lautet: „Die Freiburger Theologen der bezeichneten Epoche erscheinen in ihrem lehramtlichen wie in ihrem schriftstellerischen Wirken durchweg als selbständig . . . Söhne ihrer Zeit, teilen sie auch die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit . . . Sie suchten an der Neuerung der katholischen Theologie redlich mitzuwirken, ohne dabei den Boden des kirchlichen Dogmas und der kirchlichen Disziplin zu verlassen oder gar diese zu bekämpfen, vielmehr traten sie als deren Verteidiger mutig ein.“ 281. A. Hagens Urteil über die damalige Freiburger Fakultät dürfte zu negativ sein. Vgl. *A. Hagen*, Die kirchliche Aufklärung in der Diözese Rottenburg. 1953, 219.

⁶⁹ „Difficile est dictu, quam foeda barbarie tum temporis inhorruerit res theologica, tum Vindobonae tum alibi“, meint Klüpfel in seinem *Necrologium* auf Simon Ambrosius Stock, und er bemitleidet die jungen Theologen, „qui pro frugibus optatis non meteter nisi urticas, zizania sterilesque avenas, spinas, tribulos, algam, aut si quid vilius illis. Clariora haec sunt, quam ut expositione egeant, vel confirmatione“. Bei *J. König*, 260.

⁷⁰ Der Freymüthige. Eine periodische Schrift von einer Gesellschaft zu Freiburg i. Br. 1782–1787. Zuerst gemäßigt, geriet sie später in ziemlich radikales Fahrwasser. Hrsg. Kaspar Rueff. Von 1788 mit neuem Titel: Freiburger Beiträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie.

Konstanzer Kurie wegen glaubensfeindlicher Äußerungen, wie es hieß, ein Verfahren durchführte⁷¹.

Aus Hugs Freiburger Seminarszeit verdienen folgende Vorkommnisse hier eine eingehendere Darstellung, handelt es sich doch um seine ersten Versuche, eine akademische Lehrkanzel zu erlangen! Nach dem Weggang des Professors Goriupp war der Lehrstuhl für das Neue Testament frei geworden. Hug meldete sich als einziger Bewerber zur Ablegung der vorgeschriebenen Konkursprüfung. Er bestand sie zur größten Zufriedenheit der eingesetzten Kommission, so daß er sich förmlich in einer an den Kaiser gerichteten Eingabe mit folgenden Worten um den Lehrstuhl bewarb:

„Unterfertiger bittet allerunterthänigst um das an der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau durch Beförderung des Professor Goriupp erledigte Lehramt der griechischen Sprache, der Hermeneutik des neuen Testaments

⁷¹ Das Ordinariat befaßte sich erst nach Hubers Priesterweihe, am 28. Juli 1790, mit seinem „Fall“: Durch glaubensfeindliche Lektüre, unseligen Hang nach Neuerungen und verwegene Disputiersucht sei Huber so weit gegangen, „ut de praecipuis et fundamentalibus orthodoxae fidei veritatibus dubitare incoeperit, et de his protervum et pervicacem in modum summo audientium scandalo disputare, incredulorum sophismata et cavillationes Principiis catholicis et orthodoxis opponere, sicque in propriam et aliorum perniciem pessimas Novatorum sententias orthodoxae fidei e diametro oppugnantes continuo vanae gloriae studio abreptus jactare et propugnare non perhorruerit“. Mit Rücksicht auf Hubers inzwischen festgestellte Sinnesänderung, die Pfarramt und Bürgermeisteramt Breisach – Hubers erste Vikarsstelle – bezeugten, sah die Kurie von strengeren Maßnahmen ab, verlangte jedoch, daß er sich für acht Tage in das Meersburger Priesterseminar begeben, dort sich der Zelebration enthalte und unter Leitung des Regens Flacho geistliche Übungen halte. Nach acht Tagen habe er eine Beicht abzulegen und „in cautelam“ die Absolution „ab haeresi“ zu erbitten und darauf in die Hände des Regens erneut das Tridentinische Glaubensbekenntnis abzulegen. Die Versetzung von Breisach nach dem abgelegenen Waldmössingen war eine Strafmaßnahme. – Vgl. Stadtarchiv Konstanz. Kirchensachen B./Bd. 106. S. 134–136. – Fürstbischof Maximilian von Rodt hatte dem Regens bereits bei dessen Amtsantritt 1782 zur Vermeidung und Bekämpfung unkirchlichen Geistes unter den jungen Theologen die Pflicht auferlegt, gegen den „immer mehrer anwachsenden Strom der Materialisten, Indifferentisten und Freydenkern“ ein wachsames Auge zu haben, und deshalb „die Alumni von der Wirklichkeit einer geoffenbarten Religion, Von ihrer Nothwendigkeit, Von ihrem Göttlichen Ursprung, Von ihren überzeugenden Beweißthumern gründlich zu unterrichten“. Die Instruktion fährt dann fort: „Ist den Alumnis ein grundlicher Unterricht, wozu die Göttliche Schrift sowohl als die Kirchen Geschichte überflüssigen Stoffe an die Hand gibt, beyzubringen, Von der Unterwürfigkeit und dem Gehorsame, den Sie Uns und unseren oder Unserer Nachfolger Verordnungen zu erweisen schuldig sind, damit die Alumni die Verordnungen ihrer Bischöfen nicht als ledigliche Straf, oder andere nur äußerliche Gesätze, zu deren Vereitlung eine ungebundene Freyheits Liebe bey den jezigen Zeiten so Viele Vorwände hervorzusuchen weißt, sondern als eigentliche Gewissens-Pflicht anzusehen lernen, und zu dem Joch des Gehorsams, ohne welchem die Hierarchische Ordnung schlechterdings nicht bestehen kann, zeitlich angewöhnt werden“. – Die Instruktion findet sich im Stadtarchiv Konstanz. Kirchensachen Bd. 109. – Was das „Vergehen“ des Fridolin Huber betrifft, so möchte man August Hagen zustimmen, der meint, es werde sich fragen, „ob es Huber überhaupt mit diesen Äußerungen Ernst war oder ob er nicht mit solchen gewagten Behauptungen die andern Studenten nur verblüffen oder ärgern wollte“. Vgl. *A Hagen*, wie Anm. 68, 220.

und theologischen Litterargeschichte, wofür er sich den 24ten May dieses Jahres dem allergnädigst angeordneten Konkurs unterzogen hat.

Er ist zwar erst 22 Jahre alt, absolviert dieses laufende Jahr vorschriftmäßig die theologischen Wissenschaften, hat aber noch das praktische Koursjahr im K. K. Generalseminar zu machen. Die Beweggründe, worauf er seine allerunterthänigste Bitte wagt, sind folgende:

1.) Hat er von Eröffnung des V. O. Generalseminariums an daselbst den theologischen Kours durch alle vorgeschriebenen Fache (sic!) mit einem Fortgange in der ersten Klasse und zwar meistens cum nota Eminentiae zurückgelegt.

2.) Hat er sich besonders auf die Hermeneutik und orientalischen Sprachen verlegt, so, daß er die Hebräische, die Anfangsgründe der Syrischen, Chaldäischen und Arabischen Sprache versteht, in der griechischen aber so bewandert ist, daß er nebst dem Neuen Testament auch die klassischen Schriften der Alten liest und zu interpretieren im Stande ist.

Da Euer Majestät Bedenken nehmen dürften, dem Unterzogenen, weil er den Seminariumskours noch nicht ganz zurückgelegt, und hiemit auch noch nicht in den höhern Weihungen steht, das erledigte öffentliche Lehramt allergnädigst zu verleihen, so bittet Unterzogener, ihn einswelien als Lektor allermildest anzustellen. Das praktische Koursjahr ist er bereit, wenn und wie es Euer Majestät verlangen, nebenher vorschriftmäßig zurückzulegen. Den 29. May 1787.

Johann Leonhard Hug von Konstanz,
Alumnus des k. k. V. O. Generalseminariums
zu Freyburg.⁷²

Die Prüfungskommission unterstützte Hugs Gesuch mit folgendem hervorragenden Gutachten:

„... Die Bearbeitung der für den Konkurs vorgelegten Aufgaben ist so gut ausgefallen, als man es immer von einem noch in den Schulen begriffenen Alumno erwarten konnte. Und wenn einige Unrichtigkeiten sich darin befinden, so ist doch gewiß, daß der Herr Kandidat bei dem schriftlich- und mündlichen Analisieren, seiner Sprachkunde sowohl als seinen hermeneutischen Wissenschaften, und der dahin einschlagenden Büchern die helleste Probe abgelegt habe. Der mündliche Vortrag ist lieblich, mit gehörigem Falle begleitet (sic!), und so beschaffen, wie man es wünschen mag... Seine besondere Fähigkeit, aufgeweckter und heller Kopf, seine vorzügliche Lust an der Sprachen-Kunde und Hermeneutik der Heiligen Schrift lassen mit sicherster Muthmassung hoffen, daß der Herr Kandidat, wenn er gleich jetzt in die Übung gesetzt und erhalten würde, sich mit der Zeit in diesem Fache besonders auszeichnen dürfte...“

Freyburg den 1ten Juny 1787.

Michael Abt zu St. Märgen, Facultatis Theologiae Director,
Augustinus Goriupp, Hist. Lit. Theol. Linguae graecae,
et Herm. L. N. T. Prof. Pub. ord.

Ludovicus Haßler, LL. orient, et Herm. V. T. P. P. Em.

Josephus Schinzinger, Encycl. Theol. et Hist. Eccl. Prof.⁷³

⁷² Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 201/153.

⁷³ Ebd.

Wenn die Regierung Hugs Gesuch ablehnte, dann nicht wegen etwaiger Bedenken an seinen wissenschaftlichen Qualitäten, sondern lediglich wegen seines noch zu jugendlichen Alters. Immerhin wurde Hug zum Studienpräfekt am Generalseminar offiziell ernannt⁷⁴. Als solcher hatte er den zweiten Kurs in Griechisch zu unterrichten und hermeneutische Übungen zum Neuen Testament zu halten. Doch dabei blieb es nicht. Da die Wiederbesetzung des neutestamentlichen Lehrstuhls sich verzögerte, wurde Hug, immer noch im Seminar, mit der Vertretung beauftragt: „So sah er sich wenigstens auf einige Zeit schon in eine Wirkungssphäre eingewiesen, die ihm zum Lebensberufe bestimmt war, und es gab ihm dieser Auftrag des Vertrauens Gelegenheit, seine wissenschaftliche Befähigung und Lehrgabe öffentlich zu erweisen“⁷⁵. Der junge Dozent war sich der Berufung zum akademischen Lehramt so sicher, daß er sich im Sommer 1788 abermals um eine vakante Lehrstelle bewarb, dieses Mal um die Professur der hebräischen Sprache und Hermeneutik des Alten Testaments in Lemberg. Da aber auch der Freiburger Lehrstuhl für Altes Testament zu gleicher Zeit durch den Verzicht des Professors Haßler frei wurde, empfahl Abt Michael Schmid von St. Märgen, Hug hierfür vorzusehen. Die Regierung entschied, Hug habe eine künftige Vakatur abzuwarten und in der Zwischenzeit den neuen mit beiden Lehrstühlen beauftragten Professor Theodor Perger als Studienpräfekt mit erweitertem Lehrauftrag zu unterstützen. Zu dem bisherigen Unterricht in Hebräisch und Griechisch und Hermeneutik hatte Hug künftig jeden Sonn- und Feiertag nach dem Frühgottesdienst eine exegetische Vorlesung zu halten. In dieser neuen Stellung war Hug „dem akademischen Lehrer der Bibelwissenschaften gleichsam beigeordnet“⁷⁶. Zur größten Zufriedenheit aller hatte Hug nach Haßlers Weggang auf die Universitätspfarrei Rottenburg vertretungsweise auch die alttestamentlichen Vorlesungen übernommen.

So war Hug schon als Seminarist in Freiburg mit der Praxis akademischen Unterrichts bekannt geworden: „In der Anstrengung seines Geistes erschloß sich ihm das Bewußtsein seines geistigen Vermögens; er lernte es kennen aus den Erfolgen seiner Thätigkeit, welche das Maaß des Gewöhnlichen in auffallender Weise überstie-

⁷⁴ Hofdekret vom 7. 9. 1787. Hug hatte im Seminar Tisch, Wohnung, Heizung, Bedienung und eine Besoldung von 100 fl. Vgl. Personalakt Hug GLA 201/154.

⁷⁵ Vgl. *A. Mater*, 6.

⁷⁶ Ebd., 8.

gen“⁷⁷. Am Ende der vierjährigen theologischen Studienzeit wurde ihm zum Übergang in das bischöfliche Priesterseminar Meersburg von den Vorstehern des Freiburger Generalseminars das folgende Abgangszeugnis ausgestellt:

„Fortgang in den theorethisch theologischen Wissenschaften: Durchaus in I^a classe cum nota eminentiae, außer aus der Kirchengeschichte, wo er nur Imam classem ohne Vorzug erhalten hat. Verwendung und Fortgang im Predigtfache und in den übrigen im letzten Jahrgang vorgeschriebenen und zu erlernenden Seelsorgs Verrichtungen: In dem Predigtfache hat derselbe sich gute Kenntniße gesammelt, daher er sich in den schriftlichen Predigtaufätzen jeweils sehr gut ausgezeichnet, aber im mündlichen Vortrag schlechten Beyfall erhalten. Mit Erlehnung (sic!) der weiters vorgeschriebenen Seelsorgs Verrichtungen hat er sich ebenfalls nicht so viel wie mit den theoretisch theologischen Wissenschaften abgegeben. Er zeigt überhaupt mehr genie zu einer theologischen Lehrkanzel, als zum Amt eines Seelsorgers.

Sittliches Betragen:

Ist es etwas leichtsinnig in seinem Betragen, übrigens gut.

Anmerkungen:

Der Selbe ist schon zwei Jahre her Studienpräfekt in dem hiesigen Generalseminarium über den Schulkours der griechischen Sprache und Hermeneutik des N. T., hat aber jetzt erst das vorgeschriebene Alter erreicht, Priester geweiht zu werden zu können“⁷⁸.

Wenn der Alumnus Hug mit seinem Predigtvortrag „schlechten Beyfall“ erhielt, könnte man versucht sein, daraus zu schließen, es habe ihm die rednerische Begabung überhaupt gefehlt. Nichts wäre aber unrichtiger als eine solche Annahme. Wir erinnern an das ganz anders lautende Urteil der Berufungskommission mit Abt Schmid von St. Märgen an der Spitze⁷⁹, und später sollte sich zeigen, daß Hugs Vortragsweise im Hörsaal außerordentlich anziehend, schön und spannend war. Im Abgangszeugnis fällt weiter die Bemerkung auf: „leichtsinnig in seinem Betragen“. Um charakterlichen Leichtsinns hat es sich hierbei aber nicht gehandelt, vielmehr scheint auf seine Anlage zu steter Heiterkeit angespielt zu werden; der junge Hug besaß die Gabe launiger und humoristischer Unterhaltung in hohem Maße, keiner konnte auch so wie er die Professoren lebensecht imitieren⁸⁰. Bis ins hohe Alter sollte Hug die Gabe geistreicher und erheiternder Unterhaltung erhalten bleiben.

⁷⁷ Ebd., 5.

⁷⁸ Erzb. Ord. Archiv Freiburg, Generalseminar 1789.

⁷⁹ Vgl. oben S. 26.

⁸⁰ Dafür ein Beispiel: Als Prof. Klupfel sich zur Vorlesung verspätete, trat für ihn der Alumnus Hug auf den Katheder und „dozierte“ unter gespannter Aufmerksamkeit der Mit-alumni so echt in Klupfels Manier, daß dieser beim Betreten des Horsaals meinte: Jam me adesse putavi!

Im Priesterseminar zu Meersburg

Im Spätherbst 1788 trat Hug ins Meersburger Priesterseminar ein. Die hier herrschenden Auffassungen von Erziehung und Unterricht künftiger Seelsorger waren noch weithin vom Geist der spätbarocken Epoche geprägt, die neue Richtung der kirchlichen Aufklärung hatte noch keinen Eingang gefunden. Über den Zustand des 1735 eröffneten „Seminarium ad S. Carolum Borromaeum“ zur Zeit, da Hug dort weilte, informiert der ausführliche Bericht über die Visitation, die im Auftrag des Fürstbischofs Carl Theodor von Dalberg im Jahr 1800 durchgeführt wurde. Visitatoren waren J. H. von Wessenberg, damals noch nicht Generalvikar, und der Chorherr Sturm von St. Stephan⁸¹. Seminarregens war seit 1782 Johann Constantion Flacho, vorher Pfarrer in Ostrach, ein wenig energischer Mann, der es bei seiner Gutmütigkeit nicht verstand, im Haus die nötige Ordnung und Disziplin zu wahren. Ihm oblag die Hauptlast der Seminararbeit. Nach seiner Instruktion hatte er den Unterricht in polemischer Theologie, geistlicher Beredsamkeit, Katechetik, Verwaltung der Sakramente und Hl. Schrift zu geben⁸². Es war ein in mehrfacher Hinsicht nicht mehr genügender Unterricht, vor allem was die Homiletik, Katechetik und Schrifterklärung angeht. Flacho las alles nach eigenen Heften, Fachliteratur wurde kaum genannt, noch weniger empfohlen. „Das Praktische“, heißt es im genannten Visitationsbericht, „ward überhaupt sehr vernachlässigt, welches umso unverzeihlicher ist, weil das theoretische Studium ebenfalls gar nicht befördert wurde“⁸³. Ein einziges Mal mußte jeder Seminarist im Speisesaal während des Nachtessens eine Probepredigt halten. In der Katechetik gab es überhaupt keine praktischen Übungen. Subregens Fidelis Mietinger war in der Hauptsache der Hausökonom. Sein ganzer Unterricht bestand in einer wöchentlichen Instruktion über den Ritus der Messe und Sakramentenspendung. „Am kläglichsten“ war es um den praktischen Moralunterricht bestellt. Der damit beauftragte Kaplan Zepf las „alle Montage und Freitage zwei Stunden den alten Casuisten Elbel . . . wörtlich vor, ohne daß Erläuterungen beigefügt wurden“⁸⁴. In der Seminarbibliothek überwog die Literatur der

⁸¹ Unterthäniger Visitations Bericht der Bischöflichen Commission. Stadtarchiv Konstanz. Kirchensachen Bd. 109.

⁸² Ebd. Vgl. Anmerkung 71.

⁸³ Visitationsbericht S. 11.

⁸⁴ Ebd., 11. – Gemeint ist Benjamin Elbel (1690–1756), OMin. Hauptwerk: *Theologia moralis decalogalis et sacramentalis*. Ven. 1731.

vergangenen Epoche, zeitgenössische Werke fehlten weitgehend. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß ein Seminarist vom geistigen Format eines Hug aus solchem Seminarunterricht kaum wesentliche Anregungen empfangen hat.

Ähnliches wird man auch, was die religiös-asketische Bildung betrifft, annehmen können. Jeden Morgen versammelten sich die Alumnen um 6 Uhr im Kapellenchor zum gemeinsamen Morgengebet, während welchem der Regens seine Messe las. Um halb acht Uhr war die Alumnatsmesse, während dieser betete man gemeinsam die kleinen Horen. Vorher war Betrachtung, die Punkte wurden am Abend zuvor aus dem Betrachtungsbuch des Regens Flacho vorgelesen. Die meisten klagten über „das harte und oft unverständliche Latein“ dieses Buches. Jeder hatte nach der Betrachtung seine „lumina“ in ein Heft zu notieren und alle acht Tage dem Regens vorzulegen. Nach dem Mittagessen betete man gemeinsam fünf Vaterunser, Ave Maria und das De profundis. Jeden Donnerstag war in der Seminarkirche ein Engelamt mit Choral, und jeden Samstag ging man zum Wallfahrtsgottesdienst in das nahe Baitenhausen; auf dem Heimweg ging es in ein Bauernwirthaus, aus dem man gegen zehn Uhr ins Seminar zurückkehrte. Jeden Abend wurden gemeinsam Matutin und Rosenkranz gebetet. Um neun Uhr abends ging man zu Bett, bei der laxen Handhabung der Hausordnung konnte man aber auch ohne Schwierigkeiten länger aufbleiben. Am Sonntag nahmen die Seminaristen am Pfarrgottesdienst teil, hatten hier aber keinen eigenen Platz, sondern waren auf der engen Chorempore untergebracht, wo sie den Prediger nicht sehen konnten und auch sonst sich selbst überlassen waren. Viele lasen irgendein Buch oder „auch gar nichts“. Alle vierzehn Tage kam ein Kapuziner aus Markdorf, dem die Seminaristen beichteten, am folgenden Morgen empfingen sie in der Messe des Regens die Kommunion.

Wie lax die Hausordnung gehandhabt wurde, geht daraus hervor, daß es nur einer Mitteilung an den Museumspräfekten (ein älterer Mitalumnus) bedurfte, um Ausgang in die Stadt oder Erlaubnis zu längerem Aufbleiben und zum Auslassen des gemeinsamen Ausgangs zu erhalten. Immer mehr bürgerte sich das Rauchen im gemeinsamen Studiersaal ein, auch nahm man die Kleidervorschriften nicht mehr ernst. Der Visitationsbericht beanstandete, daß die Alumnen oft in den Pantoffeln und weißen Strümpfen im Kapellchor erscheinen, daß sie nach Baitenhausen im gefärbten (weltlichen) Aufzug wallfahrten, daß sie neumodische doppelte Halstücher und lederne Kappen tragen. Bei

manchen fehle es auch an der nötigen Haarpflege⁸⁵. Ernstliche Verwarnungen oder Strafen bei Verstößen gegen die Hausordnung waren bei Regens Flacho sehr selten.

Von Allerheiligen 1788 bis in den September des folgenden Jahres dauerte Hugs Seminaraufenthalt. Man darf annehmen, daß der Seminarist Hug diese Zeit auch zu weiteren Spezialstudien in den biblischen Wissenschaften verwendet hat, in denen er ja seinen künftigen Lebensberuf erkannt hatte. Am 20. September 1789 empfing er im Konstanzer Münster die Priesterweihe. Zu seinem Weihejahrgang gehörten der bereits erwähnte Fridolin Huber, ferner Konrad Martin und Joseph Tobias, beide aus Konstanz gebürtig – alle drei gehörten später in den Reformerkreis um Wessenberg⁸⁶. Seine Primiz hielt der Neupriester Hug nicht in der Heimatpfarrei in Konstanz, sondern beim geistlichen Onkel und Wohltäter Pfarrer Georg Raiffel in Hohentengen, wie wir von ihm selbst wissen⁸⁷. Bild und Vorstellung vom Priestertum der Kirche waren sicher in der Hauptsache von den Ideen der katholischen Aufklärung bestimmt, dafür hatte der fünfjährige Aufenthalt im Freiburger Generalseminar gesorgt. Ein Regens Flacho hat daran kaum noch etwas ändern können.

A m Z i e l a n g e l a n g t

Nach der Priesterweihe ist Hug wieder in das Freiburger Generalseminar zurückgekehrt, um dort weiter seines Amtes als Studienpräfekt und Repetitor zu walten, bis er von hier aus auf den Lehrstuhl für Bibelwissenschaft berufen würde, der ihm – so sein eigenes Wort – „wie zugesagt war“⁸⁸. Auch die Professoren Wanker und Schinzingler waren auf diesem Weg zu ihren Professuren gelangt. Für Hug sollte der Weg aber anders verlaufen. Durch Verordnung vom 25. August 1790 hob Kaiser Leopold II. die Generalseminare wieder auf, so daß sich für Hug die Frage stellte, wo und wie er die Zeit bis zum Freiwerden eines Lehrstuhls zubringen würde. Es traf sich, daß der arbeitsunfähig gewordene Pfarrer der Universitätspfar-

⁸⁵ Ebd., 28 f.

⁸⁶ Vgl. E. Keller, Konstanzer Liturgiereform, a. a. O. Zu Fridolin Huber, 519 (Register), Konrad Martin, 521 (Register), Ulrich Jos. Tobias, 524 (Register).

⁸⁷ In der erwähnten Jubiläumspredigt sagte Hug: „Vor allem sey dir, allmächtiger Ewiger Gott Preis und Dank, . . . daß du auch mir ein oft gefahrdetes Leben gerettet hast, um die Freude zu genießen, das Wort zu führen bey seiner Jubelfeyer, wie er es auch mir damals that, als ich in diesem Orte, in dieser christlichen Gemeinde, in diesem heil. Tempel, ein junger Priester das erstmal den Altar betrat“.

⁸⁸ Personalakt Hug GLA 201/154.

rei Reute bei Freiburg einen Administrator brauchte. Die Universität Freiburg übertrug Hug am 28. August 1790 die interimistische Verwaltung dieser kleinen Gemeinde. Angebote von Klöstern im Breisgau zur Übernahme eines Lehramtes – Leopold II. gestattete die Wiedereröffnung der klösterlichen Studien – lehnte Hug ab; wahrscheinlich war es Abt Schmid von St. Märgen, der hier vermittelnd eingegriffen hatte. Ein Jahr lang verbrachte der junge Seelsorger und Gelehrte in der ländlichen Pastoration, mit den wenigen Seelsorgsarbeiten in keiner Weise ausgefüllt, so daß ihm viel freie Zeit zur Fortsetzung seiner Studien blieb, die bereits hier jene Richtung einschlugen, in der er später so erfolgreich und bahnbrechend arbeiten sollte. A. Maier weiß aus diesem Aufenthalt in Reute zu berichten:

„Hier lebte Hug in strengster Zurückgezogenheit, in das ernsteste Studium versunken; er ordnete die bereits erworbenen Kenntnisse, machte sich Entwürfe für die Zukunft und arbeitete rastlos. Es hat sich bis zur jüngsten Zeit bei einzelnen Bürgern von Reute die Erinnerung erhalten, wie man ihn in seiner Wohnung nie anders als von Folianten ganz umlagert gefunden, und seine Lampe immer bis um Mitternacht geleuchtet hätte. In dieser Einsamkeit begann er, durch Griesbachs kritische Arbeiten angeregt⁸⁹, die mühsamen Vergleichen des neutestamentlichen Textes nach den Schriften der Kirchenväter, und legte hiermit den ersten Grund zur Textgeschichte, die er später in seiner Einleitung in das Neue Testament ausführte. Aber die Entbehrung alles erquickenden gesellschaftlichen Umgangs und dazu die ungünstige Lage seines Wohnsitzes, dessen sumpfige Umgebung ihm während der schlechten Jahreszeit nicht einmal einen Gang ins Freie gestattete, übte einen nachtheiligen Einfluß auf sein sonst heiteres Gemüthsleben aus; es wandelte ihn eine trübe Stimmung an, die, wenn sie in der Andauer sich befestigen und zunehmen sollte, seine wissenschaftliche Thätigkeit hemmen konnte“⁹⁰.

Zum Glück trat für ihn bald die ersehnte Wendung der Umstände ein. Im April 1791 verfügte ein kaiserliches Dekret eine wesentliche Erweiterung der biblischen Studien: Künftig sollte nicht mehr nur die Hermeneutik, sondern eine umfassende Einleitung in das Alte und Neue Testament sowie biblische Archäologie behandelt werden, auch regelmäßige Kollegien über syrische und arabische Sprache, bisher in das freie Ermessen der Lehrer gestellt, wurden jetzt Pflichtvorlesungen. Der bisherige Lehrstuhlinhaber Theodor Perger war bei seiner schwankenden Gesundheit nicht in der Lage, diese Lehraufträge für

⁸⁹ Von Joh. Jak. Griesbach (1745–1812) waren bis dahin erschienen: Synopse der ersten drei Evangelien (1774) und Ausgabe des NT 1775/1777 (mit vom *textus receptus* abweichendem Text).

⁹⁰ A. Maier, 9 f.

beide Testamente allein zu übernehmen. Ein Regierungserlaß vom 26. Juni 1791 forderte die Fakultät auf, einen zweiten Lehrer für die Bibelwissenschaften zu nominieren – Johann Leonhard Hug wurde, wie nicht anders zu erwarten war, einstimmig vorgeschlagen, und zwar für die alttestamentlichen Fächer, da Professor Perger sich für das Neue Testament entschieden hatte. Die Regierung wollte zuerst, daß Hug sich zuvor nochmals einer Konkursprüfung unterziehe, wogegen die Fakultät jedoch geltend machte, bei dem vorgesehenen Kandidaten wäre ein neuer Konkurs „überflüssig“, „1. weil er als Studienpräfekt des ehemaligen Generalseminariums seit dem Jahr 1787 bis zu dessen Aufhebung die täglichen Wiederholungen mit den Zöglingen des ersten Jahrganges gehalten habe, . . . 2. weil derselbe aus der biblischen Auslegungskunde und den damit verbundenen Sprachen schon zweymal sich dem Konkurse für ähnliche Lehrstühle an der hohen Schule zu Freyburg und Lemberg unterzogen, und sowohl da, als in anderen Gelegenheiten solche Beweise seiner Einsichten in die biblische Auslegungs-Kunde und die morgenländischen Sprachen und Dialekte gegeben habe, daß sie, die theologische Fakultät sicher sey, der Priester Leonhard Hug werde diesen Posten mit größtem Ruhme und Nutzen behaupten“⁹¹. Die Fakultät – Klüpfel, Schwarzel, Perger, Wanker und Schinzinger – kannte Hug zu gut, so daß sie nicht zögerte, den Bewerber mit Worten so hoher Wertschätzung zu empfehlen. Mit Hofdekret vom 4. November 1791 wurde Hug „Professor der orientalischen Sprachen, hebräischer Altertümer und der Einleitung in das alte Testament“. Strittig war vorher die Frage, aus welchem Fond sein Gehalt mit 500 fl. bezahlt werden sollte. Die Universität erklärte sich wegen der infolge der kriegerischen Verwicklungen gesperrten Universitätseinkünfte im Elsaß⁹² nicht in der Lage, diesen Betrag zu übernehmen. Die Regierung wies daraufhin den allgemeinen Studienfond zur Übernahme der Summe an. Im Regierungserlaß wurde Hug angewiesen, seinen Dienst „erst mit dem Anfang des 1793-sten Schuljahres anzutreten“, da im laufenden Schuljahr Theodor Perger die begonnenen Vorlesungen allein halten könne. Hug selbst wurde eröffnet, „mittlerweil den Gradum theologicum zu nehmen, um bei dem Antritte der Professur zur theologischen Fakultät gehörig eintreten zu können“⁹³. Die Zwischenzeit scheint Hug in Freiburg

⁹¹ Bericht der vorderösterreichischen Regierung vom 30. Juni 1791. GLA 201/Nr. 379.

⁹² Es waren dies Ertragsgüter der Klöster St. Ulrich, St. Moraand und Olenberg.

⁹³ Erlaß der vorderösterreich. Regierung vom 24. November 1791. Univ.-Archiv Freiburg. Theol. Fak. V c 3.

verbracht zu haben, am 24. Januar 1792 erhielt er ein Universitätsstipendium zur Vorbereitung auf das Doktorat. Während dieser Zeit starb im Sommer 1792 ziemlich unerwartet Professor Perger. Die Regierung half sich aus der Verlegenheit, indem sie am 27. September 1792 auch die neutestamentlichen Fächer zuerst provisorisch und am 6. Januar 1793 definitiv an Hug übertrug, eine Lösung, die auf die Dauer nur gut gehen konnte, wenn man einen Mann wie ihn zur Verfügung hatte.

Am 8. November 1792 hielt Hug die Antrittsvorlesung über das Thema „De primaeva labii humani in linguis orientalibus origine“⁹⁴. Darauf begann er alsbald mit seiner akademischen Lehrtätigkeit – er war inzwischen etwas über sechsundzwanzig Jahre alt. In der Fakultät war er das jüngste Mitglied. Mit Worten hoher Anerkennung für seine bisherige wissenschaftliche Tätigkeit wurde Hug am 10. Januar 1793 zum theologischen Doktor promoviert – die *laudatio* hielt der Pastoraltheologe Schwarzel⁹⁵.

Vierundfünfzig Jahre im Dienst der bibli- schen Wissenschaft

Bevor wir Hugs außerordentlich lange Wirksamkeit auf dem Freiburger Lehrstuhl für biblische Wissenschaften ausführlicher zur Darstellung bringen, muß in einem kurzen Rückblick die Arbeit seiner unmittelbaren Vorgänger dargestellt werden.

Die beiden Studienreformpläne von 1752 und 1776 hatten für die biblischen Disziplinen den Durchbruch zu weit größerer Berücksichtigung im theologischen Studium gebracht. Die Reform unter Maria Theresia 1752 verlangte vor allem einen gründlichen Unterricht in den biblischen Grundsprachen Hebräisch und Griechisch, insbesondere des Hebräischen, ausgehend von der richtigen Erkenntnis, „daß zu einer wissenschaftlich begründeten Exegese der biblischen Bücher die Benützung einer noch so zuverlässigen Übersetzung nicht ausreicht, . . . daß sie auf die Texte in den Originalsprachen zurückgreifen müsse“⁹⁶. Die Forderungen gingen außerordentlich weit, sie waren

⁹⁴ Vgl. *A. Maier* a. a. O. 11.

⁹⁵ Schwarzel begann mit den Worten: „Praeclara tua doctrinae merita, quibus in orientalibus potissimum scientiis emines, dudum te in publici professoris gradum dignitateque evehere; te enim per hoc suscepti muneris exercitium prius esse Doctorem esse novimus, quam te talem publice pronuntiare possimus. Doctus itaque es, quia alios jam docere coepisti, unde te Doctorem etiam renuntiarum non immerito postulas“. – Ebd., 11.

⁹⁶ Vgl. *Willi Vomstem* a. a. O., 191 f.

unrealistisch, wie sich in der Folgezeit zeigen sollte: In einem zweijährigen Hebräisch-Kurs mit täglich einer halben Stunde war die ganze hebräische Grammatik, auch in Verbindung mit Textanalysen, durchzunehmen. Sodann sollte für alle vier Jahreskurse gemeinsam täglich eine weitere halbe Stunde hebräische Lektüre so betrieben werden, daß in vier Jahren das ganze hebräische Alte Testament gelesen und kurz interpretiert werden konnte. Der Unterricht in Griechisch war im „Intercalarjahr“ zwischen philosophischem und theologischem Studium zu erteilen, zusammen mit der neueingeführten Kirchengeschichte. In Freiburg stemmte man sich lange Zeit gegen diese extrem weitgehende Neuerung, erst als 1767 Rektor und Senat wegen ihres Widerstandes abgesetzt und durch gefügigere Organe ersetzt wurden, bequeme man sich, den verlangten Sprachunterricht in das Studium einzubauen⁹⁷.

Es gelang, als ersten Professor der orientalischen Sprachen den St. Blasianer Trudpert Neugart an die Universität zu berufen. Am 10. Dezember 1767 hielt er seine Antrittsrede, ein in mehrfacher Hinsicht bedeutsames Dokument, das von W. Vomstein klar und umfassend erläutert worden ist⁹⁸. Doch ziemlich überraschend verzichtete Neugart schon drei Jahre später wieder auf seinen Lehrstuhl⁹⁹, und fünf Jahre wurde der Unterricht von Vertretern provisorisch erteilt, zuerst von dem Exjesuiten Ignaz Zanner, dann von dem Franziskaner Cyprian Frings und zuletzt von dem ehemaligen Rabbiner Anton Glückselig. 1775 wurde der Lehrstuhl mit dem Freiburger Nikolaus Will wieder ordnungsgemäß besetzt – Will hatte sich die nötigen Sprachkenntnisse im Kloster Ochsenhausen angeeignet¹⁰⁰. Für ihn kam bereits zwei Jahre später der Augustiner Ludwig Anton Haßler auf den Lehrstuhl.

Doch inzwischen war der von Abt Stephan Rautenstrauch ausgearbeitete neue Studienplan 1776 in Kraft getreten. In bezug auf die biblischen Grundsprachen brachte er einschneidende Änderungen: in zeitlicher Hinsicht, insofern der Grammatikkurs nur noch ein halbes Jahr dauern und die hebräische Lektüre sich auf ein historisches Buch des Alten Testaments und etwa auf das Buch Job und Sprüche beschränken sollte. Allerdings wurde diese Elementarkenntnis des Hebräischen – und entsprechend des Griechischen – nun von allen

⁹⁷ Über die Vorgänge im einzelnen vgl. *Willi Vomstein*, 19–21.

⁹⁸ Ebd., 71–174.

⁹⁹ Über etwaige Gründe für Neugarts Verzicht vgl. *Willi Vomstein*, 41–43.

¹⁰⁰ Vgl. *Josef König*, 262.

Studierenden gefordert, nicht mehr nur von den „Speculativi“, d. h. von den Studierenden der „höheren Theologie“. Erfuhr so der biblische Sprachunterricht eine merkliche Kürzung, so kam durch Rautenstrauch auf der anderen Seite nun die Hermeneutik des Alten und Neuen Testaments als neue Disziplin hinzu. Hier sollten die Regeln einer sachgerechten Schriftauslegung allgemein und an Textbeispielen behandelt werden, darüber hinaus aber auch „Fragen und Stoffgebiete, die späterhin in der Einleitungswissenschaft, in einer biblischen Zeit- und Kulturgeschichte, in der biblischen Geographie, Chronologie und einer biblischen Archäologie zur Sprache kommen“¹⁰¹. Hermeneutik war demnach der Sammelname für eine ganze Reihe von biblischen Hilfsfächern. Die früheren Lehrstühle für biblische Sprachen wurden nunmehr in Professuren für diese Sprachen und die biblische Hermeneutik umgewandelt. Den Lehrstuhl für Hebräisch und Hermeneutik des Alten Testaments hatten in der Zeit vor Hug inne L. A. Haßler (1784–1788) und Theodor Perger (1788–1792), den Lehrstuhl für Griechisch und Hermeneutik des Neuen Testaments Stephan Hayd (aus Zwiefalten von 1775–1784), dann Augustin Goriupp (1785–1787) und in den Jahren 1788–1792 Theodor Perger als Inhaber beider Lehrstühle. Als 1788 das theologische Studium auf drei Jahre herabgesetzt wurde, war es nötig, sämtliche biblischen Fächer, in einem einzigen Lehrstuhl vereinigt, im ersten Kursjahr zu behandeln. Dem Professor standen dafür täglich zwei Stunden zur Verfügung. Des Experimentierens war aber noch kein Ende! Ein Hofdekret vom 8. Januar 1793 stellte wieder den vierjährigen Studiengang her. Die biblischen Fächer des Alten Testaments waren im ersten Kursjahr, diejenigen des Neuen Testaments im zweiten zu behandeln. Außer dem Hebräischen sollte für freiwillige Hörer auch Unterricht in Syrisch und Arabisch sowie für biblische Archäologie eingerichtet werden.

In einer fünf Jahrzehnte umfassenden Periode des Suchens und Erprobens wurden so die biblischen Wissenschaften als eigenständige umfassende theologische Disziplinen in das Ganze der Theologie integriert, „ein Verdienst der Aufklärungszeit“¹⁰². Die Anregungen

¹⁰¹ Vgl. *Willi Vomstein*, 194.

¹⁰² Ebd., 194. – Als Ergebnis des bibelwissenschaftlichen Engagements der Aufklärungszeit stellt Vomstein heraus: „Die im ausgehenden 18. Jahrhundert einsetzende Neubelebung der biblischen Sprachstudien und die damit im Zusammenhang stehende Begründung und Ausbildung der biblischen Hermeneutik und der biblischen Einleitungswissenschaft hat die Exegese auf eine neue Grundlage gestellt. Von dieser Zeit an ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß eine ernsthafte wissenschaftliche Bemühung um die Erklärung der Heiligen

gingen weitgehend von der in jeder Hinsicht führenden protestantischen Bibelwissenschaft aus; deren radikale negative Bibelkritik zwang dabei die erwachende katholische Bibelgelehrsamkeit von Anfang an zu apologetisch-kritischer Abwehrhaltung – es sei an Klüpfels Auseinandersetzung mit Semler erinnert¹⁰³.

Die Situation auf biblischem Gebiet zur Zeit, da Johann Leonhard Hug sein Amt antrat, dürfte nun in etwa klar geworden sein. Wie schon mitgeteilt, wurde ihm am 4. November 1791 das „Lehramt der orientalischen Sprachen, der hebräischen Alterthümer und der Einleitung in die Bücher des alten Testaments“ übertragen. An dieser in amtlichen Schriftstücken öfters wiederkehrenden Formulierung fällt auf, daß nicht mehr wie früher von der Hermeneutik, sondern von der Einleitung in das Alte Testament die Rede ist. Man wird daraus schließen können, daß inzwischen die Erkenntnis sich durchzusetzen begonnen hat, die Fragen und Probleme der biblischen Einleitungsdisziplin seien als eigenständiges Sachgebiet zu betrachten und ihnen dementsprechend größere Bedeutung zuzumessen. Hug selbst gebraucht verschiedene Bezeichnungen für sein Lehramt: Einmal nennt er sich „Professor der orientalischen Sprachen und Erklärungskunde des alten Testaments“¹⁰⁴, ein anderes Mal „Professor der morgenländischen Sprachen, Archäologie und Einleitung in das alte Testament“¹⁰⁵. Doch besteht kein Zweifel, daß er, was das ihm gleichfalls anvertraute neutestamentliche Lehramt betrifft, von allem Anfang an das Schwergewicht seiner Arbeit bei den Einleitungsproblemen erblickte,

„Aus eigener Belesenheit“, auf dem Weg ganz persönlicher privater Studien, suchte sich Hug, wie er selbst sagt, „in unermüdlicher Beharrlichkeit“ mit den äußerst schwierigen Fragen der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft vertraut zu machen. Im Blick auf dieses bis dahin von keinem deutschen katholischen Gelehrten effektiv aufgegriffenen Fragenkomplex schreibt A. Maier: „Er hatte in dem wichtigsten und schwierigsten der ihm übertragenen Lehrfächer, in der

Schrift sich auf die biblischen Texte in den Originalsprachen stützen muß.“ Ebd., 195. – Hug gehörte auf katholischer Seite zu den ersten, die dieser Überzeugung den Weg gebahnt haben, auch gegen heftige Widerstände in der eigenen Fakultät, wie noch aufgezeigt werden soll. Vgl. unten S. 55–58.

¹⁰³ Vgl. oben S. 22.

¹⁰⁴ Im Gesuch um Gehaltsaufbesserung wegen Mitbesorgung des neutestamentlichen Lehrstuhls. GLA 201 Nr. 379.

¹⁰⁵ In der ausführlichen Begründung seines Gesuchs, datiert 30. April 1795. GLA 201 Nr. 379.

biblischen Einleitungswissenschaft, an der Universität keinen Unterricht empfangen, denn sie war ja, sammt der biblischen Archäologie, so eben erst in den theologischen Lehrplan aufgenommen; zwar wurde nach dem früheren Begriffe und Umfange der Hermeneutik wohl auch in diesem Fache ein Theil der Fragen abgehandelt, welche jene andere Wissenschaft, als eine eigene und gesonderte Doctrin umfaßt; allein es war nur der kleinere und leichtere Theil dieser Fragen, und während die wissenschaftliche Erörterung sich hierin in engern Grenzen hielt, blieben die schwierigeren Untersuchungen der biblischen Kritik ganz ausgeschlossen¹⁰⁶. Auf diese schwierigeren Einleitungsprobleme hat sich Hug gleich nach seiner Priesterweihe als Vikar in Reute konzentriert. Zwei Jahre später hatte er diese Arbeit in einem ersten Entwurf so weit fertiggestellt, daß er den zweiten Theil mit der speziellen Einleitung in Wien vorlegen konnte mit der Bitte um Prüfung, ob sein Werk an den österreichischen Lehranstalten als Unterrichtsbuch in Gebrauch zu nehmen sei. Das Manuskript des ersten Theils mit der allgemeinen Einleitung hatte Hug an den Göttinger Professor Eichhorn geschickt, vermutlich um ein Gutachten dieses in der Fachwelt angesehenen Gelehrten zu erhalten. Demnach steht fest, daß Hug, noch ehe er in Amt und Würden war, mit Männern der Wissenschaft auch außerhalb Freiburgs in Verbindung stand. Leider befindet sich von Eichhorn keine Antwort unter unseren Archivstücken, ebenso ist von der Regierung in Wien kein Bescheid vorhanden darüber, wie sie sich zu Hugs Anfrage äußerte. Als die Regierung die Rückgabe des eingesandten Manuskripts verzögerte, bat Hug in einem Brief vom 10. Januar 1793 darum. Es sei gestattet, diesen Brief wegen der darin enthaltenen wichtigen Mittheilungen im Wortlaut hier anzufügen:

„Hochlöbliche Regierung! Hochdieselbe hatte die Gnade, nach der Bitte des Unterzeichneten, den im Manuskript vorgelegten zweyten Theil einer von ihm verfaßten Einleitung in das neue Testament im August 1791 an Seine Majestät zur Prüfung einzubegleiten, ob allenfalls dieses Werk zum Gebrauch der österr. Schulen geeignet seyn möchte. Nun sind volle 16 Monate verflogen, und Unterzeichneter hat weder einen Bescheid darüber erhalten, noch sein Manuskript zurückempfungen.

Da es nicht den Anschein hat, daß diese Arbeit Beyfall gefunden habe, und zum Schulbuch tauglich erklärt werden wolle, Unterzeichnetem aber eine Gelegenheit sich darbietet, davon mit dem ihm von dem göttingischen Professor Eichhorn zurückgesandten ersten Theyl einen anderweiten

¹⁰⁶ Vgl. *A. Maier a. a. O.*, S. 12.

Gebrauch zu machen, so bittet er die Einleitung gnädig zu treffen, daß ihm sein nach Hof einbegleitetes Manuskript sobald als thunlich ist, wieder zur Hand gestellet werde.

Freyburg am 10. Jänner 1793.

Leonard Hug.¹⁰⁷

Hug mußte sich, um sein Manuskript zurückzuerhalten, an den Hofagenten von Breßlern wenden, dem die Regierung es – so behauptet sie – schon im Februar des Vorjahres übergeben habe¹⁰⁸. Aus der Regierungsantwort ist übrigens zu entnehmen, daß Hug gleichzeitig mit der Übersendung seines Manuskripts „eine Bittschrift um Verleihung des damals an der Prager Universität erledigt gewesenen Lehramtes der Hermeneutik des neuen Testaments“ eingereicht hat¹⁰⁹. Es geschah dies zu jener Zeit, da Hug für einen Lehrstuhl in Freiburg zwar vorgesehen war, aber nicht voraussehen konnte, wie lange er noch darauf warten mußte. Das fragliche Manuskript möchte Hug möglichst schnell zurückerhalten, weil er damals – im Studienjahr 1792/93 – zum ersten Mal als neuernannter Professor das Kolleg über Einleitung in das Neue Testament lesen mußte. Leider war aus Hugs Anfangsjahren nur ein einziges Vorlesungsverzeichnis auffindbar, dasjenige aus dem Jahr 1795/96. Hier kündigte Hug an:

„Hermeneutik des alten Test. mit den Anfangsgründen der hebräisch-syrischen Sprachen. Täglich von 9–10.

Die Anfangsgründe der griechischen u. arabischen Sprache, und Hermeneutik des neuen Test. Täglich von 4–5.“¹¹⁰

Immer noch bezeichnet Hug seine Vorlesung als Hermeneutik, obwohl sie inhaltlich zweifellos bereits ein Einleitungskolleg war in dem Umfang, als er bis dahin die Einleitungsprobleme erarbeitet hatte. Der Ausdruck Hermeneutik war offenbar noch der gebräuchlichere. Aus der Ankündigung geht hervor, daß Hug den Unterricht in den biblischen Grundsprachen schon zu dieser Zeit auf das Syrische und Arabische ausgedehnt hat – um mehr als Elementarkenntnisse kann es sich dabei allerdings nicht gehandelt haben. Daß er selbst diese Sprachen kannte, haben wir von ihm schon früher erfahren¹¹¹. Von exegetischen Vorlesungen oder Übungen ist zu dieser Zeit noch nicht die Rede. Ob solche immer noch wie früher an den Sonntagen

¹⁰⁷ GLA 201 / Nr. 379.

¹⁰⁸ Hofdekret vom 8. 2. 1793. GLA 201 / Nr. 379.

¹⁰⁹ Ebd. – Nur hier erfahren wir etwas von dieser Bewerbung Hugs um den Lehrstuhl in Prag.

¹¹⁰ Univ.-Archiv Freiburg. Handbibliothek.

¹¹¹ Vgl. oben S. 26.

nach der Vesper gemeinsam für alle Studierenden abgehalten wurden? Es ist dies anzunehmen, wenigstens drang das erwähnte Studierendekret vom 8. Januar 1793 darauf, diese Übung beizubehalten. So darf angenommen werden, daß Hug zu seinen Vorlesungen an der Universität jeden Sonn- und Feiertag zusätzlich ein Buch der Schrift exegetisch behandelt hat.

Doch nach wie vor galt sein Hauptinteresse den Einleitungsfragen zum Neuen Testament. Die Intensität, mit der Hug auf diesem Spezialgebiet weiterforschte und nach einer wissenschaftlich gültigen Darstellung der Materie strebte, zeigt die Tatsache, daß er im Jahr 1797 einen ersten Teil der „Einleitung in die Bücher des neuen Testaments“ im Druck herausgab. Leider ist ein Vergleich dieses gedruckten Teils mit dem Manuskript von 1791 nicht möglich, da letzteres im Nachlaß Hugs nicht zu finden ist, doch kann angenommen werden, daß in den dazwischenliegenden Jahren das Werk weitere Fortschritte erzielt hat. In einer „Anmerkung“ am Anfang berichtet Hug, daß die ganze Einleitung soweit fertiggestellt sei, mit der allgemeinen Einleitung wolle er aber noch zuwarten, um „noch einige bedeutende Manuskripte, den Abdruck der Kambriger Handschrift, den ich noch nicht gesehen habe, und vielleicht den zweyten Theil der Birchischen Ausgabe des N. T. und den der philoxenianischen Übersetzung benutzen zu können“¹¹². Doch das Ganze erwarte „durch diesen Zuwachs nur noch mehr Vollkommenheit“. Daß Hug seine Autoren und Gewährsmänner durchaus kritisch benutzt und, so jung und unbekannt er auch damals noch war, in verschiedenen Fragen abweichende Ansichten vortrug, sagt er zum Schluß der vorausgeschickten „Anmerkung“: „Gelehrte Männer werden sich nicht für beleidigt halten, wenn ich von ihren Meynungen abgegangen bin. Sie suchen die Wahrheit und auch ich; sie ist an keinen Menschen gebunden und kann der Antheil von jeglichem werden. Ich hatte darum beym Ganzen nichts vor Augen, als allein die Frage: *ti esti alaetheia*. Joh XVIII. 38.“ Noch über zehn Jahre sollte es aber dauern, bis Hugs Hauptwerk jene Reife und Ausgewogenheit erhielt, in denen es 1808 vor die Öffentlichkeit trat und den Verfasser zum berühmten Mann machte. Auf den

¹¹² Cambriger Handschrift = Codex Cantabrigiensis (oder Cod. Bezae, D). Im 6. Jh. geschrieben, kam sie durch den Kalviner Beza nach Cambridge. Andreas Birch, Professor in Kopenhagen, gab 1788 die königlich-dänische Ausgabe des N. T. heraus. Ein Brand im Juni 1795 vernichtete einen großen Teil der ersten Auflage dieser von Hug sehr geschätzten NT-Ausgabe. Vgl. Hug, *Einleitung* 31826, 343–345.

Zur syrischen, vom Metropolitent Philoxenus von Hierapolis (Syrien) veranlaßten Übersetzung des N. T. aus dem Jahr 508 vgl. LTHK II (1931) Sp. 312.

Entwurf aus dem Jahr 1797 kommen wir zurück, wenn das Hauptwerk zur Besprechung kommt.

Es hat den Anschein, daß man später von diesem Teildruck der Frühfassung der Einleitung Hugs überhaupt nichts mehr wußte. Jedenfalls ist es auffallend, daß er in dem Katalog der Schriften Hugs, den die theologische Fakultät im Jahr 1836 angefertigt hat, nicht aufgeführt ist¹¹³. Ebenso vermißt man in A. Maiers Aufzählung des Schrifttums Hugs einen entsprechenden Hinweis¹¹⁴. Um so mehr dürfte es hier angezeigt sein, auf diese Schrift, auch wenn sie nur ein Torso geblieben ist, ausdrücklich aufmerksam zu machen, zeigt sie doch, wie sehr Hug schon zu Beginn seiner Tätigkeit davon überzeugt war, daß das Fehlen einer aus katholischer Sicht verfaßten Einleitung in das Neue Testament ein großer Mangel war^{114a}. Schon in seiner Theologenzeit müssen ihn die Einleitungsprobleme besonders beschäftigt haben. Es waren zwei Werke des protestantischen Theologen Johann Jakob Griesbach, anhand deren er sich in Textgeschichte und Textkritik des Neuen Testaments einarbeitete; Griesbachs Synopse der drei ersten Evangelien (1774) und dessen Ausgabe des Neuen Testaments in zwei Bänden (1775–1777). Mit Bezug auf das letztere gesteht Hug später einmal: „Dieses Buch habe ich sehr genau kennen gelernt, und habe, da ich den Wettstein nicht immer gebrauchen konnte, wie ich wollte, als ein junger Theologe manchen Folioband von Kirchenvätern damit verglichen, um mich über die verschiedenen Erscheinungen im Texte und ihre geographischen Beziehungen zu unterrichten... Übrigens war es als Handbuch ein vollkommenes Werk für seine Zeiten“¹¹⁵.

Die zweite Hauptvorlesung Hugs war die Einleitung in das Alte Testament. Da sein erster Lehrauftrag von 1791 ausschließlich das Alte Testament betraf, muß man annehmen, daß er sich eine Zeitlang mit der Vorbereitung darauf besonders intensiv befaßte – ohne das Neue Testament aus den Augen zu verlieren. Im großen Nachlaß Hugs der Freiburger Universitätsbibliothek befindet sich ein umfangreiches Manuskript zur Einleitung in das Alte Testament¹¹⁶, mög-

¹¹³ Vgl. die Beilage zum Senatsbericht v. 25. 4. 1836. Univ.-Archiv Theol. Fak. V c 3. – Hier ist auch nicht die Frühschrift Hugs aufgeführt: „Die mosaische Geschichte des Menschen von seinem Ursprung bis zur Entstehung der Völker“. Frankfurt und Leipzig 1793.

¹¹⁴ Vgl. A. Maier a. a. O., 30, 32–36.

^{114a} Frühere kath. Arbeiten, etwa die „Introductio hermeneutica“ von *Stephan Hayd* (1777) waren inzwischen überholt und entsprachen in keiner Weise mehr den wissenschaftlichen Anforderungen.

¹¹⁵ Vgl. Einleitung ³¹⁸²⁶, Tl. I., 340. – Von Wettstein kannte Hug dessen Textausgabe des NT (1751/52)). Vgl. Einleitung ³¹⁸²⁶, Tl. I., 336–339.

¹¹⁶ Nachlaß Hug Sign. II. B.

licherweise stammt es, wenn nicht ganz, so doch in bestimmten Teilen, aus dem Beginn der Lehrtätigkeit Hugs. Im Vorlesungsverzeichnis des Jahres 1808 (Sommersemester) kündigte er die Einleitung in das Alte Testament mit der Bemerkung „nach Jahn“ an¹¹⁷. Martin Johann Jahn, Alttestamentler zuerst in Olmütz, dann in Wien, gab 1792 „Einleitung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes“ heraus. Zwar läßt es sich nicht nachweisen, daß Hug von Anfang an das vierbändige Werk von Jahn seiner Vorlesung zugrundegelegt habe, doch spricht einiges für diese Vermutung. Die sehr fortschrittliche Richtung Jahns – er bezweifelte die Geschichtlichkeit von Job, Jonas, Tobias und Judith – führte 1822 zur Indizierung seiner Einleitung als eines vom „rationalistischen“ Geist inspirierten Werkes. Aus Hugs Vorlesungsmanuskript ergibt sich, daß auch er gegen die Geschichtlichkeit etwa von Tobias oder Jonas starke Bedenken ausspricht, in dieser Hinsicht also Jahn mehr oder weniger zustimmt. Einzelheiten sollen später noch aufgezeigt werden – hier wollte nur auf Hugs Abhängigkeit von Jahn in Bezug auf die alttestamentliche Einleitung hingewiesen werden. Belege finden sich dann auch in einer – leider undatierten – Vorlesungsnachschrift. In dieser werden für zahlreiche Abschnitte der Hug-Vorlesung die entsprechenden Kapitel im großen Werk Martin Johann Jahns vermerkt¹¹⁸. Wenn Hug später in gewissen Kreisen rationalistischer Tendenzen bezichtigt wurde, so dürfte ein Grund seine Übereinstimmung mit Jahn in solchen Fragen gewesen sein.

Zu Hugs Lehrauftrag gehörte, wie wir sahen, auch der Unterricht in den biblischen Sprachen. Er verband diesen mit seiner Einleitungsvorlesung, was durchaus möglich war, denn es ging nur um Vermittlung der wichtigsten Grundkenntnisse und es waren für Einleitung und Sprachunterricht je sechs Wochenstunden angesetzt. Hug hat mit dem Griechisch-Unterricht einen Elementarunterricht in der arabischen Sprache verbunden, womit er einer alten Forderung des „Ordo praelectionum in Academia Albertina“ von 1775 entsprach, die bezüglich des biblischen Sprachstudiums bestimmte: „Gegenstände der ersten zwei Jahre sind vor allem die biblischen Studien, daher nicht nur das Hebräische, in Verbindung mit seiner reicheren Schwester, dem Arabischen, sondern auch das Bibel-Griechisch in seinen Abweichungen von dem Classisch-Griechischen, welches letzteres schon auf den un-

¹¹⁷ Univ.-Archiv Handbibliothek, Vorlesungsverzeichnisse.

¹¹⁸ Nachlaß Hug, Sign. VI. A.

tern Schulen gelehrt wird“¹¹⁹. Zusammen mit dem Griechischen gab Hug auch eine Einführung in das Syrische, im Ganzen also ein sehr instruktiver Sprachunterricht. Bis zum Jahre 1802 war der biblische Sprachunterricht Pflicht- und Prüfungsfach. In den folgenden fünf Jahren war dieses Studium Freifach geworden, ein Grund war das mangelnde Interesse vieler Studenten an Sprachen überhaupt und an den orientalischen insbesondere. Doch sobald wieder nach dem Frieden von Preßburg (1805) und dem Übergang Freiburgs an Baden (1806) einigermaßen geordnete Verhältnisse geschaffen waren, setzte die theologische Fakultät unter Hugs maßgeblichem Einfluß die *Linguae orientales* wieder unter die Pflichtfächer (1807), wo sie auch in der staatlich verfügten theologischen Studienordnung vom 13. Oktober 1812 erscheinen¹²⁰. Doch gab es wegen dieses Sprachunterrichts einige Male Kontroversen zwischen Hug und der Fakultät, auf die wir zurückkommen werden¹²¹.

In Hugs Anstellungsurkunde waren als Lehrgegenstand schließlich noch „die hebräischen Alterthümer“ aufgeführt. Es hat nicht den Anschein, daß er zu Anfang seiner Lehrtätigkeit auch diese Materie bereits eingehend behandelt habe – in der erwähnten Ankündigung von 1795/96 steht kein Hinweis darauf. Um so mehr widmete er später der biblischen Archäologie große Aufmerksamkeit, vom Jahr 1808 an steht dies aus den Vorlesungsverzeichnissen einwandfrei fest.

Bevor wir Hugs akademische Lehrtätigkeit weiterverfolgen, müssen zuvor hochschulpolitische Vorgänge erwähnt werden, die beinahe zu Hugs Entfernung von der Universität geführt hätten. Nachdem sowohl der Breisgau mit Freiburg wie die rechtsrheinische Pfalz mit Heidelberg an Baden gefallen waren^{121a}, im neugebildeten Lande

¹¹⁹ Vgl. *H. Schreiber* a. a. O., III, 53 f.

¹²⁰ Vgl. *Eugen Sager*, Die Vertretung der Kirchengeschichte in Freiburg Freiburg 1952, 92.

¹²¹ Vgl. unten S. 54.

^{121a} Mit gemischten Gefühlen erlebte Hug diese politische und staatliche Veränderung. Im Brief an Schnurrer, den verehrten Freund in Tübingen, schrieb er am 27. Januar 1806: „Seid meinem letzten Briefe, seid diesen paar Monaten, welche Begebenheiten sind vorgegangen! Wer dachte wohl, daß sie in eben so vielen Jahren hätten geschehen können? Sie gehören nun einem Könige an, und wir haben schon wieder einen andern Herrn! Man schrieb sich vormals in der gelehrten Republik unbefangen, was man über dergleichen Gegenstände und Veränderungen (sic!) dachte; aber ich weiß nicht, ob wir nicht selbst auch dieses Recht, was im freundschaftlichen Umgange nie gestöhrt worden ist, bald verlieren werden, oder schon verloren haben . . . Die Franzosen fiengen's wegen der Freiheit an: die ihrige haben sie verloren, und die unsrige verspielen sie mit Siegen, mit denen sie die ihrige hätten behaupten können.“ Univ.-Bibl. Tübingen. Briefe von Hug an Schnurrer. Md 466. Nr. 94 – Im Brief vom 14. April 1806 berichtete Hug von der unmittelbar bevorstehenden Übergabe Freiburgs an Baden: „Morgen ist der feierliche Übergabsact in der Munsterkirche. Der Französ. Intendant General Monard, welcher uns übergiebt, wird ihn mit einer An-

also zwei Fakultäten für katholische Theologie bestanden, schlug der Dekan der Freiburger Fakultät Wanker vor, das theologische Studium getrennt nach Konfessionen auf die beiden Hochschulen zu verteilen, wobei Freiburg die katholische Fakultät behalten solle. In Heidelberg war man damit einverstanden. Während man in Freiburg daran dachte, vorerst nur Heidelberger Professoren für die gerade vakanten Lehrstühle für Dogmatik und Pastoral zu berufen, wollte Freiherr von Reitzenstein, der seit Jahren maßgeblichen Einfluß an der Heidelberger Universität ausübte, „daß die Versetzung der catholischen Facultät nach Freiburg nicht stückweise, sondern mit einemmal bewerkstelligt werde¹²². Reitzenstein setzte sich durch, am 8. Oktober 1806 entschied der Großherzog in seinem Sinn: Professor Schnappinger sei in Freiburg für Dogmatik, Professor Werk für Pastoral, Professor Dereser für die biblischen Fächer zu übernehmen – Hug betreffend meinte Reitzenstein, „dem dortigen Professor der orientalischen Sprachen sei eine andere Bestimmung, auserhalb des Universitaets gremii, zu verschaffen“, worum sich die Freiburger Hofkommission zu bemühen habe¹²³. Die Überlegung Reitzensteins, daß „die vorgeschlagene Separation total seyn“, demnach auch der Orientalist und Bibelwissenschaftler Dereser anstelle von Hug nach Freiburg übersiedeln müsse, scheiterte aber an der Tatsache, daß ein Mann wie Hug nicht einfach auf die Seite geschoben werden konnte, wenn es bürokratischem Kalkül als zweckmäßig erschien.

Hug ergriff selbst die Initiative, wie er – damals Dekan der Fakultät – in den *Acta Facultatis* berichtet. Zuerst erfuhr er gerüchlicherweise, dann zuverlässig „per epistolas“ von seiner geplanten Amtsenthebung. Daraufhin beschwerte er sich offiziell bei Freiherrn von Drais, dem Präfekten der Breisgauischen Hofkommission („iustissimo viro injuriam mihi illatam, atque rei indignitatem, ob oculos posui“). Einige Tage später, am 17. November 1806, wandte er sich, vermut-

rede eröffnen; der geheime Rath, Freyherr von Drais wird ihm von badischer Seite antworten und uns übernehmen. Alle Magistraturen werden zugegen seyn, und wie es sich versteht, auch die Universität. In der Kirche wird ein Te Deum diese Handlung beschließen. Dann gehet es ans Schmausen u. s. w. Wir werden uns bey dem Allem dabey nicht zu Tode lachen. Unsere letzte Regierung, die Ferdinandisch-Modensische, ist zwar so gehaßt, wie es so bald keine mehr werden kann; aber wir haben von der neuen Landesherrschaft weder Wohlthaten noch Anzeigen des Wohlwollens, so daß uns das unbestimmteste aller Gefühle, die Hoffnung, nicht einmal zu diesem ernsthaften Acte begleiten wird.“ Ebd. Md. 466. Nr. 96.

¹²² Franz Schneider, Zur Verlegung der kath.-theol. Fakultät von Heidelberg nach Freiburg im Jahr 1807, FDA 41, 1913, 136.

¹²³ Ebd., 137.

lich auf Absprache mit von Drais, wegen seines Falles an den Großherzog selbst – er wählte dazu die Form eines Gesuchs um Gehaltsaufbesserung, die in der Tat schon längst fällig gewesen wäre. Am 12. Dezember 1806 setzten sich sodann Prorektor und Consistorium der Universität entschieden für Hug und sein Verbleiben ein – die wichtigsten Sätze aus dieser Stellungnahme sind bereits mitgeteilt worden¹²⁴. Aber auch Dereser, der designierte Nachfolger Hugs, war mit dessen Entfernung nicht einverstanden, wie er der Fakultät und der Regierung mitteilte¹²⁵. Der Hinweis auf Hugs bedeutenden Rang als theologischer Lehrer und Schriftsteller, der sich in beiden Interventionen findet, blieb offenbar in Karlsruhe nicht ohne Wirkung. Die Breisgauische Hofkommission hatte Hug „zu eröffnen: Se. Königliche Hoheit wüßten seine (Hugs) ausgezeichnete Verdienste und Kenntnisse zu schätzen, und Sie hätten durchaus nicht die Absicht gehabt, etwas seinem wohlverdienten Amtscredit Nachtheiliges zu verordnen“; die Verfügung, um die es sich handle, „sei überhaupt nur als beyläufiger Wegweiser anzusehen gewesen, wie itzt in der ersten Zeit der Zusammenstoßung eine Einrichtung gemacht werden könne, und schließe verbesserte Vorschläge nicht aus“¹²⁶. Damit wollte sich die Regierung aus einer Affäre ziehen, die ihr inzwischen peinlich geworden war – die Amtsenthebung Hugs wäre allseits nur auf Mißbilligung gestoßen. Die Deutung, die hier der ursprünglichen Verfügung vom 8. Oktober 1806 gegeben wurde, war ein diplomatischer Rückzug. Die Regierung ließ Hug weiter wissen, seine Angelegenheit werde von dem demnächst kommenden Universitätskurator weiter behandelt, „auch auf die Besserstellung des Professors Hug werde demnächst der Bedacht genommen“¹²⁷. Weihnachten 1806 konnte Hug im Bewußtsein feiern, daß sein Verbleiben im akademischen Lehramt gesichert war. Wohin hätte man übrigens einen Mann wie ihn abschieben wollen oder können?

Schon am 12. Januar 1807 wurde der Universitätskurator in der Person des Herrn Joseph von Ittner ernannt – ein Freund Hugs, mit dem er in Heitersheim öfters zusammen war^{127a}. Am

¹²⁴ Vgl. oben S. 7 f.

¹²⁵ Vor allem, weil er dann beide Lehrstühle hätte übernehmen müssen.

¹²⁶ Beschluß des Großherzogl. Geheimrats v. 22. 12. 1806. GLA 201 / 154.

¹²⁷ Ebd.

^{127a} Den Teil II seiner Einleitung hat Hug 1808 Ittner gewidmet. In dieser Widmung gedenkt er des „Wohlwollens“ und des „Beyfalls“ Ittners gegenüber seiner wissenschaftlichen Arbeit und fährt dann fort: „Was war mir angenehmer als jene Stunden des Umgangs, welche Ihr ideenvoller Geist mit dem lebhaftesten Combinationsvermögen so lehrreich ver-

30. April 1807 erinnerte Ittner die Regierung an die in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung für Hug. Als die Regierung darauf nicht reagierte, nahm Ittner am 30. Juni sich nochmals der Sache seines Freundes an. Seine „Bitte für den Prof. der Theologie Dr. Leonhard Hug um eine Besoldungszulage von 200 fl. aus dem Universitätsfond“ ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich, so daß sie hier im Wortlaut wiedergegeben sei:

„Durchlauchtigster Großherzog.

Bei der theologischen Fakultät in Freiburg hat sich Professor Hug seit langen Jahren rühmlichst ausgezeichnet, und sich durch seine Einleitung ins neue Testament, wovon itzt die zweite Auflage erscheint, sodann durch sein Werk über die Erfindung der Buchstabenschrift und den Homer in der gelehrten Welt berühmt gemacht. Unstreitig ist derselbe einer der geschicktesten Theologen im Katholischen Deutschland. Im verflorbenen Winter war die Freiburger Akademie fast auf dem Punkt, diesen gelehrten Theologen zu verlieren, indem er an den Fürstenbergischen Hof zur Erziehung des Erbprinzen unter namhaften Vortheilen und unter Zusage einer lebenslänglichen Pension berufen ward. Allein er ward auf Bericht der Großherzogl. Hofkommission und auf die von Euer Königl. Hoheit hierauf erfolgte gnädigste Zusage zurückgehalten, daß man nächstens auf Verbesserung seines Gehalts Bedacht nehmen werde.

Nun beläuft sich die Besoldung dieses arbeitsamen Lehrers auf 7–800 fl. Wollten nun Euer Königl. Hoheit gestatten, daß demselben eine Aufbesserung von 200 fl. gemacht werden dürfte, wie ich schon früher den gehorsamsten Antrag gemacht habe, so würde dadurch die demselben geschehene Zusage mildest erfüllt. Ich stehe dafür, daß der Universitätsfond dieses ohne Nachtheil auch wohl entbehren kann, und daß die Glieder dieses gelehrten Körpers die Vermehrung der Besoldung ihres Mitbruders selbst nicht ungern sehen werden.

Ich bitte Eure Königl. Hoheit dieses mein unterthäniges Petikum mit einer gnädigen Entschließung umso mehr zu bedenken, da ich benachrichtiget bin, daß dem Professor Hug wiederholt auswärtige Anträge gemacht wurden, und da ich sonst auch nicht wüßte, wie dessen Lehrkanzel mit einem gleich würdigen Subjekte um einen so billigen Preis besetzt werden könnte.

Sollte nun diese Zulage, wie ich sehnlichst wünsche, statt haben, so könnte man zugleich zur Bedingnis machen, daß der Prof. Hug nach Gutbefinden und Anweisung der Curatel einige Stunden in der Woche ein Collegium publicum über Archäologie, oder Philologie, oder über einen griechischen oder lateinischen Classiker lesen müßte. An diesen Fächern fehlt es bei uns hauptsächlich. Dieser Gelehrte wäre aber vermöge seiner Kenntnisse wohl imstand einen Theil derselben auszufüllen. Mit tiefster Ehrfurcht Euer Königl. Hoheit Unterthänigster v. Ittner, Curator¹²⁸.

schönerte! Vieles andere, so manche Beweise Ihrer Gewogenheit verschließe ich in meinem Herzen, wo sie eben so wenig vergessen sind, als meine Freuden in dem freundlichen und gastwirthlichen Heitersheim. Welche Gaben können Männer meines Berufes entgegen geben, als ihre Arbeiten?“ Einleitung 31826. Tl. II. I f.

128 GLA 201 / 154.

Selbstverständlich war dieses „Bedingnis“, Hug werde künftig auch Vorlesungen über klassische Literatur und Archäologie geben, mit ihm abgesprochen. Der Gedanke dazu scheint von Thaddäus Dereser gekommen zu sein, wie Hug selbst einmal andeutet¹²⁹. Damit war dem Einwand, zwei bibelwissenschaftliche Professuren seien nicht nötig oder finanziell nicht tragbar, kräftig begegnet. Zudem war der Universität damit aus einer nicht unbeträchtlichen Kalamität geholfen, vermochte doch Professor Jacobi seinen Verpflichtungen kaum mehr nachzukommen. In kleinerem Umfang hatte Hug schon bisher auch griechische Klassiker in seinem Sprachunterricht herangezogen, wie er selbst gelegentlich sagt¹³⁰ und wie wir auch von Dereser erfahren¹³¹. Nicht zuletzt war damit auch einem persönlichen Anliegen Ittners entsprochen.

Ittners Eingabe erwähnt „auswärtige Anträge“ an Hug, die er ablehnte, obwohl sie finanziell verlockend waren. Außer der besonders erwähnten Berufung an den Fürstenberger Hof kommt hier das Angebot an Hug in Betracht, im Jahr 1805 dem Stuttgarter Katholischen Kirchenrat beizutreten¹³². Es hat den Anschein, daß Hug das Angebot vom Fürstenberger Hof angenommen hätte in dem Fall, daß es tatsächlich zu seiner Entlassung von der Universität gekommen wäre, denn die Verhandlungen mit Fürstenberg liefen nach Ittner zu der Zeit, da der Ausgang seines Falls noch ungewiß war. Die Berufung nach Stuttgart dürfte damit nicht im Zusammenhang gestanden haben.

Im Gesuch des Kurators ist anfangs davon die Rede, demnächst werde die „zweite Auflage der Einleitung in das Neue Testament“ erscheinen – erste Auflage wäre dann der Ittner bekannte Teildruck

¹²⁹ In seinen an das Ministerium des Innern gerichteten „Erläuterungen über das von der theol. Fakultät gegebene Gutachten wegen des Supplenten für den Elementarunterricht in der griechischen und hebräischen Sprache“ vom 16. Juli 1812. Dieses umfangreiche Dokument befindet sich merkwürdigerweise in: Univ.-Archiv. Nachlaß Ruef. Im folgenden beziehen wir uns mehrfach auf das interessante und wichtige Schriftstück.

¹³⁰ Ebd., 3.

¹³¹ Vgl. *Franz Schneider* a. a. O., 150.

¹³² Hug berichtet darüber in seinem Personalakt: „Im Jahr 1805 ließen ihm Se. Königl. Hoheit König Friedrich von Württemberg eine Stelle im Collegium des kath. Kirchenrates anbieten.“ GLA 201 / 154. Hier hätte Hug das Referat Schulwesen übernehmen sollen. Für ihn wurde B. M. Werkmeister berufen. Vgl. *Aug Hagen*, Die kirchl. Aufklärung in der Diözese Rottenburg. Stuttgart 1953, 110 f. – Hug hatte in jener Zeit auch das Pfarramt am Freiburger Münster erhalten können. Am 27. 1. 1806 schrieb er an Freund Schnurrer in Tübingen: „Hier ist das Omeißel (Spitzname für Carl Schwarzel) Stadtpfarrer geworden, ein Platz, den man mir zudringlich angetragen hat, der einträglich, aber zu wenig nach meinem Geschmacke ist.“ Univ.-Bibl. Tub. Briefe Hugs an Schnurrer. Md. 466. Nr. 94.

von 1797. Tatsächlich stand Hug unmittelbar vor dem Abschluß seines Hauptwerkes, 1808 lag es im Druck vor.

Auf Ittners eindringliches Bittgesuch wollte die Regierung nur noch Genaueres über den Stand des Universitätsfonds wissen¹³³. Als auch dies geklärt war, kam endlich unterm 23. Juli 1807 die Genehmigung der Regierung zu Hugs Gehaltsaufbesserung unter der Bedingung, „daß dieser dafür ein collegium publicum über Archäologie, Philologie und Classische Litteratur, nach schicklicher Abwechslung dieser Gegenstände, vortragen solle“^{133a}. Schon im Wintersemester 1807/08 las Hug ein solches Kolleg über den römischen Historiker Suetonius, und bis zum Jahr 1827 las er nun in jedem Semester ein Kolleg aus dem Gebiet der klassischen Philologie und Archäologie, so daß er in diesen zwanzig Jahren zu den beiden biblischen Lehrstühlen noch einen dritten, wenigstens zu einem beträchtlichen Teil, mitversehen hat.

Bevor der zweite Professor der Bibelwissenschaft, Thaddäus Dereser¹³⁴, in Freiburg beginnen konnte, mußte Klarheit über die Aufteilung der anfallenden Vorlesungen geschaffen werden. In ihrer Sitzung vom 8. März 1807 traf die Fakultät die Vereinbarung, Hug und Dereser sollten die Arbeiten so unter sich teilen, daß der eine Vorlesungen über das Neue, der andere solche über das Alte Testament gleichzeitig halten werde („videri clariss. Thadd. Dereser ad lingg. oo. et S. Scripturae cathedram optime adhiberi ita, ut Dereser et Decanus (=Hug) alterni modo in novo modo in veteri testamento explicando occupentur“¹³⁵). Jeder hatte demnach auch den ihn treffenden biblischen Sprachunterricht zu erteilen. Von den beiden Einleitungsvorlesungen war hier nicht die Rede. Hug hat sich diese, wie aus den Vorlesungsverzeichnissen hervorgeht, vorbehalten; in den Jahren der Anwesenheit Deresers in Freiburg (1807–1810) hat Hug jedes Jahr beide Einleitungen gelesen – es war ja sein Spezialgebiet. Dereser begann seine Tätigkeit mit einer Antrittsvorlesung am 7. April 1807 „De linguarum orientalium mutuo nexu“¹³⁶. Eine Differenz

¹³³ Verfügung vom 6. 7. 1807. GLA 261 / 154.

^{133a} Fbd.

¹³⁴ Vgl. LTHK Bd. III (1931) Sp. 217 f. D. trat 1776 bei den Karmelitern in Würzburg ein, war von 1780 an akademischer Lehrer in Heidelberg, Bonn, Straßburg, hier auch Domprediger und Seminarregens, dann wieder in Heidelberg. D. wurde weithin bekannt durch sein Deutsches Brevier „Erbauungsbuch für alle Christen auf alle Tage des Kirchenjahres“. 4 Bde. Augsburg 1792, ¹1820. Eine Schrift über „Tu es Petrus“ wurde 1790 indiziert (wegen febronianischer Thesen). In Heidelberg war er vor allem wegen seiner orientalischen Sprachkenntnisse sehr geschätzt, auch in protestantischen Kreisen.

¹³⁵ Univ.-Archiv. Acta Fac. theol. (1803–1825) 1807, 30.

¹³⁶ Ebd., 32.

zwischen Hug und Dereser gleich zu Beginn ergab sich aus Deresers Weigerung, im Sommersemester 1807 Unterricht in Arabisch zu erteilen – „studio pacis et concordiae“ setzte Hug selbst diesen von ihm begonnenen Unterricht fort¹³⁷. Dereser wurde in Freiburg nicht heimisch, aus mancherlei Gründen wünschte er sich nach Heidelberg zurück, wo er „freundschaftlichen und lehrreichen Umgang mit Protestantischen Collegen“ hatte und dazu billiger leben konnte als in Freiburg, wo „manche Lebensmittel . . . beträchtlich theurer sind“ und wo es „mangelt an einem Buchhändler, der die neuesten Producte der Litteratur auch nur dem Namen nach künnte“¹³⁸. Schon nach drei Jahren gab er seine Professur in Freiburg wieder auf, um das Angebot der Regierung zur Übernahme der katholischen Pfarrei in Karlsruhe annehmen zu können. Erst nach fünf weiteren wechselvollen Jahren fand er 1815 in Breslau als Professor der Dogmatik und Exegese eine bleibende Stätte. Mit seinem Weggang von Freiburg war

¹³⁷ Ebd., 33.

¹³⁸ Vgl. *Franz Schneider*, 149. Brief Deresers an Rektor Martin in Heidelberg. Im Brief vom 17. 7. 1807 schrieb Hug an Schnurrer in Tübingen: „Wir haben einseilen, wie Sie aus Zeitungen vernommen haben, von Heidelberg die Theologen Dereser, Schnappinger und Werk bekommen, welche über die Collegialische Zutraulichkeit, wovon sich hier noch nicht alles verloren hat, sehr erfreut zu seyn scheinen. Nur Dereser, so herzlich wir ihn aufgenommen haben, ist nicht zufrieden; ihm scheint Himmel und Erde nicht zu gefallen. Vermuthlich haben seine Schicksale einen Flor über sein Gemuth gezogen, den er nicht mehr ablegen wird. Ich begegne ihm nie, ohne daß mir der Satz einfallt: Er aber irret einsam im ungebauten Gefilde, nagend an seinem Gemuth, vermeidend die Pfade der Menschen.“ Univ.-Bibl. Tübingen Md 466. – Nach dem Weggang Deresers und seiner Entfernung von Karlsruhe wegen einer den Hof beleidigenden Predigt schrieb Hug an Schnurrer am 20. 11. 1811: „Das Betragen von Dereser kann ich mir selbst nicht befriedigend erklären. Gegen alles Vermuthen hatte er hier einen sehr orthodoxen Ton angestimmt; es war mir umso unerwarteter, da die liberalen Gesinnungen der Fakultät für sich und in den öffentlichen Vorträgen sonderbar dagegen abstachen. Einige, die ihn näher kennen wollten, gaben seinem Benehmen diese Deutung: er wolle auffallen, und da es durch eine aufgeklärte Denkart in diesem Kreise nicht geschehen könne, habe er die entgegengesetzte gewählt. Diese Deutung gefiel mir nicht; nun geschah es ins Besondere im Umgange mit mir, daß er dergleichen Äußerungen mit dem Anscheine der Vertraulichkeit fallen ließ, und als ich ihm voll Verwunderung meine Ansichten entgegengesetzte, ich weiß nicht, mit welcher Anwandlung von Frömmigkeit, seine Meinung, mich gleichsam des Besseren zu belehren, behauptete. Denn mit mir gieng er noch am meisten um, da ich ihm in allen seinen Forderungen nachgab. Ich war betroffen; für Heucheley konnte ich es nicht halten, und dachte mir, die Schicksale, die dieser Mann durchlaufen hat, haben ihn angstlich gemacht. Vielleicht wirft er sich noch manches aus den Zeiten der Revolution vor: nicht als wenn er mit Eulogius Schneider und seinen Freveln mitgewürkt hätte, denn das hat er nie, sondern daß er das eine und andere hätte hindern können, wenn er dem Eulogius mehr zu Gemüthe geredet hätte. Das dachte ich mir, ängstigt ihn, und nun sucht er in einer strengen Religiosität seine Beruhigung; denn er war immer duster und unfroh, und gleichsam mit sich selbst entzweit.“ Ebd. – Dereser wurde 1794 in Straßburg verhaftet und wegen Nichtanerkennung der Zivilkonstitution des Klerus zum Tode verurteilt, nach Robespierres Tod aber begnadigt. Schneider wurde hingerichtet.

Hug wieder allein für alle biblischen Fächer verantwortlich, bis er von 1827 (Wintersemester) an nur noch die beiden Einleitungskollegien las – in diesem Jahr trat er in das Freiburger Domkapitel ein.

In den Jahren 1807–1827 hat Hug folgende Vorlesungen gehalten – der Katalog beruht auf den amtlichen Vorlesungsverzeichnissen¹³⁹:

- WS 1807/08 Einleitung in das NT. 3 Stunden.
Über die Psalmen (Publicum). 3 St.
Exegese des Matthäusevangeliums. 2 St.
Unterricht in Arabisch. 3 St.
- SS 1808 Einleitung in das AT (nach Jahn). 3 St.
5 Moses (Überblick über die gesamte jüdische Verfassung). 2 St.
Morgenländische Altertumskunde (Publicum). 2 St.
Unterricht in Hebräisch. 3 St.
Unterricht in Syrisch. 2 St.
- WS 1808/09 Einleitung in das NT. (nach seinem Lehrbuch). 3 St.
Exegese des Lukasevangeliums. 2 St.
Unterricht in Griechisch (Bibel und Väter). 3 St.
- SS 1809 Einleitung in das AT. 2 St.
Exegese des Predigers Salomo. 2 St.
Unterricht in Hebräisch. 3 St.
- WS 1809/10 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese von 1 und 2 Tim und Tit. 2 St.
Unterricht in Griechisch (Bibel und Väter). 3 St.
- SS 1810 Einleitung in das AT. 2 St.
Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Psalmen (Auswahl, kritisch erklärt). 2 St.
Unterricht in Hebräisch. 3 St.
- WS 1810/11 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Johannesevangeliums. 3 St.
Exegese des Römer-, Galater- und Epheserbriefes. 2 St.
- SS 1811 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Jesaja (Auswahl, für Fortgeschrittene). 2 St.
Unterricht in Arabisch (nach Rosenmüllers Lehrbuch). 3 St.
- WS 1811/12 Einleitung in das AT. 3 St.
Arabische Lektüre (Abdollariphi Compendium memorabilium Aegypti). 2 St.
Exegese des Jesaja (Auswahl). 2 St.
- SS 1812 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Buches der Sprüche. 2 St.
Arabische Lektüre (wie im WS). 2 St.
- WS 1812/13 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Korintherbriefe. 3 St.
Biblische Archäologie. 2 St.

¹³⁹ Univ.-Archiv. Handbibliothek, Vorlesungsverzeichnisse.

- SS 1813 Einleitung in das NT. 3 St.
Psalmen, kritisch-exegetisch erklärt. 3 St.
Unterricht in Arabisch mit Lektüre. 3 St.
- WS 1813/14 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Apostelgeschichte. 3 St.
Unterricht in Arabisch. 2 St.
- SS 1814 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Propheten Joel, Amos, Micha. 3 St.
Unterricht in Arabisch mit Lektüre. 2 St.
- WS 1814/15 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Matthäusevangeliums. 3 St.
Hebräische Altertümer (nach Warnekros). 2 St.
- SS 1815 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (Fortsetzung). 3 St.
Exegese des Römer- und Galaterbriefes. 3 St.
Unterricht in Hebräisch. 2 St.
- WS 1815/16 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Hohen Liedes. 2 St.
Exegese der Petrusbriefe. 2 St.
Unterricht in Hebräisch. 2 St.
- SS 1816 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Propheten Nahum und Habakuk sowie des
Jakobusbriefes. 3 St.
Unterricht in Arabisch. 3 St.
- WS 1816/17 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Psalmen (Auswahl). 3 St.
Unterricht in Hebräisch. 2 St.
- SS 1817 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (1. Teil). 3 St.
Biblische Archäologie. 3 St.
- WS 1817/18 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (2. Teil). 3 St.
Unterricht in Hebräisch. 2 St.
- SS 1818 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Jesaja (Auswahl). 3 St.
- WS 1818/19 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Korintherbriefe. 3 St.
- SS 1819 Hug auf Italienreise.
- WS 1819/20 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Johannesevangeliums. 3 St.
Unterricht in Hebräisch. 2 St.
- SS 1820 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Pastoralbriefe. 2 St.
Unterricht in Arabisch mit Lektüre. 3 St.
- WS 1820/21 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Proph. Joel und der Petrusbriefe. 3. St.
Unterricht in Hebräisch. 3 St.

- SS 1821 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (1. Teil). 3 St.
Jüdische Altertümer. 2 St.
- WS 1821/22 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (2. Teil). 3 St.
Unterricht in Hebräisch. 3 St.
- SS 1822 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Psalmen (Auswahl) und von 1 Kor. 3 St.
- WS 1822/23 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Apostelgeschichte. 3 St.
- SS 1823 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Korintherbriefe. 3 St.
Hebräische Archäologie (nach Warnekros). 2 St.
- WS 1823/24 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Römerbriefes. 3 St.
Geographie von Kanaan (nach eigenen Heften). 2 St.
- SS 1824 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Matthäusevangeliums. 3 St.
Kritische Darstellung der Geographie und Topographie von Kanaan. 2 St.
- WS 1824/25 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese des Matthäusevang. (2. Teil). 3 St.
Jüdische Altertümer. 3 St.
- SS 1825 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese des Johannesevangeliums. 3 St.
Israels Geschichte von der Urzeit bis zum Abschluß des Talmud. 2 St.
- WS 1825/26 Einleitung in das AT. 3 St.
Exegese der Briefe des Petrus, Jakobus und Judas. 2 St.
Israels Geschichte (Fortsetzung). 2 St.
- SS 1826 Einleitung in das NT. 3 St.
Exegese der Apostelgeschichte (Kap. 13 ff.). 3 St.
Hebräische Altertumslehre (eigene Hefte). 2 St.
- WS 1826/27 Einleitung in das AT. 3 St.

Der Überblick über Hugs Vorlesungstätigkeit in den wichtigen zwanzig Jahren zeigt, daß jetzt exegetische Vorlesungen fester Bestandteil im biblischen Studium geworden sind – ein großer Fortschritt gegenüber früher, wo nur am Sonntagnachmittag ein exegetischer Vortrag stattfand. Entsprechend der getroffenen Vereinbarung teilten sich Hug und Dereser in diese Kollegien, solange Dereser in Freiburg war. „Die exegetischen Collegien wurden, wie billig, nachdrücklich eingeschärft“, sagt Hug einmal¹⁴⁰. Tatsächlich hatten zwei Verordnungen der Karlsruher Regierung vom 13. Juli und 10. Oktober 1807 exegetische Vorlesungen aus beiden Testamenten

¹⁴⁰ In Erläuterungen . . . (vgl. Anmerkung 129), 2.

vorgeschrieben¹⁴¹. Im Nachlaß Hug der Universitätsbibliothek Freiburg sind zahlreiche Manuskripte der exegetischen Kollegien aufbewahrt¹⁴². Nach Deresers Weggang lag die ganze Last wieder auf Hug. Wenn er schon früher, wo Exegese kein Pflichtfach war, meinte, daß mit der Wahrnehmung beider Lehrstühle „einzigster Mann, und wäre er ein vollendeter Lehrer gewesen, unverhältnismäßig beschäftigt“¹⁴³ war, so war diese Überforderung jetzt erst recht gegeben, zumal er sich auch noch zu einer Vorlesung aus der klassischen Philologie verpflichtet hatte.

Es war nur billig, wenn Hug gelegentlich einen Hilfslehrer (Supplenten) für den Unterricht in den biblischen Sprachen anforderte. So erteilte einige Zeit der aus Haigerloch stammende Seminarist Xaver Kohler Unterricht in Griechisch und Hebräisch (1810-?), später Kooperator Eschbach in Freiburg-St. Martin¹⁴⁴. Mit großer Zähigkeit setzte sich Hug immer wieder für die Fortführung dieses Sprachstudiums ein, obwohl auf seiten der Studenten dafür kein großes Verständnis vorhanden war. Hug beschwerte sich gelegentlich deswegen offiziell bei Fakultät und Konsistorium der Universität; es hieß, man wolle „urgere, instare, compellere“, ob dies großen Erfolg hatte, ist zu bezweifeln¹⁴⁵.

Aber auch die Fakultät war nur mit halbem Herzen zur Unterstützung Hugs in dieser Sache bereit. Als er 1812 wieder einmal einen Supplenten beantragte, meinte man in der Fakultät, man solle künftig verlangen, „die jungen Leute sollen den Elementarunterricht in beyden Sprachen schon mitbringen“. Hug wußte, daß dies unter den gegebenen Umständen nicht zu erreichen war, vor allem, was das Hebräische betraf: „Bald gesagt“, erwiderte er, „allein sie bringen ihn eben nicht mit: soll man nun die jungen Leute stecken lassen, wenn sie den Fehler verbessern wollen?“ Ganz unannehmbar war ein weiterer Vorschlag der Fakultät: „Die Schüler sollen den Supplenten selbst bezahlen.“ „Das ist mit andern Worten, sie sollen die Sprachen nicht lernen“, meinte Hug dazu, und fügte bei: „Wer wird sie ihnen um dieses geringe Honorar lehren? Und wenn man es erhöht, wer wird sie mehr lernen, da es itzt nur so wenige sind, wo man sie fast umsonst unterrichtet?“

¹⁴¹ Vgl. *W. Vomstein*, 184.

¹⁴² Vgl. Verzeichnis der Manuskripte S. 176.

¹⁴³ Vgl. Erläuterungen (Anmerkung 129), 2

¹⁴⁴ Univ.-Archiv Acta Iac. theol. (1803-1825). Einträge vom 30. 4. 1810 und 2. 2. 1814.

¹⁴⁵ Ebd. Eintrag vom 2. 2. 1814.

Dann solle Hug wenigstens mit dem Arabisch-Unterricht aufhören, drängte die Fakultät weiter, „um Zeit für den griechischen und hebräischen Elementarunterricht zu gewinnen“. Hier war nun Hug an einer empfindlichen Stelle getroffen, hatte er doch gerade auf die Erlernung dieser Sprache viel Zeit und Geld aufgewendet und außerdem Ziele erreicht, die früher undenkbar waren. Doch hören wir ihn selbst: „Es fällt mir schwer, was ich mühsam gelernt, und mit vielen Kosten in Wien und Paris, bey gebornen Arabern, zu vervollkommen suchte, nun nicht weiter fortzupflanzen; es ist sogar hart, daß man mein Bestreben mißkennt. So lange die Universität stehet, hatte man bis zu meiner Anstellung nur ein einziges Mal fünf Sentenzen interpretiren gehört, und ich habe es dahin gebracht über ganze Schriftsteller Vorträge zu halten.“ Da es nicht immer „lernbegierige Jünglinge“ für diese Sprache gebe und „ohnehin die meisten nach diesem Semester ausfliegen werden“, wollte Hug den Gedanken, Arabisch aufzugeben, in Erwägung ziehen.

Doch an seiner angespannten Lage konnte sich in diesem Fall auch nicht viel ändern. Was sollte er tun, um sich einige Entlastung zu verschaffen, deren er auch wegen seiner damals angegriffenen Gesundheit bedurfte? Er stellte sich und das Ministerium des Innern, an das sich die Fakultät wegen der Suppletur für die biblischen Sprachen gewandt hatte, vor folgende Fragen: „1. Soll man die Elemente der beyden Sprachen nicht mehr lehren? 2. Soll ich andere Gegenstände liegen lassen, um sie zu lehren, wie es vormals war? 3. Oder soll man, um 200 fl. für einen Supplenten zu ersparen, Deresers Stelle ersetzen und einen zweyten Lehrer für das Bibelstudium aufstellen? 4. Oder soll man einen für die classische Literatur im Auslande aufsuchen, und ihn mit etwa 1200 fl. besolden?“¹⁴⁶. Die beiden ersten Möglichkeiten schieden von vornherein aus; sowohl biblischer Sprachunterricht wie die inzwischen pflichtmäßige Exegese mußten beibehalten werden. Aber auch die vierte Möglichkeit, Hug von seiner Verpflichtung in der klassischen Philologie zu entbinden und einen neuen Lehrer dafür zu verpflichten, konnte kaum erwogen werden, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, die damals die Universität zu großer Sparsamkeit zwangen. Es blieb nur der Ausweg, Hug einen Hilfslehrer für die Sprachen an die Seite zu geben, was wenigstens in den nächsten Jahren auch geschah – Hug gab einige Jahre von 1812 an, wo die Auseinandersetzung mit der Fakultät stattfand, nur noch Unterricht in Arabisch – diesen ihm so sehr am Herzen liegenden Unter-

¹⁴⁶ Vgl. Erläuterungen (Anmerkung 129), 5.

richt ließ er sich nicht nehmen. Von 1815 an gab er dann wieder für etliche Jahre Hebräisch-Kurse, Unterricht in Griechisch scheint in dieser Zeit nicht mehr nötig gewesen zu sein, da die Gymnasien ihn jetzt ausreichend boten.

Mußte schon das Verhalten der Fakultätskollegen in der Supplentenfrage Hug enttäuschen, so hat ihn ungleich schmerzlicher ein anderer Vorwurf getroffen, den man offiziell in einem Schreiben der Fakultät an die Regierung ihm machte. Dieser Vorwurf – Hug sprach von einer „Rüge“ – betraf seine streng wissenschaftliche „Lehrart“. Ihm bei seinen historisch-kritischen, oft auch philologischen Untersuchungen zu folgen, war gewiß nicht immer leicht. Die Hörer Hugs mußten angestrengt und willig mitarbeiten, wenn sie ihren Lehrer verstehen wollten. Aber nicht dieser Umstand war – so scheint es – der Grund, warum man in der Fakultät glaubte, an seiner Lehrart etwas aussetzen zu müssen. Was man beanstandete, war die – so sah man es – weitgehende Unbrauchbarkeit des wissenschaftlichen Unterrichts Hugs für die spätere Seelsorgspraxis. Hier standen sich zwei Auffassungen diametral gegenüber: auf der einen Seite wollte man ausschließlich „practisch-exegetische Vorlesungen“, auf der andern Seite sah man Aufgabe des akademischen Bibelstudiums in der umfassenden Behandlung aller biblischen Fragen nach streng wissenschaftlicher Methode. Für Hug war es völlig ausgeschlossen, hier auf einen Kurswechsel oder auch nur eine Kompromißlösung einzugehen. Zwanzig Jahre hatte er bereits nach seiner „Lehrart“ bibelwissenschaftlichen Unterricht erteilt. Wenn er nicht davon abzugehen bereit war, dann nicht wegen des Ruhms, den er gerade als historisch-kritischer Lehrer und Schriftsteller schon lange genoß, sondern zuletzt aus der klaren Erkenntnis, daß man es der Bibel selbst schuldig war, ihre vielfältigen Probleme nach bestem Wissen und Können in gründlicher Wissenschaftlichkeit zu behandeln. Jedenfalls lehnte er es ab, praktisch-exegetische Vorlesungen zu geben, wie man in der Fakultät es gerne gehabt hätte.

Die Frage, ob die ganze Fakultät oder nur ein Teil in dieser Grundsatfrage gegen Hug votierte, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Mit Bestimmtheit kann man dies vom Dogmatiker Bonifaz Schnappinger und dem Pastoraltheologen Franz Xaver Werk sagen. Denn was könnte sonst diese beiden veranlaßt haben, unmittelbar im Anschluß an die Kontroverse mit Hug „praktische Exegese“ anzukündigen – wie sie es laut Vorlesungsverzeichnis aus diesen Jahren taten? Was den Moraltheologen Wanker und den Kirchengeschichtsleh-

rer Schinzinger betrifft, so möchte man eher Zurückhaltung in dieser Frage annehmen. Bis zu einem gewissen Grad scheinen aber auch sie mit Schnappinger und Werk einer Meinung gewesen zu sein, denn Hug spricht mehrmals allgemein von „einer verehrlichen Fakultät“, gegen die er Stellung zu nehmen sich genötigt sah. Aus seiner Rückäußerung an die Regierung, vor die die kontroversen Dinge gebracht worden waren, geht klar Hugs Verständnis seiner Wissenschaft hervor, weshalb hier die entsprechenden Sätze folgen sollen:

„Bey dieser Gelegenheit scheint auch eine verehrliche Fakultät etwas an meiner Lehrart zu rügen, und mich zu practisch-exegetischen Vorlesungen aufzufordern. Ich bin beschämt über den Sinn dieser Worte rathen zu müssen; ungewiß, ob ich ihn errathen werde.

Ich dachte, exegetische Collegien geben, heiße: in die Gedanken eines Schriftstellers eingehen, sie aus Sprachvergleichungen, kritischen Umsichten, aus den Sitten, Gesetzen und Meinungen der Zeit, aus historischen, geographischen und anderen Behelfen, die dazu dienen, entwickeln; oder wo mehrere Meynungen der Erklärer vorliegen, sie aufzählen und würdigen; dann den Sinn des Auctors aussprechen und bestätigen.

Sollte es nun außer diesem Sinne noch einen andern geben für den Kirchen- und Hausgebrauch, und soll etwa dieser der practische heißen? Ich verstehe ihn nicht, und kann ihn nicht lehren. Sollte ich vielleicht bey jeder Stelle bemerken, wie man sie in Predigt und Katechese gebrauchen könne? Das ist mein Geschäft nicht! Oder soll ich über die Vulgata, oder über irgend eine deutsche Übersetzung lesen, und gewisse allgemeine Anmerkungen dazu machen für jene Schüler, die gar keine Vorbereitungen dazu mitbringen? Sonderbar: doch behauptet eine verehrliche Facultät, der höhere Sprachunterricht liege mir ob; diesen kann ich aber nur dadurch erziehen, daß ich über die heil. Bücher in der Originalsprache lese. Sodann wäre eine practische Exegese in diesem Sinn überflüssig. Bey der wissenschaftlichen Erklärung muß ich auf Resultate kommen, die allgemein verständlich sind: wenn nun die Deutschtheologen¹⁴⁷ nichts von den gelehrten Verrichtungen begreifen, wodurch ich auf diese Resultate komme, und meine Deutungen motivire, so ist das letzte allgemein Verständliche, der daraus hervorgehende Sinn des Schriftstellers, ihr Antheil. Unter den Erläuterungen fallen ihnen auch alle jene zu, die aus den Sitten der alten Zeit, aus der Verfaßung des Volkes, der Geographie, aus Reisebeschreibungen u. s. w. entnommen sind. Wenn sie nur diese aufzeichneten, so erhielten sie damit eine gewisse populäre Exegese, welche wahrscheinlich diese practische seyn soll. Jene, die so verfahren, machten Prüfungen bey mir, und erhielten billige Zeugnisse. Jenen aber . . . leider der große Theil, welche nicht einmal eine Linie darüber aufschreiben, kann ich die Auslegungen nicht in ihre Köpfe hineinschreiben. Die Facultät weiß, welch eine Verwendung dazu gehört, so mannigfaltige Erläuterungen auch nur über die wichtigsten Stellen eines Auctors, dem Gemüthe gegenwärtig zu halten; sie kennt die Arbeitsscheue der jungen Leute: Warum sucht sie nun die Schuld lieber in ihrem Collegen, als in den Schülern?“¹⁴⁸

¹⁴⁷ Theologiestudierende, die Exegese nur an Hand deutscher Bibelübersetzungen betreiben wollen.

¹⁴⁸ Vgl. Erläuterungen (Anm. 129), 6–8.

Mit Recht wehrte sich Hug gegen den pauschalen Vorwurf der praktischen Unbrauchbarkeit dessen, was er in seiner Exegese zu bieten pflegte. Wir erfahren hier auch, daß er keineswegs von jedem Hörer das Höchstmaß an Wissen forderte; in Prüfungen war er zufrieden, wenn einer wenigstens bescheidene Proben der Mitarbeit aufweisen konnte. Aber eben an dieser gewissenhaften Mitarbeit ließen es viele – „der große Theil“ – fehlen. Einigermaßen wird man dies verstehen können, bedenkt man, daß die jungen Leute, nach der Auflösung des Generalseminars, sich völlig selbst überlassen waren; ein theologisches Konvikt, in dem ein geordnetes Studium unter einer gewissen Kontrolle fest zur Hausordnung gehörte, gab es noch nicht. Anlässlich der Verlegung der Heidelberger Fakultät nach Freiburg war zwar vom Freiherrn von Reitzenstein die gleichzeitige Verlegung des bisherigen Heidelberger Seminariums erwogen worden, aber es kam nicht dazu¹⁴⁹. Junge Leute in solch freier Ungebundenheit zu solidem Studieren anzuhalten, war zweifellos sehr schwer, besonders wenn es um schwierige Probleme historisch-kritischer und philologischer Texterklärung ging. Hinzu kam, daß auch die religiös-asketische Bildung der theologischen Jugend damals sehr im argen lag – von Johann B. Hirscher haben wir genaue Berichte für die Tübinger Theologen^{149a}, die Freiburger werden nicht viel anders gewesen sein. Hugs Klage war berechtigt, die Fakultät suche zu Unrecht die Schuld bei ihm, wenn die Studenten aus seiner Exegese nicht jenen Gewinn hätten, den man erwarten müsse.

Daß die Fakultätskollegen, zum mindesten Schnappinger und Werk, von wissenschaftlicher Bibelarbeit eine so geringe Meinung hatten und offenbar dafür hielten, es müsse sich hier vor allem um Anleitungen zum seelsorgepraktischen Gebrauch der Bibel handeln, ist, bedenkt man die Situation von damals, nicht ganz unbegreiflich; einmal war wissenschaftliche Bibelarbeit nach historisch-kritischer Methode im katholischen Raum noch ein ungewohntes Phänomen, und zum andern lag es der Aufklärung sehr am Herzen, bei allem auf das „Zweckmäßige“, erzieherisch Wirksame und Lebensnahe zu schauen, daher auch ihre Abneigung gegen die spekulative Theologie¹⁵⁰.

¹⁴⁹ Vgl. *Franz Schneider*, 138.

^{149a} Vgl. *Theol. Quartalschrift* 2 (1820), 637–670.

¹⁵⁰ Ein Beispiel ist Hugs Fakultätskollege Karl Schwarzel. Seiner Meinung nach „gehören daher bloß speculative, das ist, solche Wahrheiten, von denen wir nichts zu hoffen haben, und die keine Richtschnur für unsere Handlungen sind, keineswegs zum Glauben“, und deswegen auch nicht in die theologische Ausbildung künftiger Seelsorger. Vgl. *Pastoraltheologie* (1799) I, 19.

Schnappinger und Werk kümmerten sich bei ihrer praktischen Exegese wenig um die biblischen Grundsprachen; Werk kündigte 1817 seine Vorlesung mit der Bemerkung an „nach der van Eßischen Übersetzung“. Schnappinger las über die Synoptiker „nach seinem Bibelwerk“, das Ferdinand Wanker in einem Brief an Wessenberg als „ziemlich oberflächlich“ bezeichnete¹⁵¹. Auf ihre Art Exegese zu geben – „das ist mein Geschäft nicht“, erklärte Hug klar und unmißverständlich. Er blieb bei seiner Auffassung von Bibelwissenschaft; sein Beruf war die historisch-kritische Arbeit an den heiligen Büchern mit dem Ziel, sie als authentische Dokumente und Quellen des Glaubens zu erweisen. Erbauliche Schrifterklärung mochten andere betreiben – er hatte nichts dagegen einzuwenden¹⁵².

Geradezu empört war Hug über einen letzten Vorwurf, der ihm vom Kollegen Werk gemacht wurde: „Endlich wirft mir Prof. Werk vor, daß ich zu wenige Collegien lese“ und dies aus reiner „Bequemlichkeit“. Es ist unerfindlich, aus welchen Gründen man Hug einen solchen beleidigenden Vorwurf machen konnte. Man sehe nur die Vorlesungen Hugs in den Jahren vor 1812 und bedenke, daß zu den biblischen Collegien immer noch ein klassisch-philologisches hinzukam. Zwischen Werk und Hug müssen schon damals schwerwiegende persönliche Spannungen bestanden haben, die Werk zu solchen unhaltbaren Äußerungen hingerissen haben. Hug blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Im amtlichen Schreiben an die Regierung erwiderte er:

„Ich habe sie (die Collegien) meines H. Collegen nie gezählt. Aber es ist ein großer Unterschied, oft wiederholte Collegien lesen, die man auswendig kann, wie der Hahn sein Morgenlied, und jedes Semester zwey und drey neue Collegien geben; wie ich denn gerade über einen griechischen, einen hebräischen und einen arabischen Schriftsteller lese. Eine einzige solche Stunde verlangt immer gegen vier Stunden Vorbereitung, um die nöthigen Eruditionen aufzusammeln. Wenn ich nun drey solche vorbereitete Stunden lese, so kommt gerade soviel Zeit heraus, als sich der H. Colleague die ganze Woche über zu lesen rühmt. Seinen unfreundlichen Vorwurf der Bequemlichkeit aber kann ich nicht besser ablehnen, als wenn ich den H. Collegen bitte, er möchte eben so viele Stunden bey Tag und Nacht am Studierpulte seiner Bequemlichkeit pflegen, wie ich es gethan habe, oder wenn er lieber will, die Resultate seiner dermaligen Arbeitsamkeit, wie ich die Schriften meiner Gemächlichkeit, unter die Augen des Publikums bringen; übrigens was konnte für meine Gemächlichkeit erwünschter seyn, als daß ich die mühesamen Collegien abschüttelte, und dafür eine hinlängliche Anzahl Stunden Elementarunterricht zu ertheilen?“¹⁵³

¹⁵¹ Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß 2654/3. Brief vom 1. 12. 1806.

¹⁵² Vgl. *J. M. Sailer*, Vorlesungen aus der Pastoraltheologie 11788 Bd. I „Vom erbauenden Schriftbetrachten“, 65–178. ¹⁵³ Vgl. Erläuterungen (Anm. 129), 8.

Wahrlich, Hug hat es sich mit seinem großen Lehrauftrag nicht leicht gemacht. Dies bezeugen die vielen Manuskripte in seinem Nachlaß und seine zahlreichen Druckschriften, die beinahe auf jeder Seite von intensivster, aus den mannigfachsten Quellen arbeitenden Forschung künden. Demgegenüber steht die wissenschaftliche Leistung Werks sehr bescheiden da!¹⁵⁴

Im Gefolge der Kontroverse um die praktische Exegese kam es dazu, daß von nun an auch solche Vorlesungen angeboten wurden. Soviel aus den Akten zu ersehen ist, kam es deswegen zwischen Hug, dem eigentlichen Vertreter der biblischen Exegese, und den „praktischen“ Exegeten zu keinem neuen Streit. Es ist wahrscheinlich, daß Hug damit einverstanden war, wenn neben seiner wissenschaftlich-kritischen Bibelerklärung auch „mehr anwendende Exegese“ betrieben wurde. Ein Schüler Hugs, Professor Liborius Stengel, hat später dieser Art Exegese durchaus eine gewisse Berechtigung zugesprochen¹⁵⁵; man möchte annehmen, daß er damit auch die Ansicht seines Lehrmeisters ausgesprochen hat. Wie schon gesagt, hat Professor Schnappinger mit praktischer Exegese den Anfang gemacht, allerdings nur drei Vorlesungen solcher Art angekündigt¹⁵⁶. Vom Wintersemester 1817 an übernahm Professor Werk die Aufgabe, als Lehrer der Pastoral war er auch der eigentlich dazu Berufene. Wie schon erwähnt, legte er die deutsche Bibelübersetzung des Leander van Eß zugrunde¹⁵⁷. Bis zum Jahr 1827 hat Werk fast jedes Jahr eine praktische Bibelerklärung angeboten – offenbar ist von seinem Angebot auch Gebrauch gemacht worden. Die Studenten hörten bei Hug die pflichtmäßige wissenschaftliche Exegese und hatten die Möglich-

¹⁵⁴ Werk veröffentlichte: Über theologische Spezialschulen. In: Archiv f. Pastoral-Konferenzen 1818, Heft VI., 401–432. – Nachrichten über das Collegium Sapientiae in Freiburg. 1839. – Stiftungsurkunden akademischer Stipendien und anderer milder Gaben an der Hoch-Schule zu Freiburg i. Br. von 1477–1842. Freiburg 1842.

¹⁵⁵ In der Rezension des Johanneskommentars von Heinrich Klee in Mainz schreibt Stengel: „Ältere Geistliche, wenn sie ihrer gelehrten Bildung wegen an den Untersuchungen der biblischen Kritik und Philologie auch Antheil nehmen könnten, so werden sie doch von ihrem Berufe zu sehr in Anspruch genommen und alltäglich aufgefordert, den Inhalt der Bibel praktisch in's Leben einzuführen, als daß ihnen nicht solche Commentare erwünschter seyn sollten, in welchen, statt der streng untersuchenden, die mehr anwendende Exegese vorherrscht“; jüngeren Theologen freilich müsse man aber „untersuchende, kritische Commentare in die Hände geben, aus denen sie exegesiren lernen, nicht aber solche, in welchen der Ton der homiletischen und erbauenden Rede vorherrscht“. Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg. 1829. Heft III, S. 192 f.

¹⁵⁶ Im SS 1813 über die Synoptiker, im WS 1813/14 und WS 1814/15 über die Katholischen Briefe.

¹⁵⁷ L. van Eß hatte 1816 Exemplare seines deutschen Neuen Testaments kostenlos der Fakultät zur Verfügung gestellt.

keit, bei Werk als Ergänzung eine „mehr anwendende Exegese“ zu hören, wie Liborius Stengel die praktische Bibelerklärung nannte¹⁵⁸. Nach Werk befaßte sich der Kirchengeschichtslehrer Reichlin-Meldegg mit praktischer Exegese, im Wintersemester 1827 zum ersten Mal¹⁵⁹. Sie war inzwischen zum festen Bestandteil des biblischen Studiums an der Universität Freiburg geworden.

Hug selbst hat von 1827 an – dem Jahr seines Eintritts in das Domkapitel – keine Exegese, sondern nur noch die beiden Einleitungen gelesen, nachdem sein Gesuch um Pensionierung von der Regierung mit vielen Worten hoher Anerkennung für seine großen Verdienste abgelehnt worden war – der Vorgang erscheint mit allen damit zusammenhängenden Einzelheiten wichtig genug, in einem besonderen Abschnitt behandelt zu werden. Auch ein zweiter Versuch, im Jahr 1836 aus dem Lehramt auszuscheiden, ist Hug nicht gelungen, auch darüber wird ausführlicher gesprochen werden. So kam es, daß der inzwischen zum Senior an der Universität aufgerückte Altmeister der Bibelwissenschaft nochmals neunzehn Jahre lang auf dem Katheder tätig war – im ganzen während der langen Zeit von 1792–1846 – vierundfünfzig Jahre!

Hier muß noch einiges über den akademischen Lehrer Hug und dessen Wirkung auf die jugendlichen Hörer gesagt werden. Daß diese von außerordentlicher Ausstrahlung war, wird mehrfach überzeugend berichtet. Es ist von der „Virtuosität seiner Lehrgabe“ die Rede, von der „seltenen Klarheit des Vortrages“, von „einer eminenten Ausstattung mit der besonderen Gabe der Lehrdarstellung, vermöge welcher er auch das Schwierigste der Erkenntniß der Zuhörer nahe zu legen vermochte“, auch von der „rhetorischen Schönheit“, die er oft seinem Vortrag zu geben verstand, von der Gabe, „sein Auditorium bei längeren Erörterungen trockener Natur durch humoristische Zwischenbemerkungen zu erfrischen“. Dabei zeichnete sich seine Vorlesung stets durch straffe Gedankenführung und klare Zielstrebigkeit aus: „Die zu erörternde Frage wurde mit aller Schärfe hingestellt, und die Erörterung strebte polemisch und apologetisch einem sicheren Resultate zu“¹⁶⁰. Wie Hug sich polemisch mit Thesen und Hypothesen anderer auseinandersetzte, muß außerordentlich wirksam gewesen sein, wie auch sein apologetisches Engagement in der Abwehr unkirchlicher Positionen auf seine Hörer nicht ohne nachhaltige Wirkung

¹⁵⁸ Vgl. Anmerkung 155.

¹⁵⁹ Univ.-Archiv. Handbibliothek. Vorlesungsverzeichnis.

¹⁶⁰ Vgl. A. Maier, 38.

gewesen ist. H. Schreiber sagt aus eigenem Erleben: „Hug war eine durchaus wissenschaftliche Natur, deren Hauptstärke in der Critik bestand; daher vorzugsweise negativ und für Wegräumung des Irrigen (ebendadurch zugleich für Anbahnung des Wahren) an einer Hochschule unschätzbar wirkte. Man sah ihn gewöhnlich in exegetischen Vorträgen Gegner, ohne daß er es sich mit ihnen leicht machte, durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit besiegen; sodann aber die Auffindung positiver Resultate denkenden Schülern überlassen.“ Unser Gewährsmann versichert: „Wer seine Lehrvorträge noch in den letzten Jahren besuchte, vermißte nichts weder an der Gründlichkeit noch an der Lebendigkeit, deren seltenen Verein man schon früh bei diesem Lehrer bewunderte“¹⁶¹.

Aber auch dieser einzigartige Lehrer hatte es mit der kritischen Jugend gelegentlich nicht leicht. In einem Brief klagt er einmal: „Die übrige Zeit zehren meine Collegien und die Nebengeschäfte auf. Meine jungen Herren werden immer strengere Richter, und wollen's besser verstehen. Weil ich so etwas nicht zugeben kann, werde ich ängstlicher in meinen Vorträgen: ich weiß nicht, bin ich zu alt, oder sind die jungen Leute älter als ich; oder gehet in Erfüllung, was geschrieben ist: eure Söhne werden eure Richter sein“¹⁶². (Der Brief aus dem Jahr 1817 könnte ein Hinweis darauf sein, daß etwas von den studentischen Unruhen der Zeit nach den Befreiungskriegen bis in Hugs Hörsaal hinein wirksam wurde.) Freilich ein Mann wie Hug wußte sich immer durchzusetzen. Das Geheimnis der fesselnden Wirkung seines Wortes war nach A. Maier die souveräne Beherrschung aller Lehrgegenstände bis in die entlegensten Einzelheiten und das Vermögen, sein immenses Wissen überschaubar und eingängig vor den Hörern auszubreiten¹⁶³.

Von einem seiner zahlreichen Schüler, dem nachmaligen Pfarrer Martin Riesterer von Kappel bei Freiburg, ist uns ein Brief erhalten, aus dem ersichtlich wird, wie sehr sich Schüler von früher noch viel später des großen Einflusses erinnern, den der verehrte Lehrer auf sie ausgeübt hat. Riesterer übersandte Hug eine literarische Arbeit und sagte bei dieser Gelegenheit:

„Wenn Sie bisweilen in meinen historisch-kritischen Bemerkungen Gedanken finden sollten, welche Sie ganz anheimeln, mögen Sie daraus erkennen, daß ich vormalis auch einer Ihrer aufmerksamen Zuhörer gewesen,

¹⁶¹ Vgl. *H. Schreiber*, III, 152.

¹⁶² Brief vom 14. 4. 1817 an unbekanntem Empfänger. Nachlaß Hug. Sign. IV. B.

¹⁶³ Vgl. *A. Maier*, 37.

und itzt noch einer der die in Ihren weltberühmten Schriften ausgesprochenen tiefen Gedanken erfassender Leser bin, und daß die Klarheit, die Lebendigkeit, der Gedankenreichthum, die Genialität und die Begeisterung Ihrer unvergeßlichen Vorträge auf mein jugendliches Gemüth bleibende Eindrücke gemacht und gleichsam alle Saiten des denkenden Geistes berührt und in harmonischen Einklang gebracht haben.“ Pfarrer Riesterer hebt dann besonders noch hervor, wie sehr Hug seinen Hörern auch die Erhabenheit ihres künftigen Berufes zu schildern verstanden habe: „Sie haben uns überhaupt in ihren vielen höchst geistreichen Vorlesungen eine hohe Achtung und Liebe für unseren göttlichen Beruf recht nahe und dringend ans Herz gelegt. Sie haben sich alle mögliche Mühe gegeben, uns zu ächten Dienern des Evangeliums heranzubilden und uns väterlich ermahnt, daß wir dieses ungetheilt und von ganzem Herzen seyn sollen, daß unser Gemüth eine durchgreifende Scheidung von der Welt wagen solle, indem es schlechthin nur Einem Herrn dienen könne; denn nur so werde es sich den segen- und friedenlosen Zwitterzustand der Halbheit ersparen. Siebzehn Jahre sind seitdem verschwunden, aber noch sind diese Lehren und herzandringenden Ermahnungen tief in unsere Herzen eingegraben, der Ernst des praktischen Lebens hat sie uns nur noch wichtiger gemacht“¹⁶⁴.

Wenn Hug auch nicht zu den großen Priesterbildnern seiner Zeit gezählt werden kann, unter denen Johann Michael Sailer und Johann Baptist Hirscher hervorragen, so wußte er sich doch mitverantwortlich für die Heranbildung eines guten Klerus, der nicht nur ausreichende Berufskenntnisse, sondern auch die so notwendige religiöse Tiefe und aszetische Formung besaß. Daß den Studierenden insgesamt in dieser Hinsicht besondere Sorgfalt zugewendet werden müsse, sagt Hug in seiner „Darstellung der Verbesserungspunkte“ im Leben der Universität, die er 1800 als Prorektor den einzelnen Fakultäten zugeleitet hat. Hier stellt er auch diese Fragen: „Welche Mittel sind zur Beförderung der Moralität unter den Studierenden anzuwenden? Soll die Universität nicht zuvörderst die Civilgerichtsbarkeit und ihr ehemaliges privilegiertes Forum über die Studierenden sowohl, als über ihre anderen Glieder zu erhalten suchen? Sollen nicht außerdem einige Professoren und zum Theil Universitätsbeamte ernannt werden, denen die Aeltern und Vormünder gegen ein geringes Honorarium die nähere Aufsicht über ihre Söhne und Minorennen auftragen können? Soll nicht ein akademischer Gottesdienst angeordnet, und ein Prediger, den nicht blos der Pöbel, sondern vorzüglich Akademiker, und selbst Professoren mit Nutzen und Vergnügen hören könnten, angestellt werden? Wiefern soll in Zeugnissen auch auf das sittliche Betragen der Studierenden Rücksicht genommen werden?“¹⁶⁵ Was

¹⁶⁴ Nachlaß Hug, Sign. IV. B.

¹⁶⁵ Univ.-Archiv. Theol. Fak. Miscellen 1801.

früher in den Kongregationen der Jesuiten an religiös-sittlicher Erziehungsarbeit geleistet wurde, sollte jetzt unter veränderten Verhältnissen auf eine neue, näher zu bestimmende Weise in Angriff genommen werden. Sicher hat der Prorektor dabei nicht zuletzt an die theologische Jugend gedacht. Daß er für diese nicht die Errichtung eines Klerikalseminars forderte, kann nach der allgemeinen Lage der Dinge von damals kaum erwartet werden – dies war ein Fernziel, das erst nach vielen Mühen erreicht wurde¹⁶⁶. Hug schwebte als damals mögliche Lösung vor, daß die Theologieprofessoren selbst die Aufgabe in die Hand nehmen sollten – mit der Eröffnung eines akademischen Gottesdienstes durch den Pastoraltheologen Karl Schwarzel am Weihnachtsfest 1799 war ein erster Anfang bereits gemacht¹⁶⁷. Eine Studentenseelsorge im eigentlichen Sinn ist daraus freilich nicht erwachsen, auch mit der besonderen Betreuung der theologischen Jugend sind keine wesentlichen Fortschritte erzielt worden, auch durch Bemühungen des Konstanzer Generalvikars J. H. von Wessenberg nicht, der sich des öftern von Amts wegen in dieser Sache an die theologische Fakultät wandte¹⁶⁸. Die Stunde für eine durchgreifende Reform auf diesem Gebiet war noch nicht gekommen. Um so mehr sollte die Bemühung Hugs um eine solche nicht vergessen bleiben.

Wer wie Hug vierundfünfzig Jahre die Anstrengungen des akademischen Lehramtes durchstehen konnte, muß wohl über eine gute Gesundheit verfügt haben. Im allgemeinen traf dies bei ihm zu, besonders in seinen späteren Lebensjahren. In früherer Zeit, bis zum fünf- und fünfzigsten Lebensjahr, traten jedoch immer wieder gesundheitliche Störungen auf. Eine erste ernstliche Erkrankung befiel Hug im Jahr 1809. Tiefe Niedergeschlagenheit, verursacht durch einen Schicksalsschlag in der Familie, und eine allgemeine Erschöpfung zwangen ihn, einen mehrmonatigen Erholungsurlaub zu erbitten. In seinem Gesuch an den Großherzog schrieb Hug: „Der unterzeichnete ist durch das Schicksal, welches seinen Bruder betroffen hat¹⁶⁹, so

¹⁶⁶ Vgl. *H. Maas*, Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg 1891, 99 ff. Das theologische Konvikt wurde erst 1842 eröffnet und war weitgehend ein „Staatsinstitut“ (Maas).

¹⁶⁷ Vgl. *J. König*, 287.

¹⁶⁸ U. a. beantragte Wessenberg religiös-asketische Vorträge für die Theologiestudierenden.

¹⁶⁹ Gemeint ist Hugs Bruder Thomas, Schlossermeister in Konstanz. „Er galt als österreichisch gesinnt und wurde 1809 nach dem Überfall der Vorarlberger auf Konstanz verhaftet, doch konnte ihm kein Einverständnis nachgewiesen werden.“ Vgl. Franz Knoblauch, Konstanzer Familien. Manuskript. Stadtarchiv Konstanz.

gebeugt, daß er in diesem Gemüthszustand seinen Lehrerpflichten mit dem besten Willen nur mangelhaft entsprechen kann. Vorzüglich aber hat seine Gesundheit so gelitten, daß er in kurzer Zeit unter den Anstrengungen des Lehramtes erliegen müßte. Er bittet daher unterthänigst, Eure Hoheit wollen ihm gnädigst einen Urlaub von einigen Monaten bewilligen, den er nach Maaßgab seiner Kräfte gewiß so verwenden wird, daß für die Hinkunft das Lehramt mehr gewinnen als ihm gegenwärtig durch eine unvollkommene und ungewisse Dienstleistung entgeht¹⁷⁰. Den bewilligten Urlaub verbrachte Hug in Paris, nicht nur zur Erholung, sondern auch zu Studienzwecken, wie wir noch sehen werden.

Auch in den folgenden Jahren kam es mehrfach zu gesundheitlichen Krisen. Im Jahr 1813 mußte Hug noch vor Semesterschluß zur Kur nach Bad Rippoldsau. Er berichtet an das Ministerium des Innern: „Ich habe in dem verfloßenen halben Jahr zwey, in einem nicht großen Zwischenraum aufeinanderfolgende Krankheiten erlitten, deren jede gefährlich war. Noch jetzt empfinde ich Anwandlungen des alten Übels, welches sich zuweilen ungestüm äußert. Bin ich nicht so glücklich in der beßern Jahreszeit Abhülfe zu finden, so habe ich auf den kommenden Winter einen leidenvollen Zustand, oder meine Verstörung vorzusehen. Mein Arzt verweist mich, wie es die Beylage zeigt, in das Bad nach Rippoldsau. Ich bitte daher unterthänigst um die Erlaubniß, meine Collegien unterbrechen und mich dahin verfügen zu dürfen. Müßte ich den Schluß derselben abwarten, so wäre die Zeit zum Gebrauche des Bades fürüber, und, wie ich mich fühle, wäre sogar zu besorgen, daß ich erliegen würde, bevor ich sie geschlossen hätte. Nach meiner Rückkunft werde ich die Anzahl der Stunden vermehren, um die verlorene Zwischenzeit des Bades zu erstatten, und nichts an meinen Pflichten ermangeln zu lassen¹⁷¹. Der behandelnde Arzt war der Universitätsprofessor Dr. Ecker¹⁷².

Die Bäderkur brachte Linderung, aber nicht für die Dauer. Im Sommer 1814 mußte er, abermals vor Semesterschluß, mit den Vorlesungen aufhören, um erneut in Rippoldsau sich einer Heilbehandlung zu unterziehen. Im Gesuch um Erholung versicherte Hug das Ministeri-

¹⁷⁰ GLA 201/154. Gesuch vom 16. 11. 1809.

¹⁷¹ GLA 201/154. Gesuch vom 5. 7. 1813.

¹⁷² Das ärztliche Attest lautete: „Ich Endesgefertugter bezeuge hiermit, daß Herr Professor Dr Hug schon seit langerer Zeit an Verstopfung des Unterleibs leide, und vor einigen Monaten zwei heftige Anfälle von der schwarzen Krankheit des Hypokratus hatte, und daß ihm dieserwegen der Gebrauch eines Sauerwassers an der Quelle verbunden mit Bädern im laufenden Sommer höchst nötig sei“. GLA 201/154.

um: „In der Erwartung einer gnädigsten Erlaubniß hat er schon eine Zeit lang die Stundenzahl seiner Vorlesungen vermehrt, und wird nach seiner Zurückkunft durch ein gleiches Verfahren die für den Unterricht verlorene Zeit zu erstatten sich bemühen“¹⁷³. Im Jahr 1816 war Hug abermals fast am Ende seiner Kräfte, wie es scheint, auch der psychischen. In seinem Gesuch vom 2. Juli schreibt er: „Mehrern habe ich in dem Bade zu Rippoldsau Erleichterung von den hypochondrischen Zufällen gefunden, denen ich unterworfen bin . . . Ich hoffe mit meinem bessern Befinden auch an Muth und an Frohsinn zu gewinnen, meine wissenschaftlichen Beschäftigungen mit Erfolge fortzusetzen“¹⁷⁴. Hier wird deutlich, daß Hug in diesen Jahren unter seelischen Depressionen schwer zu leiden hatte, dem früher allzeit frohen und ausgeglichenen Menschen gebricht es „an Muth und an Frohsinn“ – aus eben dieser Zeit stammt auch sein Bericht über die Ängstlichkeit den Studenten gegenüber¹⁷⁵. In den letzten Monaten seines Lebens hat ihn dann nochmals schwere Melancholie und Depression überfallen, die ihn in gänzlicher Einsamkeit sterben ließ¹⁷⁶.

Im Jahr 1817 stellte sich bei Hug ein neues Übel ein, eine schwere Bronchialerkrankung, die einen längeren Aufenthalt im milden Klima Italiens nötig machte. In seinem Gesuch um diesen Italienaufenthalt berichtet er dem Ministerium:

„Im Frühjahr 1817 und hierauf mit Anfang des abgewichenen Winters wurde ich von einer Brustkrankheit, einem Übel, welches ich bisher noch nicht kannte, befallen. Nachdem ich langsam wiederhergestellt war, riefen mir die Aerzte an, um meiner Genesung Dauer zu geben, auf eine längere Zeit der Brust Ruhe zu gewähren, und den bevorstehenden Winter unter einem milderen Himmel zu verbringen. Dieses zu bewerkstelligen bitte ich ein Höchstpreißliches Ministerium, mir die gnädigste Erlaubniß zu ertheilen. Ich habe immer bey meinen Reisen, wenn ich sie auch der Gesundheit wegen unternahm, wissenschaftliche Zwecke oben angesetzt, was auch dermalen mein Vorhaben ist; weswegen ich Mayland, Florenz, Rom und Neapel als die Orte ersehen habe, an denen ich mir nützliche Kenntnisse für meinen Beruf, und schöne Erinnerungen für meine älteren Tage aufsammeln möchte . . .

Was die einseitige Besorgung der mir anvertrauten Lehrstelle betrifft, so hat sich die kath. Facultät schon länger her mit dem Gedanken beschäftigt, einen jungen Mann zum theolog. Lehrfache heranzuziehen, und ihm aus dazu geeigneten Stipendien einen Unterhalt auszumitteln. Den unterthänigsten Vorschlag sowohl rücksichtlich der Person als der aufzuwendenden Hilfsquellen wird die Facultät zur höchsten Genehmigung demnächst durch

¹⁷³ GLA 201/154. Gesuch vom 1. 7. 1814.

¹⁷⁴ GLA 201/154.

¹⁷⁵ Vgl. oben S. 61.

¹⁷⁶ Vgl. unten S. 167.

das Consistorium vorzulegen die Ehre haben. Das desfalls vorgeschlagene Individuum ist hinlänglich befähigt, einweilen die nöthigsten Gegenstände zu betreiben. Sollte ich so glücklich seyn, mich der unterthänigst erbettenen Bewilligung zu erfreuen, so könnte ich in der zweyten Hälfte des nächsten Monats mich auf die Reise begeben, und mit der Eröffnung des künftigen Sommersemesters meine Berufsarbeiten wieder mit neuem Muthe antretten“¹⁷⁷.

Während Hug's Abwesenheit übernahm der junge Freiherr von Reichlin-Meldegg den Unterricht in Hebräisch¹⁷⁸. Die Italienreise wurde zu Hugs größtem persönlichen Erlebnis, vor allem wegen der unübersehbaren literarischen und künstlerischen Schätze, denen er in den langen Monaten seines Urlaubs begegnete. Zur großen Befriedigung seiner Freunde war der eigentliche Zweck der Reise sichtlich erreicht worden; Hug sah gesund und gekräftigt aus. Der Rat der Ärztin sollte sich in der Folgezeit immer mehr als richtig erweisen; die lange Reise im milden Klima Italiens brachte eine Wendung in Hugs gesundheitlichem Zustand; von schwereren Krankheiten ist später nicht mehr die Rede.

Um den Überblick über Hugs außerordentlich lange Lehrtätigkeit zu vervollständigen, seien jetzt noch kurz seine Einkommens- und Gehaltsverhältnisse dargestellt. Mit 100 fl. und freier Station im Generalseminar hatte Hug als Studienpräfekt immerhin einen Gehalt, der der untersten Pfarrersgehaltsstufe entsprochen haben dürfte. Die 500 fl., die er von 1792 an als Professorengelt bezog, entsprachen dagegen nur einem mittleren Pfarrereinkommen. Es ist verständlich, daß er im Jahr 1795 im Hinblick darauf, daß er bereits drei Jahre zwei Lehrstühle versah, um eine Gehaltsaufbesserung ersuchte; er wäre mit der Hälfte der Besoldung, die man für einen zweiten Professor hätte ausgeben müssen, zufrieden gewesen. Die Regierung versagte Hug die beantragte Einkommenserhöhung mit der Begründung, daß er den zweiten Lehrstuhl nicht als „ein Nebengeschäft, sondern von Amts wegen“ besorge; die beiden Lehrstühle seien zusammengelegt worden, ohne daß er „dafür auf eine besondere Belohnung, die ihm auch nicht versprochen wurde, einen Anspruch machen“ könne. Man gab ihm den Hofrost, daß man ihm und den anderen theologischen Lehrern „nach geendigtem Kriege bey eintretenden günstigeren Umständen die Besoldungen erhöhen werde“¹⁸⁰.

¹⁷⁷ GLA 201/154. Gesuch vom 14. 8. 1818.

¹⁷⁸ Vgl. *Eugen Säger*, 132.

¹⁷⁹ Univ.-Bibliothek Nachlaß Hug. Sign. II. A

¹⁸⁰ Reskript der vorderosterr. Reg. in Konstanz vom 11. 3. 1795. GLA 201/154.

Diese bürokratische Abfertigung ließ sich Hug jedoch nicht gefallen. In einem elf große Seiten füllenden Schriftstück ließ er keinen Zweifel daran, daß er sich von der Regierung ungerecht behandelt fühle. Einmal sei er laut Anstellungsurkunde nur für die alttestamentlichen Fächer verpflichtet, und für diese seien die 500 fl. bewilligt worden. Zum andern sei von Kaiser Leopold II. den Lehrern der morgenländischen Sprachen, „weil diese Subjekte seltener sind, eine Erhöhung des Gehaltes ausdrücklich verheißen“, und schließlich verlange er nur das gleiche, was andern Professoren bei Übernahme einer zweiten Lehrkanzel ohne weiteres bereits bewilligt worden sei. Hug meinte, daß man sich wundern müsse, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß die Lehrer der Theologie von ihr nur recht dürftig entlohnt würden und mit ihr geringes Einkommen „das ehrliche Fortkommen außerordentlich erschwere“. In seinem zeitgeschichtlich instruktiven Schreiben heißt es:

„Die Lehrer der Theologie bringen auch in ungleich beßern Zeiten, ohne eigenes Vermögen, was oft den tauglichsten Subjekten mangelt, oder ohne andere zufällige Aushilfe, sich nur sehr hart mit Anstand durch. Sie haben sich auch dann bey so vieler Aufklärung des Geistes, bey der Anstrengung aller moralischen Kräfte, mit den Kenntnissen ausgerüstet zu seyn, die ihr Amt und die Ehre von ihnen erheischt, nicht ein mahl jenes bescheidenen Wohlstandes zu erfreuen, den ein Landpfarrer auf einer mittelmäßigen Pfründe bey trivialen Kenntnissen und Talenten genießt; und doch sind es die treu ergebensten Lehrer Eurer Majestät, denen die Bildung der ganzen heranwachsenden Geistlichkeit zunächst obliegt, und deren Amt, wenn das Amt eines Pfarrers wichtig ist, noch viel wichtiger seyn muß, da sie den Pfarrer zu seinem Berufe vorbereiten.

Wenn nun in glücklicheren Zeiten dieses die Lage des theologischen Lehrers ist, und wenn ihm sein Amtsverdienst auch dann nicht mehr einbringt, als die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens; so geruhen Euer Majestät allergnädigst zu ermessen, welches Schicksal nun einem solchen Lehrer zu Theil werden muß, da die meisten Lebenserfordernisse in ihrem Werthe binnen drey Jahren um die Hälfte, und viele noch höher gestiegen sind, und wie gefährlich es um das ehrliche Fortkommen einer solchen Person stehen muß, deren Amt so wichtig, und um nur mäßig seinen Pflichten zu entsprechen, wirklich mühesam und anstrengend ist“¹⁸¹.

Ganz ohne Wirkung blieb Hugs mannhafte Darstellung seiner Lage nicht. Die Regierung bewilligte ihm wenigstens 100 fl. Zulage „zur Anschaffung der für seine Lehrämter nöthigen Bücher“¹⁸². Mit insgesamt 600 fl. mußte er sich nun lange Jahre abfinden, bis ihm die Badische Regierung weitere 200 fl. Aufbesserung bewilligte,

¹⁸¹ Beschwerde Hugs vom 30. 4. 1795. GLA 201/154.

¹⁸² Reskript vom 5. 8. 1795. GLA 201/154.

dafür aber, wie wir schon hörten, jedes Semester eine Vorlesung über klassische Literatur oder Kunstgeschichte zu halten hatte. Hug stellte sich immer noch wesentlich schlechter als der von Heidelberg nach Freiburg versetzte Kollege Dereser, dessen Einkommen 1100 fl. waren¹⁸³ und dessen Arbeitspensum weit hinter demjenigen Hugs zurückblieb.

Eine merkliche Einkommensverbesserung ergab sich, als Hug im Jahr 1811 die Nutznießung der Pfründe der Pfarrei Umkirch übertragen wurde. Immerhin hätte er sich weit besser gestellt, hätte er den in diesem Jahr an ihn ergangenen Ruf nach Breslau angenommen, wo man ihm 1800 fl. angeboten hat. Als Pfarrer von Umkirch hatte er nicht nur den dortigen Pfarrverweser, sondern auch den Seelsorger des damaligen Filials Gottenheim zu besolden, dazu die Abgaben zu entrichten und „die Baulichkeiten zu unterhalten“¹⁸⁴. In der Folgezeit ergingen weitere sehr günstige Angebote an den immer mehr zu weiter Berühmtheit gelangten Professor. Sowohl die Regierung von Württemberg wie die von Preußen hätten es ihm selbst überlassen, die Bedingungen festzusetzen, unter denen er nach Tübingen beziehungsweise nach Köln oder Bonn zu gehen bereit gewesen wäre. Da die Regierung in Karlsruhe mehrfach ihr großes Interesse an Hugs Verbleiben in Freiburg bekundet hatte, glaubte er sich berechtigt, im Jahr 1824 um eine zusätzliche Einkommensverbesserung einzugeben. Sein Vorschlag war, ihm die Pfarrei Umkirch, deren Erträge immer geringer wurden, wieder abzunehmen und ihm „eine andere Entschädigung“ für die auswärts ihm angebotenen, aber von ihm mit Rücksicht auf die Wünsche der Regierung abgelehnten finanziellen Vorteile zu gewähren. Von der Universität bezog Hug zu jener Zeit 980 fl. 35 kr., weniger als manche andere Professoren, dabei war er damals der vierte im Dienstalter. Ohne auf sein Ansuchen näher einzugehen, lehnte die Regierung eine Neuregelung seiner Bezüge ab¹⁸⁵. Diese schroffe Zurückweisung hat Hug, der um seine außerordentliche Bedeutung für die Universität sehr wohl wußte, sicher nicht erwartet. Man kann vermuten, daß sie, zusammen mit einigen anderen Umständen, ihn drei Jahre später veranlaßt hat, ein erstes Gesuch um Pensionierung vom Staatsdienst einzureichen.

Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens erfreute sich Hug eines ausgesprochen reichlichen Einkommens. Zu den 980 fl. aus

¹⁸³ Vgl. *Franz Schneider*, 139.

¹⁸⁴ Gesuch Hugs vom 15. 7. 1824, „ihm die Pfarrei Umkirch gegen eine andere Entschädigung abzunehmen“. GLA 201/154.

¹⁸⁵ Reskript des Innen-Ministeriums vom 26. 7. 1824. GLA 201/154.

der Universitätskasse bezog er von 1828 an auch die Besoldung als Domkapitular in Höhe von 2424 fl.¹⁸⁶. Nun war er in der Lage, großzügige christliche Wohltätigkeit zu üben; so gründete er zu Gotenheim, der einstigen Filialgemeinde, einen Armenfond, und viele, darunter ansehnliche Beträge gab er im Stillen an Bedürftige. Einen großen Teil seiner Einkünfte hat er in seine reichhaltige Bibliothek und in eine umfangreiche Sammlung griechischer und römischer Münzen investiert.

Vorlesungen über klassische Literatur und Archäologie

Die Liebe zu den Sprachen des alten Hellas und Roms hat Hug schon vom Konstanzer Lyzeum mitgebracht. Als junger Theologe und Lehrer der biblischen Wissenschaften hat er sich keineswegs nun auf sein Fachgebiet spezialisiert, der Literatur und Archäologie des klassischen Altertums blieb er weiter mit großem Interesse zugewandt, sodaß man von ihm sagen konnte, Hug habe „fast alle Schriften des klassischen Alterthums gelesen“ und so eine „wahrhaft bewunderungswürdige Bekanntschaft mit der alten Literatur, der kirchlichen und profanen“ erlangt¹⁸⁷. Er selbst hat schon als junger Bewerber um einen bibelwissenschaftlichen Lehrstuhl auf seine Vertrautheit mit den alten Klassikern hingewiesen¹⁸⁸.

In Freiburg lehrte seit 1784 Johann Georg Jacobi die schönen Wissenschaften, von Josef II. als erster Protestant an die katholische Universität berufen. Er war lange Jahre eine der hervorragendsten Lehrerpersönlichkeiten, von weither kamen Studenten zu ihm und ließen sich von dem großen Kenner der Klassiker, namentlich des Virgil und Horaz, in die erhabene Welt der Antike einführen: „Die Verehrung für Jacobi pflanzte sich unter ihnen wie eine fromme Überlieferung fort“¹⁸⁹.

Wie es dazu kam, daß Hug zuerst noch an der Seite von Jacobi, und später sogar allein, über klassische Literatur und Kunstgeschichte

¹⁸⁶ Besoldungs-Auszug über die Betreffnisse des Tit. Hr. Domkapitulars Dr. Hug vom Domverwalter Meißburger. GLA 201/154. Die Bezüge setzten sich wie folgt zusammen:

1. aus der Domkapitels Caße an barem Geld 800 fl.
2. aus dem Dompfarrey Fond an barem Geld 962/30 vom städtischen Rentamt Holz im Wert von 37/30
3. aus der Präsenszstiftung dahier 500 fl.

¹⁸⁷ Vgl. *A. Maier*, 29.

¹⁸⁸ Vgl. oben.

¹⁸⁹ Vgl. *H. Schreiber*, III, 143.

Vorlesungen hielt, schildert er selbst auf folgende Weise: „Inzwischen äußerte sich Dereser gegen den H. Curator von Ittner, daß er mich besonders geeignet fände, exegetische Vorlesungen über die griechischen Classiker zu geben. So etwas durfte man diesem Herrn nicht zweymal sagen. Der höchste Hof hatte gnädigst die Verbesserung meines Gehalts beschlossen; der Herr Curator trug darauf an, diese Verbindlichkeit daran zu knüpfen, ohne mich übrigens der biblischen Exegese zu entledigen. Mein ehrwürdiger und verdienter College Jacobi hatte über griechische Schriftsteller zu lesen keine Zuhörer gefunden¹⁹⁰. Jene Zeit über, als ich allein lehrte¹⁹¹, hatte ich die Gewohnheit, sobald die jungen Leute im Bibelgriechischen ein wenig festen Fuß gefaßt hatten, einen classischen Auctor grammatisch nebenher zu behandeln. Schüler anderer Facultäten nahmen daran Theil, die Gräzisten mehrten sich; das Gymnasium hat schon Lehrer aus ihnen. Auf diese Weise konnte ich, nach einem Zwischenraum von beynahe dritthalbhundert Jahren¹⁹², seit den Tagen Johann Hartungs, wieder philologische Vorlesungen über griechische Auctoren eröffnen¹⁹³. Sie sind fortwährend emsig besucht: ich wänhte etwas zur Verbesserung des Unterrichts an unserer Schule gewirkt zu haben“¹⁹⁴.

Hug hat achtundzwanzig verschiedene Vorlesungen über klassische Literatur und Archäologie an der Universität Freiburg gehalten, und zwar in folgender zeitlicher Reihenfolge:

Suetonius, Hekuba und Medea des Euripides, Mythus der Griechen, Reden des Cicero pro Marcello und pro Qu. Ligario, Philoktetes des Sophokles, Ausgewählte Satyren des Juvenal, Ausgewählte Stücke aus Theokrit, Poetik des Aristoteles, Prometheus des Aeschylus, Phädon des Plato und Apologie des Sokrates, Tage und Werke des Hesiodus, Iliade, Rede des Demosthenes de corona, Plutus des Aristophanes, Geschichte der griechischen Bildnerei¹⁹⁵, Wolken des Aristophanes, Rede des Isokrates „Peri thäs antidoseos“, Iphigenia zu Aulis von Euripides, Literatur der Griechen und Römer, Homerische Hymnen

¹⁹⁰ Jacobi war schon gebrechlich, außerdem standen ihm die griechischen Autoren nicht so nahe wie die lateinischen.

¹⁹¹ In den Jahren 1792–1807.

¹⁹² Nämlich seit ca. 1550. Vgl. folgende Anmerkung.

¹⁹³ Johannes Hartung, berühmter Gräzist, kam 1546 an die Universität Freiburg, wo er bis 1579 mit außerordentlichem Erfolg dozierte. Vgl. *H. Schreiber*, II, 197–210.

¹⁹⁴ Vgl. Erläuterungen (Anm. 129) S. 2f.

¹⁹⁵ Vollständiger Titel der Vorlesung. Runde Bildnerei, ihre Entwicklung in allen Stoffen bis auf Theodor von Samos; ihr Fortgang zur schönen Kunst bis Polyklet; Verschiedenheit der Schulen; ikonische Bildnerei, ihre Höhe mit Lisippus; Zuflucht der Kunst zu den Ptolemeern; Rückkehr in ihr Vaterland; ihre Auswanderung nach Rom und ihr Zer-

auf Apollo und Hermes, Agamemnon des Aeschylus, Thucydides Buch I und II., Panegyrikus des Isokrates, Pindar und Horaz, Alcestis von Euripides, Sophokles Ödipus Tyrannus, Xenophon de republica Atheniens. et Lacedaemon^{195a}.

Über diese einmalige Leistung eines theologischen Lehrers auf einem Gebiet, dem er von Amtswegen nicht verpflichtet war, kann man nur staunen. Man würde diese Leistung in der Literatur zu Hug gerne stärker betont sehen. Um so mehr glauben wir, auf sie deutlich hinweisen zu dürfen, nicht zuletzt darauf, daß Hug vier Jahre allein über klassische Literatur in Freiburg gelesen hat (1813–1817), bis in Professor Deubner ein Nachfolger für Jacobi gefunden war. Es fällt auf, daß von allen diesen Vorlesungen nur eine einzige Mappe „Materialien zur klassischen Philologie und Altertumskunde“ im Nachlaß Hug enthalten ist. Man möchte annehmen, daß Hug auch die Manuskripte zu diesen Kollegien, wie zu den biblischen Vorlesungen, an die Universitätsbibliothek Freiburg zur Verwahrung übergeben hat. Aus Hugs Testament geht dies sogar als sicher hervor, denn hier vermacht er „der Hochschule zu Freiburg, der ich mit inniger Ergebenheit gedient habe, meine Bibliothek, d. i. alle Manuskripte und gedruckte Bücher“¹⁹⁶. Möglicherweise sind diese Manuskripte zum Teil später aus seinem Nachlaß weggenommen worden. Sie stehen leider zur kritischen Würdigung der Leistung Hugs auf diesem Gebiet nur noch in geringem Umfang zur Verfügung. Dagegen besitzen wir zu diesem Zweck sechs gedruckte Schriften, die Hug zum Verfasser haben:

Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die Untersuchungen über den Homer. 1801.

Akademisches Programm: Hannonis Periplus. 1808.

Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen. 1812. – Ein Hauptwerk Hugs.

Akademisches Programm: Lucubratio de oratione Ciceronis pro M. Marcello. 1816.

Akademisches Programm: Hesiodi Erga megalla. 1835.

Bemerkungen über die Aeginetischen Bildwerke. 1835.

fall. – Halbrunde Bildnerey über Holz- und Marmorflächen; im Erzgusse. – Toreutik in edeln Metallen zu Tempelgefäßen und Prunkgeschirren. Mikrotechnik; Myrmecidische Werke u. s. w. Daktylographik. Bildnerey in edeln Steinen, ihr Anfang und Wachstum bis Pyrgoteles; Zustand unter den Nachfahren Alexanders; ihr neues Leben unter den Römern und ihre Erhaltung bis auf Severus. Steine, welche bearbeitet wurden. – Zustand der mechanischen Vorrichtungen zu ihrer Behandlung.

^{195a} Univ.-Archiv Freiburg. Handbibliothek. Vorlesungsverzeichnisse.

¹⁹⁶ Testament Hugs, S. 2. Univ.-Archiv Freiburg. Theol. Fak. V c 3

Die große Vertrautheit Hugs mit der klassischen Literatur und Kultur des Altertums tritt aber auch in seinen Werken zu biblischen Themen auf Schritt und Tritt in Erscheinung. Als erstes Beispiel hierfür diene seine „Einleitung“. Schon ein flüchtiger Überblick ergibt, daß ihm Belege und Hinweise aus der klassischen Literatur in reicher Fülle in die Feder fließen – die Angaben zu folgenden Autoren sind aus der dritten Auflage (1826) der „Einleitung“ entnommen:

Band I: Tacitus S. 12, 27, 108. Philostratus S. 14. Seneca S. 25. Horaz S. 25. Cicero S. 25. Suetonius S. 27, 163. Plinius S. 106, 107. Juvenal S. 108. Martialis S. 108, 109. Herodot S. 277.
 Bd. II: Livius der Jüngere S. 32, 37, 409, 423, 424, 445, 606. Suetonius S. 43, 124, 219, 326, 327, 391, 392. Seneca S. 45, 124, 381. Tacitus S. 126, 219, 317, 326, 354, 417, 423, 424, 534, 547. Thucydides. S. 133. Quintilianus S. 124. Cicero S. 276, 356, 366, 389. Plutarch S. 323, 350, 606. Platon S. 350. Xenophon S. 409. Livius S. 340, 355, 366, 367, 450, 451. Lucianus S. 341, 358. Cornelius Nepos S. 367.

Zu diesen Zitaten klassischer Autoren finden sich in beiden Bänden der Einleitung sehr zahlreiche weitere Hinweise etwa zur Entstehung und Verbreitung der griechischen Schriftzeichen und Sprache, zur griechischen und römischen Profan- und Religionsgeschichte, zum griechischen und römischen Recht und Brauchtum, zur klassischen Kunst, zur griechischen und römischen Numismatik, zu Inschriften aus dem klassischen Kulturkreis, um nur dieses zu nennen. Nicht zuletzt durch diese zahlreichen Exkurse macht Hug den politischen und kulturellen Hintergrund sehr deutlich, aus dem die Bücher des Neuen Testaments hervorgegangen sind.

Ein zweites Beispiel dafür, wie sehr Hug in der griechischen und römischen Klassik zu Hause war, ist seine beachtenswerte Abhandlung „Ist das Entstehen des Christentums auf natürliche Weise erklärbar“¹⁹⁷. Darin kommen folgende Schriftsteller vor:

Aelius Aristides S. 178, 181, 186. Appianus S. 182. Seneca S. 183, 184, 185, 195. Cicero S. 183, 203, 232. Plinius S. 184, 195, 206, 209, 213, 223. Juvenal S. 185. Xenophon S. 190. Salust S. 193. Plutarch S. 191, 231, 232. Dionysius Halicarnassus S. 192, 193. Terentius S. 194. Lucianus S. 197. Suetonius S. 204. Epiktet S. 213. Minucius F. S. 207.

Zweifellos gehörte Hug zu den bedeutenden Altphilologen und Kennern des klassischen Altertums. Zusammen mit Jacobi hat er in Wort und Schrift dem Neuhumanismus an der Freiburger Universität Eingang verschafft. Seine Vorlesungen aus dem Gebiet der klassischen Literatur und Kunst waren äußerst gut besucht. Hug selbst gibt öf-

¹⁹⁷ In: Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, VII, 1834, S. 176–244. Im folgenden abgekürzt mit: Zs. f. d. G.

ters die Zahl von dreihundert und mehr Zuhörern an¹⁹⁸. Wie in den biblischen Vorlesungen hat er auch hier mehr die philologischen und historischen Aspekte herausgestellt, weniger die aesthetischen. H. Schreiber weiß zu berichten: „Denselben Gang, wie in den biblischen Schriften, schlug seine Critik auch in profanen, namentlich humanistischen ein. Er war hier Antipode und eben dadurch Ergnzer des Aesthetikers Jacobi . . . Es war für die Studierenden eine der interessantesten Erscheinungen, aus seinen Vorträgen in jene von Jacobi zu übergehen. Dort vor Allem Prüfung des Textes dem Wort und der Sache nach, keine Stunde ohne ernste oder witzige Ausfälle auf Abschreiber, Herausgeber und Erklärer, stets lebhaft anregender Widerstreit; hier storungsloser Genuß des Erhabenen und Schönen, Wanderung an des Lehrers Hand durch einen Blumengarten, wo ohne deren Beihilfe Manches, was nun entzückte und begeisterte, vielleicht nicht aufgefunden worden wäre“¹⁹⁹. Für die Wertschätzung, die Hug in den Kreisen der angesehenen Altphilologen genoß, spricht die Tatsache, daß kein geringerer als der berühmte Heinrich Voß Hug eines seiner Werke mit persönlicher Widmung dediziert hat²⁰⁰. Auch die Berufung des Preußischen Staatsministeriums, im Jahr 1816 eine Professur und gleichzeitig die Stelle eines Oberschulrats für die ganze Rheinprovinz zu übernehmen, weist in die gleiche Richtung; Wilhelm von Humboldt dürfte bei dieser Berufung Hugs noch mitgewirkt haben.

Hug sprach es ofTERS aus, daß die Bibelwissenschaft der klassischen Philologie zu großem Dank verpflichtet ist: „Es war die classische Philologie das Vorbild für die biblische; diese lernte von jener; denn beide hatten, abgesehen vom Profanen und Heiligen, den gleichen Gegenstand ihres Strebens: die Lauferung und Erlauferung der kostbaren Hinterlassenschaft des Alterthums“; wie „die classische Literatur bedachtlichen Ganges die alten Handschriften überall aufspuret, umsichtig vergleicht und wieder vergleicht, um den Text der Schriftsteller aufs richtigste zu geben“, so und nicht anders muß es die biblische Wissenschaft halten; Hug verurteilte scharf das Abgehen von dieser seiner Ansicht nach einzig richtigen Arbeitsmethode, etwa bei dem Heidelberger H. E. Paulus und seiner „sogenannten höheren Kritik“, die darin bestand, daß man „nicht etwa nur Worte und Sätze, son-

¹⁹⁸ Gesuch um Pensionierung vom 6. 4. 1827. Univ.-Archiv. Theol. Fak. V c 3.

¹⁹⁹ Vgl. *H. Schreiber*, III, 152.

²⁰⁰ Befindet sich in der Bibliothek des Suso-Gymnasiums Konstanz. Nr. Eb. 487. (Textausgabe: Albius Tibullus und Lygdamus. 1811).

dern ganze Abschnitte aus den heiligen Urkunden ausmerzt aus Gründen ohne Haltung und öfter nur aus Einbildungen“, zum Beispiel aus der „Einbildung“, daß es Wunder nicht geben könne; „diese großartige Kritik, die wenig Mühe kostet, und sich mit Zweifeln, Voraussetzungen und Ersinnungen behilft“, die es verschmäht, „sich durch den Text fesseln zu lassen, den man selber zu machen die Kunst gefunden hat“, hat in Hug ihren erbitterten Gegner gefunden²⁰¹. Was die Bibelwissenschaft von der klassischen Philologie und ihren Hilfswissenschaften gelernt hat, „das kleingeistige“²⁰² mühevoll Vergleichende alter Handschriften, um den Text bis auf jede Kleinigkeit sorgfältig zu constituieren“²⁰³, das muß sie aus Gewissenhaftigkeit unbedingt beibehalten. Die klassische Literatur selbst, namentlich jene, die unmittelbar vor und während der Entstehung der neutestamentlichen Schriften zu Tage getreten ist, bleibt nicht weniger von großem Wert für die Bibelwissenschaft. Von dieser Literatur gilt bis zu einem gewissen Grad, was Hug einmal im eminenten Sinn von den Schriften des Flavius Josephus festgestellt hat: „Wir erhalten ein Gemälde der Zeiten, die dem Erlöser vorangingen, dann des Zeitraumes, in dem er lehrend auftrat, und in welchem die Apostel in Palästina die ersten Gesellschaften seiner Bekenner gesammelt haben, und erlangen nicht bloß ein Erkenntniß der persönlichen Verhältnisse und Interessen, sondern der Denkart und des sich eigenthümlich entwickelnden Volksgeistes“²⁰⁴. Für Hug war seine ausgedehnte Kenntnis der klassischen Literatur eine schier unerschöpfliche Fundgrube, um aus ihr Worte, Bilder, Begriffe, Vorstellungen, Ereignisse des Neuen Testaments zu veranschaulichen, kritisch zu prüfen, vergleichend miteinander in Beziehung zu setzen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn Hug als Kenner der klassischen Literatur und Kunst gelegentlich eingehender gewürdigt würde.

Das historische Interesse Hugs

Nicht nur gelegentlich, sondern oftmals stellt man fest, daß Hug geschichtlichen Themen gleichfalls großes Interesse entgegengebracht hat. Zum Teil traten historische Fragen von selbst in seinen Blick, sowohl bei Behandlung der biblischen Einleitungsprobleme als auch bei der kritischen Exegese der biblischen Schriften. Es waren aber

²⁰¹ Vgl. Zs. f. d. G., V, 1830, 144 f.

²⁰² kleingeistig = exakt.

²⁰³ Zs. f. d. G., V, 1830, 145.

²⁰⁴ Ebd. I, 1828, 188.

auch historische Themen außerhalb seiner eigentlichen Wissenschaft, die ihn lebhaft beschäftigt haben. In seinem Schrifttum nehmen geschichtliche Arbeiten einen nicht zu übersehenden Platz ein, manche handschriftliche Materialien, zum Teil von fremder Hand, ebenfalls geschichtlichen Inhalts, befinden sich in seinem Nachlaß. Bezeichnend für Hugs Verhältnis zur Geschichte sind einige Sätze aus einem Brief an den Schweizer Historiker Eutyck Kopp²⁰⁵: „... muß ich Ihnen meine Freude darüber erklären, daß Sie sich der Geschichte zugewandt haben. Ich fühle mich jeher zu ihr hingezogen, ungeachtet ich in ihrem Umgange manche mißvergnügte Stunde hinbrachte. Ach lieber Freund, was haben die Völker für eine Geschichte; wie wohl wird einem wieder ums Herz, wenn man in Mitte schändlichen Treibens einer großen Seele begegnet, die unbefleckt von der Zeit im Kampfe für das Gute siegte oder herrlich untergieng! Freund, wählen Sie sich einen schönen Theil der Geschichte: alles rein werden Sie nie finden; aber die Völker in Erniedrigung und in Verworfenheit bewegt zu sehen, ist ein grauser Anblick!²⁰⁶“

Selbstverständlich war es vor allem die Kirchengeschichte, die Hug besonders gefesselt hat. Er hatte eine klare Meinung über die Grundsätze und Richtlinien, die aller kirchenhistorischen Forschung und Lehre zugrundeliegen mußten. Hier stimmte er völlig mit dem protestantischen Theologen C. Ullmann überein, dessen Werk über Gregor von Nazianz Hug »eine musterhafte Forschung im kirchenhistorischen Gebiet« nannte²⁰⁷. In seiner Zeitschrift brachte er längere Auszüge aus einer akademischen Rede Ullmanns »Über die Stellung des Kirchenhistorikers in unserer Zeit und einige besonders wesentliche Eigenschaften desselben²⁰⁸. „Der besonnene Kirchenhistoriker, der seinen Beruf kennt und von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist, ... muß nothwendig die Freiheit behaupten, die ihm das Christentum und die Wissenschaft zusichern“, meinte Ullmann, und Hug stimmte ebenso zu, wenn er deshalb vom Historiker verlangte, sich von keiner Seite beeinflussen zu lassen, sondern „besonnen, ruhig, unpartheiisch, vom christlichen Geist beseelt“ zu sagen, was er für geschichtlich richtig hält. Solche zuverlässigen Aussagen kann man jedoch nur aufgrund von „unverdrossener, strenger und kritischer“ Erforschung aller erreichbaren Quellen

²⁰⁵ Überbringer des Briefes war der Student Anton Speiser, den Hug wegen seines soliden Strebens lobte.

²⁰⁶ Brief v. 18. 3. 1837. Zentralbibliothek Luzern. Handschriftenabteilung.

²⁰⁷ Zs. f. d. G. IV, 1829, 189.

²⁰⁸ Ebd., 189-199.

machen, „die das Kleinste nicht verschmät, und zugleich mit ruhigem, unbefangenen Blick das Ganze umfaßt“. Der Kirchenhistoriker werde sich nicht scheuen dürfen, auch die dunklen Seiten der kirchlichen Vergangenheit darzustellen, im ganzen aber doch bestrebt sein, die einmalige Größe und Unvergleichlichkeit des Christentums anhand der geschichtlichen Fakten aufzuzeigen, „denn es ist eine ächte, es ist die höchste Gabe der göttlichen Liebe an unser Geschlecht“. Kirchengeschichte muß positive Grundtendenz haben, was nicht heißt, daß sie „kein Urtheil mit Kraft und Schärfe fällen kann, sondern alles mit einer farbenlosen Gleichgiltigkeit übertuscht, die das Gute nur halb lobt, das Böse nur halb tadelt und auch die Lüge und Heuchelei mit Schonung behandelt“. Hug identifizierte sich selbst so sehr mit diesen Gedanken, daß er den Wunsch äußerte, eine nach solchen Prinzipien gearbeitete Kirchengeschichte bald besitzen zu dürfen – auf katholischer Seite sollte erst Ignaz Döllinger mit seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ (2 Bde. 1836/38) diesem Bedürfnis nachkommen.

Die erste historische Arbeit Hugs war sein „Versuch einer Geschichte des Bisthums Konstanz bis auf Carl den Großen“ in Wessenbergs „Geistlicher Monatsschrift“ (1802). Reiches geschichtliches Material ist sodann in seinen Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker“ (1812) enthalten. Von Bedeutung für die Freiburger Theologie- und Universitätsgeschichte sind Hugs Gedenkreden auf Engelbert Klüpfel (1811), Ferdinand G. Wanker (1824) und Josef A. Schinzinger (1828); wertvoll für die badische Landesgeschichte ist seine große Rede auf Großherzog Karl Friedrich (1828), ähnlich für die Freiburger Bistumsgeschichte Hugs Gedenkrede auf Erzbischof Bernhard Boll (1836). Diese Gedenkreden sind Kleinodien in Hugs Schrifttum. Weitere literarische Arbeiten aus dem Gebiet der Kirchengeschichte hat Hug in der von ihm gegründeten „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg“ (1828–1834) veröffentlicht – auf diese Arbeiten möchten wir nachher näher eingehen. Nicht vergessen darf werden, was sich an handschriftlichem Material zur Geschichte in Hugs Nachlaß befindet: eine Arbeit über den Feudalzustand, eine große Materialsammlung über die Erfindung und Verwendung des Schießpulvers²⁰⁹, schließlich eine umfangreiche Sammlung von Auszügen aus Urkunden, Chroniken, Inschriften u. a.

²⁰⁹ Schon 1815 war Hug damit beschäftigt, wie ein Brief an den Schaffhauser Historiker Müller vom 6. 4. 1815 zeigt, in dem er Aufschluß über Bruder Bertholds Aufenthalt in Zürich erbittet. 1837 war die Arbeit immer noch nicht fertig, doch hielt Hug am Plane fest, „den Freiburgern gern die Ehre der Erfindung der neuen Feuerwaffe und ihres Berthold zu retten“. Brief an Eutyh Kopp. A. a. O.

Die Reihe der kirchengeschichtlichen Arbeiten in der „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg“²¹⁰ eröffnet Hug mit einer großen Besprechung des „Athanasius“ von Joh. Adam Möhler, erschienen 1827. Im Juni des vorangegangenen Jahres hatte Hug als Dekan Möhler zur Übernahme der kirchengeschichtlichen Professur in Freiburg eingeladen; wäre damals in der Fakultät Einigkeit bestanden, hätte Möhler unter Umständen den Ruf nach Freiburg angenommen²¹¹. Das bedeutsame dogmengeschichtliche Werk des jungen Tübingers dem badischen Klerus vorzustellen, war ein Anliegen, dem Hug in seiner Abhandlung – zu einer solchen wurde seine Rezension – mit viel Liebe nachgekommen ist²¹². Er lobte die „Sachkenntniß“ und „den schönen Plan“ des Werkes, begrüßte die klaren Richtigstellungen mancher irriger Auffassungen in der zeitgenössischen protestantischen Literatur und bemerkt sodann: „Die Schilderung, welche der Herr Verfasser von dem Character und der Geistesrichtung des Heiligen gegeben hat, ist so schön, mit solcher Wärme und mit solchem Aufschwunge des Gemüthes abgefaßt, daß sie Recensent in ihrem ganzen Umfange hier mittheilte, wenn es der Raum erlaubte“. Hug hob anerkennend einzelne Exkurse in Möhlers Schrift hervor, zum Beispiel denjenigen über das orientalische Mönchtum, „welches für die Gestaltung des Abendlandes große Folgen hatte“²¹³ oder den Vergleich der Trinitätslehre des hl. Hilarius mit derjenigen des Athanasius²¹⁴. Den Hauptteil seiner Abhandlung widmete Hug der Darstellung des ereignisreichen Kampfes des Athanasius gegen den Arianismus, in dem „er sich als einen Pfeiler und Haltpunct in der Mitte der Kirche“ stellte, „um den sich alle sammeln konnten, denen der alte Glaube lieb war“²¹⁵. Die Tatsache, daß bei Athanasius Schrift und Kirche unzertrennlich zusammengehören, und daß man zur richtigen Interpretation der Schrift „die Grundanschauung von Christus und seinem Erlösungswerke, wie sie die Kirche darbiete, mit sich bringen müsse, und alles Einzelne in

²¹⁰ Über die Zeitschrift vgl. unten S. 119–123.

²¹¹ In der Fakultät gab es zwei Richtungen, die deutlich in Erscheinung traten, als im WS 1824/25 der Lehrstuhl für Kirchengeschichte wiederbesetzt werden sollte. Reichlin-Meldegg war Kandidat der Professoren Werk, Schinzinger und Nik, für den Rastatter Vikar Gaß setzten sich Hug, Kefer und Buchegger ein. Vgl. *Eugen Säger*, 133. Auf Möhler haben sich beide Richtungen offenbar geeinigt, doch blieben die Gegensätze weiterbestehen, was Möhler zur Ablehnung bewogen hat.

²¹² Zs. f. d. G. II, 1828, 151–184.

²¹³ Ebd., 177.

²¹⁴ Ebd., 180.

²¹⁵ Ebd., 183.

diesem Geiste auffassen solle“, hat Hug eigens betont, offenbar, weil es auch ganz seine Ansicht war²¹⁶.

Im gleichen Heft der Zeitschrift befaßte sich Hug mit Erasmus von Rotterdam, einer Gestalt, die ihn begreiflicherweise besonders fesselte. Zeitgenossen meinten, zwischen dem großen Erasmus und dem Freiburger Bibelwissenschaftler und Humanisten Hug bestünden unverkennbare Übereinstimmungen. Auch Hugs Aufsatz über Erasmus hat die Form einer Rezension²¹⁷. Es ist ihm unmöglich, einige Thesen dieser Erasmusbiographie ohne energischen Widerspruch hinzunehmen. Aber indem er sich kritisch damit auseinandersetzt, entsteht gleichsam beiläufig, in Wirklichkeit aber gewollt, ein glänzender Essay über Erasmus, wie Hug ihn sah. Was der Berliner Autor verpaßte, nämlich „eine treue und ausführliche Schilderung des Zeitalters, in welchem Erasmus geboren wurde, um sich daraus die Richtung seines Wirkens zu deuten und seine Verdienste zu ermessen“²¹⁸, nimmt in Hugs knapper Darstellung einen beträchtlichen Raum ein. Es ist eine Lust, Hug bei dieser Schilderung der Zeitumstände, des Zustandes der spätmittelalterlichen Theologie, des Anbruchs der neuen Zeit zu folgen; noch mehr fesselt den Leser die einfühlsame Art, wie Hug das Charakterbild des Erasmus zeichnet; der spannendste Teil dürfte aber Hugs überzeugende Erklärung für das so oft mißverständene Verhalten des Erasmus gegenüber Luther und seiner Reformation sein: Wenn er sein Gewissen befragte, konnte er für keine der streitenden Parteien sich selbst kämpferisch einsetzen. Luther war in seinen Augen „ein nothwendiges Übel in dem allseits höchst verderbten Zustande der Kirche“, darum verteidigte er ihn immer wieder, ohne freilich Luthers Vorgehen in jeder Hinsicht zu billigen. Die große Leistung des Erasmus, die Wissenschaften, nicht zuletzt die theologischen, unermüdlich zu den Quellen zurückgerufen zu haben, hat Hug mit Recht – im Gegensatz zu dem Autor der besprochenen Erasmusbiographie – überzeugend herausgestellt.

Die nächste historische Arbeit Hugs trägt den Titel „Denkschrift zur Ehrenrettung Constantins des Großen“²¹⁹. Gegenüber Verdächtigungen, die in alter und neuer Zeit gegen Konstantin laut wurden, will er „die angefeindete Ehre des Kaisers vertheidigen, so weit ich es wahr und gerecht finde“. Gegenüber Zosimus, dem fanatischen Gegner des

²¹⁶ Ein entsprechender Text steht in Zs. f. d. G. II, 1828, 84.

²¹⁷ Zs. f. d. G. II, 1828, 190–223.

²¹⁸ Ebd., 191.

²¹⁹ Zs. f. d. G. III, 1829, 1–104.

Christentums, der in seiner römischen Kaisergeschichte den Verfall des römischen Reiches auf das Konto der von Konstantin begünstigten neuen christlichen Religion setzte, weist Hug anhand zahlreicher heidnischer und christlicher Autoren jener Zeit nach, daß der Reichsverfall längst vor Konstantin eingesetzt hat und auch von ihm nicht mehr aufzuhalten war, trotz besten Willens und mannigfacher Bemühungen des Kaisers. Hug entwirft ein eindrucksvolles Bild von den politischen, sittlichen und sozialen Zuständen im Römerreich jener Jahrzehnte, gestützt auf die ihm eigene außerordentliche Kenntnis der zeitgenössischen Literatur. Entschieden verwarft sich Hug dann gegen die globale Verdächtigung, Konstantin habe sich lediglich aus egoistisch-politischen Motiven dem Christentum zugewandt; daß politische Gründe mitgespielt haben, bestreitet er nicht, verweist aber darauf, daß Konstantins „Vorneigung für die Christen“ schon seit langem vorhanden war: „Es wurde ihm deßfalls ein Glück, dessen die Fürsten oft entbehren müssen, zu Theil, daß die Forderungen der Politik und die Anregungen des Herzens sich freundschaftlich begegneten“²²⁰. Ziemlich lang verweilt Hug bei der Frage, wie die dem Kaiser vor Rom zuteil gewordene Lichterscheinung zu beurteilen ist. Mit dem berühmten Literaturhistoriker und Philologen Joh. Albert Fabricius hält Hug sie für echt und nicht für eine Erdichtung des Kaisers, wie behauptet wurde. Die dunklen Schatten, die das spätere Leben des Kaisers verdüstern und ihn selbst in ungünstiges Urteil von mancher Seite gebracht haben: der Mord am Sohne Crispus, an der Gemahlin Fausta, am Schwager Licinius und manchen anderen aus seiner Umgebung – sind in Hugs Darstellung keineswegs übergangen, doch glaubt er, angesichts der Hofränke, Intriguen, Lügen und Heimtücken, die den schauerlichen Untaten vorausgingen und dem Kaiser den Blick für die Wirklichkeit völlig nahmen, feststellen zu dürfen: „Die Mordgeschichten . . . gehören unter die Leiden, nicht aber unter die Thaten dieses Fürsten“²²¹. Man könne sie nicht übersehen, dürfe aber das Urteil über Konstantin nicht einseitig von ihnen bestimmt sein lassen. Der Titel eines Großen bleibt ihm, nicht nur weil er ein Mann mit „großen Eigenschaften“²²² war, sondern vor allem, weil er sich an eine große Aufgabe machte: „mit dem römischen Reich

²²⁰ Ebd., 51.

²²¹ Ebd., 93.

²²² Ebd., 91. „Selbst seine Feinde“, wie der ältere Aurelius Victor und Victor der Jüngere, mußten solche einräumen: „In vielem war er sehr nütze“; falsche Anklagen schlug er nieder durch die strengsten Gesetze; die guten Künste pflegte er, vornehmlich die Wissenschaften (Victor der Jüngere).

eine neue Schöpfung vorzunehmen, wovon ihm das Bedürfnis klar geworden war²²³. Sorgfältig zählt Hug im einzelnen auf, was Konstantin an organisatorischen und gesetzgeberischen Maßnahmen in die Wege leitete und verwirklichte²²⁴. Die Erhebung des Christentums zur anerkannten Reichsreligion geschah nicht nur aus Staatsräson, sie war ebenso Ausdruck der Erkenntnis des Kaisers, daß Christus die alten Götter Roms überragt und überflüssig macht.

Eine kleinere, aber dennoch erwähnenswerte Arbeit Hugs ist seine Besprechung des Handbuchs der Kirchengeschichte von Joh. N. Hortig, das J. Döllinger vollendet hat²²⁵. Hug hat die hervorragende historische Begabung des jungen Döllinger mit sicherem Blick erkannt; in seinem Werk „liegen unverkennbare Anzeigen ausnehmender Fähigkeit und eines mit Wissenschaft wohl ausgerüsteten Geistes zu Tage“²²⁶. An zwei Punkten stimmt Hug mit Döllinger nicht überein: in der Beurteilung der Vorgänge, die zur Aufhebung des Jesuitenordens führten, wo Hug die Gewichte der Schuld nicht so einseitig zugunsten der Jesuiten verteilen zu können glaubt²²⁷, und im Urteil über Joseph II., dessen kirchliche Reformpolitik bei Döllinger nach Hugs Ansicht zu einseitig verurteilt wird. Zu wenig habe Döllinger die reformbedürftige Auswucherung des Klosterwesens in Betracht gezogen, und andererseits des Kaisers Maßnahmen zur Förderung der Seelsorge nicht genügend gesehen – man versteht, daß der im josephinischen Seminar und Staat ausgebildete und zu Amt und Würde gelangte Hug hier Döllingers scharfe Kritik ablehnt. Dagegen zählt er Döllingers Darstellung der protestantischen Theologie der Neuzeit zu den vorzüglich gelungenen Partien des Buches²²⁸.

Ähnlich wie über Erasmus hat Hug auch über Johann Reuchlin ein ansprechendes, wenn auch knapper gehaltenes Lebensbild gezeich-

²²³ Ebd., 95.

²²⁴ Nach Hug bestand Konstantins große staatsmännische Leistung vor allem in der Neuorganisation des Reiches (Teilung der Gewalten), in einer sozialen Gesetzgebung, in der Gründung der neuen Hauptstadt Byzantium und in der Einführung des Christentums als einem auf großen sittlichen Ideen ruhenden Fundament des Reiches. Ebd., 94–104.

²²⁵ Zs. f. d. G. IV, 1829, 200–214.

²²⁶ Ebd., 214.

²²⁷ Der Einfluß der Jesuiten auf allen Gebieten des Lebens mußte zuletzt zu Reaktionen führen. Gewiß sei es falsch, es den Jesuiten „zu verargen“, wenn sie die sich ihnen anbietenden Möglichkeiten der Einflußnahme ausnutzten, ebenso dürfe man es aber „den Großen und ihren Ministern“ nicht zum Vorwurf machen, wenn sie darnach strebten, „sich des Einflusses eines Ordens zu entledigen, welcher die Herrschaft über die Gesinnungen aufs Vollkommenste ausübte, ohne einen Herrn in der Welt zu haben als sich Selbst“. Ebd., S. 210 f.

²²⁸ „Die verschiedenen Gesichtspunkte einzelner Schriftsteller sind deutlich aufgefaßt, und mit wenigen Worten scharf bezeichnet; eine große und verborgene Belesenheit, die nicht jeglichem auffallen kann, leitete den Hr. Verf. in dieser Ausarbeitung.“ Ebd., 214.

net²²⁹. Auch diesen bedeutenden Humanisten begleitet Hug auf den mannigfachen Wegen seines Lebens und Wirkens, dabei – wie könnte es bei ihm anders sein – besonders darauf abhebend, daß Reuchlin „der erste die griechische und hebräische Sprache in unser Vaterland verpflanzt hat“²³⁰. Eingehend wird Reuchlins Streit mit dem konvertierten Juden Hans Pfefferkorn von Köln behandelt, in den er sich – so Hug – am besten nicht eingelassen hätte. Die zur Verteidigung Reuchlins erschienenen „Epistolae virorum obscurorum“ (Schmähschrift gegen die Dominikaner) brachte zwar die ganze Welt zum Lachen, aber nach Hug war es ein Machwerk „ohne Gefühl für Dezenz“²³¹. „Ein thätiger Geist, ein ruhiges Gemüth, ein frommer und gottesfürchtiger Sinn“ waren in der Sicht Hugs die „hervorstehenden Eigenschaften“ Reuchlins²³² – damit hat Hug auch sein eigenes Porträt gezeichnet.

Die große Abhandlung „Ist das Entstehen des Christenthums auf natürliche Weise erklärbar?“²³³ ist gewiß ihrer Tendenz nach eine apologetische Schrift. Sie legt überzeugend mit einer Fülle von Argumenten dar, daß alle Versuche einer natürlichen Erklärung des Entstehens und der Ausbreitung des Christenthums in der alten Welt scheitern müssen – ohne ihn zu nennen, mochte Hug nicht zuletzt an den Heidelberger Professor Paulus mit seiner natürlichen Interpretation des ganzen Neuen Testaments gedacht haben, aber auch an manche andere Philosophen und Theologen der Aufklärungszeit. Die erwähnte Arbeit dürfte aber dennoch mit Recht unter die historischen Werke Hugs gezählt werden. Ihre Lektüre breitet ein reichhaltiges Geschichtsmaterial in meisterhafter Weise vor uns aus, Überblicke über ganze Zeiträume, Einzelheiten profan- und religionsgeschichtlicher Art in Fülle, dazu viele Informationen zur Sozial- und Gesellschaftsgeschichte Israels, Griechenlands und Roms sowie aus der Philosophie der Antike. Eindrucksvoll entwickelt der Verfasser sein großes Wissen auf allen diesen Gebieten.

Auf Studienreisen

In alte Handschriften der biblischen und patristischen, aber auch der klassischen Literatur persönlich Einsicht zu nehmen, war für einen

²²⁹ Zs. f. d. G. V, 1830, 206–226.

²³⁰ Ebd., 208.

²³¹ Ebd., 224.

²³² Ebd. 229.

²³³ Zs. f. d. G. III, 1834, 176–244.

Mann wie Hug ein elementares berufliches Bedürfnis. Schon eine erste Studienreise in den Herbstferien 1799 über Augsburg, München nach Wien brachte ihm wertvolle neue Erkenntnisse. Die Begegnung mit Wien, dem Zentrum der von ihm hochverehrten Habsburger Monarchie, war zweifellos auch für den treuen Staatsbürger Hug ein starkes persönliches Erlebnis. Drei Jahre später war er erstmals in Paris. Diese Reise im Herbst 1802 diente einem doppelten Zweck. In erster Linie ging es ihm, wie in Wien, um Einsichtnahme in alte wertvolle Handschriften; dann aber nahm er auch den offiziellen Auftrag der heimatlichen Universität mit, in Paris wegen der Wiedererlangung der elsässischen Universitätsgüter zu verhandeln. Die Universität wußte ihm Dank dafür, obwohl seine Mission nicht den gewünschten Erfolg hatte. Die Ergebnisse der beiden Reisen „setzten ihn in den Stand, sein Werk der Einleitung in das neue Testament auszuführen“²³⁴. Den guten Rat seines gelehrten Freundes Friedrich Schnurrer in Tübingen, in Paris „den Fürsten der orientalischen Literatur“ Silvestre de Sacy aufzusuchen, konnte er wegen dessen Abwesenheit nicht befolgen²³⁵.

Die zweite Reise nach Paris 1809/10 diente in erster Linie der Wiederherstellung der angegriffenen Gesundheit Hugs²³⁶. Während er diesen Zweck nur halb erreichte, hatte er auf wissenschaftlichem Gebiet einen großen Erfolg zu verzeichnen: die Untersuchung und Beschreibung des Codex Vaticanus (Codex B). Als erster Gelehrter bekam er die berühmte Handschrift genau zu Gesicht, sie war mit manchen anderen wertvollen Schätzen von Italien nach Paris gewandert. Dieser Pariser Aufenthalt dauerte von November 1809 bis Ende März 1810, lange genug, um die schwierige Arbeit zu einem guten Ende führen zu können. Der Umgang mit Handschriften war ihm inzwischen längst vertraut geworden, wie ein einziger Blick in seine kurz zuvor erstmals erschienene Einleitung zeigt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen gab er 1810 in der Schrift „De antiquitate Codicis Vaticani commentatio“ heraus. Selbstverständlich sind sie auch in die späteren Auflagen seines Hauptwerkes eingegangen. In der dritten Auflage (1826) spricht er davon auf den Seiten 273–282 des ersten Bandes. Die wichtigsten Untersuchungsergebnisse Hugs seien kurz mitgeteilt. Was das Alter des Codex Vaticanus betrifft, so glaubt er aus bestimmten Anhaltspunkten, etwa in der Anordnung der

²³⁴ Vgl. A Maier, 13.

²³⁵ Brief Schnurrers v. 5. 8. 1802. Univ.-Bibl., Freib. Nachlaß Hug. Sign. II A.

²³⁶ Vgl. oben S. 63.

Paulusbriefe sowie aus einer Bemerkung des Basilius, wonach in Epheser 1, 1 die Worte „en Epheso“ in alten Handschriften fehlen, schließen zu können, daß der Codex „gewiß um ein Merkliches vor Basilius“ (gestorben 379) entstanden ist, weil die erwähnten Worte auch in ihm fehlen; wahrscheinlich dürfe man sogar bis in die Zeit des Athanasius hinaufgehen. Aufgeschlagen bietet die Handschrift sechs Kolumnen, auf jeder Seite drei, „sodaß man getäuscht eine aufgewickelte Bücherrolle vor sich zu sehen glaubt: gleichsam als stünde man hier am Übergange von den Rollen zu den Büchern“; darum ist es auch „um Vieles breiter als hoch“, ein einmaliger Sonderfall bis auf das „berühmte Fragment des Dio Cassius“. Unschwer konnte festgestellt werden, „daß eine zweyte Hand die Schriftzüge mit neuer Dinte auffrischen mußte“, so verblaßt waren sie an manchen Stellen; übrigens auch ein Zeichen, das auf hohes Alter hindeutet. Interpunktionen sind nicht häufig, wo sie erscheinen, „sind sie von der zweyten Hand und Dinte“. Ganze Hauptstücke sind ohne jede Interpunktion. Soweit Akzente angebracht sind, stammen sie gleichfalls vom späteren Kalligraphen. Die Buchstaben selbst, sehr einfach und schön, sind alle gleich weit voneinander entfernt, kein Wort ist vom andern getrennt: „jede Linie scheint nur ein Wort zu sein“. Nur wo „eine größere Folge von Sätzen endet, ist ein leerer Raum von der Breite eines Buchstabens oder halben Buchstabens frey gelassen“. Die Initialen waren ursprünglich „von den übrigen in nichts verschieden“; eine spätere Hand hat erst größere darüber geschrieben. Das Papier ist „vom feinsten Pergamen“. Von der sogenannten Euthalischen Kapiteileilung der biblischen Bücher – Ende des 4. Jahrhunderts ziemlich allgemein verwendet – ist noch nichts zu sehen, „statt ihrer sind Hauptstücke vorhanden, die sonst nirgend wieder vorkommen: bei Matth 170, Mark 72, Luk 152 und Johannes 80“. Hug schrieb die Anfertigung des Codex einem ägyptischen Kalligraphen zu aufgrund von sprachlichen Besonderheiten, die nur in koptischen oder griechisch-koptischen Schriften vorkommen²³⁷. Der untersuchte Codex enthält das Alte und Neue Testament, von letzterem fehlen allerdings die Briefe an Timotheus, Titus, Philemon sowie die Apokalypse; der Hebräerbrief endet mit 9, 14.

Nicht ohne Genugtuung darüber, daß ein Freiburger Gelehrter erstmals mit einer Arbeit über den Codex B an die Öffentlichkeit getreten ist, schickte Universitätskurator von Ittner Hugs Arbeit zusammen mit anderen „Programmen“ der Universität an die

²³⁷ Einleitung 31826, I, 277.

Regierung nach Karlsruhe „mit desto größerem Vergnügen, da die literarische Arbeit, das Werk eines durch Kenntnisse, gelehrte Schriften und Verdienste sehr ausgezeichneten Gelehrten, ein für die diplomatische Kritik einer der ältesten Handschriften der Bibel, nämlich des berühmten Codex Vaticanus von großem Werthe ist, dessen hohes Alter man weder früher in Rom noch später in Paris, wo ihn dieser gelehrte Theologe auf der kaiserl. Bibliothek verfloßenen Winter untersucht hat, gekannt zu haben scheint“²³⁸.

Die große Erholungs- und Studienreise nach Italien vom 13. Oktober 1818 bis 15. August 1819 brachte Hug die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches. Es war schon davon die Rede, daß sein schlechter Gesundheitszustand die Ärzte veranlaßten, ihm einen längeren Aufenthalt im Süden anzuraten. Er unternahm die lange Reise in Begleitung des Freundes Wilhelm von Baden, in dessen Haus Hug oftmaliger Gast war. Voller Freude teilte er sein Vorhaben dem alten Studienfreund Joseph von Laßberg mit, der ihm darauf folgende liebenswürdige Zeilen schrieb: „Eviva il santissimo Padre! und grüße mir die alta moenia Romae! Daß Wilhelm Baden dich begleitet, ist mir lieb und auch wieder nicht! Er wird Sorge für dich tragen wie keiner; aber mein eigensinniger Freund Leonhard wird Meister sein und bleiben, und seine Gesundheit nicht wie er sollte in Acht nehmen . . . Fahre also dahin zu den Heiligen Aposteln; aber besuche ja vorher den Heil. Ambrosius z. Mayland, und seinen fleißigen Bibliothekar Angelus Majus, die armen. Mönche in Venedig und ihren neu entdeckten Eusebium nicht zu vergessen. Habe Sorge zu dir selbst und bringe mir auch etwas mit aus dem alten Latium, oder aus den unterirdischen Städten Apuliens – gleichviel was es sei“²³⁹.

Nach seiner Rückkehr aus Italien gab Hug an das Ministerium des Innern einen Bericht von seiner Reise²⁴⁰. In diesem spricht er den Dank für den gewährten Urlaub aus und schildert dann den ganzen Verlauf seiner Italienfahrt. Der Bericht lautet:

„Hochpreisliches Ministerium des Innern!

Die Meldung meiner Zurückkunft aus Italien kann ich nicht anders als mit den Äußerungen des höchsten und innigsten Dankes für die außerordentliche Gnade beginnen, mit welcher mir ein Urlaub von acht Monaten bewilligt und dann noch huldvollst auf weitere drey Monate verlängert worden ist. Wie wahrscheinlicher ich annehmen kann, daß ich durch die Fortsetzung meiner Vorträge und unter meinen gewöhnlichen Beschäftigungen langsam

²³⁸ Schreiben v. 20. 5. 1810. GLA 201/Nr. 42.

²³⁹ Brief v. St.-Georgs-Tag 1818. Bad. Landesbibl. Karlsr. Hs. 3455.

²⁴⁰ Bericht v. 18. 8. 1819. Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

abgeserbt (!) wäre, so mehr fühle ich mich zum lebhaftesten Dank verpflichtet für eine Wohlthat, welcher ich den Genuß meines gegenwärtigen Wohlbefindens und meine Erhaltung beymesse. Ein Höchstpreisliches Ministerium beliebe diesen meinen Dank eben so gnädig aufzunehmen, wie er herzlich und treu empfunden von mir dargebracht wird. .

Am 13. Aug. bin ich wieder in Freyburg angekommen, welches ich im vorigen Jahre am 13. Oktober verlassen habe. In der Hinreise nach Italien nahm ich den Weg Neufchatel, Yverdun nach Genf; von da über Annci, Aix, Chambrai, den Berg Cenis nach Turin. Hier wurde ich bedeutend krank, und weil ich in dieser ausnehmend schönen Stadt mich nicht entschließen konnte, das Bett zu hüten, genas ich nur scheinbar, und eilte dann über Vercelli und Novara nach Mayland, wo die Krankheit auf ein neues ausbrach, und die Ärzte den Stand derselben für bedenklich erklärten. Wie ich mich wieder wohler fühlte, suchte ich die Merkwürdigkeiten auf, fand mich in der Ambrosianischen Bibliothek und in den Sammlungen der Brera ein, und versuchte meine Kräfte durch eine Nebenreise nach Pavia. Als mir diese zusagte, gieng ich über Piacenza, Modena nach Bologna, und dann nach dem reizenden Florenz, reich an Denkmälern der Kunst und Wissenschaft. Nachdem ich mich in dieser Stadt sorgfältig umgesehen, in einer Zwischenreise die Universität zu Pisa und den Hafen von Livorno besucht hatte, trat ich den Weg über Siena und Viterbo nach Rom an. In Rom verweilte ich nur wenige Tage, um bald die mildere Luft des niedern Italiens zu genießen. Ich fühlte sie schon auffallend zu Capua, und noch mehr in dem herrlichen Neapel, wo ich nach und nach ein lange verlorenes Gut, meine Gesundheit wiederfand. Die Königl. Sammlungen von Neapel boten mir vielfachen Stoff zu meiner Belehrung an, so wie die Besuche von Portici, Herculanium und vornehmlich Pompei; dann die Wanderungen an den Anhöhen nach Puzzuoli, Boja, Misenum und den Überresten von Cunä; hernach die Reise über Salerno, Eboli, nach den bis zur Überraschung großartigen Bauwerken von Pästum. Nunmehr hatte ich das entfernteste Ziel, was ich mir ausgesteckt hatte, erreicht und machte mich bald zur Rückreise nach Rom gefaßt. Mit der nötigen Militärbedeckung an den meist berechtigten Strecken langte ich ohne Störung in Rom an.

Mein Aufenthalt in Rom dauerte etwa zu drey einem halb Monate – gerade so lange, bis ich mich belehren konnte, ich müßte zum wenigsten eben soviele Jahre hier zubringen, um, was zu meinem Unterrichte hier in Bereitschaft liegt, nicht zu erschöpfen, nur mit Auswahl zu benutzen. Ich schied daher, so wenig ich mich anfangs in Manches finden konnte, mit Trauer von dannen; indem ich nun erst wußte, was ich hinter mir zurücklasse, allmählig bemerkt zu werden anfang, so daß sich mir nun erst die Riegel und Zugänge öffneten, das zu Nutze zu ziehen, was unter den Tausenden, die hier ab- und zugehen, die Wenigsten zu sehen bekommen.

Um einen andern Weg einzuschlagen, gieng ich über Terni, Spoleto, Perugia, den Sitz einer neugebornen Universität, dann über Arezzo nach Florenz zurück. Nach einigen Ruhetagen setzte ich die Reise über Ferrara nach Padua fort. Die Hitze war indessen in der ersten Hälfte des Julius so hoch gestiegen, daß man selbst in diesen Gegenden böse Folgen davon besorgte, und die Reisenden liegen blieben. Obschon die Universität und die Bibliothek des Seminariums eine Beschäftigung gaben, trieb es mich dennoch

bald nach Venedig. Man hatte in Venedig 30 Grade Hitze im Schatten²⁴¹. Die Bibliothek von San Marco ist die dritte in Italien; die erste bleibt allerwegs die Vaticanische; die Laurenzianisch-Medizäische die zweyte; aber die Ambrosianische nimmt gewiß den 4ten Rang ein. Übrigens ist Venedig noch wohlhabend an Denkmälern jeder Art, die ich nicht unbeachtet ließ. Aber wie mehr ich mich meinem Vaterlande näherte, desto mehr wünschte ich dasselbe zu erreichen: ich nahm den Weg über Vicenza, Verona, Brescia, in welchen beiden letzten Städten die Domcapitel bedeutende Bibliotheken besitzen, und war am 25. Julius zu Mayland, wo ich ausruhte, und sodann zur Heimkehr die Straße über den Simplon wählte . . .

Die Sammlungen der Denkmäler für Kunst und Wissenschaft habe ich in den angezeigten Städten alle, nach Maßgabe des Unterrichtes, den sie mir gewährten, und der Zeit, die ich darauf wenden konnte, besucht. Von den alten Baudenkmalern ist mir schwerlich eines der wichtigeren entgangen; so wie ich den classischen Gegenden, wenn sie mir auf meinem Zuge nicht zu sehr vom Wege abgelegen waren, die nötige Aufmerksamkeit gewidmet habe. Die Universitäten erregten wegen des Handwerkes²⁴² meine besondere Neugierde, weswegen ich ihre Vorrichtungen oder das Material besichtigte, mich mit dem Lehrplan bekannt machte, und mit jenen Lehrern, denen die öffentliche Meinung ein ausnehmendes Verdienst zuerkannt hat.

Freyburg am 18. Aug. 1819.

gez. Joh. Leonhard Hug, geistl.
Rath und Professor“.

In seinem Nachlaß befindet sich ein umfangreiches Heft „Notizen von einer italienischen Reise“²⁴³. Es würde viel zu weit führen, wollte man die Gedanken, Beobachtungen und Bemerkungen wiedergeben, die er angesichts alter Handschriften, Münzen, Kunstwerke der Antike und der christlichen Zeit niedergeschrieben hat. Wertvoll waren für Hug auch die Bekanntschaften, die er mit berühmten Gelehrten Italiens gemacht hat. In Bologna kam er mit dem vielbewunderten Mezzofanti zusammen, der noch nach Jahren sich gut des Besuchers aus Freiburg erinnern konnte²⁴⁴. In Rom lernte er den Direktor der Vatikanischen Bibliothek kennen, den in aller Welt angesehenen Kardinal Angelo Maji. Zweifellos bildete diese große Reise im äußeren Lebensablauf Hugs einen markanten Höhepunkt.

Auf der Reise hat Hug auch zwei Briefe an Wessenberg geschrieben. Offenbar bekam er von diesem Aufträge mit, die er in Rom erledigen sollte. Aus dem ersten Brief vom 15. Februar 1819²⁴⁵ erfahren wir, daß Hug noch in Mailand „sehr krank“ war und „so ließ ich eine Zeit

²⁴¹ Nach Celsius höher!

²⁴² Handwerk = Handschriften?

²⁴³ Univ.-Bibl. Freib. Sign. II A.

²⁴⁴ Mitteilung von A. Maier, 15.

²⁴⁵ Univ.-Bibl. Heidelb. Hs. 679.

lang alles liegen, und dachte weniger an die Beschäftigungen des Lebens, als an das Ende desselben“; auf dem Weg nach Florenz, wo Hug den Brief geschrieben hat, sei sein Reisegefährte erkrankt, nach dessen Genesung habe ihn selbst eine Unvorsichtigkeit auf dem Heimweg von Livorno fast das Augenlicht gekostet. Diese Mißgeschicke trübten sehr den Beginn der Reise, sodaß Hug am liebsten wieder umgekehrt wäre: „Durchaus will es mir in diesem schönen Italien nicht heimlich werden, so ausgezeichnet auch meine Aufnahme in jenen Kreisen ist, die ich meinem Berufe gemäß aufsuche. Mein Gemüth war durch viele Jahre mit unausprechlicher Sehnsucht nach diesem Lande hin gerichtet, und nun würde ich den Guten Engel preisen, der mich über diese schneebedeckten Alpen trüge und meinem Vaterlande näher brächte. Und nun sagen mir verständige Männer, dieser Wunsch werde noch viel lebhafter werden, wie weiter ich in Italien komme.“ Beachtenswert ist Hugs abschließende Bemerkung zur politischen Lage in Italien nach dem Wiener Kongreß „Wenigst scheint die geistliche Regierung (= Kirchenstaat), die sich in Italien allein erhalten hat, den Forderungen nicht mehr zu entsprechen, welche gebildete Zeiten an Regierungen machen.“

Auch im zweiten Brief an Wessenberg, ebenfalls in Florenz geschrieben, gegen Ende seiner Italienreise am 24. Juni 1819, klingt Heimweh durch und Enttäuschung über den niedrigen Bildungsstand des italienischen Volkes. Hug meinte: „Langsam, wie es der Gesundheitszustand meines Reisegefährten und meine eigene Schwächlichkeit erlaubt, gehe ich dem deutschen Vaterlande zu, mit dem erheiternden Gedanken, wieder unter einem verständigen und sittlichen Volke zu wohnen. Alle Werke der Kunst und Wissenschaft, und die Umgebungen der reizendsten Natur entschädigen nicht für den Umgang mit Menschen guter Art. So oft ich mir indessen auf meiner Reise dieses zu wiederholen Gelegenheit hatte, schied ich doch mit Wehemut von Rom, nicht weil ich immer, sondern weil ich länger hätte da bleiben mögen. Erst damals, als die Zeit meines Abschieds nahte, überschaute ich den ungezählten Reichthum zu meinem Unterrichte, welcher in dieser Stadt zusammengehäuft ist; erst gegen das Ende thaten sich mir die Zugänge auf, alles das nach Verlangen zu gebrauchen. Ich kam nur allmählig zu einem Ehrennamen, der mir die Ansprache einiger Personen von Rang erwarb, welche mir ihre eigenen und fremde Sammlungen öffneten: selbst der Cardinal Staats-Secretär begehrte, daß ich ihm vorgestellt werde; allein ich hatte mich bereits zur Abreise fertig gemacht und alles tief verpackt, was mir nötig war,

vor ihm zu erscheinen, und so kam ich um das Vergnügen, diesen merkwürdigen Mann näher kennen zu lernen“²⁴⁶. Die Begegnung mit Consalvi hätte sicher bei Hug einen bleibenden Eindruck hinterlassen. In Rom wohnte er im Haus des Gesandten von Holland, offenbar eines Bekannten von Wessenberg, denn Hug bekam einen Brief an ihn mit. Im gleichen Schreiben sprach Hug von zwei Anträgen des Preußischen Ministeriums, ihn nach Bonn zu bekommen; beide Einladungen habe er jedoch abgelehnt, „und nun weihe ich umso lieber den Überrest meiner Tage dem Dienste meines Vaterlandes, wie schöner jetzt seine Hoffnungen sind“. In Rom habe er auch „mit einiger Zuverlässlichkeit“ gehört, „daß Baden ein Concordat bekommen wird“; der badische Minister von Türkheim habe das Vertrauen der maßgebenden Stellen gefunden. Wollte Hug Wessenberg Hoffnung machen, in Rom vielleicht doch noch *persona grata* zu werden?

Der Wunsch, ein zweites Mal Italien und vor allem Rom aufzusuchen, blieb Hug unerfüllt; in einem späteren Brief an Wessenberg sprach er vom „Heimweh nach dem Lande, in dem ich so gerne gelebt habe“ – die Erinnerung an die weniger erfreulichen Erfahrungen der ersten Italienfahrt sind offensichtlich längst verblaßt²⁴⁷. Oft hat Hug den Gedanken erwogen, auch Palästina einmal persönlich kennenzulernen, das Land, mit dessen Topographie, Geographie und Archäologie „er sich so vertraut gemacht hatte, wie nicht leicht ein Anderer“²⁴⁸. Angesichts der großen Schwierigkeiten einer Palästinareise in damaliger Zeit und der späteren Doppelbelastung durch Professur und Inanspruchnahme im Freiburger Ordinariat mußte aber auch dieser Plan schließlich aufgegeben werden. Um so aufmerksamer verfolgte er die wissenschaftliche Literatur über Palästina, auch in seiner Zeitschrift hat er zwei sehr sorgfältige Besprechungen von Palästina-Büchern veröffentlicht, in denen er sich als Kenner der Materie bis in kleine Einzelheiten hinein erweist²⁴⁹.

Hug will 1827 in den Ruhestand

Obwohl erst 62 Jahre alt, reichte Hug am 6. April 1827 ein Gesuch um Pensionierung an das Akademische Konsistorium ein²⁵⁰. Er

²⁴⁶ Ebd., Hs. 679.

²⁴⁷ Brief vom 21. 7. 1828. Landesbibl. Stuttgart Hs. Nr. 46/3.

²⁴⁸ Vgl. A. Maier, 17.

²⁴⁹ Vgl. Zs. f. d. G. IV, 1829, 112–142 und VI, 1831, 54–68.

²⁵⁰ Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

begründete es mit dem Hinweis auf Vollendung einer vierzigjährigen Dienstzeit. Freilich kam er auf vierzig Dienstjahre nur dadurch, daß er seine Tätigkeit als Studienpräfekt im Generalseminar (1787–1790) hinzuzählte. Um seinem Gesuch Nachdruck zu verleihen, machte er auf die ungewöhnlichen Schwierigkeiten aufmerksam, unter denen er als Autodidakt sich in seine Wissenschaft einarbeiten mußte; noch mehr glaubte er sein Ziel durch ausführliche Schilderung seiner außerordentlichen Lehrerfolge zu erreichen, an denen in der Tat nicht der geringste Zweifel bestehen konnte. In Anbetracht seiner „unermüdlchen Beharrlichkeit“ im Lehramt meinte er, die Gewährung seiner Bitte um Pensionierung „mit ganzem Gehalt“ wäre „also sauer verdient“. Doch hören wir Hug selbst in seinem Gesuch:

„Die Zeit meiner Dienstpflichtigkeit naht ihrem Ende. Ich wurde im September 1787 als Studienpräfekt und Repetitor im K. K. Josephinischen Seminarium angestellt, wo ich nebst Tisch, Heizung, Wohnung und Bedienung usw. eine Besoldung von 100 fl. erhielt. Wie weit ich an diesem Platze mit Achtung gedient habe, beweist meine darauf erfolgte Anstellung an der Hohen Schule.

Daß ich an derselben mit Genauigkeit und fleißiger Vorbereitung mein Lehramt verwaltet habe, bezeugt der öffentliche Ruf und das Zutrauen der Studirenden, von denen ich lange her aus allen Fächern in jedem Semester gegen und über 300 Zuhörer zählte, die nicht durch den Studienplan gebannt, sondern wenigst zur Hälfte aus freyen Stücken gehört haben. Was ich zur Beförderung und Erweiterung der mir anvertrauten Zweige der Wissenschaft geleistet habe, ist in Teutschland bekannt und auch weiter außer den Grenzen unseres Vaterlandes. Den neuesten Beweis meines Fleißes, die 3. Auflage der Einleitung in das neue Testament, nehme ich mir die Freiheit hier anzuschließen.

Ich haben keinen Unterricht in den Wissenschaften empfangen, die ich lehrte, weil sie damals erst in den Plan der theologischen Studien in den K. K. Staaten aufgenommen wurden. Die Stelle eines Studienpräfekten wurde mir gegeben, weil ich ein Jahr früher im Concourse für den Lehrstuhl der biblischen Wissenschaften aus eigener Belesenheit mehr geleistet zu haben schien, als die Mitbewerber . . . , aber noch zu jung war die geistlichen Weihen zu empfangen und als Professor der Theologie angestellt zu werden. Dieses sey nicht gesagt zum eigenen Lobe, sondern um darauf aufmerksam zu machen, mit welchen Schwierigkeiten ich gerungen, und welche unermüdlche Beharrlichkeit ich ihnen entgegengesetzt habe, um meinen Beruf mit Ehre zu erfüllen. Ich habe bey weitem mehr darauf verwandt, als ich meinem Amte schuldig war: vieles Geld, den frühen Morgen, den Abend und einen Theil der Nacht. Gilt die Rechnung nach Canzleistunden, so diene ich nicht vierzig, sondern gegen achtzig Jahre.

Die Ruhe mit ganzem Gehalt, um die ich bitte, ist also sauer verdient. Wünschen Sie, verehrteste Mitbrüder, mir Glück dazu, Ihrem Freunde, und dem wärmsten herzlichsten Freunde der Hohen Schule, und begleiten Sie

diesen Wunsch mit Ihrer Empfehlung an die höchste Stelle, die über die Gewährung meiner Bitte auszusprechen hat.

Freiburg am 6ten April 1827.

Joh. Leonhard Hug.
Geistl. Rath und ordtl. Professor“.

Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß Hug hier die eigentlichen Gründe für sein Gesuch um Pensionierung nicht genannt hat. Freilich können wir solche nicht aktenmäßig belegen, dennoch dürften folgende Vermutungen viel für sich haben. Zunächst war es zur Zeit, da Hug sein Gesuch einreichte, zwischen dem designierten ersten Erzbischof Bernhard Boll und ihm so gut wie ausgemacht, daß er in das zu bildende Domkapitel eintreten werde. Entweder glaubte nun Hug, der Doppelbelastung auf die Dauer nicht gewachsen zu sein, oder aber die Berufung in das Domkapitel war ihm die willkommene Gelegenheit, aus dem akademischen Lehramt, in dem er sich nicht mehr wohl fühlte, auszuschneiden – die Spaltung innerhalb der Fakultät anlässlich der Kandidatur Reichlin-Meldeggs für die Kirchengeschichte und der Einzug dieses Mannes in die Fakultät waren gar nicht in seinem Sinne. Außerdem bestand die alte Spannung zwischen ihm und dem Pastoraltheologen Franz X. Werk immer noch, Werk und Reichlin-Meldegg aber waren durch intime persönliche Freundschaft miteinander verbunden²⁵¹. So könnte die Tatsache der Vollendung seiner vierzigjährigen Dienstzeit nur der äußere Anlaß zum Gesuch um Pensionierung, der eigentliche Grund jedoch dieses ihm nicht mehr zusagende Klima innerhalb der Fakultät gewesen sein. Aus Gesundheitsrücksichten unternahm er seinen Schritt sicher nicht. Warum Hug den Entschluß zum Eintritt in das Domkapitel nicht erwähnte, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln.

Wenn Hug geglaubt hat, seine außerordentlichen Lehrerfolge während der vierzig Dienstjahre müßten zugunsten seines Ersuchens sprechen, war das Konsistorium der Universität umgekehrt der Ansicht, ihn gerade wegen seiner hohen Verdienste weiterhin in der bisherigen Tätigkeit zu erhalten. Zuerst bat der Prorektor allein Hug um Zurücknahme oder wenigstens um Aufschub seines Gesuchs. Als Hug nicht nachgab, richtete das gesamte Konsistorium einhellig die Bitte an ihn, weiter an der Universität tätig zu bleiben. In einem ausführlichen Bericht unterrichtete das Konsistorium das Ministerium des Innern in Karlsruhe von seinen Bemühungen in der Hoffnung, man werde auch von der Regierung her alles tun, um Hug von seiner

²⁵¹ Vgl. *Eng. Sager*, 134. „Ohne weiteres wurde Werks Freund Hugs Feind.“ Ebd.

Absicht abzubringen. In keinem anderen amtlichen Dokument kommt so eindrucksvoll zum Ausdruck, was Hug für die Universität Freiburg und die theologische Wissenschaft geleistet hat, sodaß der Bericht aus Freiburg vom 23. April 1827 hier im Wortlaut wiedergegeben sei:

„Es hat der ordentl. Prof. der Theologie G. R. Hug unterm 6. d. M. das hiebei angeschlossene Gesuch um Versetzung in den Ruhestand eingereicht. Sein Wunsch nach Ruhe, so gerecht er ist, kömmt der Universität nicht allein in der Hinsicht zu frühe, wenigstens zu ungelegener Zeit, weil die theol. Lehrfächer gegenwärtig nicht vollständig besetzt sind; sondern hauptsächlich darum, weil dieser ausgezeichnete academische Lehrer und Schriftsteller als die Zierde und der Ruhm unserer Anstalt im teutschen Vaterland wie auswärts bekannt und berühmt ist. Ihn, den größten der lebenden katholischen Exegeten, u. für die neuere Zeit den Gründer seines Lehrfachs; der durch Reisen (er war in Rom, Paris, Wien, Mailand, Neapel, Venedig) mit den größten Bibliotheken, Kunstschatzen u. Gelehrten bekannt ist, mit Letzteren, als einem Niebuhr, Bischof Münter in Koppenhagen, Heß in Zürich, Angelo Maji in Rom u. v. a. in Verbindung stand und fortwährend steht; nach welchem, wo immer aus unserer Mitte ein Mitglied in fremden Bibliotheken erschent, mit Ehrfurcht gefragt wird; den ausgezeichneten Lehrer, über dessen geistreiche, anziehende und classische Vorträge unter allen, die seine Schüler zu seyn das Glück hatten, nur eine Stimme ist; den berühmten Schriftsteller, dessen Einleitung in das N. T. (wovon hier die neueste Auflage angeschossen wird) das Classische in diesem Fache ist . . . ; Ihn würden wir jetzt schon, da seine Kräfte es ihm noch erlaubten, seine ruhmvolle Wirksamkeit fortzusetzen, höchst ungern aus der Reihe unserer activen Lehrer austreten sehen.

Wir haben noch andere Verpflichtungen der Dankbarkeit gegen den verehrten Collegen. Er schlug die glänzendsten Berufungen in das Ausland ab aus Vorliebe für sein Vaterland, ohne daraus selbst auch nur den Nutzen einer Einkommens Erhöhung zu ziehen. Er erhielt solche Berufungen sogar mit der Aufforderung, selbst die Bedingung zu stellen, unter welcher er in fremde Dienste treten wolle. Unserer Hochschule insbesondere hat er in früherer Zeit als Abgeordneter an den Höfen zu Paris und Stuttgart die wichtigsten Dienste geleistet; als Lehrer immer nicht bloß Vorlesungen über das ihm übertragene Lehrfach, sondern auch jedes Semester literarische und linguistische Vorlesungen, zumal über die Classiker Griechenlands und Latiums gehalten.

Diese Betrachtungen haben zuerst den unterzeichneten Prorector veranlaßt, den verehrten Collegen zu bitten, er möge sein Gesuch für einige Zeit zurücknehmen, er möge es wenigstens limitieren; sie sind uns Beweggrund, nachdem er der Bitte des einzelnen nicht nachgegeben, ihm solche Bitte nach einhelligem Beschluß durch die Gesamtheit des Consistoriums noch einmal vortragen zu lassen. Es wäre nicht zu verantworten, wenn wir zweifeln wollten, ob unsere höchste Landesregierung darein einen Werth lege, daß ausgezeichnete, berühmte Lehrer an ihren beiden Hochschulen erhalten bleiben . . . Im Vertrauen hierauf geschieht es nun, daß wir die ehrerbietigste Bitte wagen, das hohe Ministerium wolle unsere Bemühungen, den G. R. Hug von seinem Entschlusse sich in den Ruhestand zu begeben, wenigstens in so

weit abzubringen, daß er in der Zahl der activen Lehrer eingereiht bleibe, und nach freier Auswahl Vorlesungen gebe, die ihm selbst die angenehmsten seyn werden, auf irgend eine Weise, in welcher unser College Anerkennung und Werthschätzung seiner nicht geringen Verdienste um das Vaterland, um die Wissenschaft und um unsere Hochschule wahrnehmen würde, zu unterstützen geruhen“²⁵².

Zweifellos lag der Universität viel daran, einen Mann wie Hug nicht zu verlieren. Die ausführliche Schilderung seines hohen Rangs als Lehrer und Schriftsteller war keine Übertreibung. Und doch glauben wir, daß man in leitenden Universitätskreisen noch von anderen Motiven bestimmt war. Die starken liberalen Kräfte im Konsistorium²⁵³ hätten es wohl als Affront gegen sich selbst empfunden, wenn Hug seine Absicht verwirklicht hätte. Ihnen zuerst hätte man dann in der Öffentlichkeit den Verlust eines so berühmten Lehrers angelastet. Man kann auch nicht recht glauben, daß man an der Universität vom Plan Hugs, in das Freiburger Domkapitel einzutreten, nichts gewußt habe. Die Regierung in Karlsruhe wußte sicher darum – die vorgesehenen Domkapitulare wurden am 25. Juni 1827 von der Regierung akzeptiert, die Verhandlungen darüber sind aber zweifellos schon längere Zeit vorher gelaufen²⁵⁴. Für den Fall, daß auch die Universität über Hugs neue Stellung bereits im Bilde war, hätte die Bemühung des Konsistoriums auch das Ziel verfolgen können, eine künftige einseitig-kirchliche Tätigkeit Hugs zu verhindern. Darum dann der Versuch, Hug wenigstens noch zu reduzierter weiterer Lehrtätigkeit zu bestimmen.

Das gleiche Ziel verfolgte der Beibericht des Universitätskurators von Türckheim vom 5. Mai 1827. Auch er verwies auf Hugs einmalige Bedeutung für die Freiburger Universität, „das ausgezeichnetste aller ihrer Mitglieder, keinen ausgenommen“. Außerdem bedürfe man auch Hugs Mitwirkung bei der Frage der Auswahl eines künftigen Nachfolgers für ihn. Der Kurator trug geradezu auf strikte Ablehnung des Pensionsgesuchs Hugs an, allerdings „in verbindlichen Worten“, wozu man bei einem Mann wie Hug verpflichtet sei. Auch aus diesem Bericht bringen wir einen längeren Auszug:

„Das Gesuch des Geistlichen Raths Hug um Versetzung in den Ruhestand ist keineswegs durch Abnahme seiner Kräfte, sondern nur durch die ganz irrige Annahme desselben veranlaßt, daß eine zurückgelegte 40jährige Dienstzeit das Recht begründe, die Pensionierung zu verlangen, da doch

²⁵² Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

²⁵³ Wortführer waren die Professoren von Rotteck, Zell, Amann und Welcker. Vgl. *Eug Sager*, 129.

²⁵⁴ Vgl. *H. Maas*, 36f.

dadurch nur das Recht auf Belassung des vollen Gehalts im Falle einer nothwendig werdenden oder von der Regierung für gut befundenen Pensionirung begründet wird. Wenn dies aber auch ein Irrthum von Seiten des Geistlichen Raths Hug ist, so bin ich doch überzeugt, daß ihn keine gemeine Beweggründe, sondern nur der Wunsch einer zwangloseren litterarischen Thätigkeit zu diesem Schritt bewogen habe.

Allein das Wohl der Universität verpflichtet mich, so wie das academische Konsistorium, der Gewährung seiner Bitte entgegen zu treten. Es handelt sich . . . darum, der Universität den Mann zu erhalten, welcher unstreitig als ihre größte Zierde, – der ausgezeichnetste aller ihrer Mitglieder, keinen ausgenommen, betrachtet werden muß . . . Wenn von einem gewöhnlichen Manne die Rede wäre, so würde ich mich bloß auf den Antrag beschränken, das Gesuch zurückzuweisen, aber einen Mann wie Hug kann man nicht auf diese Weise abfertigen, und zur Fortsetzung ausgezeichneten Dienste nöthigen. Ich glaube daher, daß ihm von Seiten des Großherzoglichen Ministeriums in verbindlichen Worten der Wunsch zu erkennen gegeben werden sollte, ihn noch langer der hiesigen Universität zu erhalten, mit dem Beisatz jedoch, daß wenn ihm in Zukunft sein Lehramt in der bisherigen Ausdehnung zu beschwerlich werden sollte, man ihm die Beschränkung seiner Vorlesungen, selbst auf eine, überlassen wolle, jedoch in diesem Falle auf seine besondere Mitwirkung zur Wahl und Nachbildung eines für die einstweilige Aushilfe in seinem Fach und dereinstige Übernahme desselben zu bestimmenden Lehrers rechne²⁵⁵.

Auch der einflußreiche Kurator von Türkheim setzte alles daran, Hug unter allen Umständen der Universität zu erhalten, sei es auch nur mit einer einzigen Vorlesung. Wir glauben, daß ihn die nämlichen Motive leiteten, wie man sie mit gutem Grund beim Konsistorium annehmen durfte. Beide rechneten damit, daß eine Intervention der Regierung Hug zur Änderung seiner Willenskundgebung veranlassen würde. Doch das Ministerium brauchte sich in der Angelegenheit nicht mehr bemühen. Am nämlichen Tage, da der Kurator seinen Bericht an das Ministerium einreichte, gab Hug dem Konsistorium der Universität seine Bereitschaft bekannt, weiter an der Universität tätig zu bleiben. Nach seinem Schreiben war die „einmüthige Aufforderung“ seiner Kollegen der Grund für diesen seinen Entschluß. Sicher hat die geschlossene Stellungnahme der gesamten Kollegenschaft für seinen Verbleib großen Eindruck auf Hug gemacht – er war sich der Einmaligkeit eines solchen Vertrauensbeweises durchaus bewußt, zumal damit das Einverständnis verbunden war, daß Hug künftig nur noch in wesentlich kleinerem Umfang weiterlehrte. Schließlich konnte es auch von Vorteil sein, wenn ein Mitglied des künftigen Ordinariates weiter in der theologischen Fakultät und in den

²⁵⁵ GLA 201/154.

Universitätsgremien Einfluß nehmen konnte. Das Schreiben Hugs an das Konsistorium, datiert am 5. Mai 1827, lautet:

„Es ist ein Glück, die Tage, in denen ich durch die Gunst des Gesetzes mir selbst angehören kann, erreicht zu haben, und in einem solchen Zustande, der mich an den Annehmlichkeiten des Lebens noch Theil nehmen läßt. Dieses lang ersehnte Glück selbst zu verstöhren, wäre ein Vergehen, welches sich manche Stunde durch die bitterste Reue an mir rächen dürfte.

Aber, verehrteste Herren Consistorialen und Collegen, Ihre gütige und einmüthige Auffoderung (sic!), mich der Hohen Schule länger zu widmen; eine Auffoderung, so feierlich und auf eine so außergewöhnliche Weise an mich gebracht, hat mich im Innersten bewegt. Nie in meinem Leben ist mir ein größerer Beweis der Achtung widerfahren. Ich müßte derselben unwürdig seyn, wenn ich Ihnen nicht mit der bereitwilligen Äußerung entgegenkäme, fürder an den Arbeiten eines höchst ehrwürdigen Körpers Theil zu nehmen.

Nur muthen Sie mir nicht das gesamte Geschäft zu, unter dem ich doch erliegen müßte: ich biete mich an, die einleitenden Disziplinen, welche ich für die Grundlage der ganzen theologischen Unterweisung halte, wöchentlich 5 Stunden zu lehren. Dieser Erklärung, mit dem innigsten Dank begleitet, setze ich die Bitte bey, Eure Magnifizenz und ein Hochlöbliches Consistorium wolle mich fortan der Gunst und Gewogenheit würdigen, welche Sie mir oft, und in diesem Falle aufs Besonderste bewiesen haben.

Freiburg, am 5ten May 1827. Joh. Leonhard Hug.²⁵⁶

Damit war für beide Teile der Fall im Grunde erledigt. Man hatte sich auf halbem Wege verständigt. Bei der ausgesprochenen Konzilianz seines Charakters konnte und wollte sich Hug der Gegenseite nicht verweigern. Ein völliger Rückzug aus dem Universitätsleben wäre ihm übrigens sicher schwer angekommen, dafür war er hier zu viele Jahre in seinem Element gewesen. Auch die Vergünstigung, künftig nur noch die Einleitungswissenschaften dozieren zu müssen, war zu verlockend, als daß er hier nicht eingewilligt hätte – sie waren das wissenschaftliche Terrain, auf dem er sich ganz besonders wohl fühlte. Wenn er diese Disziplinen die Grundlage der gesamten Theologie nannte, wollte er sicher die übrigen Zweige der Theologie in keiner Weise abwerten, aber ohne gründliche biblische Studien kam seiner Überzeugung nach eine zeitgemäße Theologie nicht mehr aus. Man muß an das Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Priesterausbildung denken, in dem das Bibelstudium „gleichsam die Seele der ganzen Theologie“ genannt wird (Art. 16).

Als im Oktober 1827 die Ernennung Hugs zum Mitglied des Freiburger Domkapitels offiziell bekanntgegeben war, hielt Kurator von Türkheim es für angebracht, daß die grundsätzliche Frage entschieden werde, ob gleichzeitige Mitgliedschaft in Fakultät und

Domkapitel wünschenswert sei. Wahrscheinlich befürchtete man in gewissen Universitätskreisen, damit trüge man nur zur Stärkung der kirchlichen Positionen bei. Doch selbst wenn das Ministerium solche Befürchtungen geteilt haben sollte, konnte es unmöglich ein Verbot der Mitgliedschaft in beiden Körperschaften aussprechen, ohne daß dies als offene Kampfmaßnahme gegen die im Entstehen begriffene katholische Kirche Badens verstanden worden wäre. Und so schrieb man an den Kurator: „Man findet sich im vorliegenden Falle um so weniger veranlaßt, auf Erörterung der Frage einzugehen, ob künftig die Stelle eines Domkapitulars mit jener eines Professors an der Universität vereinbar sey, als die ausgezeichneten Kenntnisse u. Lehrertalente des Geistl. Raths Hug unter jeden Verhältnissen höchst wünschenswerth machen, daß er dem Lehrfache sich widme, solange seine Körperkräfte es gestatten, und auf der andern Seite der Rücktritt desselben aus der Reihe der academischen Lehrer ein fühlbarer Verlust für die Universität werden müßte“²⁵⁷. Für den Fall, daß Hug sich doch noch für seine Pensionierung ausspreche, da er künftig ein neues Amt zu übernehmen habe, deutete das Ministerium bereits an, daß er dann mit vollem „Professur-Gehalt als Pension“ nicht rechnen könne, „da er noch außerdem als Domkapitular und Pfarrer in Lehen eine sehr bedeutende Besoldung beziehe“²⁵⁸. Doch Hug entthob die Regierung dieser Sorge, auch als Domkapitular blieb er im theologischen Lehramt.

Doch faßten nun Fakultät, Konsistorium und Kurator die ungerügten Fragen der Übernahme der exegetischen Vorlesungen und eines späteren Nachfolgers für Hug zielstrebig ins Auge. Hug selbst hatte sicher das größte Interesse daran, daß diese Frage zufriedenstellend gelöst wurde. Die große Eingabe des Konsistoriums vom 19. Januar 1828 mit der Bitte um Ermächtigung zur Einleitung der nötigen Schritte geht sicher auf ihn zurück. Die Darstellung des Umfangs und der Bedeutung der biblischen Disziplinen ist völlig orientiert an dem Konzept der österreichischen Studienreformer unter Maria Theresia und Joseph II. Der Antrag geht auf eine großzügige Lösung: zwei neue Lehrer sollen berufen werden, nur so würden die biblischen Fächer in ähnlich befriedigender Weise gelehrt werden, wie an der badischen Schwester-Universität in Heidelberg und „auf allen andern Universitäten Deutschlands“. Ein gutes Stück Lokalpatriotismus kommt hier zum Ausdruck: Die Alberto-Ludoviciana soll hinter anderen Hochschulen nicht zurückstehen! In der Eingabe heißt es:

²⁵⁷ Erlaß an den Kurator vom 28. 5. 1828. GLA 201/154.

²⁵⁸ Ebd.

„Es wolle der Hohen Schule die Ermächtigung ertheilt werden, sich um zwei tüchtige Lehrer für die biblisch-exegetischen Wissenschaften, deren der eine als ordentlicher Lehrer, der andere als Docent und mit einem Gehalte von 5–600 fl. angestellt würde, umzusehen, und zu solchem Endzwecke theils durch Privat Correspondenz, theils soweit diese nicht zum Ziele führen sollte, durch Ausschreibung in öffentlichen Blättern sich zu bewerben.

Zur weiteren Begründung dieses Antrages... erlauben wir uns, den Umkreis der biblischen Sprachen und Wissenschaften, welche einem Theologen heutiges Tages so ungemein wichtig sind, mit Wenigem anzudeuten. An Sprachen ist für den Theologen unerlässlich genaue Kenntniß der griechischen Sprache, nicht nur wie sie bei Profan Schriftstellern, sondern wie sie in ihrer eigenthümlichen Umbildung in den Heiligen Schriften vorkommt, ferner hebräische Sprache, arabische, syrische und andere orientalische Sprachen, überhaupt gründliche Kenntniß der orientalischen Philologie. Auf sie folgen die vorbereitenden und die begleitenden Studien, als die Einleitung in das Alte und Neue Testament, hebräische Archäologie überhaupt und insbesondere Geographie von Palästina, politische und sittliche Gesetzgebung der Juden, Ehegesetze usw., jüdische Geschichte, Chronologie, Hermeneutik, Kritik. Endlich die exegetischen Studien selbst, oder der ganze Umfang der Heiligen Schriften, wovon jedes Mal in demselben Course wenigstens ein hebräisches Bruchstück neben einem griechischen gelesen werden sollte, damit die Theologen Gelegenheit erhalten, sich in beiden Sprachen und Litteraturen zu vervollkommen, auf welche Art allein die Lust zum Studium der wichtigsten Urkunden unserer Religion in ihnen erzeugt und erhalten wird. Welches Gewicht die Schwester Universität Heidelberg auf die exegetischen Collegien legt, geht daraus hervor, daß im gegenwärtigen Winterhalbjahr besage des Vorlesecatalogs (die einleitenden Studien ungerechnet) drei hebräisch-exegetische und fünf griechisch-exegetische Collegien in 38 Stunden wochentlich gelesen werden. Als gleich hochwichtig werden diese Studien auf allen andern Universitäten Deutschlands betrachtet. Soll unter denselben die hiesige Anstalt einen ehrenvollen Platz einnehmen, so ist selbst in dem Falle, wenn Hug noch eine Zeit lang fortwirkt, die Anstellung zweier neuer Docenten unerlässliche Nothwendigkeit“²⁵⁹.

Man rechnete offenbar damit, daß Hug nicht mehr lange zur Verfügung stehen würde, und wollte darum eine Regelung in die Wege leiten, durch die man beim Ausscheiden Hugs keine neuen Schwierigkeiten zu beheben hätte. Daß er noch beinahe zwanzig Jahre die biblischen Einleitungen lesen würde, konnte man unmöglich vorauswissen. Wenn Hug den Umfang der biblischen Studien, besonders der biblischen Sprachen, so weit absteckte, so ersieht man daraus, daß der frühere Widerstand innerhalb der Fakultät gegen eine solche Ausweitung nicht mehr bestand oder sich doch nicht mehr zur Geltung bringen konnte. Es zeigt sich aber auch, daß Hug es offensichtlich

²⁵⁹ GI A 201/154.

versäumt hat, vorausschauend Vorsorge für einen geeigneten Nachfolger zu treffen; man mußte sich erst um tüchtige Ersatzkräfte umsehen. Auf abermaliges Ersuchen des Kurators fand sich übrigens das Innenministerium endlich am 23. Juni 1828 bereit, Hug durch den Kurator „das besondere Wohlgefallen“ für seine weitere Mitarbeit an der Universität auszusprechen²⁶⁰.

Die Bemühungen um neue Lehrer für die biblischen Fächer führten schon bald zu konkreten Ergebnissen. In der Person des jungen Heinrich Joseph Wetzer fand sich 1828 ein Lehrer für die biblischen Sprachen²⁶¹, „ein zu guten Erwartungen berechtigender Privatdocent“, wie Kurator von Türckheim versicherte²⁶². Für die exegetischen Vorlesungen schlug Hug, „auf dessen Stimme hier am Meisten ankommt“²⁶³, seinen ehemaligen Schüler Liborius Stengel vor, der damals Vikar im Sigmaringschen Benzingen war. Der Kurator sprach sich für dessen „einstweilige Berufung auf Probe mit Zusicherung eines Wartgeldes von 500 fl. jährlich“ aus. Das Ministerium war mit der Berufung Stengels einverstanden, wollte aber nur 360 fl. „vor der Hand“ bewilligen. Eine unhaltbare Zumutung, wie der Kurator offen erklärte: „Ich bitte zu bedenken, daß ein solcher junger Theolog . . . doch dabei seine Subsistenz eben so gut finden muß, als er sie in der Eigenschaft als Vicar hat“²⁶⁴. Daraufhin erhöhte man das Gehalt des Privatdozenten Stengel auf 450 fl. und erteilte ihm Lehrauftrag zunächst auf ein Jahr. Hug zeigte seine Dankbarkeit nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat, indem er sich bereit erklärte, auf 300 fl. seines eigenen Gehalts zugunsten seines Lehramtsgehilfen Stengel zu verzichten, nicht ohne das Ministerium erneut daran zu erinnern, mit welcher kärglicher Entlohnung er selbst lange Jahre „gedient“ habe:

„Gerne trage ich auch etwas zum Solde des Zöglings bey, und lasse von meinem Dienstgehalt als Professor, bestehend in 958 fl., jährlich 300 fl. in der Universitäts-Casse zurück.

So wenig ich zu besorgen hätte, ein Hochpreisliches Ministerium oder die Hohe Schule werden, nachem ich lange mit 600 fl. gedient, nie

²⁶⁰ GLA 201/154.

²⁶¹ Geb. 19. 3. 1801, studierte Wetzer in Marburg unter L. van Eß Theologie und orient. Sprachen, dann in Tübingen und Freiburg i. Br., zuletzt in Paris; gab das theol. Studium auf, wurde 1828 ao. und 1830 o. Prof. der orient. Philologie in Freiburg, wo er am 5. 11. 1853 starb. Mitherausgeber des Kirchenlexikons (Wetzer-Welte).

²⁶² Bericht an das Ministerium des Inneren vom 20. 6. 1828. GLA 201/154.

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Ebd.

einen größeren Gehalt als 958 fl. aus Universitätsmitteln bezogen, vieles Geld auf Reisen und anderen Behelfen zur Vervollkommnung in meinem Lehrberufe aufgewandt, und mehrmals die glänzendsten Anträge von Außen abgelehnt habe, von mir ein solches Opfer verlangen, desto freudiger biete ich es selbst aus freyen Stücken an, um auch von dieser Seite den Vortheil der Hohen Schule nicht außer Acht zu lassen“²⁶⁵. Sicher ging es Hug, so sehr es auf den ersten Blick so scheinen könnte, nicht um die Hervorkehrung eigener Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, sondern darum zu unterstreichen, wieviel ihm an der Heranbildung tüchtiger Nachwuchskräfte für sein Fach gelegen war. Die Universität meinte, daß Hugs edle Verzichtleistung „in den Annalen derselben unseres Wissens ohne Beispiel dasteht“²⁶⁶.

Liborius Stengel²⁶⁷ begann im Sommersemester 1829 mit zwei Vorlesungen: Hermeneutik des Neuen Testaments und archäologisch-exegetische Vorträge über 3 Mose. Sein Kollege Heinrich Jos. Wetzer las erstmals über die Psalmen. Irrtümlich hatte das Konsistorium im Berufungsschreiben an Wetzer auch die Einleitung in das Alte Testament als sein künftiges Fach bezeichnet. Auf Verlangen Hugs war man aber sofort bereit, den Irrtum zu berichtigen und erklärte, man sei nie des Sinnes gewesen, „auf einen Anfänger in einem Fache anzutragen, worüber derselbe noch nie gelesen und sich auch nicht ausgewiesen habe; welches im Gegentheil von einem Manne besetzt sey, dessen Name schon hinreiche, um überall, wo es Gelehrte von diesem Fache gibt, eine solche Besetzung nicht etwa zu rechtfertigen, sondern ihm den ungetheiltesten Beifall und der Fakultät und Universität Achtung und Ruhm zu verschaffen“²⁶⁸. So blieb es dabei, daß Hug die beiden Einleitungen las, während er die exegetischen Kollegien Stengel und Wetzer überließ. Die eindringliche Vorstellung über die grundlegend wichtige Stellung der Bibelwissenschaften hatte übrigens beim Ministerium noch insofern Eindruck gemacht, daß man sich bereit erklärte, einen besonders befähigten jungen Mann „auf Kosten des Fonds für Künste und Wissenschaften“ auf eine auswärtige Universität zu schicken, um ihn dann in Freiburg zur Verfügung zu haben²⁶⁹. Adalbert Maier sollte dieser Auserwählte werden.

²⁶⁵ Erklärung an das Ministerium vom 3. 11. 1828. GLA 201/154.

²⁶⁶ Erklärung des Konsistoriums vom 13. 11. 1828. Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

²⁶⁷ Geb. 14. 8. 1801 in Stetten b. Haigerloch; Priesterweihe 21. 9. 1826, Vikar in Benzingen (Hohenzollern); 1827 Supplent f. bibl. Sprachen u. Exegese in Freiburg, hier 1833 ao. Prof. Gest. 22. 2. 1835. – J. Beck gab von St. heraus: Hebraische Grammatik (1840), Kommentar zum Romerbrief (1836) und zum Hebraerbrief (1849).

²⁶⁸ Erklärung der Theol. Fak. vom 23. 11. 1829. Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

²⁶⁹ Erlaß an Kurator v. Turckheim vom 14. 7. 1828. GLA 201/154.

Aus Hugs Dekanatsjahren

Neunmal bekleidete Hug das Amt des Dekans der theologischen Fakultät, zum letzten Mal im Studienjahr 1837/38. „Rastlose Anstrengung“ und „umsichtige Gewandtheit“ in der Geschäftsführung wurden ihm allgemein zuerkannt²⁷⁰, besonders in den Zeiten der Gefährdung der Weiterexistenz der Freiburger Universität²⁷¹. Es ist unmöglich, sämtliche Dekanatsjahre Hugs hier zur Darstellung zu bringen. Doch würde man sich einer Unterlassung schuldig machen, würde man nicht wenigstens einige wichtige Vorkommnisse schildern, die in Jahren, da Hug Dekan der Fakultät war, sich zugetragen haben. Unsere Auswahl fällt auf seine Dekanatsjahre 1806–1808, 1812–1813. 1816–1817 und 1826–1827.

Das Dekanat 1806–1808

Diese Jahre bedeuten in der Geschichte der Universität insofern einen außerordentlichen Einschnitt, als in ihnen aus der ehemaligen österreichischen Universität eine Hochschule des Landes Baden wurde. Freilich in Sachen Freiheit der universitären Selbstverwaltung hat sich dadurch nichts geändert. Waren es früher die Hofdekrete aus Wien, so sind es jetzt Ministerialerlasse aus Karlsruhe, die das Leben an der Hochschule reglementieren. Die folgenden Berichte sind den damals noch lateinisch geschriebenen „Acta Facultatis Theologicae“ entnommen²⁷².

²⁷⁰ Vgl. A. Maier, 39.

²⁷¹ Hugs Sorge darum kommt im Brief vom 27. 1. 1806 an Schnurrer in Tübingen zum Ausdruck, zugleich auch die Hoffnung, das Unheil noch abwenden zu können: „Es war zu Karlsruhe bereits beschlossen, die Universität aufzuheben. . Wir haben einweilen noch Hoffnungen und warten eine Commission ab, welche unsere Lage, Vermögenheiten und Hilfsmittel untersuchen soll.“ Univ.-Bibl. Tübingen. Md 466. Nr. 94. – Im April schrieb Hug an Schnurrer: „Die Universität, scheint es, wird bestehen und sich erhalten, ungeachtet sie keine Freunde hat. Es kommt mir bald vor, daß die Protestanten nicht viel duldsamer sind, als es die Katholischen vor einem halben Jahrhunderte waren.“ Ebd. Md. 466. Nr. 96. – Im Brief vom 6. 5. 1806 hieß es dann: „Die Universität ist bereits gesichert; der Erdschütterer hat sich lebhaft unserer erbarmt. Wer dachte wohl, daß er dastehend mitten unter großen Trümmern, diese Kleinigkeit erhalten wolle?“ Ebd. Md. 466. Nr. 97. – Es gelang, der Universität neue Einkünfte zu sichern, „wodurch“ – so Hug an Schnurrer am 17. 7. 1807 – „die alte Albertina wieder auf lange gegen Sturm und Ungewitter gesichert ist. Haben wir dieses zu Stande gebracht, dann haben wir treulich unser Tagewerk gethan, und unsere Nachfolger dürfen nur halb so brav und wachsam seyn als wir, und diese ehrwürdige Matrone, und brave Schwester von Tübingen, einem anderen Jahrhunderte wohlbehalten zu überliefern“. Md 466. Nr. 101.

²⁷² Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. Acta Fac. (1803–1825). Bl. 27–Bl. 51.

Im Konsistorium vom 27. Oktober 1806 stellte die Theologische Fakultät den Antrag, die Dogmatik durch P. Placidus Schick aus St. Peter und die Pastoral durch Professor Wanker vortragen zu lassen, bis die hierfür vorgesehenen Heidelberger Professoren Schnappinger und Werk in Freiburg eintreffen.

Am 14. Dezember wurde der Beschluß des Großherzogs bekanntgemacht, wonach die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster an die Universität fallen, ausgenommen jene Bestände, die in der Hofbibliothek in Karlsruhe fehlen. Im April 1807 weilte Hug im Auftrag der Universität in St. Peter, um die gelehrten Werke, die von den Regierungskommissären zurückgelassen worden waren, für die Freiburger Universitätsbibliothek versandbereit zu machen²⁷³.

Am 29. Januar 1807 gab Herr Joseph Albrecht von Ittner dem Konsistorium seine Ernennung zum Universitätskurator bekannt mit der Versicherung, „Ansehen, Rechte und Privilegien des altherwürdigen Lehrinstituts“ („decus, jura, privilegia instituti scientiarum antiquissimi“), soviel nur in seinen Kräften stehe, zu wahren. Doch sollte sich schon bald zeigen, daß es dem Kurator in erster Linie um die Vertretung der Hochschulpolitik der Regierung ging. Am 12. März wurde Ittner feierlich in sein Amt eingeführt.

Am 9. Juni befaßte sich die Fakultät mit zwei Plänen des Universitätskurators zur Neuordnung des Studienwesens: an die Stelle der bisherigen Jahreskurse sollten künftig Studiensemester treten, außerdem plante man, von den Studierenden künftig Honorargelder für die belegten Kollegien zu erheben. Die Fakultät nahm einhellig ein

²⁷³ „Würgengel“ nannte Hug die staatlichen Aufhebungskommissare. In seinem Brief an Schnurrer vom 14. 11. 1806 lesen wir: „Die Universität wird die Bibliotheken der Klöster bekommen, wenn der Hof sie für sich ausgelesen haben wird. Leider liest er sehr vieles aus, obschon Niemand wissen will, was man in Karlsruhe damit thut. Vor einigen Tagen sind die Würgengel auch nach St. Blasien und nach St. Peter abgegangen. Ittner hat den Auftrag das Todesurtheil an dem ersten zu vollziehen.“ Univ.-Bibl. Tübingen. Md 466. Nr. 100. – Im Auftrag der Universität hat Hug „in eigener Person drey Klosterbibliotheken ausgebeutelt“ – Brief an Schnurrer vom 4. 9. 1807. Ebd. Md. 466. Nr. 101. Außer St. Peter, wo er bestimmt war, durfte Hug auch die Bibliotheken von St. Trudpert und St. Märgen durchsuchen haben. Was er nur konnte, ließ er für die Bibliothek in Freiburg aussortieren, die dadurch wesentlichen Zuwachs erfuhr: „Ungeachtet unser Hof aus den Klosterbibliotheken nicht so fast auswählte, was ihm mangelte, als wegnahm, was er fand, blieb doch noch manches übrig, was unsere Sammlung verschönert. Wo er die Marksteine der Billigkeit selbst nicht ehrte, war auf unserer Seite eine edle Scheue und ein ehrfürchtiges Betragen am unredlichen Orte gewesen, und so vermehrte sich unsere Sammlung dennoch, obwohl außer dem Landesfürsten Niemand etwas zu wollen schien. Kommen Sie in einem Jahr oder in zweyen zu uns, und schauen Sie dann die Herrlichkeit der Albertinischen Bibliothek, und lesen Sie dann in meinem Gesichte, daß ich diese Sale immer mit dem Gedanken besuche: daran hast du auch mitgewürket! Und die Naturhistorische Sammlung gieng dabey nicht leer aus.“ Brief an Schnurrer vom 17. 7. 1807. Ebd. Md 466. Nr. 100.

Gutachten Hugs an, das sich gegen die Einführung der Semesterordnung aussprach. Bis auf Professor Dereser waren die Theologieprofessoren auch gegen die geplanten Honorargelder. Sollte die Regierung auf ihrer Einführung bestehen, so werde die Fakultät die erhobenen Kollegelder ohne Rücksicht auf die Zahl der Hörer der einzelnen Professoren durch den Dekan zu gleichen Teilen verteilen.

Im Konsistorium vom 12. September 1807 wurde bekanntgegeben, daß der Großherzogliche Geheime Rat die Semesterordnung und die Erhebung von Kollegeldern angeordnet habe. Nur die Juristische Fakultät war für die Studiensemester, alle übrigen hatten sich gegen sie ausgesprochen (Beschluß des Konsistoriums vom 13. Juni 1807). Auch die von der theologischen Fakultät vorgeschlagene Form des Einzugs der Kollegengelder durch den jeweiligen Dekan und gleichmäßige Verteilung unter die Professoren wurde von der Regierung nicht genehmigt.

Auch die bisher üblichen Semestralexamina waren der Regierung nicht mehr genehm. Der Form halber frug der Kurator beim Konsistorium an, was man in den einzelnen Fakultäten zu dieser Frage meine. Fast einhellig war man im Konsistorium vom 18. Juni 1807 der Meinung, daß diese Prüfungen sich sehr gut bewährt haben („ea summopere utilia esse“). Ein Dreierkollegium mit Professor Wanker an der Spitze sollte ein Gutachten hierüber ausarbeiten. Die Regierung ging auch in dieser Frage über die Meinung der großen Mehrheit im Konsistorium hinweg und verfügte unterm 13. Juli die Beendigung der Semestralexamina. Das Konsistorium nahm am 12. September davon Kenntnis. Eine Sonderregelung brachte die Regierung in Vorschlag für solche Studierende, die Studienstipendien nachsuchten, ferner für die Theologiestudierenden mit Rücksicht darauf, daß bekanntermaßen die bischöflichen Examina allzu leicht und nachlässig gehandhabt würden („lenius haberi et negligentius“). Bei der Regierung war die Einführung staatlicher Abschlußprüfungen (Staatsexamen) bereits beschlossene Sache²⁷⁴.

Im gleichen Konsistorium kam ein weiterer Regierungserlaß vom 27. Juli zur Behandlung, der sich auf die Rückerstattung der staatlichen Unterstützungsgelder an arme Theologiestudierende für

²⁷⁴ Die Karlsruher Regierung reformierte nach dem Modell der preußischen Universitäten. Hug war davon nicht begeistert: „Man ist zur Zeit sehr lebhaft damit beschäftigt, unserer Universität einen nordischen Mantel umzuhängen, was mich nicht freut. Wenn der Mantel den Philosophen machte, Glück zu! Aber wenn man immer nur auf den Mantel, und so wenig auf den ‚eso Anthropon‘ denkt, so kann es in unserm Vaterland noch lange nicht besser werden.“ Brief an Schnurrer vom 4. 9. 1807. Ebd. Md 466. Nr. 101.

das Ausbildungsjahr im bischöflichen Priesterseminar bezog. Wer künftig mehr als 420 fl. Gehaltseinkünfte hatte, mußte jährlich 15 fl. zurückzahlen; wer mehr als 700 fl. bezog, hatte außerdem 10 fl. zu zahlen für jedes weitere Hundert Gulden Einkommen.

Schon einige Zeit befaßte sich die Regierung mit dem Projekt eines theologischen Seminars (Konvikts) – das Fehlen eines solchen wurde nach Aufhebung des josefinischen Generalseminars allenthalben als Mangel empfunden. Doch die Universität konnte sich mit dem Plan der Regierung nicht befreunden, wie das Konsistorium vom 28. Juli feststellte. Die Finanzierung des Seminars sollte mit den Erträgen des ehemaligen Freiburger Augustinerklosters geschehen, diese aber waren inzwischen zur Errichtung der zweiten Stadtpfarrei St. Martin verwendet worden. Die Regierung dachte deshalb an die Wiederaufhebung von St. Martin als eigener Pfarrei und die Zuteilung der dortigen Katholiken an die Münsterpfarrei. Patronatsherr des Münsters aber war die Universität. „Es war zu befürchten“, schrieb Hug in den „Acta Facultatis Theologicae“, „daß für die erste Pfarrei (das Münster) vieles an neuen Lasten entstehen werde, was die Universität als eigentlicher Inhaber der Pfarrei nicht gleichgültig hinnehmen konnte; vor allem aber befürchteten wir, es könnte der Landesherr nach Vereinigung der beiden Pfarreien zu einer einzigen mit uns abwechselnd das Recht der Ernennung des Münsterpfarrers ausüben wollen. Obwohl eine solche Änderung uns nicht willkommen und wegen der Folgen Anlaß zu Befürchtungen sein mußte, hatte die Regierung trotzdem schon öfters hierüber Beratungen anberaunt und angeordnet, daß zu diesen unser Pfarrvikar C. Schwarzel²⁷⁵ erscheinen solle. Um die eigenen Interessen wahren zu können, beschloß jetzt die Hohe Schule, der Regierung zu bedeuten, wenn wegen der Vereinigung der beiden Pfarreien verhandelt werde, möge dazu nicht unser Pfarrvikar, sondern ein Mann aus den eigenen Reihen berufen und von der Universität dahin abgesandt werden. Der Theologischen Fakultät trug man auf, unter Zuziehung des Professors für Kirchenrecht ein Gutachten auszuarbeiten, um die Rechte der Universität zu verteidigen und solcherlei neue Versuche („hosce novos conatus“) abzuwehren“²⁷⁶. Als die Regierung in der Sache drängte und von der Universität eine detaillierte Aufstellung ihrer Gegenargumente verlangte, entschuldigte sich das Konsistorium am 22. August 1807 durch den Hinweis auf die anlaufenden Prüfungen und

²⁷⁵ Der frühere Pastorallehrer in Freiburg.

²⁷⁶ Lehrer des Kirchenrechts war Joseph Anton Sauter (1742–1817)

andere eilige Geschäfte, mahnte jedoch die Theologische Fakultät, das in Auftrag gegebene Gutachten baldigst abzuliefern. In einer Fakultätssitzung am 26. August setzte Hug als Dekan nochmals die Gründe auseinander, die einer Vereinigung der beiden Pfarreien aus der Sicht der Universität im Wege standen. Den Plan als solchen bezeichnete er ausdrücklich als heilsames Projekt („salubre consilium“), nur die konkrete Verwirklichung erschien ihm und dem Konsistorium als nicht richtig. Auf neuerlichen Regierungserlaß hin ließ man durch Professor Schinzinger eine Liste aller für Theologiestudierende bestimmten Stipendien anfertigen – offenbar gedachte die Regierung auch diese Erträgnisse der Fundationsmasse des geplanten Seminars zuzuschlagen. Weitere Schritte erfolgten aber in dieser Dekanatszeit Hugs nicht mehr; es sollte noch sehr lange dauern, bis sich Regierung und Kirchenbehörde über das Theologenkonvikt einigen konnten.

Durch die Einführung der Semesterordnung war es notwendig, daß die Fakultät erneut auf die Einhaltung der dreijährigen Studienzzeit für Theologen dringen mußte, zeigte sich doch, daß einzelne Studierende schon nach drei oder vier Semestern ihr Studium zu beenden versuchten. In der Fakultätssitzung vom 15. September 1807 wurde beschlossen, Entlassungszeugnisse erst nach Vollendung der dreijährigen Studienzzeit auszustellen, ferner niemanden zu Dogmatik und Moral zuzulassen, der nicht ein volles Jahr Kirchengeschichte und biblische Wissenschaften studiert hatte. Mit dieser Frage befaßte man sich nochmals in der Fakultätssitzung vom 12. November. Es waren Fälle bekannt geworden, in denen Studierende statt drei Jahre nur drei Semester theologische Studien betrieben, „sehr zum Schaden der Wissenschaften und des Vaterlandes“, wie Hug bemerkte („summo litterarum et patriae damno“). Der Beschluß vom 15. September wurde dahingehend ergänzt, „daß keinem der Zutritt zu den praktischen Disziplinen der Pastoral, Homiletik und Katechetik gestattet wird, bevor er ein volles Jahr die theoretischen Disziplinen der Dogmatik und Moral gehört hat“; Studienanfänger hatten sich während des ersten Jahres (zwei Semester) ausschließlich den „disciplinis praeliminaribus“, den vorbereitenden Studien der Kirchengeschichte und biblischen Wissenschaften einschließlich der griechischen und hebräischen Sprachen zu widmen und waren von anderen Vorlesungen strengstens fernzuhalten.

Schon bald zeigte sich, daß die Erhebung von Kolleggeldern zu voreilig angeordnet wurde, wenigstens bei den Theologiestudierenden,

die in den meisten Fällen aus ärmlichen Verhältnissen stammten. Aus diesem Grund hatte die Fakultät von diesen Honorargebühren abgeraten und deren Einführung nur widerwillig („repugnans et invita“) hingenommen. Doch war sie mit dem Kurator, der ab sofort die Gebühren abschaffen wollte, nicht einverstanden, sondern beschloß, vorerst dabei zu bleiben, weil ihr das ständige Ändern zuwider war („aegre ferebat“), zumal Regierung und Kurator ihre Maßnahmen meistens entgegen der Gutachten, Bitten und Argumente der Fakultät anordneten („praeter vota, preces et rationes suas abunde expositas“) – ein schwaches Aufbegehren gegen allzu weitgehende staatliche Bevormundung! So ließ die Fakultät aus ihrer Sitzung vom 12. November an den Kurator verlauten.

In der Fakultätssitzung vom 18. Dezember 1807 stand man wieder vor einer geplanten Neuerung: Statt der Semestralamina schlug der Kurator vor, künftig auch mit den Theologen zum Studienabschluß ein allgemeines Examen („generale tentamen“) abzuhalten. Die Antwort der Fakultät lautete, man wünsche nicht, aufs neue eine Last auf sich zu nehmen, nachdem die Huld des Landesherrn soeben erst die Last und den Verdruß der Examina von ihnen genommen habe – in diesem Sinn fertigte Hug als Dekan eine Stellungnahme an, die am 31. Dezember von der Fakultät gebilligt wurde. Am 30. Januar 1808 erhielt die Fakultät vom Kurator die Mißbilligung für ihre ablehnende Haltung ausgesprochen. Darob kam es in der Fakultät zu Vorwürfen gegen Hug – und doch war man sich vorher in der Ablehnung grundsätzlich einig gewesen. Die Formulierung Hugs war gewiß selbstbewußt-aggressiv, aber man hätte früher dagegen auftreten sollen und können. Jedenfalls war Hug enttäuscht, daß man ihm jetzt die Schuld für die erfahrene Zurechtweisung in die Schuhe schob.

Die vorgesehene Abschaffung der bisherigen Semestralamina rief auch den Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg auf den Plan. Hug gab der Fakultät am 5. Januar 1808 ein Schreiben der Konstanzer Kurie bekannt, in dem Wessenberg erklärte, er werde niemanden zu den Weihen und Konkursprüfungen zulassen, der nicht die Studienzeugnisse der theologischen Fakultät vorlegen könne. Der Generalvikar sprach die Bitte aus, diese Erklärung öffentlich durch Anschlag den Studierenden bekanntzumachen. Doch dazu konnte sich die Fakultät nicht entschließen („non est ausa“), weil der Erlaß der Konstanzer Kurie das staatliche Placet nicht erhalten habe! Man gab Wessenbergs Schreiben an den Kurator mit der Bitte um Genehmi-

gung desselben – ob diese erfolgte, ist aus unseren Akten nicht mehr zu entnehmen.

Theologen, die ein Stipendium erbaten, hatten sich dem üblichen Examen zu unterziehen. Im Konsistorium war man sich über die Notengebung bei diesen Prüfungen dahingehend einig geworden, daß man sechs Abstufungen bildete: *Nota eminentiae*, *profectus prorsus insignis*, *profectus insignis*, *profectus laudabilis*, *profectus exiguus*, *profectus nullus*. Zur Erlangung eines Stipendiums wegen Armut genügte die Note *profectus insignis*. Bei Bewerbern, die mit dem Stifter verwandt waren oder aus dessen Heimatort stammten, war man mit der Note *profectus laudabilis* zufrieden. Hug meinte dazu: „Beim Herkules! die guten Kollegen ahmen die Natur nach, die oft mit Wenigem zufrieden ist“.

Unter den Bewerbern um das sogenannte Manzsche Stipendium war im Frühjahr 1808 unter anderen Johann Baptist Hirscher, der spätere Professor in Tübingen und Freiburg. In der Sitzung vom 28. März 1808 sah sich die Fakultät nicht in der Lage, ihm das Stipendium zu geben, obwohl er sich in den Studien ausgezeichnet hatte. Man befürchtete, man müsse ihm auch im Falle einer Abberufung auf eine württembergische Hochschule das Stipendium weiter auszahlen, was gegen die Meinung des Stifters verstoßen würde. Auf abermalige Schilderung seiner besonderen Notlage bewilligte ihm die Fakultät eine einmalige Zuwendung von 25 fl.²⁷⁷.

Vor einer heiklen Aufgabe stand die Fakultät, als der bischöfliche Kommissar und Pfarrer Häberlin an St. Martin in Freiburg um ein Gutachten zu seiner Publikation über die Frage der Ebehindernisse ersuchte. Hug berief auf den 19. Februar 1808 eine Fakultätssitzung ein. Einige waren der Ansicht, sollte nicht nur Häberlin, sondern auch der Regierung an dem Gutachten der Fakultät gelegen sein, so wisse diese, wo in aller Welt („*ubinam terrarum*“) diese Fakultät ihren Sitz habe. Doch um nicht unhöflich zu sein, beschloß man, Häberlins Anfrage zu beantworten. Es ging um die Frage, ob sich das Französische Konkordat in der Frage der Ebehindernisse auf Baden übertragen lasse, ob es demnach möglich wäre, dem Landesherrn das Recht zuzuerkennen, Ebehindernisse aufzustellen und von diesen auch zu dispensieren. Häberlin verwies darauf, daß in Freiburg seit der Zeit Maria Theresias und Josephs II. in diesem Sinne gelehrt worden war, und aus diesem Grunde hoffte er auf Zustimmung der Fakultät

²⁷⁷ Das Bild der Armut, das Hirscher von seiner Studienzeit schildert, ist erschütternd. Vgl. *Hubert Schiel*, Johann B. Hirscher. Freiburg 1926, 21 f.

zu seiner These, daß auch der neue Landesherr dieses Recht „ex mente Catholicorum“ in Anspruch nehmen dürfe. Die Fakultät wollte dennoch Häberlins Schrift ihre Zustimmung nicht erteilen – sie erschien ihr in Inhalt und Stil zu ungemäßigt und nicht würdevoll genug. Häberlin war einer der schärfsten Verfechter des absolutistischen Staatskirchentums, dessen Kurs die Fakultät nicht mitgehen wollte.

Das Dekanat 1812–1813

Das wichtigste Ereignis in diesem Dekanatsjahr Hugs war die Einführung einer neuen Studienordnung für Theologie. Die Anstrengungen der Fakultät, die verlorengegangene Ordnung wiederherzustellen, blieben bisher ohne dauerhaften Erfolg. Da griff die Regierung ein. Zwar reagierte die Fakultät auf eine erste Verfügung der Katholischen Kirchensektion nicht sofort, offenbar in der Absicht, sich nicht vorschnell der eigenen Befugnisse zu begeben. Doch die Kirchensektion mahnte schärfer („acrius“), und so verfaßte Hug als Dekan eine Denkschrift über den unhaltbaren Zustand im theologischen Lehrbetrieb. Die Fakultät stimmte am 12. August 1812 seiner Darstellung zu. In der Tat war es an der Zeit, durch energische Maßnahmen baldigst einzugreifen: Man habe überhaupt keine Studienordnung mehr; die Studierenden betrieben nach eigenem Gutdünken ihr Studium, die einen begannen mit Vorlesungen, die erst am Ende des Studiums stünden, womit Pastoral gemeint war, andere machten mit Dogmatik und Moral den Anfang; viele verfolgten einzig das Ziel, möglichst schnell mit dem Studium fertig zu werden („biennio, vel etiam terno semestri“), dann lasse man sich Scheine über Kollegbesuch ausstellen und verlasse die Hochschule wieder; die Fakultät habe keinerlei Rechtsbefugnisse den Studenten gegenüber, auf bloßes Bitten und Mahnungen reagierten sie nicht. Hug übergab mit dieser Darstellung der Regierung ein Fakultätsgutachten über die künftige Studienordnung, die man in einer weiteren Sitzung am 31. August beschlossen hatte.

Am 13. November 1812 gab die Kirchensektion ihre Entscheidung bekannt. Die Fakultät sah in ihr eine „heilsame Anordnung“. Wie es scheint, stimmte sie im wesentlichen mit ihren Vorstellungen überein. Künftig war es den Studierenden strenge geboten, ihr Studium nur nach der neuen Ordnung zu absolvieren. Jegliche Willkür sollte ausgeschlossen sein. Die dreijährige Dauer des Studiums mußte in

jedem Fall eingehalten werden. Die einzelnen Disziplinen waren in der vorgeschriebenen Reihenfolge zu hören:

Erstes Jahr: Theologische Enzyklopädie,
biblische Sprachen,

Einleitung in das Alte und Neue Testament,
Kirchengeschichte, kirchliche Literaturgeschichte.

Zweites Jahr: Dogmatik und Dogmengeschichte
Polemik (soweit nötig),

Moral, Ehtik, Aszetik.

Drittes Jahr: Pastoraltheologie, Homiletik, Katechetik (mit praktischen Übungen),

Kirchenrecht.

Die Semestralprüfungen wurden erneut für alle pflichtmäßig gemacht; ihr erfolgreiches Bestehen sollte über das weitere Studium im nächst höheren Kurs entscheiden.

Die Kirchensektion war weiter der Meinung, die Theologen sollten während des ganzen Studiums das philosophische Studium in Repetitionen fortsetzen und auch darüber jedes Semester eine Prüfung ablegen. Der Fakultät erschien diese Anordnung als nicht begründet und den Interessen des theologischen Studiums eher hinderlich zu sein. Sie verwies darauf, daß zu viele Examina dazu führen müßten, die Vorbereitung auf dieselben zu vernachlässigen. Auch erklärte sie, Wiederholung von theologischen Vorlesungen, in denen man nicht gut bestanden habe, erschiene ihr wichtiger; auch müsse man darauf dringen, daß möglichst alle Theologen der beiden oberen Kurse jedes Semester eine exegetische Vorlesung besuchen, und schließlich müsse man solchen Studierenden, die später an Gymnasien unterrichten wollten, Gelegenheit lassen, Kollegien in klassischer Philologie und Literatur zu absolvieren. Die Fakultät bat, man möge Theologen, die eine theologische Disziplin repetieren, und solche, die exegetische oder klassische Vorlesungen mitmachten, von den vorgesehenen Semestralprüfungen in Philosophie befreien, womit die Kirchensektion sich am 3. Dezember 1812 einverstanden erklärte.

Nicht nur in bezug auf Studienordnung, sondern auch in der Frage der Zulassung zum theologischen Studium überhaupt behielt sich jetzt die Regierung die Entscheidung vor. Mehrmals versagte sie die Erlaubnis zum Beginn des theologischen Studiums, wenn Petenten nicht zuvor die volle Philosophie mit Erfolg gehört hatten. Ausdrücklich wurde diese Vorschrift unterm 29. Juli 1812 allen Professoren eingeschärft. Im Jahr 1812 wurde die künftig in deutscher Sprache

vorzunehmende Notengebung neu geregelt; es waren die vier Noten vorzüglich gut, gut, mittelmäßig und schlecht zu erteilen.

Ausführlich behandeln die Fakultätsakten ein zweites Ereignis in diesem Dekanatsjahr Hugs: die Erteilung der Doktorwürde an die Professoren der Ellwanger katholischen Hochschule durch die Freiburger Fakultät. König Friedrich von Württemberg legte Wert darauf, daß die Professoren der eben von ihm ins Leben gerufenen Lehranstalt sich in Freiburg um diese akademische Würde bemühten. Es waren die Herren Cölestin Spägle für Hebräisch und Altes Testament, Karl Wachter für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, Sebastian Drey für Dogmatik und Dogmengeschichte, Alois Gratz für Griechisch und Neues Testament und Johann Nep. Bestlin für Moral und Pastoral. Ohne Zögern erklärten sich Fakultät und Konsistorium bereit, den Wunsch des Königs und seiner Untertanen zu erfüllen, „da es der ganzen Albertina am Herzen liegen müsse, nach Kräften die Huld des Königs zu erhalten“, wie Hug ausdrücklich festhielt²⁷⁸. Darum beschloß die Fakultät am 14. Januar 1813, die Doktorpromotionen mit größter Feierlichkeit und ohne Erhebung der üblichen Gebühren vorzunehmen; am 12. Februar trat das Konsistorium diesem Beschlusse offiziell bei. Hug selbst gab eine Festschrift (Programm) heraus: „Das Hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung“^{278a}. Auf der Titelseite geschah des Ereignisses Erwähnung,

²⁷⁸ Seit dem Jahr 1808 erhielt die Universität etwa 400 fl. jährlich als Entschädigung für das Kanonikat, das ihr in Horb verlorengegangen war. Letzter Inhaber war Schinzinger gewesen.

^{278a} Für Hug steht fest, daß zwischen König Salomo und einem unbekanntem Hirtenmädchen unmöglich ein Liebesverhältnis unterhalten werden konnte, wie es im Hohen Lied ausführlich geschildert wird. Wäre dieses Lied nicht mehr als dies, so wäre völlig unbegreiflich, wie es in den Kanon der heiligen Schriften Israels aufgenommen werden konnte. Hug stimmt aber auch nicht der üblichen traditionellen Interpretation zu, wonach dieses Lied nur in allegorischer Weise den Liebesbund Jahwes mit seinem Volk behandelt. Er geht davon aus, daß bei den Alten oft Frauen oder Jungfrauen Sinnbilder für Völker und Länder bedeuten. So glaubt er berechtigt zu sein, die Hirtin des Hohen Liedes als Personifizierung des Volkes der zehn Stämme des Nordreiches, den König des Liedes aber als den König des Südreiches deuten zu können. Das gegenseitige Verlangen der beiden wurde dann Ausdruck der Sehnsucht nach Wiedervereinigung der getrennten Reiche bedeuten, um aufs neue ein großes Salomonisches Einheitsreich zu bilden. Hug stützt seine These durch mancherlei Hinweise auf die Geschichte der beiden Reiche. Dieses Verlangen nach Wiedervereinigung – dargestellt im Bilde der Liebesbegegnung zwischen König und Hirtin – spielt sich – so Hugs weitere Deutung – als Traumvorgang in der Phantasie des Hirtenmädchens ab: „Es sind nicht bloß einzelne Träume, welche hie und da in dem Gedichte eingeschaltet sind, sondern Alles ist ein Traum“, ein kunstvoll geschilderter „politischer und religiöser Traum“. Für diese Deutung als Traumgedicht stützt sich Hug besonders auf Verse wie: „Ich beschwöre euch, Töchter Jerusalems, . . . daß ihr nicht wecket, daß ihr nicht aufstöret die Liebe, bis es ihr selbst gefällt“ (2,7). In seiner Deutung konnte Hug das Hohe Lied durchaus als ein zusammen-

aus dessen Anlaß sie erschien. Ein Prachtexemplar wurde an den württembergischen Hof geschickt. Die feierliche Zeremonie fand am 25. Februar 1813 statt. Alles, was Rang und Namen hatte, war zu diesem akademischen Festakt erschienen. Ein *Concentus Musicus* eröffnete die Feierstunde. Münsterpfarrer Bernhard Boll trug dann in einer „lichtvollen“ Rede die Bitte um Verleihung der Doktorwürde an die Herren aus Ellwangen vor. In seiner Festrede richtete Hug zuerst Worte des Dankes an die Adresse des Königs von Württemberg und wandte sich dann, wie es bei solchen Anlässen Brauch war, an die akademische Jugend. Thema seiner Ansprache war: „Vom wahren Studentengeiste“. Schließlich sprach er die Ernennung der Ellwanger Professoren zu Doktoren der Theologie aus. Die Diplome wurden nicht diesen ausgehändigt, sondern durch einen Eilboten direkt an das Königliche Ministerium nach Stuttgart gebracht.

Zwei weitere Promotionen wurden im nämlichen Jahr noch vorgenommen. Die erste hatte Joseph Vitus Burg beantragt, bischöflicher Kommissar und Pfarrer in Kappel am Rhein; dem Antrag legte Burg eine von ihm verfaßte Abhandlung bei: „Ansichten eines katholischen Theologen über die doppelte Natur der Ehe“ – sie war zuvor in Wessenbergs Pastoralarchiv erschienen²⁷⁹. Die Promotion Burgs nahm Dogmatikprofessor Bonifaz Schnappinger am 11. September 1812 vor. Am 7. Januar 1813 wurde sodann Anton Reiningger promoviert, Mitglied des Konstanzer Ordinariats. Er hatte der Fakultät eine Abhandlung zugeschickt mit dem Thema: „Von den neuesten Versuchen zur Verbesserung der Liturgie“²⁸⁰. Hug war einst in Konstanz Schüler Reiningers, und so übertrug die Fakultät ihm die Vornahme der Promotion des einflußreichen Mitarbeiters Wessenbergs. Burg und Reiningger bezahlten die üblichen Promotionsgebühren in Höhe von 90 fl.

hängendes Ganzes, und nicht, wie andere meinten, als spätere Sammlung verschiedener Einzeliieder auffassen. – Die Interpretation Hugs blieb nicht ohne gelehrten Widerspruch, sodaß er sich veranlaßt sah, seine Deutung durch weitere Argumente in der „Schutzschrift“ (Werkverzeichnis Nr. 12) zu stützen. Wie er einmal Freund Schnurrer in Tübingen versicherte, war seine Deutung alles andere als ein Momenteinfall, sondern das Ergebnis langer eingehender Beschäftigung mit der gesamten Materie: „Was ich geschrieben habe, ist aufrichtig meine Meinung; wie hätte ich es sonst drucken lassen können? Ich trug diese Vorstellung mehrere Jahre mit mir herum, wurde mit ihr so bekannt, daß ich sie, wie es manchem mit seiner ehelichen Hälfte ergeht, für die beste hielt.“ Vgl. Brief vom 15. 12. 1813. Univ.-Bibl. Tübingen. Md 466. Nr. 120.

²⁷⁹ Jg. 1813 Bd. I, 60 ff.

²⁸⁰ Reiningger griff öfters in die Diskussion zur Liturgiereform ein. In Wessenbergs Auftrag befaßte er sich u. a. auch mit der Revision des Benediktionale. Vgl. E. Keller, Konstanzer Liturgiereform, FDA 85, 1965, 254 f.

Im Wintersemester 1812/13 fand in Freiburg die erste Vorlesung über Pastoralmedizin statt. Dozent war der Doktor der Medizin Augustin Moser. Dekan Hug sprach ihm namens der Fakultät für diesen außerordentlichen Dienst Dank und Anerkennung aus und bat um gelegentliche Wiederholung des Kollegs.

D a s D e k a n a t 1 8 1 6 – 1 8 1 7 ²⁸¹

In diesem Amtsjahr Hugs hatte sich die Freiburger Theologische Fakultät mehrfach mit Gutachten über den Marburger Professor und Pfarrer Leander von Eß zu befassen²⁸². Die bischöfliche Kurie in Aschaffenburg hatte an zwei Predigten Anstoß genommen, die van Eß zum Abschied von der bisherigen Pfarrei Schwalenburg und zum Antritt der Pfarrstelle in Marburg gehalten hat. Außerdem tadelte sie van Eß wegen eigenmächtiger Neuerungen bei der Feier der Erstkommunion seiner Schulkinder. Der Angeschuldigte verwahrte sich gegen die Vorwürfe seiner Behörde und legte seine „Fälle“ in Freiburg zur theologischen Begutachtung vor. Am 28. Mai 1816 verhandelte die Fakultät ausführlich darüber, nachdem bereits Professor Wanker als Dekan des vorhergehenden Jahres ein erstes Gutachten ausgearbeitet hatte. Die Fakultät machte sich die Aufgabe nicht leicht; drei weitere Sitzungen gingen darüber hinweg: am 28. Juni, 16. Juli, 17. Juli. Hauptstreitpunkt war dabei die Frage, wie es zu beurteilen sei, daß van Eß am Weißen Sonntag den Kanon der Messe zu einer Ansprache unterbrochen habe. Der Pastorallehrer Werk glaubte, es sei dagegen nichts Schwerwiegendes einzuwenden; sein Argument war der Hinweis darauf, daß die Rubriken tatsächlich in Fällen der Not die Unterbrechung des Kanons gestatten, auch beziehe sich die Vollmacht der Kirche zu Änderungen der Kirchendisziplin gewiß auch auf den Kanon der Messe. Werk blieb bei seiner Meinung, obwohl alle übrigen Mitglieder der Fakultät der Meinung waren, bei van Eß habe kein Notfall vorgelegen, und es könne nie in das Belieben des einzelnen Priesters gestellt sein, „innerhalb des Kanons an das Volk eine Ansprache zu halten oder andere Riten vorzunehmen“. Hug versuchte, doch noch ein einstimmiges Votum zustande zu bringen, darum änderte er seinen ersten Entwurf dadurch, daß er die ablehnende Antwort in etwas mildere Worte kleidete, doch

²⁸¹ Acta Fac. Theol. (1803–1825). Bl. 100–Bl. 110.

²⁸² Zu L. van Eß vgl. LThK Bd. III (1931) Sp. 801.

Werk blieb bei seiner van Eß rechtfertigenden Stellungnahme. Das „per vota majora“ erreichte Gutachten der Fakultät führt aus:

„In Rücksicht auf die zuerst erwähnten Bedenklichkeiten (= die zwei Predigten) bemerken wir, daß andere Forderungen an den Religionslehrer ergehen, wenn er im katechetischen Unterrichte begriffen ist, und andere, wenn er in Vortragen, die zur Gattung der Beredsamkeit gehören, spricht. In dem katechetischen Unterrichte entwickelt er den Lehrbegriff, zu dem sich die Mitglieder einer Gemeinde bekennen, in allen seinen Bestandtheilen, um das erste Erkenntniß der Glaubenswahrheiten in dem angehenden Lehrlinge der Religion zu gründen, oder bey den Vorgerückteren bis auf ein gewisses Alter fortzubilden. Dieser Obliegenheit Genüge zu leisten, ist unbedingt erforderlich, daß er die sämmtlichen Glaubenssätze deutlich und mit ihren Bestimmungen darlege; sich auch an jene Ausdrücke binde, welche zur Bezeichnung derselben als besonders geeignet, mit Überlegung erlesen und dazu gewidmet sind.

Die Kanzelvorträge aber haben die eigene Aufgabe, ohne die Katechumenen zunächst zu beabsichtigen noch auszuschließen, den in den ersten Wahrheiten der Religion schon länger unterrichteten Theil der Gemeinde, nach seinen sittlichen Bedürfnissen, nach den Zeitverhältnissen und örtlichen Erfordernissen zu leiten und zu führen; ihn in Sitten und Glauben auf dem rechten Wege durch Ermahnung, Vorstellungen und Zuspruch zu erhalten. Hier nimmt der Volkslehrer nothwendig die Grundlage als vorausgehend, den Elementarunterricht als geschehen an; weist nach Umständen darauf erinnernd zurück; bezieht sich auf einzelne Sätze wegen ihres Zusammenhanges mit dem gegenwärtigen Lehrvortrage, oder zum Beweise und zur Bestätigung; entweder in den hergebrachten Ausdrücken, oder umschreibend, mit eigenen Worten und in zwangloser rednerischer Einkleidung; deutet gewisse Glaubenswahrheiten nur an, oder behandelt sie mit Ausführlichkeit: wie es sein Stoff, das Bedürfniß des Augenblicks, oder auch sein ästhetisches Urtheil erheischt. Darin beschränkt ihn allein die Forderung, daß er sich keinen Verstoß gegen den Lehrbegriff zu Schulden kommen lasse . . .

Mit Rücksicht auf die rednerischen Ausarbeitungen beziehen wir uns auf die Bemerkungen, die wir über die Freyheit des rednerischen Vortrages im Vorausgehenden niedergelegt haben: setzen auch hinzu, daß uns nirgend ein Verstoß gegen den katholischen Lehrbegriff darin aufgefallen sey, sondern daß mehrere Sätze, zerstreut und auch zusammengestellt, wenn in einer Schrift weniger, in der andern öfter vorkommen, welche auszeichnend dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehören.

Über den andern Gegenstand, die Feierlichkeit bey der ersten Einführung der Jugend zum hl. Abendmahle, erkennen wir vorläufig und im Allgemeinen, daß es zweckmäßig und höchst ersprießlich sey, in diesem merkwürdigen Augenblick ein kräftiges Wort zu den Zöglingen der Religion zu sprechen . . .; zugleich auch auf die Anwesenden umso eher zu wirken, da bey dem Anblicke der jugendlichen Glaubensgenossen, welche mit ihnen durch das hl. Abendmahl in die engere Christliche Verbrüderung eingesetzt werden, ihre Gemüther erweichter sind, die Eindrücke der Wahrheit und die Lehren der Tugend aufzunehmen.

Wenn die höhere Behörde diesem Gegenstande keine Aufmerksamkeit widmen wollte, und, ungeachtet des rühmlichen Beyspieles anderer Diözesen, desfalls nichts vorgekehret hat, so stund dem Herrn van Eß nichts in dem Wege, diese Verrichtung nach seiner Ansicht feierlich und nutzbar für die Katechumenen und Zuhörer zu machen. Wo der Lehrer durch keinen gegebenen Ritus beschränkt ist, kann keine Klage wegen Eigenmächtigkeit statt haben; und wenn Hr. van Eß ein höheres Übersehen durch seine Privatbemühungen gut machen wollte, so verdient er auf keine Weise eine Anschuldigung.

Wir behaupten dieses, ohne auf der anderen Seite zuzugeben, daß es den einzelnen Lehrern zustehe, den eingeführten Ritus der Kirche nach eigenem Gutdünken abzuändern; es betreffe nun die Verrichtungen, die Gebethe oder die Sprache. Wenn sie dessen auch Macht hätten, würde es sogar die Klugheit verbieten. Die ungleichen Ansichten einzelner Seelsorger und das verschiedene Spiel der Triebfedern, welche die menschliche Thätigkeit anregen, würde bald eine Verschiedenheit in dem kirchlichen Gottesdienste hervorbringen, die am meisten in nachbarlichen Gemeinden auffallen, das gute Einverständniß unter den Lehrern unterbrechen, und das Zutrauen der Gemeinde zu ihren Seelsorgern, welche von so verschiedenem Winde der Meinung getrieben werden, stöhren müßte.

Hinwiederum wollen wir auch nicht sagen, daß was einem vergangenen Zeitalter desfalls genügte, allen kommenden entsprechen müßte. Vielmehr verlangt die gegenwärtige Zeit eine eigene Behandlung, und es liegt zu Tage, daß zur Erweckung der religiösen Gefühle, und zur Erwärmung des menschlichen Herzens für das Edlere und Höhere, nachdem so viele Umstände durch eine Reihe von Jahren für das Gegentheil gewürket haben, anpassende und weislich erwogene Anstalten in Hinsicht der kirchlichen Gottesverehrung höchst erwünschlich seyen; und daß die Ausbeugung oder der längere Vershub derselben zu nichts Gutem führe. Von diesem Bedürfnisse haben sich viele würdige und wachsame Volkslehrer, rein von Neuerungssucht und Voreiligkeit, durch Beobachtungen in dem sie zunächst umgebenden Kreise überzeugt: ein ansehnlicher Theyl der katholischen Priesterschaft blicket auf die Häupter der Kirche mit dem Wunsche, daß es ihnen gefallen möge, in ihrer Weisheit den Anforderungen der Zeit entgegen zu gehen . . .

Aus diesen Erklärungen, die wir, um von keiner Seite mißverstanden zu werden, hier einlegen mußten, mögen Ew. Hochw. ersehen, wie fern wir an Ihren Ansichten überhaupt Theyl nehmen; auf den uns vorgelegten Fall aber wieder zurückzukommen, erklären wir weiter: obwohl, wo kein anbefohlener Ritus ist, ein solcher nicht überschritten werden kann; und obschon Ew. Hochw. an dem bestehenden Ritus nichts anders gemacht haben, daß es gut geschehen wäre, wenn Sie die priesterliche Verrichtung des Kanons ununterbrochen fortgesetzt hätten. Nach den liturgischen Vorschriften der Kirche, welcher Sie und wir angehören, soll sie wegen ihrer Heiligkeit, gerade zur größern Erbauung, mit inniger stiller Gemüthserhebung und ungetheilte Aufmerksamkeit vollzogen werden.

Der herkömmliche Ritus gestattet ja den Einschaltungen noch Raum genug. Er gewährt nach dem Evangelium dem Priester die Ansprache an das Volk, und nach der Communion die Mittheilung des hl. Abendmahles an jene, welche es mit Feierlichkeit empfangen; wo es ihm unverweigert ist, die

Seinigen anzusprechen, wenn er ein besonderes Wort der Erbauung zu reden hat...

Verhandelt und abgeschlossen an der Albertinischen, Zähringisch-Badischen Hohen Schule, in der Theologischen Lehrerversammlung am 16. und 17. Julius 1816²⁸³.

Aus mehreren Gründen wurde dieses Gutachten fast im ganzen Wortlaut mitgeteilt. Einmal weil es ein Zeitdokument in dem Sinne ist, daß wir in ihm dem theologischen und pastoralen Denken und Sprechen der Aufklärung begegnen, in dem der Seelsorger vor allem als „Volkslehrer“ gesehen ist. Sodann dürfte die Abgrenzung von Katechese und Predigt voneinander bemerkenswert sein; die Fakultät hebt die Eigenständigkeit und wesentliche Andersartigkeit der beiden Verkündigungsformen hervor; die Übereinstimmung mit der formulierten Glaubenslehre müssen freilich beide wahren. Der Hauptwert des in der „Causa Essii“ ergangenen Gutachtens liegt aber darin, daß die Fakultät zur damals so leidenschaftlich diskutierten liturgischen Frage klare Stellung bezieht. Wenn sie so eindeutig sich hinter die Postulate einer Liturgiereform stellte, so bezog sie damit im Prinzip die Linie Wessenbergs und seines Kreises. Ohne es auszusprechen, verwies sie zum Beispiel auf die feierliche Gestaltung der Erstkommunion im Konstanzer Gesangbuch von 1812. Nicht zu überhören ist der Vorwurf an die Kurie von Aschaffenburg, wo man es bisher versäumt hat, für diesen Tag etwas Ähnliches zu schaffen. Das Gutachten ist der Ansicht, daß Leander van Eß nichts Tadelnswertes getan hat, wenn er hier zur Selbsthilfe schritt. Der Tadel wegen der Unterbrechung des Kanons ist zwar klar ausgesprochen, doch im ganzen Kontext kann er kaum als schwerer Vorwurf empfunden werden. Bemerkenswert ist, daß sich die Fakultät nicht auf die Linie Werks drängen ließ. Das Dokument gestattet es, die Theologische Fakultät eindeutig unter die damaligen Befürworter einer Liturgiereform einzureihen, ohne freilich sagen zu können, wie sie in den einzelnen Reformfragen gedacht hat. Was Hug betrifft, so hatte er von seinem Fach her keine Gelegenheit, öffentlich zu diesen Fragen sich zu äußern.

Van Eß trat einige Zeit später erneut mit einer Bitte an die Fakultät heran. Es würde ihn „unaussprechlich freuen“, schrieb er, „von hochlöblicher Facultät ein Urtheil über die Übersetzung meines neuen Testaments zu erhalten, besonders als Schul- und Volksbuch betrachtet“²⁸⁴. In der Fakultätssitzung vom 27. Februar 1817 wurden

²⁸³ Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V 4 (Van Essiana).

²⁸⁴ Acta Fac. Theol (1803–1825), Bl. 108.

Schnappinger und Wanker beauftragt, vom dogmatischen und moraltheologischen Standpunkt die Übersetzung zu beurteilen. Über die Verwendbarkeit als Schul- und Volksbuch sollte Werk berichten. Die Gutachten in der Sitzung vom 20. März lauteten alle positiv. Schnappinger betonte, die vorliegende dritte Auflage der van Eßschen Übersetzung sei gegenüber den ersten Auflagen so sehr verbessert, daß man von einem neuen Werk sprechen könne; an keiner Stelle habe er etwas zu beanstanden gefunden. Ähnlich erklärte Wanker, „daß alle Stellen, welche die Sittenlehre betreffen, dem reinen katholischen Lehrbegriff gemäß seyen“. Und Werk lobte den „inneren Werth“ und die „eigene Faßlichkeit“ der Übersetzung, weswegen sie als Schul- und Volksbuch empfohlen werden könne. Die Empfehlung sprach die Fakultät einstimmig aus²⁸⁵. Zum Dank dafür übersandte van Eß 150 Stück seines Neuen Testaments an die Fakultät zur beliebigen Verwendung. Es fällt auf, daß von Hug selbst zur fraglichen Übersetzung kein Gutachten vorliegt. Es scheint, daß er sie für gut hielt, nur zur Grundlage seiner Exegese kam sie nie in Betracht – im Gegensatz zu seinem Kollegen Werk²⁸⁶.

Noch ein anderes Anliegen hatte Leander van Eß an die Fakultät herangetragen. Es ging darum, in Deutschland mehrere Tochtergesellschaften der Londoner Bibelgesellschaft ins Leben zu rufen, eine davon sollte durch tätige Mithilfe der Freiburger Fakultät im Breisgau aktiv werden; hundert Pfund Sterling würde die Londoner Bibelgesellschaft zur Verfügung stellen, wenn die Fakultät unter Hinweis auf ein dringendes Bedürfnis an Biblexemplaren ein entsprechendes Gesuch nach London – oder an van Eß – richten würde. In der Fakultät war man zunächst nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen. Doch in der Sitzung vom 20. März 1817 hatte man schließlich doch schwerwiegende Bedenken, ohne spezielle Erlaubnis der Regierung und ohne Zustimmung des Konstanzer Ordinariats den geplanten Verein zu gründen. Man stellte van Eß zwar in Aussicht, später unter Umständen sich um diese Zustimmungen zu bemühen, doch ist – soweit unsere Akten erkennen lassen – nichts mehr unternommen worden.

²⁸⁵ Auch die Fakultäten von Würzburg und Tübingen empfahlen die Übersetzung, dergleichen die Ordinariate von Breslau, Wien, Ellwangen, Fulda, Konstanz und Aschaffenburg. Vgl. *Nikolaus Adler*, Leander van Eß und seine Übersetzung des Neuen Testaments. In *Universitas. Festschrift für Bischof Dr. Albert Stohr*. Mainz 1960. I, 19. – 1821 wurde die Übersetzung indiziert. Hauptgegner des L. van Eß war der Munsteraner Professor Johann Hyacinth Kistemaker

²⁸⁶ Vgl. oben S. 56

Das Dekanat 1826–1827²⁸⁷

Es war für Hug das wohl schwierigste Amtsjahr. Wir sahen bereits, daß die Fakultät sich ob der Frage der Kandidatur Reichlin-Meldeggs für die Kirchengeschichte gespalten hatte. Dazu kam im Februar 1826 der frühe Tod des Moralprofessors Peter Nick, für den man umgehend einen möglichst angesehenen Nachfolger zu besorgen hatte. Hug berichtete in der Fakultätssitzung vom 5. Juni über den Stand der bisherigen Bemühungen. Unmittelbar nach dem Tode Nicks wandte sich die Fakultät an Johann Baptist Hirscher in Tübingen. Von diesem war inzwischen zum großen Bedauern aller eine Absage gekommen. Wie es scheint, empfahl die Tübinger Fakultät den jungen Priester Wörner aus Württemberg, doch dessen Unerfahrenheit ließ ihn für die schwierige Professur der Moral als ungeeignet erscheinen. Daraufhin schlug Hug namens seiner Fakultät im Konsistorium Heinrich Schreiber vor, der aber hier als nicht genehm erschien. Hug bemerkt bei dieser Gelegenheit, allmählich gewöhne sich das Konsistorium immer mehr daran, sich in die Rechte der Fakultät einzumischen. In der Tat verlangte das Konsistorium, Hug möge Schritte unternehmen, um für die erledigte Professur den Prager Professor Bernhard Bolzano zu gewinnen. Hugs Hinweis darauf, Bolzano sei wegen allzu freier Lehräußerungen erst kürzlich seines Lehramtes enthoben worden und der Fakultät sei sein jetziger Aufenthaltsort nicht bekannt, nutzte nichts. Wie sich aber herausstellte, konnte eine Einladung an Bolzano nicht in Frage kommen. Gleichzeitig wandte man sich auch an Johann Adam Möhler in Tübingen, dem die Fakultät auf dessen erste Anfrage wegen der Anstellungsbedingungen mitteilte, die Universität könne ihm zwar keine hervorragenden, aber immerhin doch annehmbare Bedingungen in Aussicht stellen. Aber auch Möhler lehnte – ähnlich wie Hirscher – ab. In einem sechs Linien umfassenden („sex lineis“) Schreiben vom 20. Juli 1826 teilte er mit, Grund für seine Absage seien nicht die materiellen Dinge. Was Möhler abhielt, war die Gespaltenheit der Fakultät, bei der sich ein ruhiges Arbeiten nicht erwarten ließe – so erfuhr Hug zuverlässig von dritter Seite.

Für den vakanten Freiburger Lehrstuhl interessierte sich dann der bisherige Landshuter Philosophieprofessor Jakob Salat. Zwar bewarb er sich nicht förmlich, sondern ließ vorerst nur durch Mittelspersonen bei Hug Erkundigungen einziehen, ob er in Betracht komme. Zwei

²⁸⁷ Acta Fac. Theol. (1826–1853), S. 17–22

Gründe bestimmten die Fakultät, einer Kandidatur Salats nicht näherzutreten. Einmal hatte Salat eben erst in einer Kampfschrift seine bisherigen Landshuter Kollegen scharf angegriffen – er war bei Verlegung der Universität Landshut nach München nicht mitgenommen worden. Der zweite Grund lag in seinem beträchtlich hohen Lebensalter, das kaum eine längere Lehrtätigkeit erwarten ließ. In der Sitzung vom 1. August 1826 ging es um die Frage, ob die Fakultät sich weiter um auswärtige Kräfte bemühen oder auf Heinrich Schreiber^{287a} zurückkommen solle. Einstimmig entschied man sich für Schreiber. Daß dies ein Mißgriff war, konnte zu jener Zeit niemand vorauswissen. Wie es scheint, stand Hug zu Schreiber in guten Beziehungen – dieser gehörte zu den wenigen Autoren, die zu Hugs Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbistums Freiburg einen größeren Beitrag lieferten.

Es würde zu weit führen, auch aus den übrigen Dekanatsjahren in ähnlicher Weise berichten zu wollen. Die ausgewählten vier Amtsjahre boten einige Gelegenheit, auf Zeitumstände hinzuweisen, unter denen die Theologische Fakultät Freiburg ihren Auftrag erfüllte, und Probleme aufzuzeigen, vor die sie sich gestellt sah. Als Dekan der Fakultät hat Hug zu ihrer Bewältigung wesentlich mitgewirkt, um so mehr, als er zu dieser Zeit noch seine ganze Kraft dazu einsetzen konnte, was vom Jahr 1827 an nicht mehr der Fall war.

Im Freiburger Domkapitel

Johann Leonhard Hug und der erste Freiburger Erzbischof Bernhard Boll kannten einander seit dem Jahr 1805, da dieser, bisher Conventuale des Klosters Salem beziehungsweise Tennenbach, Professor der Philosophie in Freiburg wurde. Das gute Verhältnis, das die beiden zueinander gewonnen hatten, blieb bestehen, auch als Boll 1809 die Universität verließ und Münsterpfarrer in Freiburg wurde. Durch Ernennungsurkunde vom 30. Juli 1827 berief Erzbischof Boll Hug in das Domkapitel, wohl in der Absicht, auch einen hervorragenden Vertreter der theologischen Wissenschaft im künftigen Leitungsgremium der neuen Erzdiözese zu haben. Wie aus einem Brief Hugs an Wessenberg hervorgeht, hat er nach diesem neuen Amt von sich aus nicht gestrebt, sich dann aber auch nicht verweigern wollen, als man ihn dazu dringend einlud. Er stellt die Umstände seiner Berufung so dar:

^{287a} Vgl. R. W. Rieke, Heinrich Schreiber 1793–1872. Freiburg 1956.

„Unter den Hoffnungen, die ich hegte, mir selbst bald anzugehören, wurde mir ein neuer Beruf zugewiesen, um den ich nie geworben, nie gebuhlt habe. Die Universität erklärte mich für unentbehrlich; dieselbe unverdiente Ehre widerfuhr mir mit Rücksicht auf den Geschäftskreis, in den ich nun eingetreten bin. Nur einer strebte stille und halblaut, fein und doch wieder rohe entgegen, dem ich selbst seinen Wunsch gewährt haben würde, wenn es ihm beliebt hatte, seine Herzensangelegenheiten an mich selbst zu bringen²⁸⁸. Nach mancherlei Einstreuungen blieb es beym Beschluß, der mir einerseits die fünf meinen Collegen verheißenen Vorlesestunden höflich zur Pflicht machte, und andererseits die Stelle im Senate des Erzbischofs auftrag als neuen Kreis der Thatigkeit. Einrede zu machen war unthunlich; es blieb mir somit nur übrig, als auf ein Jahr meinen Rücktritt auf die Pfarrei (sc. Umkirch) und in den Pensionsstand der Universität mir vorzubehalten, was mir nicht verweigert, aber auch noch nicht durch Decretur zugesagt ist. Die Geschäfte begannen bald nach dem Schlusse der Feierlichkeiten²⁸⁹; die Herren Capitularen giengen nach Hause, ihre Angelegenheiten zu ordnen²⁹⁰. An der Seite des Herrn Erzbischofs war ich allein und einzig. Die Achtung, die er mir immer erwiesen hat, beurkundete er nun durch Zutrauen, welches ich durch treue Geschäftstheilnahme erwiderte“²⁹¹.

Es besteht kein Grund, an Hugs Versicherung zu zweifeln, um die hohe kirchliche Stellung „nie gebuhlt“ zu haben. Enttäuschung hat sein Schritt freilich bei jenen ausgelöst, die irrthümlich der Ansicht waren, Hug stünde auf der Seite der auf eine von Rom losgelöste deutsche Kirche abzielenden Reformkreise. Ernst Münch gab dieser Enttäuschung Ausdruck mit den Worten: „Ein Schüler, Freund und Ideengenosse des edlen Wessenberg²⁹², hat er gleichwohl mit der freundschaftlichsten Miene von der Welt die Hoffnungen der teutschen Nation für die Emanzipation des Katholicismus mit zu Grabe tragen helfen; ja er hat dem Leichenbegängnisse derselben im Jahr 1828 persönlich beigewohnt, mit jenem kaltvornehmen Blicke, in welchem die letzte Ironie über den Wechsel der Dinge verlegen sich aussprach; und der Orden eines benachbarten Staates²⁹³ . . . bedeckte das erkaltete, verschlafene Herz, bis das Prälatenkreuz langsam nachkam und jetzt bloß noch auf die erzbischöfliche Tiare harri“²⁹⁴.

²⁸⁸ Gemeint ist wahrscheinlich Joseph Vitus Burg.

²⁸⁹ Konsekration und Inthronisation des Erzbischofs Boll am 21. 10. 1827.

²⁹⁰ Die ersten Domkapitulare waren Joseph Vitus Burg, Hermann von Vicari, Propst Karl von Hauser, Johann Leonhard Hug, Georg Flad, Johann Martin.

²⁹¹ Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß 1096/2.

²⁹² Schüler Wessenbergs war Hug in keiner Weise, „Ideengenosse“ auch nicht in vollem Umfang, von freundschaftlicher Verbundenheit wird man dagegen wohl sprechen können

²⁹³ Der König von Württemberg verlieh Hug anlaßlich der Promotion der Fllwanger Professoren (1813) den württembergischen Verdienstorden.

²⁹⁴ Vgl. *Ernst Münch*, 206.

Hier sind der Verdächtigungen zuviele ausgesprochen; man darf getrost von übler Nachrede sprechen, die hier Hug widerfahren ist.

Das Vertrauensverhältnis zwischen Erzbischof und Domkapitular Hug zeigte sich offenkundig auch darin, daß letzterem die Abfassung der erzbischöflichen Hirtenbriefe vom 1. November 1827 an den Klerus und an das Volk übertragen wurde. Es mag stimmen, daß die beiden Dokumente „mehr den Geist eines docirenden Professors als den eines im Bewußtsein seines apostolischen Amtes redenden Bischofs“ atmen²⁹⁵. Doch diese mehr abwertende Bemerkung wird der Bedeutung der Hirtenbriefe nicht gerecht²⁹⁶.

²⁹⁵ Vgl. *Heinrich Maas*, 41.

²⁹⁶ Die „*Epistola pastoralis*“ an den Klerus bringt zuerst einen historischen Teil mit einem Rückblick auf die Entstehung des alten Bistums Konstanz. Weil das neue Erzbistum Freiburg zum größten Teil aus ehemals konstanzischen Gebieten besteht, lebt in diesem – so sieht es Hug – das Bistum Konstanz neu auf: „*Jamque illuxit . . . exoptatissimus dies, quo Constantiensis dioecesis in novum Corpus exurgit.*“ Im zweiten Teil werden die verschiedenen kirchlichen Dienstämter, ihr Alter, ihre Notwendigkeit und ihre innere Bezogenheit aufeinander behandelt; Hug bietet hier in knappen Zügen eine bibeltheologische Studie zu diesem Thema, die auf aufmerksame Leser sicher nicht ohne Wirkung geblieben ist. Der dritte pastoral-praktische Teil beginnt mit der Mahnung an den Klerus, in jeder Beziehung Vorbild für die „Herde“ zu sein („*formam factos gregis ex animo*“), fordert sodann zu verantwortungsbewußter und ehrfurchtiger Feier des Gottesdienstes und ebensolcher Sakramentenspendung auf; eindringlich wird weiter den Seelsorgern liebevolle Betreuung der Kranken ans Herz gelegt, und nicht weniger sorgsam sollten sich alle der Armen annehmen. Als schönste Seelsorgerpflicht („*pulcherrima sane vobis sors obtrigit*“) bezeichnet der Hirtenbrief die religiöse Unterweisung der Kinder und Jugend, aber auch die Förderung der übrigen schulischen Unterweisung sollten alle sich angelegen sein lassen. Mit Ermahnungen, wie sie Paulus im Römerbrief (12,7 ff.) ausspricht, endet die „*Epistola pastoralis*“ an den Klerus. Der „Hirtenbrief an die Gläubigen“ erscheint uns noch bedeutungsvoller. Hier doziert übrigens nicht mehr der Professor, sondern der Pfarrer Hug, der er ja auch noch war. Die pastorale Note ist unverkennbar, ebenso die deutliche Bezugnahme auf den gewandelten Zeitgeist. Dieser steht weithin im Widerspruch zu christlichem Glauben und Leben. Darum gilt es, das christliche Erbe der Väter treu zu bewahren, „an ihrer frommen Denkart festzuhalten, an ihrem gottergebenen Sinn, an ihrem wohlwollenden Betragen voll Liebe, Dienstfertigkeit, Mitleid gegen Dürftige und Unglückliche, an jenem ehrbaren und besonnenen Benehmen, an jener Wohlstandigkeit im häuslichen Leben, die den Ihrigen ein Vorbild geworden ist“. Die „Fortschritte in Wissenschaft und Kunstverständigkeit“ seien zu begrüßen, aber „die Menge erkünstelter Bedürfnisse“, „der Hang nach Genuß und Vergnügen“, „das leichtsinnige Laufen nach Belustigung“ seien gegenüber früher bedenklich angewachsen. Auch hinsichtlich der Erziehungsfrage stehe es längst nicht mehr zum Besten: „Je seltener die häuslichen Beispiele geworden sind, desto mehr wurde das Erziehen eine Kunst oder Wissenschaft, der Jugend das Schlimme abzugewöhnen, was ihr die Umgebungen angelernt haben, und das Gute ehrwürdig zu machen, wozu es an lebenden Vorbildern mangelte.“ Das neuzeitliche „Treiben und Jagen nach Vielwissen“, die Vernachlässigung der religiös-sittlichen Bildung lägen nicht im Interesse des wahren Wohls der Jugend. Demgegenüber müssen „Gott und Christus, Gottesliebe und Menschenliebe, Religion und Sittlichkeit“ wieder „die ersten Gesichtspunkte der Jugendbildung“ werden – ein früher Warnruf vor Sakularisierung des Erziehungswesens! Eindringlich wird zum Festhalten an den „kirchlichen Einrichtungen“ aufgerufen, namentlich zur altherwürdigen christlichen Sonntagsheiligung; dazu sollte auch der „öftere“ Empfang der Sakramente gehören, worüber schöne Worte in unserem Hirtenbrief stehen. Dieser schließt mit

Auf Wunsch des Erzbischofs übernahm Hug sodann die Herausgabe und Schriftleitung der „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freyburg“ (1828–1834). Sie sollte, wie es in der Vorrede zum ersten Bande heißt, der theologischen und beruflichen Weiterbildung des Klerus dienen, darüber hinaus aber auch den geistigen Zusammenhalt im Klerus fördern, ein wichtiges Anliegen, bedenkt man die Tatsache, daß der Klerus des neuen Bistums früher sechs verschiedenen Diözesen angehört hatte! Anders als das ehemalige Konstanzer Pastoralarchiv wollte die neue Zeitschrift auch die wissenschaftliche Theologie der Zeit berücksichtigen, denn „alles gründliche theologische Wissen, wenn es auch nicht immer zunächst und alsogleich im kirchlichen Lehramte, wie z. Bsp. die biblischen Sprachen oder die Kirchengeschichte, in Anwendung kömmt, hat doch die wohl überdachte und heilsame Endabsicht, den Geist mit nützlichen Kenntnissen zu erfüllen, und den Vorrath der in Bereitschaft liegenden Mittel zur lichtvollen Geschäftsführung und zur fertigeren Ausübung der Lehrpflicht zu vermehren“ (Vorrede). Laufend sollten sodann die wichtigeren Neuerscheinungen aus Theologie und Pastoral in ausführlichen Besprechungen vorgestellt werden, und schließlich wollte man in der Zeitschrift eine Art Bistumschronik beginnen.

Hug hat sich mit dieser Zeitschrift eine Bürde aufgeladen, die ihm manchen Kummer bereiten sollte. Wie sich schon sehr bald zeigte, fand sich kein genügend großer Mitarbeiterstab zusammen, der das gesteckte Programm hätte verwirklichen können. Vor allem fehlten Mitarbeiter für die Behandlung wichtiger Seelsorgsfragen; nur ganz vereinzelt gab es Beiträge aus dem Gebiet der Katechetik, Homiletik und allgemeinen Pastoral – die liturgischen Themen fehlen ganz. Unter den Persönlichkeiten, die Hug um Mitarbeit ersuchte, war auch der ehemalige Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg, von dessen Beiträgen sich Hug wohl einiges für das Gedeihen der Zeitschrift versprechen mochte; in weiten Kreisen des Klerus hatte

der Aufforderung zu „treuer Anhänglichkeit“ an die Kirche und den neuen Oberhirten, aber auch gegenüber Staat und Landesherrn; die Treue zur eigenen Kirche möge aber nie dazu verleiten, „ändern kirchlichen Gesellschaften unehrerbietig zu begegnen: auch sie bekennen unsern Erlöser und Herrn Jesus Christus“ – ein Zeugnis für den Geist der Friedfertigkeit, der damals zwischen den Konfessionen weithin herrschte.

Von Hug stammen auch die Fastenhirtenbriefe aus der Zeit des Erzbischofs Bernhard Boll (1827–1836). Einmal existiert von einem dieser Briefe noch ein Teil des Manuskripts im Nachlaß Hug (Sign. II B) – die Handschrift Hugs ist unverkennbar. Sodann durfte außer ihm niemand in der Lage gewesen sein, Hirtenbriefe mit einem derart reichen biblischen Zitatenschatz abzufassen. Man staunt, wie Geist und Wort der Schrift diesen Schreiben das Gepräge geben. Sie verdienen gelegentlich eine eigene Würdigung.

sein Name immer noch einen guten Klang. „Es soll hier“, schrieb Hug am 16. November 1827 an Wessenberg, „eine Zeitschrift erscheinen, zunächst beabsichtigt für die Geistlichkeit des Erzbisthums und bestimmt, an die Stelle der Constanzer Monatsschrift zu treten. Voran soll immer ein Aufsatz biblischen, kirchenhistorischen, theologischen Inhaltes, oder über Pastoralfragen, auch pädagogische Gegenstände gehen; dann sollen Beurtheilungen der wichtigsten Werke aus dem Gebiete der gesamten theologischen Wissenschaft folgen; sodann Beförderungen, Todesanzeigen oder auch Necrologen besonders verdienter Seelsorger“. Und dann folgt die förmliche Bitte um Wessenbergs Mitarbeit: „Euer Exzellenz haben mit unverkennbarem Erfolge auf die Bildung Ihres Clerus so lange gewirkt; zwar unter eigener Firma: jedoch ist Ihnen die Firma gleichgültig um nützlich zu seyn; sollten Sie nicht noch weiter Ihren rühmlichen Einfluß zu diesem schönen Zwecke ins Spiel setzen, und etwas von Ihrer Muße dem Clerus fortan widmen wollen?“ Hug kündigte im gleichen Brief an, im ersten Band der Zeitschrift Wessenbergs Werk „Die Bilder der Christen“ zu besprechen und dabei „noch einen erkenntlichen Rückblick in die Vergangenheit zu werfen“²⁹⁷.

Die Zeitschrift erfuhr gleich zu Beginn die Kritik, „sie sey zu gelehrt“. Hug meinte dazu Wessenberg gegenüber: „Ich habe nicht bloß auf die alten Herren zu denken, sondern auch an meine ehemalige Zuhörer, denen ich fortwährend nützlich seyn möchte.“ Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als das erste Bändchen zum größten Teil selbst zu schreiben – so kamen die sechs größeren und kleineren Abhandlungen teilweise schwierigen biblischen Inhalts zustande. Nur die Professoren Buchegger und Amann hatten einen Beitrag geliefert. „Einige haben mir bestimmt zugesagt, und nichts geleistet. Wenn Sie, Hochwürdigster“, meint er zu Wessenberg, „mich verlassen, so werde ich um so mehr Ursache haben, mein Schicksal zu beklagen, wie geistreicher ich alles finde, was von Ihnen kömmt“²⁹⁸. Wessenberg war großmütig genug, auch dieses Mal Hugs Bitte zu erfüllen.

Doch Mitarbeiter für Themen der Seelsorge wollten sich nicht finden lassen. Hug klagt seine diesbezügliche Not wiederum Wessenberg:

„Ich habe die Pastoral und Pädagogik bey weitem nicht zu nieder angeschlagen; aber gerade darinn, worinn ich viele Mitarbeiter hoffte, bin ich

²⁹⁷ Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß 1096.

²⁹⁸ Landesbibl. Stuttgart. Sign. Cod. hist 4^o 314. 46/3.

am verlässlichsten. Wenn ich für jeden Aufsatz, für jede Recension bettelnd fünf und sechs Briefe schreiben soll, bin ich voraus verdrossen: woher müßte ich auch die Zeit nehmen²⁹⁹. Nicht nur Münsterpfarrer Straßer in Konstanz, einst Wessenbergs rechte Hand in vielen praktischen Fragen, ließ Hug im Stich, auch Konrad Martin in Neuenburg und Johann B. Biechele in St. Martin zu Freiburg, ehemals eifrige Mitarbeiter in Wessenbergs Seelsorgerzeitschrift, ließen nichts von sich hören. Zu Franz X. Werk, dem Pastoraltheologen in der Fakultät, waren die Beziehungen so gespannt, daß eine Mitarbeit an Hugs Zeitschrift nicht zu erwarten war. Aber auch von den Kollegen im Domkapitel kam kein einziger Beitrag. „Noch immer stehe ich allein, und wenn Sie mich verlassen, hilflos. Haben Sie Erbarmen mit mir und dem dritten Hefte, welches ich bereits begonnen habe“ schreibt er am Ostertag 1829 an Wessenberg³⁰⁰. „So wenig es mir an Muth gebricht“, heißt es im gleichen Brief, „so will mir doch oft die Kraft versagen. Will ich eine Recension fruchtbar machen, so kostet sie mich nicht selten vierzehn Tage und drey Wochen, wenn anders das Werk von einigem Umfange ist.“ Und „es treffen schon vom fernen Norden und Süden Zusendungen zur Beurtheilung in Mengen ein“, weiß er Wessenberg zu berichten. Der Schluß auch dieses Briefes ist wieder eine Bitte des bedrängten Schriftleiters: „Sehen Sie den zudringlichen Bettler! Allein Sie haben Manchem mit freudiger Milde die Hand geöffnet: könnten Sie dieselbe nun mir verschließen?“

Zum Unglück der fehlenden Mitarbeiter kam schon nach zwei Jahren großer Ärger mit dem Verleger Herder. Nachdem dieser den vierten Band acht Monate lang nicht zur Auslieferung gebracht hatte, sah sich Hug gezwungen, die Zeitschrift bei Friedrich Wagner in Freiburg in Verlag zu geben: „Kann man sich unglücklichere Verhältnisse denken, als die sind, mit denen ich kämpfe“, meint er im Brief vom 11. Oktober 1830 an den ehemaligen Konstanzer Generalvikar³⁰¹. Jedes neue Heft ist für ihn „ein Geschöpf der Mühe“, seufzt er. Es war vorauszusehen, daß sich die Zeitschrift kaum werde lange Zeit halten können. Im Brief vom 20. Oktober 1832 spricht Hug bereits vom „gefährdeten Leben“ derselben³⁰². Tatsächlich sah er sich genötigt, im Jahr 1834 die Zeitschrift mit dem siebten Hefte wieder einzustellen: „So ganz allein, verlassen von jeder mitwirkenden Hand, wie wäre es möglich unter andern Geschäften nebenbei so großer Arbeiten zu genügen?“³⁰³ Hug bedankte sich bei den wenigen Mitarbeitern, unter denen „die erste Stelle“ Wessenberg einnahm mit sieben Beiträgen; Wessenberg hatte allerdings nur Buchbesprechungen übernommen! Viermal war Hugs Freund und

²⁹⁹ Ebd. Brief Hugs an Wessenberg vom 4. 8. 1828.

³⁰⁰ Ebd. Nr. 46/6.

³⁰¹ Univ.-Bibl. Heidelberg. Hs. 688, 227.

³⁰² Ebd. Hs. 689, 29.

³⁰³ Vgl. Zs. f. d. G. VII, 1834, III.

Fakultätskollege Ludwig Buchegger helfend beigesprungen, zweimal Stadtpfarrer Sprißler von Vehringen, die Professoren Amann und Stengel hatten je einen Beitrag geliefert. Alles andere hatte Hug selbst beizusteuern.

Wäre es gelungen, eine Zeitschrift mit überwiegend pastoralem Charakter zustandezubringen, so hätte sie sicher größere Überlebenschancen gehabt. Die sieben kleinen Bände enthalten aus Hugs Feder fünfzehn größere oder kleinere Arbeiten zu alttestamentlichen Themen, dreizehn sind dem Neuen Testament gewidmet; zusammen genommen stellen sie wichtige Quellen zur Erkenntnis und Erforschung Hugs als des damals führenden katholischen Bibelwissenschaftlers dar. Am meisten sind von den Zeitgenossen seine kritischen Beiträge zur naturalistischen Evangelienklärung des Heidelbergers H. G. Paulus beachtet worden³⁰⁴. Auf Hugs historische Arbeiten in unserer Zeitschrift ist bereits eingehend hingewiesen worden³⁰⁵. Eine sehr wohlwollende Rezension hat Hug zu Hirschers Fastenzeitbetrachtungen geschrieben³⁰⁶. Die Besprechung der bahnbrechenden „Katechetik“ von Hirscher hatte Ludwig Buchegger zum Verfasser³⁰⁷. Eine eingehende Besprechung schrieb Hug zu Heinrich Schreibers umkämpfter „Allgemeiner Religionslehre“³⁰⁸. Es scheint, daß er sich dabei gewisser dogmatischer Bedenklichkeiten, die später gegen das

³⁰⁴ Vgl. die Ausführungen unten S. 154 f.

³⁰⁵ Vgl. oben S. 74–81.

³⁰⁶ Zs. f. d. G. IV, 1829, 273–282. Hugs Gesamturteil lautet: „Recensent glaubte in vielen Stellen dieser gehaltreichen Schrift einen gottbegeisterten alten Kirchenvater – etwa einen Geistesverwandten des großen Chrysostomus – zu lesen, in welchem nur das eigentliche Gepräge jener alten Zeit in das der unsrigen umgegossen und die ewig gleichen Wahrheiten der Offenbarung für das Verständnis und die Bedürfnisse der jetztlebenden Geschlechter einfach-großartig ausgesprochen, und dem Verstand und Gemuth dessen, der über die höchsten Anliegen des Menschen sich beschäftigt, freundlich, ernst und würdevoll vorgelegt werden.“ Ebd., 274. Hug hebt besonders noch die „religiöse Psychologie“ hervor, die man bei Hirscher antreffe, und gibt am Schluß dem Wunsch Ausdruck, „es möchte dem Hrn. Verfasser die Zeit werden, alle Evangelien des ganzen Kirchenjahres auf eben diese Weise zu bearbeiten“. Ebd., 282. Das hohe Lob von seiten des ehemaligen berühmten Lehrers – Hirscher studierte 1807–1809 in Freiburg – dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, daß Hirscher später nicht nur die Evangelien, sondern auch die Episteln der Sonntage des Kirchenjahres homiletisch-praktisch erklärt hat.

³⁰⁷ Auch dieses Werk des Tübingers erhielt eine eingehende und äußerst anerkennende Würdigung: „Über den Werth dieser Schrift hat die katechetische Welt entschieden. Nicht drei Monate hatte sie die Presse verlassen, so war die ganze Auflage schon vergriffen. Fürwahr! für den Herrn Verfasser und für die Katecheten eine gleich große Ehre . . . Wenn der Geist, der in dieser Schrift weht, von den Männern dieses schönen Berufes erfaßt und in ihr Wirken hinausgetragen wird, so dürfen wir hoffen, daß im Katedetenberufe gewirkt werde, wie einst in der alten Kirche ein Pantanus, Origenes und Clemens von Alexandrien wirkten.“ Zs. f. d. G. VI, 1833, 265 f. Die ganze Rezension ebd., 223–266.

³⁰⁸ Zs. f. d. G. III, 1829, 229–256 und IV, 1829, 231–262.

Werk erhoben wurden³⁰⁹, nicht voll bewußt wurde. Auffallend ist, daß Wessenbergs „Deutsches Ritual“ (1831) keine Besprechung fand, dafür wohl andere weniger bedeutende Veröffentlichungen des verehrten ehemaligen Bistumsverwesers³¹⁰. Sehr wertvoll ist Hugs Beitrag „Kurze Bemerkungen über einige oft wiederholte Klagen, mit denen man die Katholischen belästigt“³¹¹. Hier bezieht er klar Stellung zum Offenbarungscharakter der Schrift, zur Frage theologische Forschung und Lehramt, zum Problem der Tradition und zur praktischen Frage des allgemeinen Bibellesens.

So sehr der Eingang der Zeitschrift für Hug persönlich enttäuschend war, andere Ereignisse lasteten noch schwerer auf jedem einzelnen Mitglied des Freiburger Ordinariats. Im Jahr 1828 brach der Sturm gegen den Zölibat der Priester los. Die Universitätsprofessoren

³⁰⁹ So in: Tub. theol. Quartalschrift, Jg. 1832, 361 ff. (Verf. Seb. Drey).

³¹⁰ Der Grund könnte darin gelegen haben, daß Erzbischof Boll bereits die Bearbeitung eines neuen Diözesanrituale veranlaßt hatte; eine günstige Beurteilung des Rituale Wessenbergs hätte die Annahme des Bistumsrituale beim Klerus erschwert, eine ablehnende Rezension aber wollte Hug wohl auch nicht veröffentlichen. – Zs. f. d. G. Bd. I. (1828) S. 41–82 bringt Hug eine Rezension des Werkes Wessenbergs „Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes“ (1827). Ihre Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, daß sie uns über Hugs eigene Auffassungen zu den Fragen christlicher Kunst Aufschluß gibt. Mit seiner Zeit teilt er die Abneigung gegen die Kunst des Barock, „die wir für immer den Augen des Volkes entzogen wissen mochten“ wegen der „Rohheit“ so vieler ihrer Werke (ebd., 43). Die christliche Kunst ist nach Hug von hoher, ja unverzichtbarer Bedeutung, weil sie in Gemüt und Gefühl des Menschen hineinwirken und dort den Sinn für das sittlich Erhabene wecken. Die Verwerfung der Bilder durch die Reformatoren war ein Irrweg: „Das Wort Gottes ist allerdings die Hauptsache. Warum sollt' es aber zur Verbreitung seiner milden beseligenden Herrschaft unter den Menschen die Dienste der Beredsamkeit, der Musik und der bildenden Künste verschmähen? Sind doch die Anlagen zu diesen Künsten auch Gottes Gaben“ (ebd., 56).

Zu Beginn der Besprechung widmet Hug dem aus seinem hohen Amt ausgeschiedenen Bistumsverweser Worte ehrender und warmer Wertschätzung: „An ihn sind die Gefühle der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit einer zahlreichen Menge des nunmehr unserm Erzbistum einverleibten Kirchspiels von Constanz gebunden. Die Verdienste gehen nicht in Veränderungen unter, welche die Zeit zu vollbringen mit unaufhaltsamer Macht beschließt. Gleichviel, wer aus den Vortrefflichen ihr mit gutem Gewissen dient, oder mit edlem Sinn widerstanden hat, wird oftmal von ihr gekränkt und dennoch wieder geehrt . . . Wenn uns selbst nichts übrig bliebe, als das stille Zeugniß wohlgemeinten Strebens in schuldloser Brust, so wäre das allein ein Gotteslohn, erhabener als die Welt ihn geben kann.“ Ebd., S. 41 f. Zweifellos drücken solche Worte das Fortbestehen fruherer Wertschätzung und Verbundenheit aus, die Hug auch unter den gewandelten Zeitverhältnissen Wessenberg bewahrte. – Eine weitere Besprechung widmete Hug dem „Nikodemus“ Wessenbergs – Zs. f. d. G. III, 1829, 257–272. Es ging „dem berühmten Verfasser“ nicht um die Erörterung der exegetischen Probleme von Joh 3,1–21, sondern um eine Deutung der Gestalt des Nikodemus als des vorbildlichen Wahrheitsuchers. Hug hebt „die sinnige Weise“ hervor, mit der Wessenberg in seiner Schrift „eine Fülle moralischer Beobachtungen über Wahrheit und Schein, ächtes und falschbe-griffenes Christenthum, innere geistige Wiedergeburt und äußere glänzende Übertünchung“ mitteilt. Ebd., 262.

³¹¹ Vgl. Zs. f. d. G. II, 1828, 67–90. Näheres unten S. 150–154.

Amann und Zell verfaßten eine Petition an die badische Ständekammer um staatliche Aufhebung des Priesterzölibats. Auch dem Erzbischof selbst wurde eine ähnliche Adresse unterbreitet. Was die Professoren betrieben, fand bei einem größeren Teil der Theologiestudenten williges Gehör. Einem Pfarrer, der öffentlich die Aufhebung des Zölibats forderte, sandten die Seminaristen eine Zustimmungsadresse. Hug durchschaute klar die Pläne der Drahtzieher, die hinter der Antizölibatsbewegung standen: „Was wollen diese Herren? Verwirrung . . . Sie wollen den katholischen Clerus mißvergnügt machen, vielleicht viele dazu anfachen, daß sie zur protestantischen Kirche übergehen . . . Sie wollen Unruhe im Lande hervorrufen, um den Umsturz-Zwecken näher zu kommen, die sie . . . auf allen Wegen verfolgen“³¹².

Auch die beiden Theologieprofessoren Reichlin-Meldegg und Heinrich Schreiber verursachten Erzbischof und Ordinariat außerordentliche Schwierigkeiten. Beide bezogen – auch hinsichtlich des Dogmas – Standpunkte, die mit der kirchlichen Lehre nicht mehr zu vereinen waren. Über das Werk Reichlin-Meldeggs „Geschichte des Christenthums“ (1829) arbeitete Hug ein wissenschaftliches Gutachten aus, das zu dem Schlusse kam: „Die Schrift ist eine unreife Arbeit, . . . voll Unwissenheit, unternommen, durch kühne Behauptungen aufzufallen. Man könnte sagen, das Buch . . . arbeite jenen in die Hände, die alles Positive aus dem Offenbarungsglauben vernichtet wissen wollen“³¹³. Schreibers Buch „Allgemeine Religionslehre“ (1829) sowie öffentlich vorgetragene Angriffe gegen Zölibat, evangelische Räte und Ordensgelübde machten ein Vorgehen gegen ihn gleichfalls nötig. Während die Entfernung Reichlin-Meldeggs durch dessen Übertritt zur protestantischen Kirche (1832) von selbst sich ergab, wurde Schreiber lediglich in die philosophische Fakultät versetzt. Durch Vermittlung Hugs wurde der Seminarist Adalbert Maier zur Suppletur für die Moraltheologie bestimmt³¹⁴.

³¹² Brief Hugs an Erzbischof Boll vom 23. 4. 1828. Vgl. *Heinrich Maas*, 48. Vgl. zum gesamten Komplex *August Franzen*. Die Zölibatsfrage im 19. Jahrhundert. Der „Badische Zölibatssturm“ (1828) und das Problem der Priesterehe im Urteil Johann Adam Möhlers und Johann Baptist Hirschers, H. 91, 1971.

³¹³ Ebd., 50.

³¹⁴ Acta Fac. theol. (1826 ff.) S. 131 f.: „Er (Maier) wuchs unter unsern Augen auf. Derselbe zeichnete sich aus durch Talent, Fleiß, Kenntnisse und einen lebenswürdigen Charakter. Er drangte sich nirgends vor, aber hat inneren Werth, und wird durch Bande der Dankbarkeit für unsere Hochschule sich gewiß zeitlebens angenehm verpflichtet fühlen.“ Maier hatte im Februar 1836 – noch als Seminarist – seine Doktorarbeit „De fontibus et origine Gnosticorum“ eingereicht und auch die rigorosen Prüfungen mit Auszeichnung be-

Große Sorge machten andere ungelöste Probleme: der Wirrwarr auf liturgischem Gebiet³¹⁵, das Fehlen eines einheitlichen Katechismus, eines Diözesangesangbuchs, und nicht zuletzt die dauernde Bevormundung durch den Staat, der die kirchliche Bewegungs- und Handlungsfreiheit in unerträglicher Weise einschränkte. Hug hat diese in jeder Hinsicht unerfreulichen Zustände des jungen Bistums in einer Darstellung zusammengefaßt. Aus dem gleichen Jahr 1833 stammt ein Brief Hugs an Wessenberg, in dem er sein vielfach bekümmertes Herz ausschüttet: „Die Berufsstudien sprechen einen großen Theil der Studierenden und unsere junge Geistlichkeit nur wenig an, seitdem sich überall die Politik vorne anstellt. Das angenehme Freiburg ist durch seine Zerrissenheit in politischen Meinungen und durch die Heftigkeit der Factionen, die sich einander gegenüber stehen, ein verdrießlicher Ort geworden. Die Gemäßigten, bei weitem die Mehrzahl, können ohne Schmach und Schimpf nicht einmal zum Worte kommen... Unser Standpunkt ist traurig und unser Mühen und Streben ohne Dank. Solch eine böse Stellung hat gleich im Anfang seiner Einrichtungen noch nie ein Ordinariat gehabt.“³¹⁶

Der Tod des ersten Erzbischofs Bernhard Boll am 6. März 1836 war für Hug ein großer persönlicher Verlust – ein Freund, mit dem ihn gegenseitiges Vertrauen verband, war nicht mehr. Hug hielt ihm eine meisterhafte Leichenrede³¹⁷. Zum Nachfolger, Erzbischof Ignaz

standen. Die Fakultät nahm ihn für eine spätere Professur einstimmig in Aussicht, wie übrigens auch Maiers Kursgenossen Peter Schleyer. Mit dem Eintritt Joh. B. Hirschers in die Fakultät (Herbst 1837) hörte Maiers Suppletur auf.

³¹⁵ Vgl. *Erwin Keller*, Das erste Freiburger Rituale, FDA 80, 1960, 7–9. Nicht weniger als elf verschiedene nicht approbierte Deutsche Ritualien waren im Erzbistum damals im Gebrauch!

³¹⁶ Man denke an die Zölibatswirren und die Entfernung der drei Professoren Reichlin-Meldegg, Schreiber und Amann.

³¹⁷ Rede auf den Hintritt des Herrn Erzbischofs Bernhard I. Freiburg 1836. – Johann Heinrich Boll – Bernhard war der Name im Kloster – war vom Vater, einem Offizier, zuerst für eine militärische Laufbahn bestimmt, „allein anders war es dem Knaben ums Herz: die Vorneigung zu einem stillen Leben und zum kirchlichen Beruf“ führten ihn 1772 in die Gesellschaft Jesu und nach deren Auflösung zu den Zisterziensern nach Salem, wo er 1776 die Gelübde ablegte. „Unbekümmerte Ruhe, eine reiche Bibliothek, schatzbare wissenschaftliche Vorrichtungen... strenge Ordnung, Abwechslung mit Arbeit und Andacht, ein wahrhaft erhabener Chorgesang; das Alles erfreute, es entzuckte den jungen Klostermann.“ Herzog Karl von Württemberg hatte den jungen Monch, der als guter Prediger bekannt wurde, gern an seinen Hof geholt, doch Bernhard blieb lieber im Kloster und bei der Arbeit an der großen Klosterbibliothek, die er zu betreuen hatte. Als Bibliothekar kamen ihm viele Neuerscheinungen zu Gesicht, diejenigen aus dem Gebiet der zeitgenössischen Philosophie interessierten ihn besonders. Der Abt übertrug ihm dann das theologische und kirchenrechtliche Lehramt im Kloster; schon bald war er durch kirchenrechtliche Abhandlungen auch auswärts bekannt geworden, auch an der Universität in Freiburg. Als man im Kloster zu Tennenbach einen neuen Philosophieprofessor brauchte, empfahl die Universität den Salemer Mönch zu

Demeter, ergab sich kein ähnliches Verhältnis der Freundschaft mehr. Die Charaktere waren wohl zu verschieden. Aus Gründen, die sich im einzelnen aus unseren Quellen nicht erkennen lassen, erwog Hug ernstlich das Ausscheiden aus seinem Doppelamt in Ordinariat und Fakultät. Daß es ihm damit ernst war, geht aus der Tatsache hervor, daß er sich bereits um die Pfarrei Sasbach bei Achern beworben hatte. Als der Senat der Universität von Hugs Absicht hörte, war man entschlossen, alles zu tun, um Hug weiter zu erhalten. Die theologische Fakultät und der Senat richteten dringliche Aufforderungen an das Ministerium des Innern, „daß diesem in ganz Europa, und selbst über dessen Grenzen hinaus rühmlichst bekannten Manne solch eine Anerkennung zu Theil werden möge, daß er noch gerne unter uns weile“³¹⁸. Im Schreiben des Dekans der Fakultät, Werk, ist die Rede von der „alten Kollegialität, die sich gegen ihn (Hug) aufs wärmste verjüngte“. Ob man damit verschleiern wollte, daß auch interne Spannungen in der Fakultät Grund für Hugs Absicht zum Ausscheiden gewesen sein könnten? Alle Vorstellungen der Fakultät und des Senats waren aber zunächst nicht in der Lage, Hug von seinem Rücktrittsplan abzubringen. Die beträchtliche gehaltliche Besserstellung, die man ihm anbot, glaubte er mit Rücksicht auf Kollegen und Universitätsbedürfnisse nicht annehmen zu dürfen. So teilte Hug unterm 24. Juni 1836 dem Ministerium mit:

„Aus dringenden Gründen bat ich das Hochpreisliche Ministerium des Innern – Katholische Kirchensektion –, mir die erledigte Pfarrei Sasbach gnädigst zu verleihen. Als die Hochschule davon Kenntniß erhielt, beschloß sie das Mögliche zu thun, um mich dem Lehramte zu erhalten. So sehr ich das

diesem Amte. Nach vier Jahren kehrte er 1802 nach Salem zurück, aber nur, um schon nach wenigen Jahren den leidvollen Untergang des berühmten Stiftes zu erleben. 1805 holte ihn die Universität Freiburg als Professor der Philosophie durch einstimmigen Beschluß „Die Klarheit und Sicherheit seiner Vorträge“ fanden großen Beifall. Doch erst mit der Berufung auf die Freiburger Munsterpfarre 1809 fand er den Wirkungskreis, in dem er sich voll entfalten konnte „bei einer gebildeten Einwohnerschaft, begabt mit angeborener Fähigkeit, rasch im Urtheil und nicht zu begütigen mit gewöhnlichen Leistungen“. Predigt, Jugendkatechese und caritative Tätigkeit lagen ihm besonders am Herzen. Die achtzehn Jahre Seelsorge am Munster waren die beste Vorschule für sein letztes und höchstes Amt, als erster Erzbischof der neuen großen Diözese Freiburg. „Uns ist der rechte Steuermann geworden, klug, umsichtig, gemäßigt und für alle gleich besorgt, stets aufmerksam, kein Gewissen zu ängstigen . . . Alle mit Schonung und Wohlwollen einander näher zu bringen.“ Die eifrigen Visitationsreisen zu Beginn seiner Tätigkeit, mußte Erzbischof Bernhard schon bald wegen Erkrankung einstellen. Die Sorge um das Priesterseminar gehörte jetzt zu seinen vorrangigen Anliegen. Ihn „im heiligen Dienst in hochpriesterlicher Verrichtung“ im Münster zu sehen, wo er „um die Länge des Angesichts das ganze ihn umgebende Presbyterium uberragte“, war immer ein erhebender Anblick. Das letzte halbe Jahr seines Lebens „gehörte nur noch den Übungen der Religion . . . Gott und der zukünftigen Welt“.

³¹⁸ Aus dem Schreiben der Fakultät an den Senat vom 10. 6. 1836. GLA 201/154.

besondere Glück zu würdigen weiß, daß dieser Lehrkörper, nachdem die Periode politischer Entzweiung abgelaufen war, einstimmig und ohne Ausnahme, welcher Farbe jeder Einzelne gewesen sein mochte, mir solche Beweise von Wohlwollen und Werthschätzung gegeben, wie sie noch keinem hiesigen Lehrer zu Theil geworden sind, kann ich doch in den Antrag meiner verehrten Collegen nicht einwilligen.

Mehrere Lehrer der Hochschule sehen einer Besserstellung entgegen; wenn sie in diesem Augenblicke auf ihren eigenen Vortheil vergessen, um meinen Gehalt zu erhöhen, kann ich es nicht über mich bringen, zu ihrem Nachtheil mich begünstigt zu sehen. Die Sammlungen und gelehrten Vorrichtungen der Anstalt wachsen und gedeihen so erfreulich, daß mir der Gedanke unausstehlich wäre, wegen der Ausgaben auf meine Person ihrer Zunahme hinderlich zu werden. Ebenso wenig könnte ich das Bewußtsein ertragen, daß wegen der Verwendungen auf mich die Anstellung tüchtiger Lehrer unthunlich oder wenigst erschwert würde.

Endlich muß ich gestehen, daß die Idee, mir in den letzten Lebensjahren selbst anzugehören, wenigst mehr anzugehören, als es mir bisher vergönnt war, mir so lieb geworden, daß ich ihr gerne ein Opfer bringe, mich willig meinen dermaligen Verhältnissen entziehe, und die Pfarrei Sasbach zu meinem höchsten Wunsche erhoben habe³¹⁹.

Es konnte jetzt nur noch durch eine Intervention der Regierung erreicht werden, Hug der Universität zu erhalten. Diese beantragte denn auch beim Großherzog, Hug durch Verleihung eines hohen Ordens und Bewilligung eines beträchtlichen finanziellen Vorteils zu ehren. In der Petition an den Landesherrn erscheint Mißstimmung über die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhls mit I. Demeter als Hauptgrund für die Absicht Hugs, Freiburg den Rücken zu kehren. Im übrigen wird auch in diesem Dokument wieder auf die hervorragenden Fähigkeiten und großen Verdienste Hugs verwiesen, weshalb sein Verlust für Universität und Wissenschaft außerordentlich zu bedauern wäre:

„Der Domkapitular und geistl. Rath Dr. Hug ist durch die in Folge der Erledigung des erzbischöflichen Sitzes bei der erzbischöflichen Curie und dem erwählten Erzbischoff gegenüber in eine Lage gekommen, die es ihm wünschenswerth machen muß, aus seinen bisherigen Verhältnissen herauszutreten. Derselbe hat daher auch bereits nach der Anlage um die Übertragung der Pfarrei Sasbach gebeten. Dieses Gesuch ist wohl nur der leicht erklärlichen Mißstimmung des Gemüths des würdigen Domcapitularen Hug und seinem Wunsche zuzuschreiben, um jeden Preis aus der erzbischöflichen Curie auszutreten . . . Als ein Mann, . . . der zu den ausgezeichnetsten Lehrern gehört, welche Freiburg zu besitzen hatte und noch besitzt, verdient er wohl, daß man seine dermalige Lage auf eine Weise berücksichtige, die ihm zugleich als ein Zeichen der gnädigsten Anerkennung seiner Verdienste um die Universität, um die Wissenschaft und, man darf es ohne Übertreibung wohl sagen, um die hohen Interessen der Menschheit gelten kann. Wir tragen

³¹⁹ Ebd.

daher ehrerbietigst darauf an, daß der Domcapitular Dr. Hug zu Freiburg zum Geheimen Rath IIter Classe gnädigst ernannt und ihm nach seinem Austritt aus dem Domcapitel als Professor der Universität der Gehalt, welchen er bisher aus dem Domcapitel bezog, aus Universitätsmitteln als Besoldungszulage bewilligt, der Universität aber für die Dauer dieser Zulage ein derselben gleichkommender Zuschuß aus allgemeinen Staatsmitteln angewiesen werde“³²⁰.

Man sieht, der Regierung lag viel an der Erhaltung Hugs für die Universität. Er hatte eben erst in voller Rüstigkeit das Amt des Prorektors verwaltet, ließ also erwarten, daß er noch einige Zeit an der Universität weiterwirken könne, besonders wenn er sein Amt im Ordinariat nicht mehr innehaben würde, was die Regierung annehmen zu können glaubte, oder wozu sie Hug vielleicht auch mit ihrem verlockenden Angebot bewegen wollte. Da aber im Laufe des Jahres 1837 die zwischen dem Erzbischof Demeter und Hug obwaltenden Spannungen sich offenbar legten, sah Hug die Möglichkeit zu weiterer Mitarbeit im Ordinariat als wieder gegeben an – Genaueres sagen unsere Quellen nicht. So brauchte die Regierung ihre finanzielle Zusage an ihn nicht einzuhalten. Hug wurde lediglich unterm 26. Oktober 1837 zum Geheimen Rat II. Klasse ernannt, eine Auszeichnung, die ihm in damaliger Zeit in der Öffentlichkeit große Ehre eintrug³²¹. Schon zwei Jahre zuvor war ihm zu seiner dritten Amtszeit als Prorektor das Kommandeur-Kreuz des Zähringer Ordens verliehen worden.

Ein guter Freund, Joseph von Laßberg, hat wohl auch ein Verdienst daran, daß Hug in Freiburg geblieben ist. Mit vielen guten Worten gab er ihm im Brief vom 25. Juni 1836 den Rat, die Stelle im Ordinariat aufzugeben, unter allen Umständen aber weiter an der Universität zu verbleiben und nicht im Alter noch „das Landleben und das Leben eines Pfarrers mit Vikarien anzufangen“³²².

³²⁰ Petition des Ministeriums des Innern an den Großherzog vom 4. 10. 1836. – GLA 201/154.

³²¹ Erlaß des Ministeriums des Innern vom 13. 11. 1837. – GLA 201/154.

³²² Hug hatte in einem Brief an Laßberg offenbar von einem „schreienden Unrecht“, das man ihm im Ordinariat angetan, berichtet – vermutlich sah er dieses Unrecht darin, daß nach Bolls Tod die Bischofswahl nicht auf ihn, sondern auf Demeter fiel. Vgl. *Heinrich Maas* 90. – Laßbergs Brief, ganz in vertrautem freundschaftlichen Ton gehalten, lautet: „Ich finde ganz natürlich, daß Du das schreiende Unrecht, das Dir angetan wurde, nicht nur fulest, sondern dein geful darüber auch zu erkennen gebest: es war und ist noch darüber nur eine Stimme im Publicum; aber, daß Du Freiburg, das Dir so zu sagen die zweite vaterstadt geworden ist, die dortige luft, gewonheiten und umgang verlassen willst, in einem alter, wo auch nebendinge zum lebensbedürfnisse geworden sind; das, mein alter, treuer Leonhard! kann Dein alter warer freund nicht billigen, weil nicht vernunftig finden. Gieb Deine Dompfründe auf, bleibe der alma Albertina getreu, nimm die 3000 fl., welche sie Dir geben will, utliher an und kummere Dich einem Quark um den neuen Arschewegg und sein regiment, mit dem

Hug mochte wohl selbst schon bald froh gewesen sein, daß man ihn davon abhielt, seinen aus mißvergnügter Stimmung gefaßten Entschluß zu verwirklichen. Wahrscheinlich trug dazu auch die Ankunft eines Kollegen bei, um den er sich schon vor zehn Jahren eifrig bemüht hatte: Im Sommer 1837 übernahm Johann Baptist Hirscher die Moralthologie in Freiburg³²³. Zwei Jahre darnach wurde Hirscher auch Mitglied des Freiburger Ordinariats.

Mit großer persönlicher Anteilnahme verfolgte Hug die lebhafteste Katechismus-Diskussion, die in jenen Jahren innerhalb des Klerus stattfand und das Ziel verfolgte, endlich einen eigenen neuen Diözesankatechismus herauszugeben. Im Jahr 1837 erschien von Thomas Hugson „Der kleine Katechismus für christ-katholische Kinder“. Der Verfasser war niemand anderer als unser Hug in Freiburg³²⁴. Wie kam es, daß er sich zu einem so weit vom eigentlichen Fachgebiet entfernten Thema äußern wollte? Vielleicht war es das didaktische Moment, das ihn, den Mann des Unterrichtens, dazu reizte. Wahrscheinlich blieb er als Pfarrer von Umkirch, der er lange Jahre neben seinem Dienst an der Universität war, auch mit der praktischen Seelsorge immer in einer gewissen Berührung. Schließlich sagt er selbst, daß er zu Kindern im Alter von neun bis zwölf Jahren „jeher mit einer eigenen Vorneigung zugethan“ war (Vorwort zum „Kleinen Katechismus“). Jedenfalls stand er dem Katechismusproblem

Du dann nicht mer zu verkeren hast. Glaube mir, Du wirst nirgend mer geachtet sein, als da wo Du seit einem halben iarhunderte bist, und wohin Du also auch ganz eigentlich gehöirst. Zu Sasbach las ich einmal auf einem stein: Hier ward Turenne ertoder! gib acht, daß es Dir nicht auch so ergehe, wenn auch nicht durch eine kanonenkugel; es gibt im leben allerlei pillen, an denen man ersticken kann. Ich hätte noch eine menge gründe, aus welchen ich Dir mißraten muß, ietzt erst wieder das landleben und das leben eines Pfarrers mit Vicarien anzufangen; Du solltest aus erfahrung wissen, wie wenig dies für einen stubenmann und bücherwurm taugt; aber ich fürchte, ich komme mit rat und wunsch zu spät und Du hast schon Deine passus gemacht und bist vielleicht beim empfang dieser zeilen schon wolbestallter Rector ecclesiae Saspacensis und in einigen wochen predigst Du schon in der berühmten walfartskirche zur heil. Dreifaltigkeit, denn Du sagst ja selbst: mein Sinn steht auf Sasbach.“ – Bd. Landesbibl. Karlsruhe. Hs. Nr. 3455. Brief vom 25. 6. 1836.

³²³ Hug schrieb als Dekan der Fakultät am 30. 7. 1837 an Hirscher: „. . . Die Facultät ladet nunmehr Euer Hochwürden in Freundschaft ein, und beruft Sie feierlich zu vorgenanntem Lehrstuhl. Sie kann Jhnen ein Gehalt von 1800 fl. anbieten, nebst den zu beziehenden Collegiengeldern und einigen Emolumenten, welche sich auf 70–80 fl. und höher belaufen mögen. . . . Es werden Jhnen Ihre Dienstjahre in Tübingen zugerechnet, um Jhren Rang in der Facultät zu bestimmen. Wir geben uns der Hoffnung hin, Euer Hochwürden werden als Lehrer gern an eine Anstalt zurückkehren, die Sie als Schüler wohlwollend aufgenommen hat, und werden mit Vorliebe in einer heitern Stadt, reich an schönen Umgebungen, von deren Annehmlichkeiten Sie jugendliche Erinnerungen in sich bewahren, wo viele Freunde auf Sie mit alter Zuneigung warten, wieder Aufenthalt nehmen.“ – Univ.-Archiv Freib. Theol. Fak. V c 3.

³²⁴ Thomas war der Vorname von Hugs Vater.

erstaunlich offen und kundig gegenüber. Seine Ansichten hat er ziemlich ausführlich im erwähnten Vorwort näher dargelegt. Die Einteilung des Katechismus in Glaubenslehre, Sittenlehre und Lehre von der Kirche (Sakramentenlehre) hält Hug für „logisch richtig und leicht faßlich; das Unlogische ist immer unklar, und mehr oder minder verwirrt, was ein Katechismus am wenigsten seyn darf“. Die „weit schwierigere Frage, wieviel oder wie wenig in diesen drei Theilen zum Vortrag komme“, entscheidet er zugunsten einer klugen Beschränkung des Lehrstoffes: „Viele glauben, der Katechismus müsse recht viel enthalten; ich theile diese Meinung nicht.“ Im übrigen hat der Katechismusunterricht das jeweilige Alter der Katechumenen zu berücksichtigen: „Die ganz kleinen Leutchen, die das Lesen beginnen, bei denen man noch lediglich das Gedächtniß in Anspruch nehmen kann“, müssen in der Hauptsache die wichtigsten Formeln sich aneignen (Vaterunser, Ave Maria, Glaubensbekenntnis, Gebote Gottes und der Kirche), weil der spätere Unterricht darauf aufbaut. Für die Kinder vom neunten bis zwölften Lebensjahr muß eine ausreichende Einführung in christliches Glauben und Leben erfolgen; für diese hat Hug seinen Katechismus verfaßt. „Ein ausführlicherer Katechismus“ ist schließlich für die reifere Schuljugend nötig, bei dieser wäre sein Katechismus nicht mehr ausreichend. Beicht- und Kommunionunterricht hat Hug in seinem Katechismus nicht berücksichtigt – für diesen wichtigen Teil der Glaubenserziehung hält er „ein eigenes Handbüchlein“ für besser. Hug ist dafür, daß der Katechismus ein eigenständiges, nicht mit der Biblischen Geschichte verbundenes Lehrbuch sei: „Was die Biblische Geschichte betrifft, so gehört sie nicht in den Katechismus. Sie ist ein für sich bestehendes Fach . . . Die Biblische Geschichte wird also als Lesebuch neben dem Katechismus hergehen müssen, von welcher der Katechet nach seinem Ermessen den passenden Gebrauch zu machen nicht versäumen wird.“ Eindringlich warnt Hug vor einseitig verstandesmäßigem Katechismusunterricht. Er sagt, „daß der Katechet seine Pflicht nur halb verrichtet, der lediglich auf die Intelligenz hinarbeitet, und nicht, so oft er kann, das Gefühl der Kinder in Anspruch nimmt; diese Kleinen müssen Gott lieben lernen, und das geschieht nicht mit dem Kopfe“. Aus eigener Erfahrung weiß Hug, „welche Wirkungen solche Einstreuungen machten“. Bei der christlichen Pflichtenlehre genügt es niemals, in der Hauptsache die allgemein menschlichen oder bürgerlichen Tugenden und Pflichten zu behandeln: „Wo denket ihr hin! Die christliche Gerechtigkeit ist weit höherer Art, sie ist eine Summe, welche erwächst

aus dem Vollzuge der gesammten erhabenen menschenbeglückenden Sittengesetze Jesu Christi.“

Der „Kleine Katechismus“ Hugs ist formal ein Lehrstück-Katechismus. Die frühere Form der Stoffdarbietung durch Fragen und Antworten ist aufgegeben. Am Ende jedes Lehrstückes stehen eine Reihe kleingedruckter Fragen, Anhaltspunkte für den Katecheten zur Nacharbeit des Lehrstückes. Ob das Lehrstück selbst auswendig zu lernen oder nur inhaltlich von den Kindern zu behalten sei, hat Hug nicht gesagt – wahrscheinlich dachte er an das Auswendiglernen. Die Glaubenslehre ist in fünfzehn Lehrstücken abgehandelt, die Pflichtenlehre dagegen in dreißig, während der Lehre von der Kirche (Sakramente) vierzehn Lehrstücke gewidmet werden. Die Überbetonung der christlichen Pflichtenlehre mag noch aus den moralischerzieherischen Impulsen der Aufklärung stammen, für den das sittliche Tun im Vordergrund stand. Um einen Begriff zu geben, wie einfach und leicht faßlich Hug zu Kindern zu sprechen verstand, dabei aber immer sehr Wesentliches heraushob, sei ein Lehrstück im Wortlaut wiedergegeben³²⁵. Über Hugs Katechismus hat sich Hirscher „sehr anerkennend“ geäußert, wie ein Vermerk im Exemplar der Freiburger Universitätsbibliothek aussagt. Aussicht, Diözesankatechismus zu werden, dürfe er freilich kaum gehabt haben.

Hier ist nun auch Hugs Stellungnahme zum neuzuschaffenden Diözesanrituale zu erwähnen. Zusammen mit den Domkapitularen Georg Flad und Conrad Martin hätte er es für vertretbar gehalten, das Rituale bis auf die Sakramentsformeln ganz deutsch zu gestalten;

³²⁵ „Wie sich Gott geoffenbart hat durch Jesus Christus.

Was Gott durch Moyses gelehrt hat, war nur ein Anfang vom Erkennen, wie der Mensch Gott gefallen soll. Der Mensch konnte nämlich zu jenen Zeiten noch nicht mehr begreifen. Es ist wie mit Kindern; die können auch nicht alles begreifen, bis sie älter werden. Hierin waren die Menschen noch Kinder. Nachdem aber seit Moyses tausend und etliche hundert Jahre verflossen waren, haben die Menschen auch mehr begreifen gelernt.

Nunmehr kam Jesus Christus, und hat die Menschen etwas weit Besseres und Größeres gelehrt. Daß Er kommen werde, hat Moyses schon dem Volk Israel vorgesagt (5 Mos 18, 15. 19). Diesen Herrn Jesus Christus hat Gott den Menschen zugeschickt. Daß er von Gott geschickt sey, hat er durch Thaten bewiesen, welche die Menschen nicht verrichten konnten, sondern nur Gott. Er hat schwere Krankheiten geheilt, die Niemand heilen konnte, ohne alle Mittel, in einem Augenblick; er Todte wieder lebendig gemacht, wie einen Jüngling zu Naim und den Lazarus. Und er selbst ist am dritten Tage nach seinem Tode wiederum vom Grabe auferstanden, ist noch 40 Tage lang mit seinen Jungern umgegangen, und ist endlich vor den Augen der Jünger am Ölberg in den Himmel aufgefahren.

Der Herr Jesus Christus hat uns Vieles gelehrt, was wir glauben sollen; und noch Mehreres, was wir thun sollen. Er hat zwölf Männer zu Jüngern auserwählt, die er Apostel genannt, und welche nach seiner Auffahrt unter den Völkern seine Lehre verkündet haben. Das, was der Herr Jesus Christus gelehrt hat, steht größtentheils geschrieben in den heiligen Evangelien und in den Schriften seiner Apostel.“ Kleiner Katechismus, 22 f.

ältere Seelsorger, die dies vielleicht nicht wollten, würden sich zu helfen wissen und eben „wo es sich thun läßt, ihr lateinisches Ritual gebrauchen“. Freilich fand Hug: „Ich finde das Latein ausdrucksamer, schmiegsamer und feierlicher. Dieselben Gebete ins Teutsche übertragen, werden oft flach und ekelhaft für mich, und werden es bleiben, wenn einer der teutschen Sprache nicht ausnehmend Meister ist. Und wenn der Geistliche dann auch noch schlecht vorträgt, wie es oft geschieht, so ist das Ding gar nichts mehr.“ Aber sprachästhetische Momente konnten nicht den Ausschlag geben; wichtiger waren die pastoralen Rücksichten, auch würde durch eine „Sprachmischung“ das Rituale „buntscheckig“ und uneinheitlich. Hug hielt es für zweckmäßig, wenn man einige allgemein gebräuchliche Benediktionen, etwa die Häuser-, Brot- und Weinsegnung, weiter beibehält, im Gegensatz zu radikalen Reformern, auch sprach er sich für Schaffung mehrerer Formulare aus, „das eine für den Verstand des Volkes, das andere für die gebildeten Stände berechnet“. Das Rituale sollte nach Hugs Meinung in enger Fühlungnahme mit dem Seelsorgsklerus geschaffen werden, „umso weniger haben wir dann Widerstand, Trotz oder Murren von der Geistlichkeit zu erwarten, welche Übel aus allen die schlimmsten wären; denn wir kommen mit Rom eher zurecht als mit einem hypercritischen Clerus, der leicht aufzustiften ist“³²⁶.

Das Interesse, das Hug seelsorgepraktischen Fragen entgegenbrachte, zeigt sich auch darin, daß er für das neuzuschaffende Diözesangesangbuch „Deutsche Psalmengesänge“ verfaßte. Ob er die deutschen Psalmen im Konstanzer Gesangbuch damit ersetzen oder nur ergänzen wollte, steht dahin³²⁷.

Hug war es, der auch die ersten Beiträge zu einer Chronik des Erzbistums verfaßte und in seiner „Zeitschrift für die Geistlichkeit“ veröffentlichte. So schrieb er einen „Rückblick auf das Vergangene“, auf die schwierige Zeit, die der Gründung der Oberrheinischen Kirchenprovinz vorausging (Bd. I. S. 270 ff.), und er schilderte ausführlich die Feierlichkeiten zur Konsekration des ersten Erzbischofs am 21. Oktober 1827 (Bd. I S. 270–284). Im gleichen Band brachte er die Ordinariatsverordnung „zur Wiederbelebung der Land-Capitels-Versammlungen“, offenbar von Hug selbst verfaßt. Regelmäßig erschienen Berichte über die Firmungsreisen des Erzbischofs mit genauen Zahlen der in den einzelnen Kapiteln gefirmten Kinder. Den

³²⁶ Vgl. *Erwin Keller*, Das erste Freiburger Rituale, 19 f.

³²⁷ Vgl. *Berthold Amann*, Geschichte des Freiburger Diözesangesangbuches. Freiburg 1956, 20.

Klerus interessierte gewiß auch die Information über das erzbischöfliche Seminarium, den Beginn des Seminarbetriebs, die ersten Vorstände und die Einweihung der Seminarkirche (Bd. II. S. 293 f.). Ähnlich wertvoll war die Veröffentlichung der im Jahr 1828 durchgeführten ersten statistischen Erhebungen, wonach das Erzbistum 833 741 Gläubige zählte und 796 Pfarreien, 127 Benefiziate und 216 Vikarstellen zählte (Bd. III. S. 273). Es fehlt ferner nicht ein kurzer Bericht über die Grundsteinlegung zur ersten evangelischen Kirche in Freiburg in Anwesenheit des Großherzogs, zu der der Erzbischof mit dem Domkapitel, die Seelsorgsgeistlichkeit der Stadt sowie die Dekane der Umgebung gleichfalls erschienen waren, „so daß der Anblick wechselseitiger und erfreulicher Eintracht der Geistlichen beider Bekenntnisse des Großherzogthums die denkwürdige Handlung verschönerte“. Hug schloß den kurzen Bericht mit der Bemerkung: „Niedrig, wer Niedriges von diesem rührenden Begebnisse zu schreiben sich vermessen konnte“ (Bd. IV. S. 303). Der Chronist Hug begann auch, in Nekrologen das Andenken bekannter Geistlicher festzuhalten; er begann damit, was das spätere „Freiburger Diözesan-Archiv“ von ihm übernahm und auf alle Diözesanpriester ausdehnte. Chronistenpflicht war es sodann, pietätvoll des Goldenen Priesterjubiläums des Erzbischofs zu gedenken, das am 23. September 1830 im Münster begangen wurde und wozu das Domkapitel dem Jubilar einen Bischofsstab überreichte, „ganz in dem Style gearbeitet, welcher der eigenthümliche unseres bewunderten Metropolitantempels ist“ (Bd. V. S. 282 ff.). Interesse fanden sicher auch die Nachrichten über die Suffraganbistümer Rottenburg, Fulda und Mainz (Bd. V. S. 285 ff.). In die Zeitschrift aufgenommen wurde auch der Ordinariatserlaß vom 25. November 1831 „Den Hang einiger Geistlicher zur Jagd betreffend“ (Bd. IV. S. 303 ff.). Der Erlaß ist unschwer als Arbeit Hugs zu erkennen, und zwar an den zahlreichen Belegen aus der griechischen und römischen Patristik, die „nicht die geringste Spur“ davon erkennen lassen, daß „in den älteren Zeiten des Christenthums“ eine solche Unsitte unter den Geistlichen anzutreffen war; erst „die Capitularien der fränkischen Könige“ – so weiß der gelehrte Verfasser zu berichten – mußten „dringend einschreiten, der Ungebühr Schranken zu setzen“. Aber auch der Ernst, mit dem die Geistlichen zu wissenschaftlichem Weiterstudium gemahnt werden, deutet auf Hug: „Er (der Geistliche) soll und darf sich den Wissenschaften nicht entfremden, damit seine früher erworbene Bildung sich nicht allmählig verliere, und er, bevor er es wahrnimmt,

ins Gemeine herabsinke und die Vorwürfe der Selbstvernachlässigung verdiene, womit man den Stand der Landgeistlichen nur gar zu sehr belästigt. Wenigst sollten ihn die schönsten Muster der kirchlichen Beredsamkeit anziehen, die ihm nicht allein einen Gedankenreichtum und die einnehmende Kunst rednerischer Einkleidung darbieten und ihn zu seinem Lehramte fortschreitend befähigen; sondern ihn selbst in einsamen Stunden angenehm unterhalten und ergötzen. Wer seinem Geiste keine Nahrung gibt, wie sollte er in die Länge seinem Volke geistige Nahrung reichen können? Muß er nicht endlich, erarmt an Gedanken und dürftig geworden an edlerm Ausdrücke, sich im Alltäglichen herumtreiben, und mit matten Wiederholungen, ohne Frucht und Wirkung, die Stunde kirchlicher Unterweisung für sich und Andere langweilig ausfüllen?“ Auch die Vorbereitung auf guten katechetischen und biblischen Unterricht erfordert Zeit und Arbeit. Darum darf „derjenige, der zum Fischer der Seelen berufen ist“, seine Zeit nicht dazu vergeuden, „dem Wild im Forste nachzueilen“. –

Mit alltäglichen routinemäßigen Geschäften wurde Hug – soviel wir sehen konnten – im Ordinariat nicht befaßt. Probeweise haben wir die Sitzungsprotokolle des Ordinariats aus dem Jahr 1833 durchgesehen und dabei festgestellt, daß es zumeist Vorgänge besonderer Art waren, die er bearbeitet hat. So hatte er sich in diesem Jahr ziemlich oft mit den „Salpeterern“ auf dem Hotzenwald zu befassen. Hug war immer wieder mit Klerusfragen befaßt. Er bearbeitete das Mahnschreiben an den Offenburger Pfarrer Ludwig Mersy, der öffentlich auf Reformen drängte. „Unzeitige Reformen“, so schrieb Hug, brächten mehr Nachteile als man sich vorstelle. Als das Landkapitel Linzgau eine Diözesansynode wollte, erklärte Hug sie zur Zeit als „untunlich“. Auf Anfrage des Geistlichen Rats Herr in Lichtental, ob man Anglikanern die Benutzung der Spitalkirche in Baden-Baden gestatten dürfe, erteilte Hug namens des Ordinariats positiven Bescheid. Er war auch dafür, dem erwähnten Pfarrer Mersy Erlaubnis zu erteilen, in die Redaktion des „Badischen Kirchenblattes“ einzutreten. An Hug gelangten ferner die Gesuche um kirchliche Approbation von Büchern und Schriften. Schließlich waren ihm in diesem Jahr auch Bausachen übertragen.

Hug sah auch noch den zweiten Erzbischof Ignaz Demeter ins Grab sinken (1842). Mit dem Nachfolger Hermann von Vicari stand er seit langem in guten, ja freundschaftlichen Beziehungen. Als Senior des Domkapitels verkündete Hug am Wahltag, dem 15. Juni 1842, von der Münsterkanzlei die Erhebung von Vicari auf den Freiburger

Bischofsstuhl. In Freundeskreisen rechnete man damit, daß Hug nun Weihbischof würde. So entnimmt man einem Brief des alten Freundes Joseph von Laßberg, der ihm am 13. Juni 1842 aus Meersburg schrieb: „Künftigen Donnerstag will ich mit Weib und Kind zur Muttergottes nach Baitenhausen / mit Erbsen in den Schuhen, aber mit vorher weichgekochten / wallfarten gehen, und der heiligen iungfrau den künftigen Weihbischof recht inbrünstig anempfehlen. wir freuen uns schon denselben unseren beiden Hilden bei seiner ersten hierherkunft das heil. Sacrament der firmung erteilen zu sehen“³²⁸. Doch daraus wurde nichts. Jedoch wählte das Domkapitel seinen verdienstvollen Senior im April 1843 zum Domdekan. Die Sorge bei der Regierung in Karlsruhe, Hug könnte nunmehr von seinem Amt an der Universität zurücktreten, war unbegründet. Nach Rücksprache mit dem allseits hochgeschätzten Lehrer konnte der Kurator der Universität am 13. Mai 1843 berichten:

„Geh. Rath Hug hält seine Mitwirkung bei der Facultät für dieselbe noch nützlich und, bis Professor Maier – der als jüngerer Mann noch Manches zu seiner Ausbildung sich anzueignen hat – ihn ersetzen kann, für nöthig; er wird ihr daher gerne noch einen Theil seiner Kräfte widmen und dadurch nicht verhindert sein, die Pflichten als Domdekan in ihrem vollen Umfange zu erfüllen. Er ist der Mann, der am besten zu beurtheilen vermag, was er leisten kann, und ich meinerseits stimme seinem Urtheil mit voller Überzeugung bei: denn Geh. Rath Hug verbindet mit gänzlicher Vertrautheit der Wissenschaft, die er auf der Lehrkanzel vorzutragen hat, und mit umfassender und bestimmter Kenntniß der kirchenrechtlichen Verhältnisse einen schnellen und durchdringenden Blick so wie ein System, das er durch fünfzigjährige unermüdete Thätigkeit ausgebildet hat, was Alles ihn in den Stand setzt, mit wenig Anstrengung Vieles zu leisten“³²⁹. Hier sind wesentliche Momente ausgesprochen, die Hugs erstaunliche Arbeitsleistung kennzeichnen und erklären. Seit dem Jahr 1838 war ihm übrigens auch das Ephorat über das Freiburger Gymnasium anvertraut.

Hugs neunzehnjährige Zugehörigkeit zum Freiburger Domkapitel und die damit verbundene treue Pflichterfüllung im obersten Leitungsgremium des Erzbistums gehören wesentlich in das Bild dieses hervorragenden Mannes. Ob wir ihn als Mann der Wissenschaften oder als Mitarbeiter in der Bistumsleitung betrachten, immer wußte er

³²⁸ Bad. Landesbibl. Karlsruhe. Hs. 3455.

³²⁹ Univ.-Archiv Freib. Theol. Fak. V c 3.

sich im Dienste seiner Kirche, der er mit Hingabe und Liebe verbunden war. Freilich seine Kirchlichkeit hinderte ihn nicht, in manchen Fragen auch eine kritische Haltung einzunehmen, wie dies bei einem Mann, der durch die Aufklärung hindurchgegangen war, nicht anders sein konnte. Damit hing auch seine Offenheit gegenüber Andersgläubigen zusammen; enges konfessionelles Denken war ihm durchaus fremd.

Kirchlichkeit in Gesinnung und Tat

Nichts wäre verfehler, als „in der katholischen Aufklärung lediglich einen dunklen Hintergrund zu sehen, von dem sich die Erneuerung des katholischen Bewußtseins um so lichtvoller abhebt“³³⁰, nichts wäre auch ungerechter, als den Theologen dieser Periode des Umbruchs insgesamt jegliche kirchliche Gesinnung abzusprechen. Daß die Freiburger Lehrer Hugs bei aller Hinneigung zum Geist der Zeit im Grunde rechtgläubige Männer waren, wurde schon gesagt³³¹. Man wird dies auch von ihrem wohl hervorragendsten Schüler Johann Leonhard Hug sagen dürfen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß er, wenn er auf religiöse Fragen zu sprechen kommt, oft in den Denkmodellen seiner Zeit sich bewegt und deren Vokabular gebraucht. Wir möchten darüber etwas ausführlicher sprechen.

Vielleicht am deutlichsten tritt dieser Sachverhalt an einigen Stellen seiner „Einleitung“ zu Tage. Die christliche Religion erscheint hier als „allgemeine Regel für verständige Geschöpfe zur Veredlung des Gemüthes“³³²; sie ist „unter vielen Schicksalen und Rückfällen die Wegweiserin zu unserer Bildung geworden, welche allein vor allen Religionen den ausgezeichneten Ruhm hat, daß sie die Erzieherin oder doch gewiß die Pflegerin der gesittetsten und kunstreichsten Völker des Erdbodens ist“³³³; schon das allein kann dazu „dienen, um von der Brauchbarkeit seiner (sc. Jesu) Lehre für die allgemeinen Weltbedürfnisse zu urtheilen“³³⁴. Ähnlich heißt es an anderer Stelle: „Das, worauf es (Jesus) eigentlich ankam, war sein Lehrbegriff zur Veredelung des menschlichen Lebens und zur Versittlichung der

³³⁰ Vgl. *Franz Schnabel*, Deutsche Geschichte im 19. Jh. Herder-Bücherei Bd. 209/210, 25.

³³¹ Vgl. oben S. 24.

³³² „Einleitung“ 31826. Bd. I, 2.

³³³ Ebd., 5.

³³⁴ Ebd., 6.

Völker³³⁵. Auch in der Art und Weise, wie Hug die einmalige Persönlichkeit Jesu sieht, kommen Denken und Sprechen der Zeit zur Geltung: „Wenn ich den Charakter des Mannes betrachte, welcher in den Evangelien gezeichnet wird, so finde ich ihn in einem solchen Geschmack groß und edel, wie ihn wohl kein jüdischer Kopf dichten konnte. Die stille ruhige Größe des Weisen, in dessen Herzen unbemerkt erhabne Plane reifen, der unter den Umgebungen der niedrigsten und gemeinsten Verhältnisse nur aus innerm Vermögen zur höchsten Geisteswürde hinanstrebt, eine sittliche Umschaffung seines Geschlechtes entwirft, die Läuterung der gesammten ethischen Erkenntnisse unternimmt, sie unerschüttert der Ausführung übergibt, dafür sein Leben zum Pfande setzt und wirklich hinlegt, unabgesehen auf die Schmach, mit der es ihm abgenommen wird: ein solcher Regulus für die menschliche Sittlichkeit ist für gemeine Juden in dieser Periode des Nationalzerfalls eine zu schöne Dichtung . . . So erscheint er in seinem Beginnen, und bleibt sich durch alle Verwirklichungen und Vorfälle bis ans Ende seines Lebens gleich – ein Charakter, der an sich selbst jene hohe moralische Bildung darstellt, und in seinem Benehmen das Urbild jener Sittlichkeit ausdrückt, welche er unter die Menschen bringen will . . . So sind die reinen und erhabenen Ansichten über Religion und Sittenlehre, dieser unbefangene Aufschwung über den Judaismus, dieser ausgebreitete Blick in die Ordnung der moralischen Natur und ihre Verfassung weit über dieses und die früheren Zeitalter hinweg, und über den Geist der ganzen Nation, aus welcher er als ein isolirtes Phänomen hervortritt“³³⁶.

Gewiß ist diese Deutung christlicher Religion und diese Darstellung der Persönlichkeit Christi einseitig, falsch und unkirchlich kann sie aber nicht bezeichnet werden, zumal ausdrücklich auch „die geheimnißvollen Lehren“ erwähnt werden, die Jesus „bei seinen Bekennern hinterlegt hat“, auf die aber die „Einleitung“ näher nicht einzugehen hat³³⁷. Großen Wert legt Hug sodann bei der Behandlung des Lebens Jesu auch auf das Wunderbare, das darin nach den Evangelien unübersehbar in Erscheinung tritt, ein Umstand, der ihn ganz auf der Linie der kirchlichen Rechtgläubigkeit zeigt: „Wie wir das Volk, unter dem er aufgetreten ist, kennen, verlangte es Wunder; durch sie mußte jeder, der Veränderungen oder Verbesserungen in Dingen der Religion vorschlug, seine Lehrgewalt rechtfertigen; sie waren die Bedingun-

³³⁵ Ebd. Bd. II, 96.

³³⁶ Ebd. Bd. I, 102 f.

³³⁷ Ebd., 6.

gen, unter denen er Glauben und Achtung fodern (!) und auf Erfolg rechnen konnte. Der Erfolg aber ist da. Er fand Glauben in seinem Vaterlande, wo er lehrte, und Anhang, ohne daß ihm die Macht, Waffen, Reichthümer oder der Schutz der Großen, wie Andern, zur Seite stand; ohne Etwas für sich zu haben, als sich selbst³³⁸. Auch im Johannesevangelium wird „die Begläubigung der Versicherungen Jesu“ durch Wundertaten „begründet“. Hug tritt denen entgegen, die behaupten, Johannes habe deswegen nur wenige Wunderberichte, „weil sie nicht in seinen Begriff des Messias gehörten, und weniger nach hellenischem Geschmacke waren. Unbegreiflich, daß er dann doch in letzter Instanz alles auf Wunder zurückführt! Es ist also der alte durch Wunder bezeugte Messias und Gottessohn; nicht ein hellenisirter Messias, weniger roh als der palästinische“³³⁹.

Auch in den von Hug verfaßten neun Fastenhirtenbriefen des Erzbischofs Boll³⁴⁰ begegnen wir immer wieder Anschauungen und Ausdrucksweisen, wie sie in der katholischen Aufklärung allgemein üblich waren. So ist im Hirtenbrief von 1828 die Rede davon, daß äußere religiöse Übungen nur dann heilsam sind, wenn sie die Umkehr des inneren Menschen bezwecken und fördern, ein Gedanke, der zum Beispiel von Wessenberg oft ausgesprochen wurde: „... Haltet euch unablässig den Gedanken gegenwärtig, daß diese äußere Satzungen zunächst den inneren Menschen bezwecken“; wir sollen „durch diese Übungen erlernen, unsere Sinnlichkeit dem Geiste zu unterwerfen, die Herrschaft über unsere üblen Neigungen, den Sieg über die ungestümen Gemüthszustände zu erringen“; denn „Sinnesänderung und Besserung verlangt der Herr und verlangt die Kirche. Auch die Pharisäer fasteten, waren scheinheilig nach Außen; blieben aber im Inneren verdorbene Menschen, und fanden zum Reiche Gottes den Eingang nicht“. Lapidar wird festgestellt: „Unser wichtigstes Geschäft ist das Besserwerden“. Die gleiche Forderung steht im Fastenschreiben von 1829: „Die Beobachtung äußerer Bräuche, die das Herz leer lassen; Andachtsübungen, die ohne Einfluß auf unsere Gesinnungen sind, können uns leicht irre führen, daß wir uns selbst einreden, etwas Gutes gethan zu haben, was für sich von keinem Werthe ist, wenn es nichts an unserm Gemüthe ändert, nicht unsere edleren Gefühle erregt, unsere Sitten sanfter macht, die Sinnlichkeit demüthiget, den Geist zu Gott und Jesus Christus emporhebt, unsren Willen in Anspruch

³³⁸ Ebd., 104.

³³⁹ Ebd., Bd. II, 196.

³⁴⁰ Archiv Erzb. Ord. Freiburg.

nimmt, den Willen des Vaters, verkündet durch den Mund des Sohnes, freudig zu vollbringen“. Es entspricht ganz der auf Erzielung von „Moralität“ eingestellten Tendenz der katholischen Aufklärung, wenn auch sonst in den Hirtenbriefen immer wieder auf ernste sittliche Bemühungen der einzelnen Christen gedrungen wird, „zum Aufschwunge über das Sinnliche und Gemeine“, eingedenk, daß der Mensch „ein erhabenes Wesen sey, mit Gaben zur höchsten Lebensweisheit, zur Tugend und sittlichen Vorzüglichkeit ausgeschmückt“ (Fastenhirtenbrief 1830). Im Kreuz sieht der Hirtenbrief von 1831 „die lehrreichste Kanzel der höchsten, und jedem Christen nothwendigsten Wissenschaft. Hier lernen wir weit gründlicher als aus allen von den sogenannten Weltweisen erfundenen Systemen die Eigenschaften Gottes, seine Liebe zur Ordnung, sein höchstes Mißfallen an der Sünde, und sein erbarmendes Wohlgefallen an dem sich bekehrenden reuigen Sünder“. Mit dem Rufe Jesu: „Tut Buße, denn das Reich Gottes ist nahe“ (Mt 4, 17) befaßt sich das Fastenschreiben von 1832, und führt aus, dies bedeute, „zu kämpfen wider den Geist der Welt“, der uns „hinüber von der Fahne des Kreuzes zur Fahne der Lust und des Genusses ruft“, dessen „Lockstimmen“ es zu widerstehen gelte im ernstlichen Streben, „daß wir der Gottlosigkeit und der Lust der Welt entsagen, sittsam, gerecht und gottesfürchtig leben“. Eindrucksvoll schildert der Verfasser im Hirtenbrief von 1833 das Elend, das Weltgeist und Sünde in das Leben der Menschen und Völker bringt: „Alle werden zugrunde gehen, die dem Herrn den Rücken kehren, die Gott nicht suchen, und nach ihm nichts fragen“ (Soph 1, 6). Ein in der Aufklärung oft aufgegriffenes Thema ist die Erörterung der Erhabenheit und des hohen Wertes der christlichen Religion. Davon handelt das Fastenschreiben von 1834: „Welche Zunge vermag zu nennen die himmlische Annehmlichkeit, die allbelebende, allerhebende Kraft der Religion Jesu . . . Wer in diesen Lichtstrahlen wandelt, der verirrt sich nicht in den dunklen Irrpfaden der Sünde“; Kern dieser Religion ist der Glaube an den Erlösungstod Jesu, dessen Früchte uns „im heiligen Gerichtsstuhl“ der „Bußhandlung“ und am „Altare, an welchem Jesus Christus selbst den Seelen der Erlösten das Brot bricht“, gereicht werden. Eindringlich mahnt der Hirtenbrief von 1835, „herauszutreten aus den alten Kreisen sündhafter Gewohnheiten, und den inneren Wechsel der Lebensrichtung, den die Gnade Gottes in uns anregt, gewissenhaft vorzunehmen . . . und mit allen Seelenkräften an eurer Besserung und Stärkung in der Tugend zu arbeiten“. Vom

„Gottesfrieden, der nur aus der Religion Jesu stammt“, handelt das Fastenschriften von 1836; ausführlich spricht es vom „Frieden und Glück, das die Welt zu geben verspricht, aber niemals schenken kann; dagegen gießt die Religion Jesu Christi in jeder trüben Lebenslage den Frieden in unsere Seele, und erfüllet unsere Herzen mit geistigem Trost“, sofern wir „die Stimme der Kirche hören, die . . . zuruft, durch Buße und einen neuen Wandel in Heiligkeit und Gerechtigkeit den Frieden mit Gott zu gewinnen“. In allen diesen Äußerungen begegnet uns eine Religiosität, wie sie für das Aufklärungsdenken innerhalb der Kirche typisch ist. Die christliche Moralpredigt steht im Vordergrund; das Dogma ist zwar immer präsent, doch spezifisch dogmatische Erörterungen fehlen.

Die Aufklärung klingt oft auch in einzelnen Worten an, die in dieser Zeit ins allgemeine Vokabular gehören. Christus wird „unser göttlicher Religionsstifter“, „Weltlicht“, „unser Beglückter“ genannt; die Bistumsangehörigen sind „Mitgenossen des Glaubens und der kirchlichen Gesellschaft“, die in der Fastenzeit zur „Geisteserhebung“ aufgerufen sind (1828). Christus erscheint auch als „Stifter einer neuen sittlichen Ordnung“, als „Urheber eines auf höhere Zwecke geleiteten Strebens der Völker, . . . welcher die „Schöpfung eines neuen Weltzustandes“ begonnen hat, „in anderen Räumen der Schöpfung“ wird dieser vollendet sein (1830). Unser Glaube ist „die rein evangelisch christliche Lehre“ (1832), die Kirche „die Voranstalt für das Reich Gottes im Himmel“ (1833), das Gotteshaus „unser Tempel“ (1834 u. a.), Wirkung von Gebet und Gottesdienst „die höhere Weihe“ unseres Lebens (1834), der Himmel „die Kreise einer höheren Weltordnung“.

Doch ist unübersehbar, daß nicht diese Anschauungen und Ausdrücke aus der Aufklärungstheologie den neun Hirtenbriefen das eigentliche Gepräge geben; dieses erhalten sie vielmehr vom Wort der Schrift, das in reichster Fülle in ihnen ausgebreitet ist. Es sind überaus reichhaltige biblische Meditationen, in denen ein Grundgedanke vorherrscht, um den mancherlei sich daraus ergebende oder dazu passende Anregungen, Mahnungen und Warnungen gruppiert sind. Sie wollen Glauben und Glaubensleben wecken und fördern, vor Irrwegen und Zeitirrtümern warnen und zu christlicher Sittlichkeit anspornen. Ihr Verfasser war von lebendiger kirchlicher Gläubigkeit, auf jeder Seite tritt diese überzeugend zu Tage. Es ist vor allem der Christusglaube der Kirche, der auf mannigfache Weise zur Sprache kommt, nicht zuletzt auch der Glaube an den in den Sakramenten das

Heil schenkenden Herrn. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß Hug auf dem Boden kirchlichen Glaubens stand; die Hirtenbriefe bezeugen dies freilich zunächst nur für seine späteren Jahre, doch haben wir keine Zeugnisse dafür, daß dies früher wesentlich anders war.

Da von Hugs Herkunft aus der Aufklärung die Rede ist, sei kurz noch darauf hingewiesen, daß verständlicherweise auch sein Verständnis des Priestertums die Züge dieser Zeit an sich trägt. Seine Predigt zum Goldenen Priesterjubiläum des Onkels Georg Räßel in Hohentengen³⁴¹ stellte er unter das Pauluswort an Timotheus: „Habe acht auf dich selbst und die Lehrpflicht; sey aufmerksam auf diese, indem du diese vollziehst, wirkst du dein Heil und das Heil derjenigen, die dich hören“ – so gibt Hug das Wort 1 Tim 4, 16 wieder. Hauptpflicht des Seelsorgers ist in der Sicht der Aufklärungszeit die christliche Unterweisung in ihren verschiedenen Formen; der Dienst am Altar und bei der Sakramentspendung tritt demgegenüber zurück, wird jedoch als selbstverständliche Pflicht des Priesters stillschweigend vorausgesetzt und bejaht^{341a}. Was in der vorausgegangenen Epoche des Barock und seiner Seelsorge zweifellos zu kurz gekommen war, eben Predigt und Katechese, wird nun mit großem Ernst in seiner ganzen Bedeutung herausgestellt: „Es ist uns nichts Geringeres zur Bewahrung, Ausbreitung und Handhabung unter den Menschen anvertraut als eine vom Himmel gesendete, eine von Gott gegebene, durch seinen Sohn verkündete Religion“, heißt es in Hugs Predigt. Die Verkündigung der christlichen Lehre ist für das Gemeinwesen von unermeßlichem Werte. Diesem in der Aufklärung oft erörterten Gedanken gibt Hug folgendermaßen Ausdruck: „Das

³⁴¹ Univ.-Bibl. Freib. Nachlaß Hug Sign. II B.

^{341a} Große Bedeutung legte Hug dem Bußsakrament bei, „eine der schönsten Institutionen unserer Kirche, durch welche der Privatbelehrung ein Thor geöffnet wird, wodurch die segensreichsten Früchte eingeheimst werden können. Lassen wir die dogmatische Hinsicht unberührt; die Erfahrung rechtfertigt sie auf die entschiedenste Weise. Keiner, der das Beichtamt auch nur einige Jahre mit frommer Berufstreue verwaltet hat, ist von dannen gegangen, ohne das tröstliche Bewußtsein mit sich zu nehmen, großes Böse gehindert und viel Gutes befördert zu haben; und wenn es die beschwerlichste der kirchlichen Verrichtungen ist, so ist es zugleich auch die belohnendste. Das Wenige, was ich hierin geleistet habe, gebe ich um kein anderes Bewußtseyn hin: es gehört unter die schönsten Erinnerungen meiner jugendlichen Thätigkeit . . . Der Fälle sind so viele, wo Schlechtes verhindert, Gutes gefördert werden kann, daß der Wirkungskreis des Geistlichen als Privatlehrer hier bei weitem der größte ist, wenn es ihn der Mühe nicht gereut, seiner Gemeinde sich nützlich zu machen“. Zs. f. d. G. VI, 1831, 277–279. – Nicht wenige Seelsorger ließen hier manches zu wünschen übrig; es gab eine beträchtliche Tendenz, sich mit der allgemeinen Beichtandacht zufrieden zu geben. Hug hat sein Wort zugunsten der Privatbeicht nicht zuletzt an diese Kreise von Geistlichen gerichtet.

innere Wohl des Vaterlandes und das Glück der menschlichen Gesellschaft beruhet vornehmlich auf zwey Dingen, auf Gesetzen und Sitten. Die ersten kommen uns zu durch die Erleuchtung der Fürsten und durch die Weisheit ihrer Rätthe; aber Sitten und Tugenden, so wie sie ein Geschenk der Religion sind, so ist es das Antheil der Priester, sie zu pflanzen, und die kostbare Blüthe zu bewahren, daß sie kein giftiger Hauch des Beyspieles, der Verführung, der Bosheit beschädige, damit sie zur Reife gedeihe, und Segen und Glück unter den Menschen verbreite. Wo ein tugendhaftes und sittliches Volk ist, ist für den Regenten schon das meiste gethan . . . Wo Tugend und Sitten das Gemüth des Unterthans leiten, werden die Gesetze selten verletzt“. Christliche Unterweisung auf Tugend und Sitten hin: ein typischer Gedanke der kirchlichen Aufklärung. Unter ihren Impulsen stand auch Hugs Denken, doch nahmen seine Gläubigkeit und kirchliche Gesinnung keinen wirklichen Schaden; immer mehr wurden auch Bibel und Patristik zu den eigentlichen Antriebskräften seines Denkens; im Gegensatz zu den rationalistischen Bibelkritikern seiner Zeit war und blieb ihm die Schrift geoffenbartes Gotteswort, Quelle von Wahrheit und Leben, ganz wie die Kirche es jederzeit lehrte.

Dem aus dem theologischen Lehramt entfernten und aus der Kirche ausgeschiedenen von Reichlin-Meldegg blieb es vorbehalten, die kirchliche Gesinnung Hugs nicht nur anzuzweifeln, sondern auch als „Heuchelei“ zu bezeichnen, wobei dieser das Ziel anstrebe, dadurch die erzbischöfliche Würde zu erlangen: „Seit der Inthronisation des Erzbischofs Boll hatte sich Hug“ – so Reichlin-Meldegg – „ganz der ultramontanen Partei zugewandt. Er schloß sich den Abschaffungen der Wessenbergischen Reformen an und war ein eifriger Patron des Rosenkranzes, wenn er gleich denselben nicht betete, und des Salve Regina in der Münsterkirche. Schwebte ihm doch bereits in Gedanken die nie erreichte Mitra vor“³⁴². Daß sich Hug den Reformen Wessenbergs in den Weg gestellt habe, davon kann niemals die Rede sein; er beteiligte sich überhaupt nicht an der öffentlichen Diskussion dieser Neuerungen; zudem hätte sich dann Wessenberg nicht bereit erklärt, an Hugs Zeitschrift mitzuarbeiten; der Schriftwechsel in diesen Jahren zeigt nicht die Spur eines getrübtten Verhältnisses zwischen den beiden. In Wahrheit war es bei Reichlin-Meldegg (und ähnlich gesinnten Männern) Ärger und Enttäuschung über Hugs Eintritt in das Domkapitel, die sich in jenen Äußerungen kundtaten.

³⁴² Vgl. *Eugen Sager*, a. a. O. 131.

Reichlin-Meldegg wird es Hug nicht vergessen haben, daß dieser es war, der maßgebend seine Kandidatur auf den Lehrstuhl der Kirchengeschichte zu verhindern suchte, nicht aus persönlichen, sondern aus sachlichen Gründen, weil Reichlin-Meldeggs in den Vorlesungen vorgetragenen Auffassungen mit der kirchlichen Lehre in Widerspruch standen. Hug erinnerte Reichlin-Meldegg an die „Grundsätze der Facultät, durch die sie in einem Zeitraum von fünfzig Jahren Ehre erworben und dieselbe behauptet habe“; er (Reichlin-Meldegg) solle „seine Vorträge in Einklang mit den Lehransichten des Körpers bringen, in den er aufgenommen zu werden wünscht“ und mehr „das Brauchbare“ vortragen und nicht so sehr „Auffallendes, was junge Menschen nur verwirren könne“³⁴³.

In ähnlicher Weise erfuhr Hug von dem Schriftsteller Ernst Münch gehässige Angriffe, ja öffentliche böswillige Diskriminierung. Münch hatte drei Jahre (1816–1819) in Freiburg Jura und Geschichte studiert und war ganz in den Bann der liberalen Ideen Rottecks geraten; später versah er einige Jahre in Freiburg eine außerordentliche Professur für geschichtliche Hilfswissenschaften (1824–1827). In diesen Jahren war er mit Hug persönlich bekannt geworden. In seinen 1836 erschienenen „Lebensbildern und Erinnerungen“ widmete er volle zwölf Seiten³⁴⁴ der „eleganten Gestalt“ Hugs, „welchen Jedermann für einen der gemachteten Hofmänner . . . gehalten haben würde“. Münch spart zunächst nicht mit großen Lobsprüchen: Hug ist von „stupender Gelehrsamkeit“, seine „Einleitung“ stehe „in ihrem klassischen Werthe“ vor aller Augen da; Hug schreibe „mit der Gedrängtheit eines Tacitus“ und zugleich verfüge er über „die zierliche Wortfülle eines Livius“; die Gedankenwelt eines Paulus, Augustin und Hieronymus sei ihm ebenso vertraut wie die Philosophie von Athen und Alexandrien; überschwenglich wird „das zweite kostbare Denkmal seines Ruhms“ gelobt, die „Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt“; geradezu emphatisch preist Münch sodann Hugs „Deutung des Hohen Liedes“, mit der er sich so breit und ausführlich befaßt, als ob diese kleine Schrift zu den bedeutendsten Leistungen Hugs gehörte. Aber man merkt es leicht: Diese gedrängte Fülle von Lob soll nur dazu dienen, die Anschuldigungen, Verdächtigungen und üblen Nachreden um so wirkungsvoller und glaubwürdiger zu machen. Da ist zuerst der Vorwurf, Hug sei „bei gewissen Punkten, welche die Beresinabrücke

³⁴³ Eba., 139.

³⁴⁴ Vgl. S. 194–206.

der Orthodoxie bei ihm bilden“, klaren Stellungnahmen ausgewichen, oder er habe Konzilsaussagen nur scheinbar zugestimmt „und schonte dabei den Schwachen, er hat alles und nichts gesagt“. Ein zweiter Erasmus – so heißt es weiter: „Alle Vorzüge, die man an dem großen Rotterdamer gepriesen, alle Fehler, die man an ihm gerügt hat, findet man in Hug zu Freiburg vereinigt; die glänzende Gelehrsamkeit . . . die Eleganz der Formen in Schrift, Rede und Conversation. Aber auch dieselbe Falschheit und Zweideutigkeit der Gesinnung; die Apostasie von den Empfindungen der Jugend und den Überzeugungen des Manneslebens; die Leidenschaftlichkeit der atheniensischen und alexandrinischen Sophisten; den Hochmuth der Grammatiker und Hofphilologen; die Unverträglichkeit mit abweichenden Bestrebungen, wenn gleich auch hier die Pfeile stets in ein zierliches Gift getaucht sind“. Schließlich scheut sich Münch auch nicht, mit hintergründigen Worten eine Frauengeschichte anzudeuten, in die Hug verwickelt gewesen sei. Es verwundert nicht mehr, daß es in Münchs Augen besonders zu mißbilligen war, wenn Hug „wie ein Konrad von Marburg“ gegen „die junge Priesterschaft des katholischen Teutschlands, welche die unveräußerlichen Rechte des Herzens zu vindiciren sich aufgemacht“, den Zölibat verteidigt hat^{344a}.

Münchs Schriften wurden viel gelesen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß dieses besudelte Hug-Bild in weiten Kreisen bekannt wurde. Nur die wenigsten der gewöhnlichen Leser nahmen sich die Mühe einer Nachprüfung der vorgebrachten Verleumdungen. Erst später sah man, daß alles, was Münch publizierte, „in bedauerlicher Weise Gründlichkeit und Zuverlässigkeit“ vermissen ließ, sodaß „Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit die natürlichen Folgen“ waren³⁴⁵. Wir brauchen uns darum mit seinem Angriff auf Hug nicht weiter zu beschäftigen.

Sicher war es für Hug eine Genugtuung, daß einer seiner ehemaligen Schüler, der Rastatter Lyzeumsprofessor Karl Grieshaber, sich öffentlich für seinen verehrten Lehrer zur Wehr setzte. In lateinischen Versen rühmte er dessen unvergleichliche Verdienste um die biblischen und klassischen Wissenschaften und schloß seine Laudatio mit den Worten:

^{344a} Offenbar hält Münch Hug für den Verfasser des Hirtenbriefs gegen die Zölibatsgegner vom 13. 7. 1832.

³⁴⁵ Vgl. Artikel „Ernst Herman Joseph Münch“ in: ADB. Münchs Behauptungen scheint später übernommen zu haben *Eduard Kaiser*, Aus alten Tagen. Erinnerungen eines Markgräfers. Lörrach 1907 (?), 118.

Jam pollens animi mellifluo senex
 Ne cessa juvenes ore beasse. Nam
 Stipatum patriae flore senescere,
 Magno quid viro honestius?³⁴⁶

In seiner Antwort an Grieshaber meinte Hug: „Ich bin mir wohl eines thätigen, aber keines erfolgreichen Lebens bewußt. Es gelang mir, einzelne meiner Zuhörer, welche die Natur besonders begabt hat, zum Fortschreiten zu ermuthigen; doch ich fühle mich darin glücklich, daß die meisten mir ein aufrichtiges Wohlwollen bewahrt haben, worin ich Beruhigung finde, wenn böse Geister um mich her spuken, und meinen Namen verunglimpfen. Es ist die Art der Harpyen, auf alles ihren Koth fallen zu lassen“³⁴⁷. Es ist wohl zuviel der Selbstkritik, wenn Hug hier von der Warte des Siebzigjährigen sein Leben als „kein erfolgreiches“ bezeichnet. Vielleicht steckt in diesem Wort auch Enttäuschung darüber, daß es ihm nicht gelungen ist, eine Wiederbelebung des biblischen Interesses in breiteren Schichten des katholischen Klerus und Volkes herbeizuführen.

Nicht nur aus Kreisen des freisinnigen Liberalismus mußte sich Hug Verunglimpfungen gefallen lassen, auch bei den immer mehr Boden gewinnenden Anhängern der kirchlichen Restauration geriet er in ein schiefes Licht. Man verübelte ihm seine angeblich zu große „Konnivenz gegenüber der Regierung“³⁴⁸; man sah es ungern, daß Erzbischof von Vicari und Hug freundschaftlich miteinander verbunden waren und sprach davon, von Vicari sei „in den Händen Hugs“³⁴⁹, womit sich zum Beispiel Franz Joseph Mone, ein Hauptvertreter des neuen ausgeprägten kirchenpolitischen Aktivismus, die „Schwäche“ von Vicaris gegenüber der Regierung erklären zu können glaubte³⁵⁰. Auch der Kollege im Domkapitel Karl Kieser trug dazu bei, daß Hugs Kirchlichkeit in Zweifel gezogen wurde. Zu dieser Verdächtigung genügte ihm unter anderem die Beobachtung, „Geh. Rat Hug sei mit Kuenzer Arm in Arm in der Stadt herumgegangen“³⁵¹, (Kuenzer war führend im reformerischen Schaffhauser Verein

³⁴⁶ Vgl. Univ.-Archiv Freib. Theol. Fak. V c 3. Titel der Laudatio: „Reverendissimo illustrissimoque viro Jo. Leonardo HUG, Germaniae decori Rel, Praeceptor, cujus memoriam nulla unquam delebit oblivio.“ Rastadii 1837.

³⁴⁷ Vgl. Univ.-Bibl. Nachlaß Grieshaber II. c, 3-5.

³⁴⁸ Vgl. *Alexander Schnutgen*, Der kirchlich-politische Kreis um Franz Jos Mone, FDA 54, 1926, 157.

³⁴⁹ Ebd., 161.

³⁵⁰ Ebd., 160.

³⁵¹ Ebd., 164.

katholischer Geistlicher und Mitglied der Zweiten badischen Kammer) als ob das „Arm in Arm“ nicht einfach wegen der Altersbeschwerden des siebenundsiebzigjährigen Hug zu erklären war. Kieser behauptete auch, Kuenzer habe ihm erklärt, „daß das, was er Unkirchliches habe, er es von Prof. Hug erlernt habe“³⁵². Mone, dem Kieser diese und andere Mitteilungen am 4. April 1843 machte, nannte diesen Brief mit Recht „sehr merkwürdig“. Was man von Kiesers Aussagen zu halten hat, geht aus einer zeitgenössischen Charakterisierung hervor, in der es heißt, „Kieser war guten Willens, aber in seinem Hirn spukte es von konfusen Gedanken“³⁵³. Derselbe Kieser brachte es fertig, in einer Denkschrift an den Luzerner Nuntius anlässlich der bevorstehenden Neuwahl eines Erzbischofs (1842) von Hug zu behaupten, er sei „der Urheber der Verderbtheit im jungen Klerus, Verächter alles Heiligen“³⁵⁴. Von anderer Seite wurde an den Münchener Nuntius bei der gleichen Gelegenheit berichtet: „Hug war alt, war gewiß sehr unterrichtet, ließ jedoch an Frömmigkeit zu wünschen übrig, war auch früher in seinem Verhalten ärgerniserregend gewesen“³⁵⁵. Man sieht, das Mißtrauen in den erwähnten Kreisen gegenüber Hug konnte kaum noch größer sein. Als Höhepunkt dieser im Grunde wenig christlichen Kampagne kann ein Wort des Freiherrn Bernhard Heinrich von Andlaw bezeichnet werden, der Hug „ein altes, schlimmes Element wahrhaft dämonischer Art“³⁵⁶ nannte. Man kann sich die Enttäuschung und den Ärger dieser Männer vorstellen, als der so übel zugerichtete Hug 1843 auf die erste Dignität des Domkapitels aufrückte.

Die tieferen Gründe für die Verdächtigungen von dieser Seite lagen wohl in der Tatsache, daß Hug sich nicht entschließen konnte, den Weg der strengkirchlichen Restaurationspartei mitzugehen. Daß er sich öffentlich und kämpferisch gegen diese stellte, wie Hirscher einige Jahre später³⁵⁷, davon ist nichts bekannt; doch war dies auch nicht nötig, denn Hugs Herkunft aus der Aufklärung, seine historisch-kritische Bibelarbeit, die er mit den protestantischen Forschern gemeinsam hatte, gewisse von der traditionellen Lehre abweichenden bibelwissenschaftlichen Auffassungen, die freilich mit Dogma und Kirchendisziplin nichts zu tun hatten, sein jahrelanger Umgang mit

³⁵² Ebd., 165.

³⁵³ Vgl. *Hubert Bastgen*, Beiträge zur Wahl des Erzb. von Vicari, FDA 57, 1930, 301.

³⁵⁴ Ebd., 295.

³⁵⁵ Ebd., 300.

³⁵⁶ In: FDA 49, 1921, 104.

³⁵⁷ Vgl. *Job B. Hirscher*, Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1849.

Gelehrten und Männern, die nicht zur eigenen Kirche gehörten, das alles stempelte Hug für diese Partei, wenn nicht zu einem Kirchengegner, so doch zu einem in kirchlicher Hinsicht verdächtigen Mann. Wieder war es der ehemalige Schüler Karl Grieshaber in Rastatt, der ihn auch gegen deren Mißtrauen und Beschimpfungen in Schutz nahm. Am 13. April 1842 dankte Hug ihm dafür und meinte: „... Nein, ich sage meine Meinung, und mein Wort ist immer ehrlich geblieben. Besonders aber muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie gegen heimtückische Angriffe böser Buben meine Ehrenrettung übernehmen wollten“³⁵⁸.

Hug stand über den Parteien. Adalbert Maier hat diese Tatsache eigens hervorgehoben:

„Wie Hug in der Wissenschaft durchaus selbständig war, so war er es auch im Leben. Die wechselnden Zeitmeinungen und entsprechenden Tendenzen haben in keiner Hinsicht ihn überwältigt, sondern er stand diesen immerdar mit freiem, kritischen Urtheile gegenüber, und bewahrte beharrlich die eigene innere Welt der Anschauungen und Grundsätze, wie sie einmal auf fester Basis der Erfahrung und ruhiger Reflexion zu sicheren Überzeugungen geworden waren. Konnten Erscheinungen in der ihn umgebenden Welt... ihn zwar mit Betrübniß und Unwillen erfüllen, wie sich dies in seinem Freundschaftsverkehr durch Wort und Schrift geoffenbart hat, so ließ ihn seine Lebensweisheit doch nicht trostlos werden; er beruhigte sich je mit dem Aussprüche des Dichters: „non si male nunc, et olim erit“, und fuhr dabei fort, auf seinem Posten nach Kräften für das Gute zu wirken“³⁵⁹, „heiteren Gemüthes“, wie Maier weiter, sicher aus eigenem Erleben, zu berichten weiß, denn „er trug Sorge dafür, sich seine glückliche Seelenstimmung nicht stören zu lassen; es lag auch in seiner Macht, bei widerwärtigen Vorkommnissen, die ein öffentlicher Beruf und ein vielseitiger Verkehr unvermeidlich mit sich bringen, einen nachhaltigen Eindruck von sich abzuwenden“³⁶⁰.

„Semper aliquid haeret“, möchte man auch hier sagen, denn noch lange Zeit später war Hugs Name mit dem Makel einer gewissen Unkirchlichkeit behaftet. Heinrich Brück kann zwar nicht umhin, „die hohen Vorzüge“ des Hauptwerks Hugs hervorzuheben³⁶¹, spricht dann aber auch von „dem gelehrten Leonhard Hug, dem es leider an lebendigem Glauben fehlte“³⁶². Brück unterläßt es jedoch, diese immerhin erhebliche Beschuldigung Hugs näher mit stichhaltigen Argumenten zu begründen; wahrscheinlich waren ihm solche im einzelnen gar nicht bekannt. Von Brück ist diese Qualifizierung Hugs

³⁵⁸ Vgl. Univ.-Bibl. Freib. Nachlaß Grieshaber II. c, 3-5.

³⁵⁹ *A Maier*, 39 f.

³⁶⁰ Ebd., 40

³⁶¹ *Heinrich Brück*, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jh. 1902. I, 404.

³⁶² Ebd. II, 438.

auch in Hurters „Nomenclator literarius“ übergegangen, zwar nicht als eigene Charakterisierung, sondern als Zitat aus Brück, aber immerhin steht dieses in dem einstmals hochangesehenen katholischen Nachschlagewerk³⁶³. Wir neigen zu der Ansicht, daß, falls Hug ein Mann mit „nicht lebendigem Glauben“ gewesen wäre, dies auch von Heinrich Maas, dem wohl mit der besten Freiburger Sach- und Personenkenntnis für jene Zeit ausgestatteten Autor, vermerkt worden wäre. So aber lesen wir bei Maas: „Er (Hug) war allerdings ‚ein Kind seiner Zeit‘, konnte sich von dem Josephinismus, in welchem er herangebildet wurde, nicht frei machen; aber bei seiner Liebe zur Kirche schloß er sich eng an den von ihm innig verehrten Erzbischof (Hermann von Vicari) an“³⁶⁴. Im Josephinismus blieb Hug insofern befangen, als er, was Verehrung des Landesherrn und der Staatsautorität betrifft, gelegentlich des Guten zuviel getan hat³⁶⁵ – nach unseren heutigen Begriffen, wie man gerechterweise hinzufügen muß. Übrigens unterschied er sich in dieser Hinsicht kaum von Hermann von Vicari, der erst in späteren Jahren den Kampf gegen die staatlichen Übergriffe aufnahm³⁶⁶.

Was das persönliche Leben im Glauben und dessen Pflege in eigener Religiosität angeht, so können wir bei Hug verbindliche Aussagen nicht machen. Man könnte aber meinen, daß der Mann, der die erwähnten neun Fastenhirtenbriefe konzipiert hat, unmöglich eines lebendigen Glaubens und echter Religiosität entbehren kann. Es war freilich eine ganz aus der Schrift lebende Religiosität, in damaliger Zeit sicher nicht die Regel, darum wohl von manchen nicht richtig verstanden und gewürdigt.

Die Frage nach der Kirchlichkeit Hugs beantwortet sich wohl am besten, wenn wir uns deswegen in seinem Schrifttum umsehen. Hier finden sich in der Tat Arbeiten, aus denen klar hervorgeht, wie sehr sich Hug seiner Kirche verpflichtet fühlte. Als in Flugschriften freiheitlich-revolutionärer Provenienz auch der Ruf nach Zulassung der Ehescheidung ertönte, schrieb Hug die „Commentatio exegetica“ „De conjugii Christiani vinculo indissolubili“ (1816). Er übersandte die kleine Schrift auch dem Freund Friedrich von Schnurrer in Tübingen mit den Worten: „Wenn man, Verehrtester, nichts Großes machen kann, ist man ans Kleine angewiesen. Wie ich an diesen

³⁶³ Hugo Hurter, *Nomenclator literarius* 31911. V./I, Sp. 1203.

³⁶⁴ Vgl. *Heinrich Maas*, 143.

³⁶⁵ Etwa in der „*Epistola pastoralis ad clerum*“ 1827.

³⁶⁶ Vgl. *Heinrich Maas*, 128 f

Gegenstand komme? Sehr natürlich: Man treibt bey uns und anderswo das Geschäft zu trennen und zu lösen mit so leichter Hand, daß es nicht durchgängig gefallen kann; wie man verfährt, so spricht, so schreibt man auch. Sehen Sie einige der letzten Flugschriften über unsere Kircheneinrichtung. Ich nahm mir also vor, auch eine Schrift fliegen zu lassen; öffnete die Schultüre, und so flog es aus, was ich inner dieser Wände gelehret habe, und eilet zu Ihnen“³⁶⁷.

Wie in dieser verhältnismäßig frühen Schrift, so verteidigt Hug wichtige Positionen seiner Kirche in der „Vorrede“ zur dritten Auflage der „Einleitung“. Er wendet sich energisch gegen die rationalistischen Vertreter einer nur auf „philosophischer Forschung“ aufbauenden natürlichen Gottes- und Sittenlehre. Ohne sich in einen spekulativen Streit mit ihnen einzulassen, stellt Hug heraus, wie unverantwortlich es ist, der großen Menge, „dem Landmann, dem Pflänzer, dem Bürger“, die vertraute „positive“, das heißt aus der Offenbarung fließende und von der Kirche verkündete Religion nehmen zu wollen und ihm statt dessen die Ergebnisse einer dauernd sich wandelnden Philosophie und Ethik anzubieten: „Wenn aber mancher in aller Weltweisheit von Hinten und Vorne, in der Ebbe und Fluth der zu- und abströmenden Systeme, nicht findet, wo er seinen Fuß aufstelle, und eine gläubige Beruhigung in diesen Büchern gewinnt, die sein Herz so freundlich ansprechen und zu allem Schönen und Guten erwärmen: warum strebt man ihm zu entreißen, was er in den Wogen der Meynungen so festhält, und zu geben, worauf er kein Vertrauen hat? Der größte Weltweise kann doch nicht mehr werden als ein tugendhafter Mann: welch eine Unduldsamkeit, nicht leiden zu wollen, daß es Jemand auf einem anderen ehrlichen Wege werde, als auf dem des Rationalismus“³⁶⁸. Nur auf dem Weg über die Verkündigung der Kirche mit ihrem „Supernaturalismus“ war es möglich, die christliche Religion unter den Menschen der verschiedensten Völker und Kulturen einzubürgern: „Schnell ins Große zu würken gab es am Ende doch nur ein Mittel, den Supernaturalismus (sic!), auf dessen Zeugnis das göttliche Ansehen der Lehre ausgesprochen, und dieselbe über alle Zweifel erhaben, ausgerufen wurde als höchstes Gesetz für die Menge, für Unweise und Kinder, wodurch sie den Weisesten, wo nicht an Wissen, doch im Leben und Handeln gleichgestellt wurden“³⁶⁹. Nicht ohne leise Ironie fragt

³⁶⁷ Im Brief vom 30. 3. 1816. Univ.-Bibl. Tübingen Md 466. Nr. 124.

³⁶⁸ „Einleitung“ 31826. I, XI f.

³⁶⁹ Ebd., XIII.

Hug: „Wenn man tausend Professoren in alle Welt ausgesendet hätte, durch rationelle Collegien dieses neue sittliche Leben in die Masse der Menschen zu bringen, und darin zu befestigen: ob sie sich wohl zu behaupten getrauen, daß sie es vermocht hätten?“³⁷⁰. Auf solche Weise wäre es höchstens zu einer gelehrten „Schule“ gekommen, aber nie zu einer „Anstalt für das Volk“: „Wozu soll es nun, den philosophischen Imperativ an die Stelle eines anerkannt göttlichen Imperativs zu setzen?“³⁷¹ Hier ging es Hug darum, die große Leistung der Kirche auf dem Gebiet der christlichen Volkserziehung darzutun, welcher die philosophischen Systeme der Zeit nicht entfernt etwas Gleichwertiges an die Seite stellen konnten. Es wollte schon etwas bedeuten, sich so entschieden gegen die kirchenfeindliche Strömung der Zeit zu stellen.

In unserm Zusammenhang kommt besondere Bedeutung einer Abhandlung zu, die Hug mit dem Titel „Kurze Bemerkungen über einige oft wiederholte Klagen, mit denen man die Katholischen belästigt“, veröffentlicht hat³⁷². „Jedes halbe Jahr wenigstens in einem Dutzend Büchern und Büchlein“ erscheine die Behauptung, daß eigentliches wissenschaftliches Forschen in der katholischen Kirche verboten sei. Begreiflich, daß ein Mann wie Hug, der ein ganzes Leben im Dienst wissenschaftlicher Forschung zugebracht hat, von diesem Vorwurf sich besonders betroffen fühlte. Er unterscheidet die legitime Forschung von einer unzulässigen, gefährlichen. Erstere hat in der katholischen Kirche immer ihren Platz gehabt; sie besteht, kurz gesagt, „im Nachdenken über die Gründe unseres Glaubens“. Solcher Forschung geht es darum, „sich in seiner Überzeugung fester zu gründen, und seinem Erkenntnisse Reife und Vollendung zu geben“; solcherlei „Untersuchung“, „Deutung und Auslegung“ liegt im ureigensten Interesse der Kirche, „sodaß wir nicht begreifen, wie man sie dessen (der Forschungsfeindlichkeit) beschuldigen kann“. Freilich muß die Kirche von jedem, der theologische Forschung betreibt, zweierlei erwarten. Zum ersten geht es nicht an, daß man „alles, was einem durch den Kopf fährt“, „jeden seiner Einfälle, jeden Zweifel zu Papier machen, und rücksichtslos unter den großen Haufen hinauswerfen“ möchte; was noch unausgelegene bloße Meinung oder Hypothese ist, soll weder vor das Volk noch „auf den Lehrstuhl“ gebracht werden. Ist der Forscher jedoch nach langer Prüfung von der

³⁷⁰ Ebd.

³⁷¹ Ebd., XI.

³⁷² Zs. f. d. G. II, 1828, 67-90.

Haltbarkeit seiner These überzeugt, so darf ihm nicht verwehrt sein, daß er diese öffentlich zur Diskussion stellt – Hug tat dies etwa mit seiner „noch unversuchten Deutung des Hohen Liedes“ (1813), ebenso in einigen Fragen seiner „Einleitung“, zum Beispiel in der Wertung der Vulgata. Legitime Forschung weiß zweitens, daß sie das „Constitutionelle“ der Kirche nicht antasten oder gar zerstören darf; zu diesem „Constitutionellen“ der Kirche gehören „die Grundsätze des Glaubens und des sittlichen Handelns“, insoweit diese klar „als ein in ihrer Mitte hinterlegtes und von Gott selbst ihr anvertrautes Gut“ zu betrachten sind; dazu gehören auch „ihre organischen Einrichtungen“, welche sich von den „mit göttlicher Ermächtigung an sie gesendeten Boten, oder von den Altvordern aus den Urzeiten der Gesellschaft“ herleiten, also die hierarchische Verfassung der Kirche. „Wie heiliger diese Constitution ist, desto mehr liegt allen daran, sie zu erhalten“. Die Protestanten tun unrecht, wenn sie den Katholiken diese Gebundenheit an das „Constitutionelle“ als Hemmnis echter Forschung auslegen, denn auch sie haben ja ihr „Constitutionelles“, wie Hug dann geschichtskundig im einzelnen darlegt. Freilich hat man auf protestantischer Seite die Bindung daran zuerst nur gelockert, um sie zuletzt völlig aufzugeben, sodaß sie nun „ohne irgend einen gemeinsamen Lehrsatz“ sind, zusammengehalten nur noch „als Opposition gegen die katholische Kirche“. Hug hat die Zersetzung der protestantischen Kirche durch negative Bibelkritik und offenbarungsfeindliche Philosophie selbst miterlebt. Sein warnendes Wort: „Wenn eben die Schranken erbrochen sind, wissen wir nicht, wie weit es gehet“ – ist wohl auch an die Adresse etlicher Katholiken gerichtet, die in ihrem Forschen falsche Wege einschlugen – Hugs Aufsatz stammt aus dem Jahr 1828, der Zeit, da ein Reichlin-Meldegg seine „Forschungsergebnisse“ auf dem Freiburger Lehrstuhl für Kirchengeschichte vortrug³⁷³.

Eine andere, „der vorigen ziemlich ähnliche Beschuldigung ist der Alles verdummende Auctoritätsglaube, an den wir uns hingeben“, wie man gerne sagt. Aber, so fragt Hug, kommt man in der Wirklichkeit des Lebens ohne solchen Auctoritätsglauben überhaupt aus? Die Protestanten haben ihn auch, denn die Masse ihrer Gläubigen stützen ihren Glauben auf die Auctorität ihrer Prediger und symbolischen Schriften. Der Prediger selbst aber soll sich nicht daran gebunden fühlen, soll „heut für wahr halten, was er morgen

³⁷³ Ebd., 68–72.

verwirft... Einiges bald mehr, bald minder gewiß glaublich oder unwahr finden“? Hug zitiert ein Lutherwort, wonach auch die protestantische Kirche nicht ohne autoritative Festlegung ihres Lehrbegriffs auskommen werde, „um die Leute in Eintracht des Glaubens zu halten“. Gerät aber ein theologischer Lehrer mit der kirchlichen Autorität in Konflikt, so soll er nicht vorschnell die eigene Meinung durchsetzen wollen, sondern sie zunächst für sich behalten, weiter prüfen und sich vor Augen halten, „daß neu erworbene Aufschlüsse seine Ansichten ändern, und daß oft unbefangene Forscher wieder dahin zurückkommen, von wannen sie zweifelnd ausgegangen sind“. Im Ernstfall jedoch, „im Streite der Pflichten“, rät Hug zur Unterwerfung unter die Autorität der Kirche, „deren Diener er ist. Er hat die Pflicht übernommen, die Lehre der Kirche vorzutragen, und opfert der Pflicht seine Eigenmeinung: ist etwa eine edle Hingebung, ein errungener Sieg über den Selbstdünkel, Zweideutigkeit zu nennen?“³⁷⁴ – Hug spricht hier auch in eigener Sache, denn auch ihm deutete man gelegentlich sein Beharren auf traditionellen Lehrpunkten als „Zweideutigkeit“.

Sieht man näher zu, so stimmt auch der weitere Vorwurf nicht, wonach „nur der Katholicismus widerstrebt dem Grundsatz der Perfectibilität, und versumpfet in seinen unabänderlichen Lehren und Formen“. Gewisse „Lehren des Glaubens und des sittlichen Lebens“ freilich sind unabänderlich: „Diese zu verbessern, wer möchte es wagen! aber wir können sie durch Nachdenken tiefer erkennen, wärmer ergreifen, und lebendiger in das Gemüth aufnehmen, worauf unsere kirchlichen Anstalten drängen“. Übrigens, so fragt Hug, sind die „spitzfindigen Erörterungen“ und „neuen Ersinnungen, auffallenden Meinungen und Behauptungen“, die gerne als Fortschritt in der Religion ausgegeben werden, tatsächlich ein solcher? Und verlangt die Perfektibilität der christlichen Religion nicht in erster Linie die moralische Vervollkommnung des einzelnen und der ganzen christlichen Gesellschaft? In dieser Hinsicht hat es aber gerade in der katholischen Kirche nie an ernstesten Bemühungen gefehlt³⁷⁵.

Wenn sodann die katholische Kirche hinsichtlich des Lesens der Bibel durch jedermann gewisse Vorsicht walten läßt, so zieht sie damit nur richtige Lehren aus der Geschichte, die zeigt, wohin das eigenwillige Lehren und Deuten der Schrift geführt hat – Hug erwähnt gewisse protestantische Sektenbewegungen. Wer aber in der

³⁷⁴ Ebd., 73–75.

³⁷⁵ Ebd., 75–77.

„rechten Gemüthsstimmung“ zum Buch der Bücher greift, „der lese; er wird finden, von ihren schönen Lehren ergriffen, im Innern erwärmt und gehoben werden. Was er nicht versteht, übergeht er in der Hoffnung, es noch verstehen zu lernen, und eilet wieder zu dem, was sein frommes Gefühl anspricht, den Geist mit hohen Gedanken erfüllt und gottesfürchtige Entschlüsse erregt“³⁷⁶.

Den Katholiken ist es ferner unmöglich, „die Achtung für Tradition“ preiszugeben, auch wenn man ihnen dies immer wieder verübelt. Freilich, Tradition muß recht verstanden werden als „eine geprüfte historische Beurtheilung in Sachen der Religion – historischer Glaube“ . . . „So weit die Geschichte einen Glauben verdienet, verdienet sie ihn auch, und so weit die Geschichte der historischen Kritik unterliegt, eben so muß die Tradition die gleiche Feuerprobe bestehen, bevor sie als solche anerkannt wird“. Soweit in der Schrift Dunkelheiten vorkommen, bleibt nichts anderes übrig, als diese aus dem Schriftverständnis der kirchlichen Tradition zu beleuchten, „wir nennen dieses die erläuternde oder erklärende Tradition“. Zur Überlieferung zählen auch „die Bräuche der Gottesverehrung im Einklang mit der Lehre“; hier ist es allerdings Pflicht der Oberhirten, sorgfältig darüber zu wachen, daß sich nichts einschleiche, was gegen die erklärte Lehre der Kirche ist oder diese doch verdunkeln könnte. Es ist inzwischen so manches „bei Seite geschafft“, meint Hug, „daß Luther heut zu Tage die Veranlassungen nicht finden würde, die ihn zur Reformation hingetrieben haben“. Im übrigen habe wohl Lessing recht, wenn er feststellte, „daß die Reformatoren unter dem ihnen verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben“³⁷⁷.

Schließlich setzt sich Hug noch ausdrücklich für das Recht der Kirche zur „doktrinellen Auslegung“ der Schrift ein; letzte Instanz hierfür können weder die einzelnen Gläubigen noch „der angeordnete Lehrstand“ sein, so unersetzlich auch dessen Tätigkeit ist, „die Lehre mit allen ihren Gründen bis in ihre Tiefen zu erforschen, die gegenseitigen Beziehungen der Theile und ihre Verbindung mit- und unter einander einzusehen, und den Aufriß des ganzen Lehrgebäudes im innersten Bewußtseyn mit sich herum zu tragen“. Dem Lehramt der Kirche ist jedoch zur verbindlichen Auslegung von Schrift und Tradition „das Verfahren vorgezeichnet, die hl. Schrift aus ihr selbst, und dann aus dem, was factisch vorliegt, d. i. aus dem alten historisch bekundeten Kirchenglauben zu erklären“. Synoden und Konzilien

³⁷⁶ Fbd., 79–82.

³⁷⁷ Ebd., 83–86.

haben sich als „die geeignete Stelle zur doctrinellen Auslegung“ bewährt. Hug weist abermals auf die Lage der protestantischen Kirche hin, bei der, weil ein Lehramt fehlt, „alles aus den Fugen gehe“³⁷⁸.

Es erschien Hug offensichtlich wichtig, auf solche Weise zu den berührten Fragen Stellung zu nehmen. Sein Wort bedeutete eine wertvolle Hilfe an den Seelsorgsklerus, namentlich in den Diasporagebieten des Erzbistums. Auf jeder Seite spürt man die innige Verbundenheit des Verfassers mit seiner Kirche.

Unaufgebbare Positionen der Kirche verteidigte Hug gegen den Heidelberger Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Gegen dessen „Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums“ (1828) schrieb er eine vielbeachtete Widerlegung³⁷⁹. Es wäre reizvoll, näher auf sie einzugehen, doch müssen wir uns hier damit begnügen, die Antwort Hugs auf die Hauptthese des Paulus anzuführen. Paulus schrieb: „Mein größter Wunsch ist, daß meine Ansichten über die wunderbaren Erzählungen (sc. der Evangelien) bei weitem nicht für die Hauptsache genommen werden möchten. Ach, wie leer wäre die Gottandächtigkeit oder Religion, wenn das Wahre davon abhänge, ob man Wunder glaube oder nicht“. Paulus strich die Wunder aus dem Leben Jesu; was die Evangelien Wunderbares berichten, erklärte er als rein natürliche Vorgänge. Hug erklärte dagegen: „Davon, ob man Wunder glaube oder nicht, hängt viel mehr ab, als der Hr. Dr. zu ahnen scheint: nämlich die göttliche Sendung Jesu. Hat er diese nicht beurkundet, so ist und bleibt er Mensch; zwar der besseren einer, wie Sokrates, . . . doch immerhin nur ein Mensch. Sein Wort ist Menschenwort, kraftlos als Sittengesetz für unser Geschlecht. Die Unterwerfung unter dasselbe . . . fällt zur gewöhnlichen Hochachtung herab, die wir dem Platon, oder dem Sittenlehrer Theognis, oder unserem guten Gellert zollen. Man verwilligt ihm vor der Hand noch einen Platz im Hause, wo wir die Bilder trefflicher Menschen aufstellen . . . Wird nun das Haus etwa noch einmal aufgeräumt, so wandert er mit andern alten Gesichtern in die Rumpelkammer. Wie weit damit der Förderung der Sitten, und den schönen gesellschaftlichen Verhältnissen gedient sey, die das Glück der Völker aufrecht halten und erhöhen, mag der Herr Verf. ‚in Gottandächtigkeit‘ erwägen“³⁸⁰. Es fällt Hug nicht schwer, Paulus auf Schritt und Tritt dabei anzutreffen, wie er den biblischen Text

³⁷⁸ Ebd., 86–89.

³⁷⁹ Zs. f. d. G. II, 1828, 91–119; III, 1829, 158–190; VI, 1831, 35–53; VII, 1834, 115–140

³⁸⁰ Ebd. II, 1828, 93 f.

vergewaltigte „durch willkürlich angesonnene Bedeutungen“, sich ständig von „vorgefaßten Ansichten“ leiten ließ, „die weder gegeben noch angezeigt waren in den niedergelegten Zeugenaussagen“, mit bloßen Vermutungen arbeitete, Umstände der biblischen Berichte entweder „nicht beachtete oder deren Richtigkeit leugnete“. „Auf diese Weise brachte er, mit seltener Kälte und Überlegung und dem Beistande einer gewandten, oft weit ausholenden Sophistik, genau das heraus, was er sich vorgesetzt hatte“ – einen des Übernatürlichen und Wunderbaren völlig entblößten Jesus von Nazareth³⁸¹.

Noch mehr Bedeutung fand einige Jahre später Hugs Gutachten zum Leben Jesu von David Friedrich Strauß³⁸². Es ist erstaunlich zu sehen, wie der 75jährige Altmeister der Bibelwissenschaft „den theologischen Kriegszug“ gegen Strauß mitmacht, unter Aufbietung eines immensen Sachwissens und in einer geradezu klassischen Darstellungsweise. Seine ausgedehnten Kenntnisse in der Geschichte der Mythologie kommen ihm dabei besonders zu gute. Hier möchten wir wenigstens Hugs Gesamturteil über das Werk von Strauß zur Kenntnis bringen:

„Vieles aus eigenthümlicher Forschung Gewonnene konnte ich darin nicht finden; desto mehr muß ich die Belesenheit des Herrn Verfassers in den Schriften der Neueren rühmen. Diese lieferten ihm die Grundlagen und den großen Theile den Stoff zum Gebäude, welches er, geleitet von einer Idee, nach seinem eigenen Baustyle zusammengefügt hat. Er fand einen Überfluß an Materialien vor, da es bräuchlich bei uns geworden ist, daß, wer den Namen eines Gelehrten im Fache der Theologie verdienen will, etwas Auffallendes, Kühngewagtes über die heil. Denkmäler unseres Glaubens zur Messe bringe, und die Vorgänger darin überbiete. Die Kühnheit ersetzt den Gehalt. Ein barsch hingeworfener Satz, der Alles auf die Spitze stellt, verschafft bei uns Ruhm, wie in Frankreich ein feines wohlangebrachtes Witzwort. Unter solchen Umständen konnte es an einer Menge sich widersprechender Meinungen nicht gebrechen, welche Herr Strauß sich zu gut schreibt, einander gegenüber stellt, ihre Unvereinbarkeit mit vollem Rechte behauptet, und dann aus der Unhaltbarkeit dessen, was die gescheuesten Leute vorgebracht, keine andere Möglichkeit eines ehrbaren Abkommens vorsieht, als daß man auf die breite Straße des Mythus einlenke. Oder auch, wenn er gleichgesinnte Freunde auf dieser Straße trifft, schließt er sich ihrer Gesellschaft an als große Auctoritäten, deren Zustimmung seiner Meinung das Siegel der Wahrheit aufdrückt. Ihm eigens angehörig ist die Ausbeute und Zerlegung des Befundes, der sich aus der mythischen Verkleidung als Überrest und muthmaßlich Sachliches herausstellt. Ihm bleibt weiter eigen der Muth, das Außerste zu wagen und zu sagen. Wahrlich, man kann, damit

³⁸¹ Ebd., 91 f.

³⁸² Das Gutachten erschien in der Freiburger Zeitschrift für Theologie in sieben einzelnen Beiträgen in den Jahrgängen 1839–1843. Vgl. Werkverzeichnis!

verglichen, die Zucht und jungfräuliche Verschämtheit unseres berühmten Dr. Paulus nur achten und bewundern. Aber das Höchste und den Gipfel des Straußischen Verdienstes setzt man darin, daß er, nicht zufrieden, einzelne Mythen entdeckt zu haben, die gesammte evangelische Geschichte dem menschlichen Tande zuscheidet“³⁸³.

In einem kurzen Schlußwort forderte Hug seinen Gegner auf, falls das erstattete Gutachten „Ihr Mißfallen auf sich zöge, dasselbe laut werden zu lassen; doch nicht in allgemeinen Sätzen, sondern wie ich Ihre Schrift von Paragraph zu Paragraph begleitet habe, so an der meinigen zu thun. Gleichwohl ein Greis, werde ich nicht säumen, Ihnen entgegen zu kommen“³⁸⁴. Hier stand soviel auf dem Spiel, daß selbst hohes Alter Hug nicht davon abgehalten hätte, weiter den Christusglauben seiner Kirche zu verteidigen. –

Es ist einleuchtend, daß Hugs Kirchlichkeit einen inneren Entwicklungsprozeß durchgemacht hat. In der Gestalt, wie sie in den vorgelegten Zeugnissen zu Tage tritt, ist sie mit Bestimmtheit seit der Mitte der zwanziger Jahre bei ihm vorhanden; in seiner Einstellung zu Reichlin-Meldegg ist sie – so scheint es – erstmals deutlich erkennbar. Dachte Hug früher anders? Wir sagten es schon, daß entsprechende Dokumente hierfür nicht zu Tage getreten sind. Daß seine Offenheit gegenüber der protestantischen Bibelwissenschaft die eigene kirchliche Einstellung nicht berührte, ist sicher. Es ehrt ihn als Menschen und Mann der Wissenschaft, daß er zeitlebens protestantischen Bibelgelehrten, die bahnbrechende Leistungen vollbracht hatten und denen er selbst vieles verdankte, in Verehrung und Dankbarkeit verbunden blieb. Johann Gottfried Eichhorn und dem Züricher Antistes Johann Jakob Heß hat er pietätvolle Nachrufe gewidmet³⁸⁵. Hug teilte die Sehnsucht seiner Zeit nach Verständigung

³⁸³ Ebd. I, 1839, Heft I, 8 f. Wie schon Paulus, geht auch Strauß von der „philosophirenden Voraussetzung“ aus, Jesus „kann nur ein Mensch gewesen sein wie Einer von uns, und so weit er anders ist, lügt die Geschichte“. Ebd., X, 1843, 209 Beide „exegetischen Modisten“ wollen Jesus „einer modernen Welt als Hausfreund zu Lust und Unterhaltung in zeitgemäßen Formen vorstellen“, der Gottmensch ist er aber nicht mehr. Doch „wollten gleichwohl diese Herren ihrem gebietendem Satze eine Begründung geben, müßte sie etwas tiefer ausholen und beweisen, daß ein solches Zusammensein des Menschlichen und Gotthichen unmöglich sei“. Ebd., 209 f.

³⁸⁴ Ebd., X, 1843, 237.

³⁸⁵ Im Nekrolog für den Göttinger Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827), gebürtig aus Dörrenzimmern (Hohenlohe-Ohringen), bekennt Hug, daß er, wie von der übrigen protestantischen Bibelwissenschaft, so „auch von Eichhorn“ mannigfache Anregungen empfangen hat. Zs. f. d. G. I, 1828, 263–267 – Johann Jakob Heß gab Hug mit seiner „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu“ entscheidende Impulse „zum Besseren“, womit er die Tatsache gemeint haben dürfte, daß Heß bei aller kritischen Bibelarbeit nie „das Fundament eines vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens“ verloren hat. Nekrolog Heß in: Zs. f. d. G. III, 1829, 268–272.

und Annäherung der getrennten Konfessionen³⁸⁶. 1813 schrieb er, unter dem Eindruck der großen politischen Ereignisse, an den Freund Schnurrer in Tübingen: „Sollte sich auch jetzt nicht daran denken lassen, den Dr. Martin und den Hl. Vater in einen Schmelztiegel zu bringen, und durch die Läuterung ein Drittes abzuziehen, worinn sich die öffentliche Meynung vereinigte? Wäre es nicht ein schönes Beginnen, würdig edler Menschen und treuer Freunde unseres gemeinsamen Vaterlandes?“³⁸⁷ Man muß dieses Wort nicht unbedingt so verstehen, als ob Hug damit einem unkirchlichen Indifferentismus das Wort reden wollte; doch erschien ihm Wiedervereinigung unmöglich, solange beide Seiten nicht ernsthaft um „Läuterung“ bemüht waren, sondern hartnäckig ihre Positionen in allem behaupteten. Wenn Hug in einem Brief vom 20. November 1811 an Schnurrer³⁸⁸ von den „liberalen Gesinnungen“ seiner Fakultät spricht und also auch die eigenen so bezeichnet, so muß beachtet werden, daß zu jener Zeit „liberal“ noch nicht den Sinn hatte, den das Wort später erhielt; Hug gebraucht es im Sinne von „fortschrittlich“, „zeitaufgeschlossen“, was ja tatsächlich für die Freiburger Theologen jener Jahre zutrif. Mit Unkirchlichkeit hatte dieses Wort also nichts zu tun; man vergleiche etwa die „liberale“ Entscheidung der Fakultät in der Angelegenheit des Leander van Eß³⁸⁹.

Hug und Wessenberg

Enge Freundschaft verband Hug mit Joseph Albrecht von Ittner, dem Großherzoglichen Staatsrat und gelehrten Kurator der Freiburger Hochschule³⁹⁰, mit dem bedeutenden Freiburger Professor der Medizin Dr. Alexander Ecker³⁹¹, den er schon früh in Ittners Kreis kennen gelernt hatte, auch mit dem kunstsinnigen Wilhelm von Baden, der ihn auf der großen Italienreise begleitet hat. Während des Studienaufenthaltes in Paris (1809/10) lernte er den Wiener Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall kennen, mit dem er gleichfalls später freundschaftlich verbunden blieb. Vom Tübinger

³⁸⁶ Über „Reunionsversuche in der Aufklärungszeit“ vgl. Handbuch der Kirchengeschichte, V, 1970, 568–570.

³⁸⁷ Univ.-Bibl. Tübingen. Md 466. Nr. 120.

³⁸⁸ Ebd. Md. 466. Nr. 116.

³⁸⁹ Vgl. oben S. 110–113.

³⁹⁰ Vgl. oben S. 45.

³⁹¹ Von 1797–1829 entfaltete Ecker eine vielseitige Lehrtätigkeit und ausgedehnte ärztliche Praxis. Vgl. W.-D. Foerster, Alexander Ecker, sein Leben und Wirken. Freiburg 1963.

Freund Friedrich von Schnurrer war schon öfters die Rede³⁹². Über diese Freundschaft orientiert sehr gut ein erhaltener Briefwechsel – Stücke daraus sind in dieser Studie verwertet, die Publikation des ganzen Briefwechsels ist in Aussicht genommen. Hugs ältester Freund war der gelehrte Kenner der deutschen Altertumskunde Joseph von Laßberg; auch dessen Briefe an Hug sind zu einem guten Teil erhalten, der eine und andere hat hier Eingang gefunden; auch diese Briefe harren noch der Veröffentlichung, sie enthalten manches zur Person und Lebensgeschichte Hugs, aber auch Wissenswertes zu vielen anderen Dingen. Leider sind Hugs Briefe an Joseph von Laßberg nicht auffindbar gewesen³⁹³.

Es verwundert nicht, daß Hug auch mit dem Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg in näherer Verbindung stand. Man darf als sicher annehmen, daß die beiden sich persönlich gekannt haben. Ebenso unterliegt es kaum einem Zweifel, daß Hug das seelsorgsreformerische Wirken Wessenbergs grundsätzlich billigte. Daß er dessen Zeitschrift „Geistliche Monatsschrift“ begrüßte, geht daraus hervor, daß er für diese einen großen wertvollen Beitrag geschrieben hat³⁹⁴. Ein eigentlicher Parteigänger Wessenbergs ist Hug freilich in der Folgezeit nicht geworden. Er gehörte zu keiner Zeit in den eigentlichen Kreis um Wessenberg, zu jenen Männern, die aktiv den Reformmaßnahmen des Generalvikars zum Durchbruch zu verhelfen bestrebt waren, wie etwa, um nur wenige zu nennen, Willibald Straßer, Wilhelm Mercy und Fridolin Huber³⁹⁵. Hugs Interessen lagen auf anderen Gebieten; seine Arbeit galt streng wissenschaftlichen Fragen der Bibelauslegung und der Einleitung in das Buch der Bücher. Wenn wir in Wessenbergs Konstanzer Pastoral-Archiv keinen Beiträgen aus Hugs Feder begegnen, kam dies daher, daß diese Zeitschrift ausschließlich seelsorgepraktischen Zielen dienen sollte; rein theoretische Untersuchungen, sei es aus dem Gebiet der spekulativen Theologie oder sei es aus dem Bereich der philologisch-kritischen Bibelwissenschaft, sind darin nicht aufgenommen worden.

³⁹² Schnurrer, geb. 28. 10. 1742 in Cannstatt, wurde 1772 Professor in Tübingen für Exegese und Einleitung beider Testamente, 1777 übernahm er die Leitung des Tübinger Stifts, wurde 1806 Kanzler der Universität.

³⁹³ Die Verehrung Laßbergs für Hug kam darin zum Ausdruck, daß er den zweiten Band seiner Sammlung „Liedersaal“ „Meister Leonhard von Costentz“ widmete.

³⁹⁴ Vgl. „Versuch einer Geschichte des Bisthums Constanz bis auf Carl den Großen“. 1802

³⁹⁵ Fridolin Huber war im gleichen Weihejahrgang wie Hug. Wilhelm Mercy, Pfarrer in Gruol, hat Hug eine ehrende Würdigung seines seelsorglichen Wirkens gewidmet. Zs. f. d. G. IV, 1829, 284–296.

Wie sehr Wessenberg Hug schätzte, dafür gibt es einen bezeichnenden Vorgang aus dem Jahr 1804. Benjamin Herder, der Verleger der „Geistlichen Monatsschrift“, trug sich nach deren Eingang mit dem Gedanken, in einer neuzugründenden Seelsorgerzeitschrift auch Beiträge aus weltlichen Wissensgebieten zu bringen, offenbar in der Annahme, damit einen größeren Leserkreis zu gewinnen. Wessenberg stand – so scheint es – zunächst diesem Plan nicht unbedingt ablehnend gegenüber. Jedenfalls richtete er an Hug die Anfrage, ob er zur Übernahme der Schriftleitung einer solchen Zeitschrift bereit wäre. Hug lehnte das Angebot unter eingehender Begründung jedoch ab. Sein Schreiben, datiert vom 25. Oktober 1804, ist unter mehreren Gesichtspunkten ein wertvolles Dokument, weswegen es hier im vollen Wortlaut wiedergegeben sei:

„Hoch- und Wohlgebohrner Freyherr! Hochwürdigster Generalvikar und Herr!

Es ist vielleicht niemand, der die einsichtsvollen Anstrengungen Hochderselben um die Bildung und Veredlung des Clerus zu befördern, mehr verehret als ich; aber eben deßwegen mache ich es mir auch zur Schuldigkeit, über den Plan der Schrift, welche im Antrage ist, meine Meinung aufrichtig zu sagen. Der Ruhm von Dero Anstalten könnte dabey leicht aufs Spiel gesetzt werden, und auch die Ehre desjenigen, der die Arbeit unternehmen sollte. Ein wenig Philosophie, ein wenig Rechtsgelehrtheit, etwas Theologie und ein bißchen Medicin: diese Mixtur kann ich nicht machen. Herder kennt die Zeiten und die Jugend, die gerne früher unterrichtet thun möchte, als sie es ist; und als Buchhändler mag er ganz gut sehen. Aber die öffentlichen Einrichtungen einer erlauchten Person, welche mit der Leitung einer Dioecese beladen ist, gehen von anderen Voraussetzungen aus, als jene des Buchhändlers sind.

Eine solche Arbeit würde von keinem scientificischen Grundsatz geföhrt, und folglich müßte sie ohne Umfang³⁹⁶ seyn, so daß die Grenzen desselben nach Willkühr erweitert oder zusammengezogen werden könnten. Alles, was dem Ausarbeitenden hierinn zu Starten kommen könnte, wäre ungefähr das Ideal eines gebildeten Mannes im Seelsorger Berufe. Allein dieses ist ja selbst ohne Umriße; wie vielen Antheil hat die Phantasie an allen Idealen, und wie verschieden sind die Foderungen (sic!), die man an dieses Gedankenwesen macht! Ich gewöhne mich sogar, in der Welt sehr wenige Foderungen zu machen, und in einer an moralischen Schönheiten gar nicht ergiebigen Natur meine höchsten Vorstellungen sehr nieder anzusetzen; ich werde folglich von Tag zu Tag zu einer solchen Arbeit weniger geschickt.

Sie soll das Nöthigste aus der Philosophie mit enthalten, nämlich aus der spekulativen Philosophie. Ich wollte lieber aus der Physik³⁹⁷. Wir haben auch keine spekulative Philosophie; ein System jagt das andere vor sich her. Doch dafür ließe sich Rath schaffen. Man könnte die Sache historisch

³⁹⁶ D. h. ohne fest umgrenzten Umfang, auch hinsichtlich des Inhalts.

³⁹⁷ Physik = Naturgeschichte

behandeln, die Systeme der Abfolge nach darstellen, und jedem die Bücher beysetzen. Wenn aber für den Kinderlehrer und Bauernprediger all das Begriffspalten nichts taugte; wenn die verachtete Popularphilosophie für einen populären Beruf die einzige wäre³⁹⁸? Und das ist sie gewiß; man kann sehr leicht das Unglück haben, den schlichten praktischen Verstand zu verstudiren. Man kann wohl auch zu gelehrt für seine Sphäre werden. Es hat mir einmal jemand weitschichtig erwiesen, wie gut es wäre, wenn jeder junge Geistliche reuten lernte: es mag seyn, nur glaube ich, daß er sodann nicht mehr gern auf einem Bauernpferd säße.

Ähnliche Bedenklichkeiten dürften in Ansehung der Rechtsgelehrsamkeit Platz haben, und mehrere in Bezug auf die Gegenstände, die aus der Medicin herüber zu nehmen wären. Von Natur- und Kirchenrecht kann den Seelsorger nichts lossprechen; aber Hochdieselben verlangen auch Staats- und Völkerrecht von ihm. Eine große Foderung, welche, wenn sie erfüllt würde, sehr leicht das Interesse stöhren könnte, welches der Landprieester für kleine und gleichsam hausväterliche Verrichtungen, in denen sich sein Beruf bewegt, ungetheilt bewahren muß. Die Natur hat solche Wesen, denen sie einen kleinen Kreis angewiesen hat, auch so organisiert, daß sie denselben nicht überschreiten können; daher machen sie auch ihr Geschäft so unvergleichlicher. Daher arbeitet die Biene, die Spinne so emsig, so unübertrefflich. Sollte das nicht eine Weisung für die Erziehung der verschiedenen Stände seyn? Ich wollte statt des Staatsrechtes lieber schöne Wissenschaften verlangen; denn was veredelt das Gemüth, reiniget die Tendenz des Herzens mehr als sie? Was könnte auch für das Predigtamt, für öffentliche Vorträge; was, um den Sinn des Schicklichen für das öffentliche Betragen zu bilden; was für eine schöne Unterhaltung in vielen leeren Stunden geschickter seyn? Aber welch ein Zuwachs, wenn man auch diese in einen solchen Plan aufnehmen müßte!

So müßte sich der Plan nach verschiedenen Ansichten erweitern oder verengen, und ich gestehe, daß ich mir keinen machen kann. Sind die Grenzen der Bisthümer einmal festgesetzt, und wachsen einige meiner Schüler heran, dann bin ich erbötig, Hochderselben eine Arbeit zu liefern, ein Bibelwerk, wie keine Dioecese eines haben sollte. Sollte mir aber inzwischen noch eine Idee kommen, wie man in dem gegenwärtigen Falle mit Anstand etwas thun könnte, so binn ich mit Vergnügen bereit, dem hohen Vertrauen nach Kräften zu entsprechen und zu beweisen, wie sehr ich mich glücklich schätze zu seyn Euer Hoch- und Wohlgebohrnen, Hochwürdigster Generalvikar, der unterthänigst gehorsame Diener

Joh. Leonhard Hug, Prof.³⁹⁹

Hug sah zweifellos richtig: Dem größten Teil der Seelsorger, der ja auf dem Land zu wirken hatte, wäre mit einer Zeitschrift wie der von Herder und offenbar auch von Wessenberg ursprünglich geplanten nicht gedient gewesen. Auf Hugs Angebot, die Gründung einer biblischen Zeitschrift ins Auge zu fassen, ist Wessenberg nicht mehr

³⁹⁸ Popularphilosophie dürfte soviel wie praktische Lebensweisheit (praktische Ethik) sein.

³⁹⁹ Landesbibl. Stuttgart. Cod. hist. 4^o 314, 46.

zurückgekommen; unmittelbar nach dem geschilderten Vorgang entschied er sich für das pastoralpraktische „Archiv für die Pastorkonferenzen“, das bis zur Aufhebung des Konstanzer Bistums erscheinen konnte. Die von Hug herausgegebene „Zeitschrift für die Geistlichkeit“ wollte das Nachfolgeorgan der Konstanzer Zeitschrift werden – daß der Versuch mißlang, haben wir bereits dargelegt.

Leider sind aus der Korrespondenz zwischen Wessenberg und Hug nur wenige Stücke auffindbar gewesen⁴⁰⁰. Zwischen den Jahren 1804 und 1818 klafft eine große Lücke. Hugs Brief an Wessenberg vom 4. Februar 1818 zeigt aber, daß immer noch gute Beziehungen zwischen den beiden bestanden haben. Hug bedankt sich „für die besonders gnädige Aufmerksamkeit, welche Hochdieselben meinen wissenschaftlichen Angelegenheiten während Ihres Aufenthaltes zu Rom gewidmet, und die vielen Bemühungen, die sich Hochdieselben desfalls gemacht haben“ – gerne wollte man wissen, worin Wessenbergs Bemühungen um Hugs wissenschaftliche Anliegen näher bestanden haben, doch ist hierüber Genaueres nicht zu erfahren. Dem Brief, in welchem Wessenberg Hug diese Mitteilung machte, legte er noch ein Buchgeschenk bei, von dem Hug meinte, „es würde das schätzbarste Buch meiner Bibliothek seyn, wenn ich das Angedenken eines gelungenen Wunsches daran knüpfen könnte, den ich mit so vielen achtungswürdigen Menschen theile“. Es war dies der Wunsch, es möchte doch noch zu einer Verständigung zwischen Rom und Wessenberg kommen und dadurch der Weg frei werden zum Konstanzer Bischofsstuhl. Hugs Hoffnung scheint jedoch nicht mehr sehr groß gewesen zu sein. Zum bisherigen Verlauf der Verhandlungen Wessenbergs mit Kardinalstaatssekretär Consalvi meinte er nämlich: „Die letzten kirchlichen Ereignisse sind mir unerklärbar. Man könnte auch daran zweifeln, ob es gut war, die religiöse Macht höher, als sie es lange nicht war, stellen zu wollen, indeß die Religiosität der Menschen so weit herabgekommen ist. Sie warfen das Loos über sein Gewand; endlich fiel es der Politik zu: sie prangt damit, zeigt es den Völkern, und läßt den Geist dessen in Vergessenheit kommen, der dem Gewande seinen Werth gab. Ist aber dieser nicht mehr gekannt und nicht mehr geehrt, so ist das Gewand nur mehr ein gemeiner alter Rock, den man beschaut, belacht, und am Ende fürs Theater kauft“. Es ist nicht ganz leicht zu erkennen, was Hug mit diesen etwas hintergründigen Sätzen sagen wollte. Will er sagen, Wessenberg hätte

⁴⁰⁰ Im ganzen 13 Briefe Hugs an Wessenberg, von Wessenberg an Hug geschriebene Briefe kamen uns nicht zu Gesicht.

besser getan, sich nicht so eifrig für die Erneuerung der Seelsorge und des kirchlichen Lebens einzusetzen, dann wäre ihm der Zusammenstoß mit Rom erspart geblieben? Behauptet er, politische Rücksichten dominierten dort vor pastoralen Notwendigkeiten? Jedenfalls gab Hug hier deutlich zu verstehen, daß er einen anderen Verlauf der „Causa Wessenberg“ lieber gesehen hätte.

Bei seinem eigenen Aufenthalt in Rom erfuhr Hug, daß Wessenbergs Angelegenheit unter Umständen doch noch eine Wendung zum Besseren nehmen könnte. In einem Brief aus Florenz vom 24. Juni 1819⁴⁰¹ schrieb er an Wessenberg: „Was aber die Angelegenheiten Eurer Excellenz, oder vielmehr die Wünsche des größten Theiles der Ihnen untergebenen Geistlichen betrifft, so sind sie in den Händen des Herrn Ministers⁴⁰² so wohl besorgt, daß wir beruhigt seyn können. Nur, ich bediene mich fremder Worte, erwartet man von Seite des H. Stuhles, daß sich Euere Excellenz zu einer Annäherung verstehen möchten, der man sodann gerne entgegen kommen würde. Ich verstehe den Sinn dieser Worte nicht ganz; aber daß sie wohlgemeint sind, bin ich sehr überzeugt: diese und einige andere Äußerungen ähnlicher Art nöthigen mir die Bitte ab, Eure Excellenz möchten diese Nachgiebigkeit nicht unbeachtet lassen“. Wahrscheinlich erlag Hug mit dieser Information doch einem Irrtum. Wessenbergs „Causa“ war mit der Note Consalvis vom 11. Dezember 1817 entschieden⁴⁰³.

Wegen Vermittlung von Aufträgen an die Konstanzer Malerin Marie Ellenrieder wandte sich Wessenberg auch an Hug. In dessen Antwort vom 17. Mai 1824⁴⁰⁴ hieß es, bis jetzt „in der Angelegenheit der mir sehr lieben Künstlerin“ keinen Erfolg gehabt zu haben; die Herren von Baden und Rheinach wären zwar zur Mithilfe bereit, „wenn es darauf ankommen werde, unsere Stadt (sc. Freiburg) mit einem geistreichen Gemälde der trefflichen Künstlerin zu verschönern“, doch „die liebenswürdigen Frauen in Umkirch“⁴⁰⁵ hätten „dermals an diesem Ohr das Gehör verloren“; „für das Münster aber wird Niemand beytragen wollen, weil es selbst Vermögen hat; die Ausschmückung der Seminarkirche sei „eine Sache der Regierung“, und „die Universitätskirche herzustellen, . . . mangelt uns an Vermögen, zum Theile an Willen“. Hug selbst spendete zwei Louisdors

⁴⁰¹ Univ.-Bibl. Heidelberg. Heid. Hs. 679.

⁴⁰² Minister (Gesandter) von Türkheim.

⁴⁰³ Vgl. Artikel „Wessenberg“ in: LThK X, 1938, Sp. 835.

⁴⁰⁴ Heid. Hs. 678.

⁴⁰⁵ Aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen.

zugunsten der mit irdischen Gütern nicht reich gesegneten Künstlerin. Interessant ist Hugs Mittheilung in diesem Brief, daß manche das Priesterseminar lieber nicht in Freiburg gesehen hätten: „Man wünschet, die jungen Leute hätten auf ein Jahr ganz den Augen der hiesigen Welt entzogen seyn mögen, damit sie Zeit gewinnen, auf ihre Studentenstreiche zu vergessen. Zuweilen hat auch noch irgend einer eine Bekanntschaft, deren Fortsetzung darinn Begünstigung findet“. Mit der Verlegung des Priesterseminars nach St. Peter im Jahr 1842 ging dieser besorgte Wunsch in Erfüllung.

Hug war keineswegs ein welt- und zeitabgewandter Gelehrter, der sich nur um seine Wissenschaft gekümmert hätte; er hatte allezeit auch einen offenen Blick für das Geschehen um ihn her. Deutlich wird dies in seinem Brief vom 16. September 1824, in dem er sich bei Wessenberg für dessen Schrift über die Schauspiele bedankt und dann ausführt: „Die Herrscher wollen die Menschen anders als sie demals sind, und überlassen sie doch dem Zufall; sie beachten die Ursachen nicht, aus denen ihre Verbildung hervorgeht. Was die Aufmerksamkeit der Großen auf sich gezogen hat, sind beinahe einzig die Zeitungen und die Hochschulen. Das Schauspiel, die Unzahl elender Schreiberen, die von Halbjahr zu Halbjahr sich über ganz Deutschland ergießt, üben ungestört ihre Macht; doch sind es eigentlich diese, welche die Denkart der Zeit, oder den angebeteten Zeitgeist zunächst bilden und leiten. Zählen wir die fehlgegriffenen Maßnehmungen der Staaten in der öffentlichen Erziehung hinzu, deren nicht wenige sind, so läßt sich größtentheils das Entstehen des Phänomens erklären, wovor itzt den Regierungen bangt. Es gehörte in der That nicht wenig Muth dazu, ein allbeliebtes Vergnügen, das Schauspiel, einer sittlichen Beurtheilung zu unterwerfen, und rücksichtslos die Günstlinge unseres Zeitalters zur Verantwortung zu ziehen. Ein weniger verehrter Name als der Ihrige könnte der Verunglimpfung nicht entgehen. Selbst der ausgebreitete Blick über das Ganze der dramatischen Kunst, die Gelehrtheit, mit der die Aufgabe angefaßt wurde, würde nicht jeden Schriftsteller vor dem Vorwurf des Pädantismus schützen; es gehörte auch Ihre gefällige und geschmackvolle Darstellung dazu, die Bevorurtheilten wenigst mit Ihnen auszusöhnen. Möchte der wohlgelegene Aufsatz die Dichter auf ihre Würde aufmerksam machen, und bey den Großen weise Maßnehmungen erzielen“⁴⁰⁶. Nach Hug wäre es Pflicht der staatlichen Organe gewesen, ein wachsameres Auge auf die Darbietungen in den größeren und kleineren Theatern zu haben;

⁴⁰⁶ Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß 1096/1.

der Ungeist, der sich hier breitmachen durfte, war zum mindesten ebenso gefährlich wie gewisse Produkte in Zeitungen und allzu freiheitliche Strömungen an den Hochschulen. Hugs Ansicht vom Staat als der Instanz, die über die öffentliche Sittlichkeit zu wachen und gegen Auswüchse einzuschreiten hat, ist die maßgebende Auffassung der Aufklärung. Daß Wessenberg warnend seine Stimme erhoben hat, ungeachtet der daraus ihm möglicherweise erwachsenden „Verunglimpfung“, rechnet Hug zu den Verdiensten des Generalvikars. Der Brief enthält am Schluß noch Hugs Meinung zu dem Plan, ein Gemälde zu der Szene des Johannesevangeliums 1,48–52 (Nathanael und Christus) anzufertigen – vermutlich durch Marie Ellenrieder. Hug betrachtet dies als „eine äußerst schwere Aufgabe, die meines Wissens kein Künstler zu berühren sich erkühnt hat. Sie kann durch nichts aus dem Kreise des Allgemeinen herausgehoben und zur Kenntlichkeit bezeichnet werden, als durch den Feigenbaum, auf den in einiger Entfernung der Erlöser hindeutet: ma vederemo“.

Die späteren Briefe befassen sich hauptsächlich mit den Sorgen um die „Zeitschrift für die Geistlichkeit“, für die Hug immer wieder Beiträge von Wessenberg erbeten hat; es war davon bereits die Rede. Darüber hinaus finden sich in ihnen gelegentlich Mitteilungen auch anderer Art. Im Brief vom 16. November 1827 erfahren wir von finanzieller Unterstützung, die Wessenberg dem Bruder Hugs, dem Kunstmaler Nikolaus Hug, zukommen ließ; Hug bedankt sich dafür „mit gerührtem Herzen“⁴⁰⁷. Ein anderes Mal gibt Hug den Grund an, warum er seine Buchbesprechungen so ausführlich gestaltet: „Unsere Geistlichen machen eben keine großen Ausgaben auf Bücher, woher ich mich genöthigt sehe, in jede Recension so viele Realien hineinzulegen, daß sie nicht bloß auf das Buch aufmerksam werden, sondern aus der Recension manches Erkenntniß gewinnen“ – in diesem Fall handelt es sich um Möhlers Athanasius⁴⁰⁸. Im Schreiben von Ostern 1829 äußert sich Hug zu seiner Besprechung eines Buches über Erasmus: „Meine Recension des Müllerschen Erasmus, besorge ich, wird weder den Katholiken noch den Protestanten gefallen; jedoch wird mich nichts einschüchtern, freymüthig ein redliches Wort zu sprechen, ohne rechts und links zu sehen. Alle haben gesündigt und bedürfen der Gnade Gottes“⁴⁰⁹. Dieses Wort der Selbstcharakterisierung trifft eine wesentliche Seite der Persönlichkeit Hugs. Der Brief

487 Ebd.

408 Brief vom 4. 8. 1828. Landesbibl. Stuttgart. Cod. hist. 4° 314, 46.

409 Ebd.

vom 15. April 1833 lobt Wessenbergs Werk „Betrachtungen zur hl. Fastenzeit“ als „ein homiletisches Handbuch reich an Reflexionen, die einfach und sinnig aus dem gegebenen Stoffe ausgehoben sind, und sich eignen, practisch die Kunst der Homilie zur Anschauung zu bringen, worin die Diöcesan Geistlichkeit noch nicht die erwünschten Fortschritte gemacht hat“⁴¹⁰.

Über Hugs Verhältnis zu Wessenberg im letzten Jahrzehnt seines Lebens fehlen briefliche Unterlagen, doch darf man annehmen, daß beide sich die bisherige gegenseitige Wertschätzung und Verbundenheit bewahrt haben. Wäre es anders gewesen, hätte der freundschaftliche Umgang des Bruders Johann von Wessenberg mit Hug nicht bis in dessen letzte Lebenszeit fortbestanden⁴¹¹.

D a s E n d e

Im Sommer 1840 war Laßberg bei Hug zu Besuch. Einem Freund gegenüber äußerte er die Befürchtung, Hug werde, „da er seinen täglichen Vorlesungen auf dem Katheder durchaus nicht entsagen wird, einmal wie ein Feldherr auf dem Felde der Ehre bleiben“⁴¹². Er sollte recht bekommen. In diesem Jahr fingen die Beschwerden des Alters mehr wie bisher auf Hugs Befinden hemmend zu wirken. Im Brief zu Laßbergs Namenstag am 19. März 1841 klagte er, der „frische und fröhliche Mut ad agendum et laborandum“ sei von ihm gewichen. Hier wird der Grund dafür liegen, daß die Ausarbeitung des Gutachtens zum „Leben Jesu“ von Strauß ihn vier Jahre lang beschäftigt hat. Während mancher Monate war er zur Fortführung dieser schwierigen Arbeit nicht imstande. Um so mehr freute sich der Freund, als ihm Professor Staudenmaier mitteilte, Hug arbeite wieder an dieser Schrift, die – so Staudenmaier – „das Beste“ werden dürfte, „was noch gegen die Straußische lere erschienen, und so bin ich stolz darauf, daß mein Freund es ist, der dem bösen Vogel seine, doch meist geborgte federn ausrupft“⁴¹³. Im Befinden Hugs trat nochmals eine Besserung ein, wie er selbst erfreut Laßberg mitteilte. Die Nachricht Hugs von seinem zunehmenden Körpergewicht quittierte der gern zu launigem Spaß neigende Freund mit der Bemerkung: „Daß Du sogar

⁴¹⁰ Ebd.

⁴¹¹ Vgl. Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß. Sonderband Johann von Wessenberg. Nr. 481 und 483.

⁴¹² Vgl. *Karl Bader* (Hrsg.), *Joseph von Laßberg – Mittler und Sammler*, 308.

⁴¹³ Bad. Landesbibl. Karlsruhe. Hs. 3455. Brief vom 23. 10. 1840.

anfangest auch mer rinde anzulegen, hat mich besonders gefreut; denn ein Domherr one bauch ist doch eigentlich eine persona miserabilis“. Laßberg meinte dann sogar: „Nimm Deine reise in das heilige Land wieder vor“⁴¹⁴. Zu solcher Anstrengung reichten die wiedergewonnenen bescheidenen Kräfte freilich nicht mehr. 1843 erhielt Hug zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum an der Universität mancherlei Ehrungen, unter anderem ernannte ihn die Stadt Freiburg zu ihrem Ehrenbürger. Zum 80. Geburtstag am 1. Juni 1845 plant Senat und Studentenschaft eine große öffentliche Feierlichkeit, doch bat er mit Rücksicht auf die neu auftretenden Altersbeschwerden, davon Abstand zu nehmen. In den letzten Jahren bedurfte es der Aufbietung aller Energie, um die übernommene Vorlesung zur biblischen Einleitung zu halten; namentlich in den Wintermonaten konnte es geschehen, daß er gelegentlich noch vor Schluß der Stunde den Vortrag abrechnen mußte.

Im Brief auf Weihnachten 1844 schrieb Hug von seiner Sehnsucht, „die Cara Patria (Konstanz) an den rebenumkränzten ufern des blauen Bodensees noch einmal zu besuchen“. Laßberg beschwor den Freund „bei unserer nun bald 62-jährigen, nie getrübtten Freundschaft“, im kommenden Sommer den Plan zu verwirklichen, „und lasse uns dann zusammen in das stille, friedliche und freundliche Überlinger Bad gehen, da einige Wochen miteinander verleben, die schöne und fröhliche jugendzeit zurückrufen, und dann für dieses Leben mutigen Abschied von einander nemen“⁴¹⁵. Im November 1845 erhielt Laßberg aber „schlimme Nachrichten“: Hug war ernstlich erkrankt und mußte jegliche geistige Tätigkeit einstellen: „Was mag er wol machen, wenn er weder lesen noch schreiben darf? war mein beständiger Gedanke“, schrieb ihm der Freund zurück. Anfangs Dezember klangen die Nachrichten wieder etwas tröstlicher; Hug konnte im Garten seiner Domdechantei wieder etwas spazieren gehen. Doch schon auf Weihnachten nahm die Hoffnung auf Genesung wieder ab. Die Krankheit verschlimmerte sich. Zum Glück hatte er im vorausgegangenen Sommer noch einmal Hand an sein liebstes Werk legen und die vierte Auflage seiner „Einleitung“ vorbereiten können. Es war die letzte Arbeit in „seinem“ Fache. Am 11. März 1846 erlöste ihn der Tod von seinem schweren Leiden.

Näheres über Hugs tödliche Krankheit und sein Ende erfahren wir aus zwei Briefen des in Freiburg wohnenden Johann von Wessenberg an seinen Bruder Ignaz Heinrich in Konstanz. Im Brief vom 11. März

⁴¹⁴ Ebd. Hs. 3455. Brief vom 24. 11. 1841.

⁴¹⁵ Ebd. Hs. 3455. Brief vom 2. 1. 1845.

1846 lesen wir: „Ich muß Dir heute schon wieder einen Todesfall melden – Professor Hug verschied letzte Nacht nach der eilften Stunde – er löschte aus wie eine Lampe, der das Öl ausgegangen. Er hatte das Alter von 80 Jahren erreicht. Er war mein ältester Bekannter dahier, so wie ich der seinige. Unsere Bekanntschaft datirt vom Jahr 1790. Durch seinen Tod verliert die Alma Albertina ihre größte Zierde – er hinterläßt bedeutende literarische Schätze, über welche er – früher wenigstens – zu Gunsten der Universität disponiren wollte. Täglich wird für mich die Welt leerer . . . Für mich ist Hug ein großer Verlust – er war unstreitig der geistreichste Gesellschafter dahier“⁴¹⁶.

Am 15. März 1846 wußte Johann von Wessenberg zu berichten: „Gestern nachmittag begleitete ich Hugs Leiche zur Ruhestätte . . . Hug zeigte eine große Furcht vor dem Tode, wollte sich auch nicht versehen lassen, indem er kurz vor seiner gefährlichen Erkrankung seine religiösen Pflichten erfüllte. Dieses gibt denn wieder den Frömmeln Anlaß zu allerley Aeüßerungen. Er war bekanntlich ein erklärter Feind der Jesuiten. Die letzten 14 Tage empfieng er niemanden mehr – selbst seine Leute durften nicht sein Zimmer betreten ohne gerufen zu werden – er verschied angekleidet in seinem Fauteuil. Seine Eingeweide waren verschlungen und unter der Zunge hatte sich ein Krebs gebildet“⁴¹⁷.

Es besteht wohl kein Grund, an der Richtigkeit der hier mitgeteilten Tatsachen zu zweifeln. Hugs letzte Tage führten ihn offenbar in eine große schweigende Einsamkeit. Von den Angehörigen wollte er nur noch die dringenden Dienstleistungen eines Schwerkranken. Wußte er, daß er dem Tod geweiht war? Oder hatte er doch noch Hoffnung, Hoffnung wenigstens darauf, daß das Ende noch auf sich warten ließe? Hat er deshalb geglaubt, auf priesterlichen Beistand verzichten zu können? Oder war noch einmal eine tiefe Depression über ihn gekommen, wie er sie in früheren Jahren bereits durchleiden mußte⁴¹⁸? Um sein einsames Sterben bleibt der Schleier eines unenthüllbaren Geheimnisses gelegt. Der letzte der von Hug verfaßten Fastenhirtenbriefe (1836) handelt vom „Gottesfrieden, der aus der Religion Jesu stammt“. Diesen himmlischen Frieden, heißt es dort,

⁴¹⁶ Stadtarchiv Konstanz. Wessenberg-Nachlaß. Sonderband Johann von Wessenberg Nr. 481.

⁴¹⁷ Ebd. Nr. 483. – Im Totenbuch der Dompfarrei Freiburg ist weder ein Vermerk über die Todesursache noch eine Angabe über Provision mit den Sterbesakramenten. Die Beerdigung hielt im Beisein der gesamten Domgeistlichkeit der Generalvikar Dr. Johann Adam Martin.

⁴¹⁸ Vgl. oben S. 65.

darf nicht zuletzt der kranke und sterbende Christ erfahren: „Der Tod naht; gegen seine Schrecken hat die Welt keine Macht. Der Christ aber erhebet seine Augen himmelwärts, gläubig ruft er zu dem, der den Tod überwunden und durch seine Auferstehung den sichtbarsten Erweis gab, daß er der Herr sey über Tod und Leben. Sein heiliges Wort giebt dem Glaubenstreuen den Trost, der alle Schrecken des Todes vernichtet, den himmlischen Trost, daß der Tod des Frommen nur sey ein Heimgang zum Vater. In Gott vertrauender Ruhe erwartet daher der Gottselige die Stunde der Auflösung, wissend: daß dieser sterbliche Leib einst die Unsterblichkeit anziehen wird, und wir deutlich, mit unverhülltem Angesichte, schauen werden die Herrlichkeit des Herrn“. Dem Dienst am göttlichen Wort war das ganze Leben Johann Leonhard Hugs geweiht. Man darf annehmen, daß ihm der aus Gottes Wort fließende Trost in der letzten Stunde nicht versagt geblieben ist.

Ein langer Leichenzug bewegte sich am Samstag, dem 15. März 1846, vom Haus des Domdekans in der Herrenstraße zum Alten Freiburger Friedhof. Was Rang und Würde besaß in Kirche, Staat, Stadt und Universität gab dem hochverehrten Mann das letzte Geleit. Der Senat der Hochschule sprach vom schmerzlichen Verlust „dieses ausgezeichneten Gelehrten, der durch seine Lehrvorträge über die orientalischen Sprachen, die Einleitung in die Bücher des A. und des N. T., Exegese, hebräische Alterthumskunde, classische Literatur und Philologie während eines Zeitraumes von achtundfünfzig Jahren glanzvoll an dieser Hochschule, die ihm über alles theuer war, gewirkt hat“⁴¹⁹ – der Senat zählte die Jahre, da Hug von 1788 an als Studienpräfekt im Generalseminar und Supplet in der theologischen Fakultät tätig war, zu seiner einmalig langen Dienstzeit hinzu. Die letzte Ruhe fand Hug in der Reihe der Domherrengräber, neben ihm wurde später Johann B. Hirscher beigesetzt. Universität und Domkapitel setzten ihm gemeinsam das Grabmal. Für den großen Sitzungssaal ließ die Universität eine Büste Hugs vom Bildhauer Knittel anfertigen, nach ministerieller Anordnung „in Marmor“ in Anbetracht „der ihr gemachten Schenkungen“⁴²⁰. Hug hätte es wohl verdient, wenn die Stadt das Andenken an ihren Ehrenbürger durch eine Straße oder Gasse mit seinem Namen geehrt hätte. –

⁴¹⁹ In der Einladung vom 13. 3. 1846 an die gesamte Studentenschaft zur Teilnahme an der Beerdigung. – Univ.-Archiv Freib. Theol. Fak. V c 3.

⁴²⁰ Beschluß des Senats vom 8. 2. 1848. – Ebd.

Im Jahr 1839 – Hug fühlte sich gesundheitlich damals nicht gut – schrieb er sein Testament⁴²¹. Zu Beginn stehen die Sätze:

„Gott sei Herrlichkeit, Ruhm und Dank in Ewigkeit! Ich erkenne in Allem, was mir begegnet ist, mit unaussprechlichem Dankgefühl die Milde seiner leitenden Vorsehung, die mich vor großen Thorheiten behütet, und mit Lebensfreuden reichlich beschenkt hat. Die Religion Jesu Christi, die höchste Gabe, die den Menschen von Oben geworden ist, habe ich in meinem Herzen getragen; ich habe ihrem Worte nachgestrebt; aber leider ihre hohe sittliche Bildung nicht erreicht. Gott wolle mich in Seiner Barmherzigkeit richten“.

Haupterbe sollte Hugs Bruder Nikolaus, Kunstmaler in Konstanz, sein. Sohn und Tochter des Bruders Thomas in Konstanz, die Kinder der verstorbenen Schwester Veronika sollten je 2000 fl. erhalten, kleinere Beträge gingen an die Nachkommen der Brüder seines Vaters in Gottmadingen. Der Universität Freiburg vermachte Hug seine Bibliothek, „d. i. alle Manuskripte und gedruckte Bücher. Jene aber, welche die hohe Schule schon in derselben Ausgabe besitzt, sollen davon ausgeschieden und dem Lyzeum zu Constanz eingewantwortet werden.“ Die Universität gelangte auch in den Besitz der Sammlung römischer und griechischer Münzen, „und was sonst im Münzladen sich befindet.“ Einen großen sterbenden Christus schenkte Hug der Metropolitankirche. Mit Gemälden bedachte er die Gemahlin des ärztlichen Freundes Ecker, „die liebenswürdige Künstlerin Marie Ellenrieder“, „den lieben Jugendfreund Joseph von Laßberg“, die Gemahlin des heimgegangenen Freundes Wilhelm von Baden, den Freiherrn und die Freifrau von Türkheim, und die Gemahlin des Universitätskurators von Reck. Geld und Stücke aus dem Hausrat erhielten die Haushälterin Walburga Briem und die Dienstmagd Magdalena Haizler. In einem Nachtrag bestimmte Hug weiter: „Sollte hier der theologische Convict zu Stande kommen, so vermache ich ihm die Polyglotta Londinensia mit Castellis Lexicon, und verlange, daß dieses Werk wohl in Ehren gehalten werde; denn es wird seinesgleichen schwerlich mehr gedruckt werden. Sollte, was Gott verhüte, der Convict nicht beliebt werden, so wandere das kostbare Werk in die Lyzeums-Bibliothek nach Constanz“. Die Londoner Polyglotte kam in die Bibliothek des 1842 errichteten Konviktes, die Gymasiumsbibliothek in Konstanz erhielt den Großteil der reichhaltigen Bibliothek Hugs zur klassischen Literatur und Altertumskunde,

⁴²¹ Abgefaßt am 10. 9. 1839. – Ebd

„die Grundlage für den Unterricht der nächsten Jahrzehnte, zusammen mit dem Nachlaß des Direktors Schmeißer⁴²²“. Hugs Testamentsvollstrecker war sein Freund im Domkapitel Ludwig Buchegger, ein ehemaliger Schüler. –

Der Name des großen Freiburger Bibelgelehrten konnte in Fachkreisen nicht mehr in Vergessenheit geraten, dafür war sein wissenschaftliches Werk zu bedeutend. Sein dankbarer Schüler Adalbert Maier⁴²³ hat in Wetzler und Weltes Kirchenlexikon⁴²⁴ das Bleibende an Hugs bibelwissenschaftlichem Werk gut festgehalten⁴²⁵. Die bleibenden Verdienste sind aber auch in der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ mit Worten unumschränkter Anerkennung ausgesprochen⁴²⁶ (von Zöckler). Selbst Adolf Jülicher widmet Hug neben einer kritischen Bemerkung Lob und gerechte Würdigung⁴²⁷. Die englische Übersetzung der „Einleitung“ hatte das Gedächtnis an Hug auch in der angelsächsischen Welt wachgehalten, wie dessen Aufnahme in der großen „Encyclopaedia

⁴²² Vgl. Ludwig Oster, Das Erbe der Konstanzer Klosterbuchereien. In: Alemannisches Volk. Beilage zur Bodensee-Rundschau Nr. 13, 1936, 50.

⁴²³ Maier hatte durch Hug großzügige wissenschaftliche Förderung erfahren, u. a. verdankte er ihm einen längeren Studienaufenthalt in Wien. Ein Brief Maiers aus Wien an Hug befindet sich im Hug-Nachlaß der Univ.-Bibl. Freib. Sign. IV B 1/2.

⁴²⁴ VI, 1889, 338–341.

⁴²⁵ Maier schrieb: „Die größten Verdienste hat Hug sich im Fache der biblischen Kritik, besonders der neutestamentlichen, erworben. Der Standpunkt seiner Kritik ist der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik fast alle sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann . . . Hug geht von dem Grundsatz aus, daß die richtige Ansicht von den biblischen Schriften, sowohl was ihre Entstehungsgeschichte als ihren Inhalt im Ganzen und Einzelnen betrifft, zuvörderst auf dem Wege der historischen Forschung zu suchen sei, und daß die subjektive Reflexion nur auf historischer Basis bestehen könne. Demgemäß stützt er sich immer nur auf sichere Thatsachen und laßt den Stimmen der alten Schriftsteller, welche in der Lage waren, ein authentisches Urtheil abzugeben, ihr Recht widerfahren.“ – Ebd. Sp. 340. Weil Hug bei allen Untersuchungen historisch gesicherte Tatsachen zugrunde legte, war er gegenüber bloßen hypothetischen Annahmen skeptisch, auch dann noch, wenn gute Argumente für solche sprachen. In solchen Fällen verharrte er lieber auf alten Standpunkten, als daß er sich neuen Ansichten anschloß. Wenn aber Argumente für solche ihm zwingend erschienen, zögerte er nicht, alte Positionen aufzugeben.

⁴²⁶ VIII, 1900, 429–431. Zöckler urteilte: „Der Schwerpunkt der Forschungen und Verdienste Hugs beruht auf dem Gebiete der biblischen Kritik und Isagogik. Zur Auffassung der ntl. Isagogik als einer historischen Wissenschaft und zum möglichst sorgfältigen Anbau der einzelnen Hauptfelder dieser Disziplin nach den Regeln historisch-kritischer Forschung hat er Beiträge von bleibendem Wert geliefert, die ihm eine der vornehmsten Stellen in der Geschichte dieses Wissensgebietes, ja in der Theologie überhaupt, sichern.“ Ebd. Sp. 430.

⁴²⁷ Ob Jülicher Hug nicht verkennt, wenn er ihm das öftere Festhalten an Standpunkten der Tradition einfach als Gefälligkeit gegenüber „den Wünschen der Kirche“ auslegt? Doch anerkennt er „den großen Einfluß“ Hugs, nicht zuletzt gegenüber den Vertretern der destruktiven Bibelkritik (Paulus, Strauß); hier habe er „oft genug das Richtige getroffen“. Vgl. „Einleitung in das Neue Testament“. 5. 61913, 11.

Britannica“ zeigt⁴²⁸. Im „Dictionnaire de la Bible“ wird Hugs „Einleitung“ „un ouvrage de valeur“ genannt.⁴²⁹ Der „Nomenclator literarius“ Hugo Hurters aber glaubt, Hugs außerordentliche Bedeutung mit der Feststellung kennzeichnen zu können, der Freiburger Gelehrte stehe an der Spitze aller in damaliger Zeit um die katholische Bibelwissenschaft bemühten Männer („horum agmen ducit“)⁴³⁰. Ohne der noch ausstehenden kompetenten kritischen Würdigung Hugs aus heutiger Sicht vorgreifen zu wollen, dürfte es wohl zutreffen, wenn man in ihm den bedeutendsten katholischen Bibelwissenschaftler im deutschsprachigen Raum zu seiner Lebenszeit erblicken möchte. Wir möchten uns hierfür auf Josef Schmid berufen, der über Hug einmal diese Worte schrieb: „Die Bedeutung Hugs in der Geschichte der Wissenschaft liegt unbestreitbar darin, daß er der erste biblische Gelehrte (nach Richard Simon) war, der die historisch-kritische Methode angewendet hat, in einer Zeit, da die Exegese noch ganz traditionalistisch und (im Kampf gegen den Rationalismus der Protestanten) ausgesprochen apologetisch war. Es dauerte bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, bis der französische Dominikaner Lagrange von neuem daran ging, mit dieser Methode Ernst zu machen“⁴³¹. Hug war es, „der in einer Zeit, in der katholische Exegese so ganz unfruchtbar und traditionalistisch war, als einziger über die geistige Tiefebene emporgeragt hat“⁴³². Schmid's Urteil fußt auf der Einsicht in Hugs „Einleitung in die Schriften des neuen Testaments“, dem katholischen Standardwerk dieser biblischen Disziplin in jenen Jahrzehnten; die wissenschaftliche Durchforschung des übrigen Schrifttums Hugs dürfte zum gleichen Ergebnis kommen. Wir möchten sein ausgedehntes wissenschaftliches Schrifttum hier wenigstens mit seinen Titeln im einzelnen vorstellen.

⁴²⁸ XII, 1881, 336. – Hugs Einleitung sei „besonders schätzenswert in dem sich auf die Geschichte des Textes beziehenden Teil... und in dessen Erörterungen über die alten Übersetzungen und Lesarten“. „Verstand und Scharfsinn“, meint das Lexikon, seien „stärker gehemmt, wenn er Fragen behandelt, die sich auf die Geschichte der einzelnen Bücher des N. T. beziehen“.

⁴²⁹ III, 1926, 768.

⁴³⁰ Außerdem heißt es hier von Hug: „Excelluit stupenda eruditione philologica, critica, archaeologica, tenaci memoria, ingenii sagacitate.“ Seine Einleitung, „modo adhuc pretiosum“, habe diese biblische Disziplin unter den Katholiken erst die gebührende Beachtung erobert. Bedauert wird Hugs Auslassung über die Vulgata. Vgl. V, 1912, 1201–1204.

⁴³¹ In einem Brief an Prof. Wolfgang Müller vom 20. 1. 1970.

⁴³² Josef Schmid in einem Brief vom 7. 3. 1973 an den Verfasser.

Das Schrifttum Hugs – vollständiges Werkverzeichnis

I. Druckschriften⁴⁸³

1. Die mosaïsche Geschichte des Menschen von seinem Ursprung bis zum Entstehen der Völker. Frankfurt und Leipzig 1793.
2. Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß in Hinsicht auf die kantische Philosophie. Basel 1796.
3. Einleitung in die Bücher des neuen Testaments. Zweiter Teil (Spezielle Einleitung). Basel 1797.
4. Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum; mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer. Ulm 1801.
5. Versuch einer Geschichte des Bisthums Konstanz bis auf Carl den Großen. In: Geistliche Monatsschrift des Bisthums Konstanz. Meersburg 1802. Stück 1 und 2.
6. Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. Zwei Theile. Tübingen ¹1808, ²1820, ³1826, ⁴1847.
7. Hannonis Periplus. Friburgi 1808.
8. De antiquitate Codicis Vaticani. Friburgi 1810.
9. Elogium Engelberti Kluepfelii in alma Albertina Professoris Theologiae p. o. extincti die 8. Julii 1811. Friburgi et Constantiae 1811.
10. Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen; dessen Entstehen, Veränderungen und Inhalt. Freiburg und Konstanz 1812. Mit Kupfern und Vignetten.
11. Das hohe Lied, in einer noch unversuchten Deutung. Freiburg und Konstanz 1813.
12. Schutzschrift für seine Deutung des hohen Liedes und derselben weitere Erläuterung. Freiburg 1816.
13. De conjugii Christiani vinculo indissolubili. Commentatio exegetica. Friburgi 1816.
14. Lucubratio de oratione Ciceronis pro M. Marcello. Friburgi 1817.
15. De Pentateuchi versione alexandrina. Commentatio. Friburgi 1818.
16. De opere sex dierum. Commentatio. Friburgi 1821.
17. Rede auf Herrn Ferdinand Wanker, als die Albert-Ludwigs Hochschule seine Todtenfeier begieng. Freiburg 1824.
18. Gedächtnißrede auf Dr. Jos. Ant. Schinzinger bei dessen akademischer Todtenfeier. Freiburg 1828.
19. Rede zur Säkularfeier der Geburt des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich zu Baden, gesprochen am 23. Nov. 1828 in der Metropolitankirche zu Freiburg. Freiburg 1828.
Abhandlungen in der „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg“.
20. Das Mosaische Gesetz vom Jubeljahr. Bd. I. (1828) 7–40.

⁴⁸³ Die Beiträge des jungen Hug in Klüpfels „Nova Bibliotheca ecclesiastica“ fehlen hier; um welche Arbeiten es sich handelte, steht nicht fest, da sie nicht signiert sind. Das gleiche gilt von Hugs Beiträgen in der großen „Allgemeinen Encyclopädie“ von Ersch und Gruber, die in einem Schriftstück der Theol. Fakultät von 1836 erwähnt werden. Vgl. Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3

21. Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes. Rezension der gleichnamigen Schrift von J. H. von Wessenberg. Bd. I. (1828) 41–82.
22. Animadversiones quaedam in Jacobi vaticinium, Genes. Cap. XLIX. Rez. der gleichnamigen Schrift von Joh. Jak. Staehelin. Bd. I. (1828) 113–128.
23. Versuch, die Zeit vom Auszuge Israels aus Ägypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels mit der übrigen Zeitrechnung der Schrift zu vereinigen. Bd. I. (1828) 129–140.
24. Commentar zu dem Evangelio Johannis, von A. Tholuck. Rezension. Bd. I. (1828) 141–167.
25. Disputatio, qua epistola ad Hebraeos cum Paulinis epistolis comparatur. Rez. der gleichnamigen Schrift von P. Hofstede de Groot. Bd. I. (1828) 168–186.
26. Disputatio de Clemente alexandrino Philosopho Christiano. Rez. der gleichnamigen Schrift von P. Hofstede de Groot. Bd. I. (1828) 191–207.
27. Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland. Rez. eines aus dem Englischen übersetzten Werkes von William Cobbett. Bd. I. (1828) 213–231.
28. Zur Absetzung des Dr. Dereser, kathol. Stadtpfarrers zu Carlsruhe. Bd. I. (1828) 252–262.
29. Nekrolog Johann Gottfried Eichhorns. Bd. I. (1828) 263–267.
30. Kritisch-diplomatischer Bericht über eine Handschrift der lateinischen Übersetzung des alten und neuen Testaments nach Alkuins Ausgabe. Bd. II. (1828) 1–67.
31. Kurze Bemerkungen über einige oft wiederholte Klagen, mit denen man die Katholischen belästigt. Bd. II. (1828) 67–90.
32. Gutachten zu „Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums“ von H. E. G. Paulus. 1828. Bd. II. (1828) 91–119; Bd. III. (1829) 158–190; Bd. VI. (1831) 35–53.
33. Die Christin im heidnischen Hause, vor den Zeiten Constantins des Großen. Rez. der gleichnamigen Schrift von Friedrich Münter. Bd. II. (1828) 122–131.
34. De epistolae, quae Barnabae tribuitur, authentia. Rez. der gleichnamigen Schrift von E. Henke. Bd. II. (1828) 132–150.
35. Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit. Rez. der gleichnamigen Schrift von Joh. A. Möhler. Bd. II. (1828) 151–184.
36. Taki-eddini Makrizii historia Coptorum-Christianorum in Aegypto. Rez. der Habilitationsschrift von Heinr. Jos. Wetzer. Bd. II. (1828) 184–189.
37. Leben des Erasmus von Rotterdam. Rez. der gleichnamigen Schrift von Adolph Müller. Bd. II. (1828) 190–223.
38. Auserlesene Reden der Kirchenväter auf die Sonn- und Festtage des christlichen Jahres. Erschienen bei J. Hölscher, Koblenz. Rez. Bd. II. (1828) 229–241.
39. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Rez. der Schrift eines anonymen Verfassers. Bd. II. (1828) 256–263.

40. Denkschrift zur Ehrenrettung Constantins des Großen. Bd. III. (1829) 1–104.
41. *Commentationis de Authentia epistolae Barnabae particula prior*. Rez. der gleichnamigen Schrift von J. Chr. Rördam. Bd. III. (1829) 208–215.
42. Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung. Rez. des Werkes von Heinrich Schreiber. Bd. III. (1829) 229–256; Bd. IV. (1829) 231–262.
43. Untersuchung über das Alter der Schreibekunst bei den Hebräern, und über die angenommene Schrift um die Zeit der Wiedergeburt des Staates der Judäer. Bd. IV. (1829) 1–65.
44. Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. Rez. der gleichnamigen Schrift von Ed. Rüppel. Bd. IV. (1829) 112–142.
45. Historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apocryphischen Bücher des alten Testaments. Rez. des Werkes von Wilh. M. L. de Wette. Bd. IV. (1829) 143–167.
46. *De septuaginta hebdomadibus Danielis, Cap. IX. 24–27*. Rez. einer gleichnamigen Schrift von Fr. Scholl. Bd. IV. (1829) 167–182.
47. Theologische Studien und Kritiken. Rez. einer kirchenhistorischen Abhandlung aus dieser Zeitschrift. Bd. IV. (1829) 189–199.
48. Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, von Joh. N. Hortig – Jos. Ign. Döllinger. Rezension. Bd. IV. (1829) 200–214.
49. Warnung vor dem Arianismus und Socinianismus der gegenwärtigen Zeit. Rez. der gleichnamigen Schrift von P. W. Ludwig. Bd. IV. (1829) 263–273.
50. Betrachtungen über sämtliche Evangelien der Fasten. Rez. des Werkes von Joh. B. Hirscher. Bd. IV. (1829) 273–282.
51. Erinnerungen an Wilhelm Mercy. Rez. der Schrift von R. Eyth. Bd. IV. (1829) 284–296.
52. Kritisch-exegetische Bemerkungen über die Geschichte des Leidens und Todes Jesu. Bd. V. (1830) 1–109.
53. Mittheilungen aus zertrümmerten Handschriften. Bd. V. (1830) 110–118.
54. Kritische Untersuchungen über die Genesis. Rez. der gleichnamigen Schrift von J. J. Stähelin. Bd. V. (1830) 127–143.
55. *Lucubratio critica in Acta Apostolorum, epistolas catholicas et Paulinas*. Rez. der gleichnamigen Schrift von W. Fr. Rink. Bd. V. (1830) 144–153.
56. Über den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen des Clemens Romanus. Rez. der gleichnamigen Schrift von O. Krabbe. Bd. V. (1830) 154–174.
57. Johann Reuchlin und seine Zeit. Rez. der gleichnamigen Schrift von J. Neander. Bd. V. (1830) 207–226.
58. *De antiquis liturgiis et de disciplina arcani*. Rez. der gleichnamigen Schrift von Lienhart. Bd. V. (1830) 250–259.
59. Nekrolog des Pfarrers Aloys Kefer von Sunthausen. Bd. V. (1830) 273–281.
60. Geschichte der hebräischen Sprache, wie sie einer Einleitung in das A. T. zu Grunde gelegt werden könnte. Bd. VI. (1831) 1–34.
61. Reise ins heilige Land. Rez. der gleichnamigen Schrift von A. Prokesch. Bd. VI. (1831) 54–68.

62. Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter und den Plan der fünf Bücher Moses. Rez. der gleichnamigen Schrift von A. Th. Hartmann. Bd. VI. (1831) 69–128.
63. Beiträge zu den Forschungen über den Pentateuch. Bd. VI. (1831) 129–149.
64. Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharja. Rez. der gleichnamigen Schrift von E. W. Hengstenberg. Bd. VI. (1831) 150–189.
65. Ein Palimpsest zu Moskwa aus dem Buche Job. Bd. VI. (1831) 190–198.
66. Zur Kritik der Schriften des Juden Philo. Bd. VI. (1831) 199–208.
67. System der katholischen Dogmatik. Rez. des Werkes von H. Klee. Bd. VI. (1831) 209–222.
68. Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. Rez. der gleichnamigen Schrift von Max. Herz. Bd. VI. (1831) 267–279.
69. Beitrag zur Geschichte des samaritanischen Pentateuchs. Bd. VII. (1834) 1–36.
70. Über das Zeitalter Jesu des Sohnes Sirach. Bd. VII. (1834) 37–66.
71. Eine Karthaginienische Inschrift zur Erläuterung der Menschenopfer unter den Israeliten. Bd. VII. (1834) 67–85.
72. Die Briefe des Petrus, Johannes und Judas. Nach Codex Passionei. Bd. VII. (1834) 86–103.
73. Über Belsebub und Belsebul. Bd. VII. (1834) 104–114.
74. Vom Wandeln Jesu auf dem Meere und von der Speisung der Fünftausende. Bd. VII. (1834) 115–140.
75. Beiträge zur Geschichte des Verfahrens bei der Todesstrafe der Kreuzigung. Bd. VII. (1834) 141–176.
76. Ist das Entstehen des Christenthums auf natürliche Weise erklärbar? Bd. VII. (1834) 176–244.
77. Der Apostel Paulus. Rez. der gleichnamigen Schrift von K. Schrader. Bd. VII. (1834) 248–288.
78. Commentar über den Brief Pauli an die Colosser. Rez. des gleichnamigen Werks von F. Bähr. Bd. VII. (1834) 289–303.
78. Die Kraft des Christenthums zur Heiligung des Sinnes und Wandels. Rez. der gleichnamigen Schrift von J. H. von Wessenberg. Bd. VII. (1834) 304–309.
80. Berichte zur Freiburger Bistumschronik: Bd. I. 270–284; Bd. II. 282–299; Bd. III. 273–300; Bd. IV. 296–304; Bd. V. 281–294; Bd. VI. 299–310; Bd. VII. 309–317.
81. Hesiodi Erga megala. Commentatio. Friburgi 1835.
82. Bemerkungen über die Aginetischen Bildwerke. Programm zur akademischen Feier des hohen Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit. Freiburg 1835.
83. Elf Hirtenbriefe, verfaßt im Auftrag des Erzbischofs Bernhard Boll. (1827–1836).
84. Rede auf den Hintritt des Herrn Erzbischofs Bernhard I. Freiburg 1836.
85. Gutachten über „Das Leben Jesu“ von D. Fr. Strauß. 413 Seiten. In: Freiburger Zeitschrift für Theologie, Bd. I. Heft 1, 1–54, Heft 2, 1–68; Bd. II. (1839) Heft 1, 1–33; Bd. III. (1840) 1–56; Bd. VI. (1841) 1–64; Bd. VIII. (1842) 1–49; Bd. IX. (1843) 1–51; Bd. X. (1843) 209–237. Als Sonderdruck 1841/1842 in zwei Teilen erschienen.

II. Ungedrucktes Schrifttum – Nachlaßmanuskripte⁴³⁴

86. Sammlung von Abhandlungen, Notizen, Exzerpten, Chronik-Auszügen u. a., die Erfindung und Verwendung des Schießpulvers betreffend. (Teilweise nicht handschriftlich von Hug.) Nachlaß II A.
87. Materialien zur klassischen Philologie und Altertumskunde. Nachlaß II A. A.
88. Über die ersten Menschen. Nachlaß II A.
89. Über den Feudalzustand. Nachlaß II A.
90. Materialien zur Geographie Palästinas. Nachlaß II A.
91. Abschriften und Auszüge aus Urkunden, Chroniken, Inschriften u. a. Bücherverzeichnisse. (Teilweise nicht handschriftlich von Hug.) Nachlaß II A.
92. Notizen von einer italienischen Reise. Nachlaß II A.
93. Über die Ehe. Nachlaß II A.
94. Exegese der beiden Briefe von Timotheus. Nachlaß II B.
95. Exegese der beiden Petrusbriefe und des Judasbriefes. Nachlaß II B.
96. Exegese des Briefes an die Kolosser. Nachlaß II B.
97. Exegese der Briefe an Titus und Philemon. Nachlaß II B.
98. Exegese des Jakobusbriefes. Nachlaß II B.
99. Exegese des Matthäus-Evangeliums. Nachlaß II B.
100. Exegese der Apostelgeschichte. Nachlaß II B.
101. Exegese des Johannes-Evangeliums. Nachlaß II B.
102. Exegese der beiden Briefe an die Korinther. Nachlaß II B.
103. Exegese des Briefes an die Römer. Nachlaß II B.
104. Exegese des Briefes an die Epheser. Nachlaß II B.
105. Exegese des Briefes an die Philipper. Nachlaß II B.
106. Exegese der Psalmen. Nachlaß II B.
107. Exegese der Bücher Mose, des Josua, der Richter, des Samuel und der Könige. Nachlaß II B.
108. Exegese des Predigers (Kohélet). Nachlaß II B.
109. Exegese der Sprüche Salomos. Nachlaß II B.
110. Exegese des Propheten Jesaia. Nachlaß II B.
111. Exegese der Propheten Joel und Nahum. Nachlaß II B.
112. Exegese des Propheten Amos. Nachlaß II B.
113. Exegese des Propheten Habakuk. Nachlaß II B.
114. Vorarbeit zu: Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. Fragmentarisch. Nachlaß II B.
115. Einleitung in das Alte Testament. Fragmentarisch. Nachlaß II B.
116. Predigt zu einem Priesterjubiläum. Nachlaß II B.
117. Predigt zu einer Primiz. Fragmentarisch. Nachlaß II B.
118. Konzept zum Fastenhirtensbrief von 1831. Fragmentarisch. Nachlaß II B.⁴³⁵

⁴³⁴ Im Nachlaß Hug der Univ.-Bibl. Freiburg.

⁴³⁵ Der Nachlaß enthält auch eine Reihe von Kollegnachschriften zu Vorlesungen Hugs über „Einleitung in das A. T.“, die hebräische Sprache, das Evangelium des Matthäus und die Bücher Mose. Sign. VI A.

Von den Manuskripten war die Abhandlung über die Erfindung des Schießpulvers schon weit gediehen: „Ich sehe dabei ziemlich ins Klare“, schreibt er an Eutyck Kopp in Luzern⁴³⁶. Auch das Werk über „Die Geographie Palästinas“ stand nicht mehr weit vor der Vollendung: „Die Landesbeschreibung von Palästina, eine saure Arbeit, rückt langsam voran und geht allmählich ihrem Ziele entgegen“⁴³⁷. Jedenfalls war deren Drucklegung geplant.

Die nachgelassenen Manuskripte zu den exegetischen Vorlesungen dürften für die weitere Hug-Forschung von großem Werte sein. Wie Hug zur wissenschaftlichen Aufgabe des Exegeten stand, haben wir von ihm selbst eingehend erfahren können⁴³⁸. Proben seiner exegetischen Arbeitsweise liegen gedruckt vor in der „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg“, namentlich in seiner Auseinandersetzung mit dem Heidelberger Paulus⁴³⁹; eine Fülle exegetischen Materials ist sodann im Gutachten zum „Leben Jesu“ von D. Fr. Strauß enthalten. Schwerpunkte der exegetischen Forschung waren im Neuen Testament das Matthäusevangelium, im Alten Testament die Psalmen⁴⁴⁰.

Während der ganzen akademischen Lehrtätigkeit waren es aber eindeutig die Einleitungsfragen zu den biblischen Büchern beider Testamente, die Hug besonders am Herzen lagen. Es sei uns gestattet, zum Abschluß dieser Studie hierüber noch einiges zu sagen.

Anhang I: Zu Hugs Einleitung in das Alte Testament

Vorbemerkungen

Zunächst sei in Erinnerung gerufen, was zu diesem Thema bereits ausgeführt wurde⁴⁴¹. Das umfangreiche Manuskript zur Vorlesung über alttestamentliche Einleitung stellt die Hauptquelle dar, wenn man Aufschluß darüber gewinnen will, wie Hug diese Disziplin konkret gelehrt hat (vgl. Werkverzeichnis Nr. 115). Leider fehlen im Allgemeinen Teil die Blätter

⁴³⁶ Im Brief vom 18. 3. 1837, Zentralbibliothek Luzern, Handschriften.

⁴³⁷ Mitteilung Hugs in einem Brief vom 10. 4. 1817. Empfänger ist nicht genannt. Univ.-Bibl. Freib. Nachlaß Hug. IV B 1/2. Hug übersandte dem Empfänger „das alte Geschenk“, die Einleitung in das N. T., und meinte nicht gerade zuversichtlich: „Ich werde wohl schwerlich einen neuen Guß desselben erleben: alles, was ich thun kann, ist etwa, daß ich den Stoff mit Sorgfalt hinterlege, daß es nach meinem Heimgange, wenn es so beliebt, noch einmal wiedergeboren werde.“ Es war in der Zeit der schweren gesundheitlichen Krise.

⁴³⁸ Vgl. oben S. 154 f.

⁴³⁹ Werkverzeichnis Nr. 32.

⁴⁴⁰ Über das Matthäusevangelium hat Hug in den Jahren 1807–1828 achtmal gelesen, über die Psalmen viermal. Vgl. Verzeichnis oben S. 50–52.

⁴⁴¹ Vgl. oben S. 41 f.

1–7, 15–22 und 58–113. Gedruckte Quellen zu einzelnen Einleitungsfragen liegen in der „Zeitschrift für das Erzbisthum Freiburg“ vor; diese Beiträge aus den Jahren 1828–1834 zeigen klar, welche Positionen Hug zu dieser hinsichtlich der biblischen Forschung bewegten Zeit eingenommen hat. Es handelt sich um Abhandlungen, die im Werkverzeichnis unter den Nummern 20, 22, 30, 43, 45, 54, 60, 62, 63, 64, 69, 70 aufgezählt sind. Einige davon möchten wir nachher etwas näher betrachten. Vermutlich finden sich einschlägige Aufschlüsse auch in Hugs Manuskripten zu exegetischen Vorlesungen über Bücher des Alten Testaments (Werkverzeichnis Nr. 106–113).

Offenbar hat sich Hug nie ernstlich mit dem Gedanken getragen, wie für das Neue Testament, so auch für das Alte Testament eine Einleitung im Druck herauszugeben, wenigstens sind uns keine entsprechenden Anhaltspunkte bekannt geworden. Er begnügte sich, zu Einzelfragen größere oder kleinere Schriften zu veröffentlichen (Werkverzeichnis Nr. 1, 4, 11, 12, 15, 16), zu denen die oben erwähnten Zeitschriftenabhandlungen hinzukommen. In allen diesen Publikationen offenbart sich immer wieder ein Zweifaches: ein erstaunlich umfassendes Sachwissen aus allen Zweigen der Einleitungswissenschaft, sowie die souveräne Beherrschung der historisch-kritischen Arbeitsmethoden. Einer Begriffsbestimmung der alttestamentlichen Einleitung sind wir nicht begegnet, doch dürfte Hug mit der Definition übereingestimmt haben, die der Wiener Martin Johann Jahn gegeben hat⁴⁴². Hug selbst sagt einmal: „Eine Einleitung in dieselbe (sc. Literatur des A. T.) ist eine kritische philologische Aufgabe, die auf dem gleichen Wege zu Stande kommen muß, wie eine Einleitung in den Homer, oder andere Werke des Alterthums“⁴⁴³.

Die „Vorfragen“ zur Einleitung

Das Vorlesungsmanuskript enthält auf dem Titelblatt die Themen, die Hug in der Allgemeinen Einleitung behandelt hat:

„Schrift der Hebräer
Schreibmaterial
Schrift des Esra
Sammlung nach dem Exil – Esra, Nehemia
Erster Kanon – Zweiter Kanon
Alter Text – Samaritanischer Pentateuch
Neuer Text – Masora
Übersetzung der LXX.
Kritische Versuche des Origenes, Aquilas
Peschito – Syrisch hexaplarischer Text
Thargum Onkely, Jonathan.“

⁴⁴² „Einleitung ist der Inbegriff von Vorkenntnissen, welche jener in Bereitschaft haben muß, der einen Schriftsteller gehorh lesen und verstehen will. Diese Vorkenntnisse sind theils a. kritische, theils b. historische. Zu den kritischen gehört die Beurtheilung des Textes, Collation der Abschriften, Kenntniß der Handschriften, der Schicksale des Urtextes, der Copien etc. Die historische Kritik berücksichtigt vorzüglich das Zeitalter des Auctors, seine Verhältnisse, Amt, Fähigkeiten, seinen Zweck etc.“ Aus einer Abschrift des Werkes von Jahn im Nachlaß Hug, VI A. Univ.-Bibl. Freiburg.

⁴⁴³ Vgl. Werkverzeichnis Nr. 43. Zs. f. d. G. IV, 1829, 2.

Später spricht Hug davon, daß zu den Erörterungen über die Schrift und das Schreibmaterial der Hebräer noch zwei weitere Themen zu Beginn der Einleitung kommen müssen, so daß sich drei wichtige Vorfragen ergeben, „die Propyläen, durch welche der Eingang in den alten Bau geschehen muß: man kann nicht auf gerathewohl über das Gemäuer, wo immer, hineinsteigen“⁴⁴⁴. Im einzelnen führte Hug aus:

„Vor Allem muß die Sprache selbst, in der sie (die Bücher des A. T.) verfaßt sind, in Betrachtung gezogen werden... Es ist die erste Verbindlichkeit einer Einleitung, durch philosophische Analyse in das Wesen der hebräischen Sprache einzudringen; die Mundarten der stammverwandten Völker in Vergleich zu ziehen, und auf diesem Wege ins Deutliche zu setzen, obwohl diese Sprache, was die Materie und Form betrifft, eine große Abänderungen im Laufe der Zeit erlitten habe, und welchen äußern Einwirkungen sie ausgesetzt gewesen sey?

Ist diese Arbeit gefertigt, so folgt der Uebergang zur Schrift, und ihrem Daseyn zu Zeiten Mose. Damit verbindet sich die Nebenfrage, wie weit ein taugliches Schreibmaterial vorhanden gewesen sey, größere Werke, wie die Geschichtsbücher sind, darauf zu verzeichnen.

Nun erwartet uns die dritte Vorfrage, welche die Literatur und den Bildungsgang dieses Volkes zum Augenmerk hat. Die Hebräer besaßen eine nicht unbedeutende Anzahl von Nationalwerken, wovon wir die Anzeige in den auf uns gekommenen Schriften finden“⁴⁴⁵. Diese drei Vorfragen stellen sich zweimal, „in der ersten Periode des Staates“ vor dem babylonischen Exil, und „in der zweiten Periode, bei der Wiedergeburt des Volkes“. Man muß der Frage nachgehen: „Was ist während diesem langen Aufenthalt in Feindes Lande, worin eine neue Generation herangewachsen ist, aus ihrer Sprache geworden? und fürs Andere: Haben sie, im Umgange mit den Babyloniern, nicht ihre Nationalschrift aufgegeben, und sich genöthiget gefühlt, jene ihrer Gebieter anzunehmen? ... Endlich stellt sich die dritte Frage wieder ein: Welches war wohl das literarische Streben in der Periode des neu anhebenden Volksthums? Wie es sich vorsehen läßt, war es vornehmlich ein Aufsammeln der Ueberreste, die aus dem großen Schiffbruche, der den alten Staat verschlungen hatte, noch übrig geblieben waren, woraus sich das Corpus der Bücher gestaltet hat, die der Nation fortan ein heiliges Erbgut, und die kostbarste Hinterlassenschaft ihrer Väter geworden sind“⁴⁴⁶.

Zu zweien von diesen „Vorfragen“ hat Hug größere Abhandlungen veröffentlicht: „Über das Alter der Schreibekunst bei den Hebräern“ (Werkverzeichnis Nr. 43) und zur „Geschichte der hebräischen Sprache“ (Werkverzeichnis Nr. 60). Die phönizische Schrift, welche von den Israeliten übernommen wurde, war „zur Zeit des israelitischen Gesetzgebers eine geschehene Sache: das Alphabet lag in Bereitschaft zu seinem Gebrauche“ – glaubt Hug aus seiner eingehenden Untersuchung folgern zu können, auch war im Orient schon sehr früh der Schreibungsbegriff und die Schrifttafel bekannt: „Mose konnte schreiben“⁴⁴⁷. Auf diesen Nachweis kam Hug sehr

⁴⁴⁴ Ebd., 5.

⁴⁴⁵ Ebd., 2–4.

⁴⁴⁶ Ebd., 4 f.

⁴⁴⁷ Ebd., 32 f.

viel an, denn er verteidigte – im Gegensatz zu neueren Hypothesen seiner Zeit – die wenigstens weitgehende Verfasserschaft des Moses am Pentateuch. Zur Behandlung der hebräischen Sprachgeschichte scheint Hug auch von dem damals führenden Orientalisten Wilhelm Gesenius angeregt worden zu sein⁴⁴⁸. Schade, daß wir von Hug keine Abhandlung zur dritten „Vorfrage“ haben, in der es um den Entwicklungsgang der jüdischen Literatur im Zusammenhang mit der politischen und kulturellen Entwicklung des Volkes gegangen wäre, um den Nachweis, daß „die Vor- und Rückschritte, die in Hinsicht auf gelehrte Thätigkeit und redende Kunst“ anzutreffen sind, meist „mit dem Staatsleben und den Veränderungen desselben“ zusammenhängen⁴⁴⁹.

Hug und die alttestamentliche Bibelkritik

Wie Hug zur alttestamentlichen Bibelkritik seiner Zeit stand, wird unschwer aus Abhandlungen der Jahre 1828–1834 ersichtlich. Er hat selbst die verschiedenen Phasen miterlebt, die diese kritische Forschung durchlaufen hat. Als er sein Studium in Freiburg begann, erschien 1783 die deutsche Übersetzung der bahnbrechenden Untersuchungen des französischen Arztes und Bibelgelehrten Jean Astruc, der erstmals von einer Elohimurkunde (A) und einer Jahveurkunde (B) in der Genesis sprach und außer diesen Hauptquellen noch einige weniger benutzte feststellte; nach Astruc hat Mose diese Quellen nur in Kolonnen zusammengestellt, aber noch nicht zum heute vorliegenden Geschichtswerk geformt. Johann G. Eichhorn untersuchte dann die literarischen Merkmale und den Inhalt der beiden Hauptquellen und dehnte die Forschung auf die beiden ersten Kapitel von Exodus aus (1780–1785). 1798 trennte K. D. Ilgen die Elohimurkunde in zwei verschiedene Quellen, dazu kamen nach ihm außer der Jahveurkunde noch weitere siebzehn Einzelurkunden – damit bereitete Ilgen die sogenannte Fragmentenhypothese vor. J. Severin Vater suchte diese Theorie mit näheren Daten darzustellen („Commentar über den Pentateuch“ 1802–1805). Im Jahr 1805 griff de Wette in die Diskussion mit der These ein, das Deuteronomium müsse mit der Reform des Königs Josia von Juda (639–609 v. Chr.) in

⁴⁴⁸ Vgl. Werkverzeichnis Nr. 60. – Zur Entstehung des Phänomens der menschlichen Sprache meinte Hug: „Wir nehmen hier die Vorfrage als entschieden an, daß die Sprache nicht durch unmittelbar göttliche Mittheilung den Menschen angelehrt worden, sondern daß sie ein Ergebniß ihrer eigenen Thatigkeit sei. Der Schöpfer hat ihnen die Anlagen und Fähigkeiten dazu verliehen, die sie nur gebrauchen durften, um zum Sprechen zu gelangen. Zur Sprache gehören fürs erste Vorstellungen und eine zusammenhängende Reihe von Vorstellungen, Gedanken. Fürs andere Töne in großer Anzahl und Mannigfaltigkeit, um jede Vorstellung besonders zu bezeichnen; dann das Vermögen, willkürlich von einem Ton in den andern abwechselnd überzugehen, die vielartigen Töne zusammenzusetzen, wie sie die Folge der Vorstellungen verlangt, woraus Sätze entstehen, welche die Gedanken zum Vortrage bringen. Beides hat der Mensch: er ist ein Wesen der Gedanken und in der Schöpfung das vieltonige Thier. Jedes andere hat nur einen Laut.“ Hug widersprach Rousseau, der die Entstehung der Sprache nur aus der menschlichen Vergesellschaftung erklärte; der Mensch habe die Sprache „schon nötig, um eine Gesellschaft mit seines Gleichen eingehen zu können . . . Die Elemente der Sprache erhält der Mensch noch außer der Gesellschaft; ihre Ausbildung aber erfolgt im Umgange mit Wesen seiner Art“. Zs. f. d. G. VI, 1831, 11 f.

⁴⁴⁹ Vgl. Zs. f. d. G. IV, 1829, 4.

Zusammenhang gebracht werden, später (1829) verlegte er die Schlußredaktion des ganzen Pentateuch in die Zeit des Exils. Gegen die Urkunden- und Fragmentenhypothese trat seit 1823 H. Ewald mit seiner Ergänzungshypothese auf; er unterschied eine elohistische Grundquelle, in die ein Redaktor jüngere jehovistische Ergänzungen eingefügt hätte; gegenüber der Zerstückelung des Pentateuchs in viele Fragmente verteidigte Ewald dessen literarische Einheit. Diese Ergänzungshypothese gewann in den dreißiger Jahren immer mehr Anhänger, auch die Basler Theologen de Wette und Stähelin traten ihr bei⁴⁵⁰. Aus Hugs einschlägigen Abhandlungen geht klar hervor, daß auch er in der Hauptsache den Standpunkt Ewalds teilte.

Dieser Entwicklungsgang der alttestamentlichen Forschung sah nach Hugs eigenen Worten also aus:

„Eine neue Bahn in diesen Untersuchungen brach Astruc und nach im Eichhorn. Jenem fiel zuerst die Erscheinung auf, daß in der Genesis ganze Abschnitte, wenn sie Gott nennen, den Namen Jahve ohne irgend einen Wechsel oder irgend eine Unterbrechung gebrauchen; hingegen andere mit derselben Beständigkeit und Gleichförmigkeit sich des Namens Elohim bedienen. Er fand in dieser Eigenthümlichkeit zwei verschiedene Verfasser, deren der eine diese, der zweite eine andere Gewohnheit hatte, Gott zu bezeichnen. Wo er sohin die beiden Urkunden, die Jehova- und Elohimsurkunde ausgesondert hatte, schien es ihm daran nicht zu genügen, und er glaubte, zehn weitere Urkunden unterscheiden zu müssen, um die Zusammensetzung der Genesis zu erklären. Eichhorn gieng in diese Untersuchungen mit Liebe und wissenschaftlicher Vorbildung ein, fand, daß Astruc zu viel gethan habe, und zwei Urkunden, die Jehova- und Elohimsurkunde allein zureichen, alle Erscheinungen in der Zusammensetzung der Genesis zu verdeutlichen, daß die beiden Urkunden bald hintereinander folgen, bald ineinander eingeschaltet seien; doch so, daß zuweilen kleine Einstreuungen zwischen eingeworfen werden. Er hatte auch eine Verschiedenheit in der Geistesrichtung und in der Diction der beiden Urkundsteller beobachtet, worunter zuweilen ansprechende Bemerkungen überkommen . . .“⁴⁵¹ An anderer Stelle setzte Hug diesen geschichtlichen Überblick fort: „Dabei blieb man nicht stehen. Ilgen setzte den historischen Reichthum der vormosaïschen Zeit höher an, und glaubte in der Genesis mehrere Denkmäler erspürt zu haben, aus denen sie herausgearbeitet ist. Er fand Anhänger in der Hauptsache, wenn auch nicht im Einzelnen seiner Vorstellungen. Doch stellte sich nach und nach eine gewisse Kälte hinsichtlich dieser Untersuchungen ein, und bereits waren sie abgebrochen, als Severin Vater einen Riß ins Ganze machte, und die Genesis für ein Aggregat von Fragmenten erklärte, die allmählig zusammengetragen worden, und durch das Zuthun mehrerer Hände endlich zu dem Ganzen erwachsen sind, wie es gegenwärtig vor uns liegt; ungefähr wie Herder das Entstehen der Homerischen Heldengedichte zu erklären versuchte, an deren jetziger Gestalt die ganze poetische Urzeit der Griechen fortgebildet haben soll.

Diesem Vorgeben trat mit Recht J. H. Ewald entgegen, und behauptete die Einheit der Genesis, zeigte ihren schönen geregelten Gliederbau, der nicht

⁴⁵⁰ Vgl. Artikel Pentateuch, in: H. Haag (Hrsg.), *Bibel-Lexikon* 21968, Sp. 1347 f.

⁴⁵¹ *Zs. f. d. G.* VI, 1831, 72. *Werkverzeichnis* Nr. 62.

aus zufällig und planlos zusammengeschleppten Bruchstücken zu diesem Ebenmaß sich zusammenfinden konnte. Was den abwechselnden Gebrauch des Namens Gottes in verschiedenen Abschnitten betrifft, glaubte er den Anlaß dazu in dem Inhalte der Stücke selbst wahrzunehmen, ohne daraus auf verschiedene zu Grunde liegende Urkunden schließen zu müssen. Eine andere Erscheinung, die Auf- und Unterschriften gewisser Abschnitte, welche diese Abschnitte wie ein für sich bestehendes Ganzes abschließen und vereinzeln, und somit als ein Kennzeichen ausgesonderter Urkunden angenommen wurden, erläuterte er aus dem Beispiel der Araber, die eben so verfahren, und betrachtete sie als eine Eigenheit der morgenländischen Historiographie⁴⁵².

Der Urkundenhypothese wie der Fragmententheorie stand Hug, wie gesagt, mit großer Skepsis gegenüber – in seinen Augen waren sie ein zu radikaler Bruch mit der überkommenen Auffassung; ihre Argumente konnten zwar nicht mit leichter Hand zur Seite geschoben werden, doch entbehrten sie der letztlich zwingenden Beweiskraft; zudem gab es gute Gegen Gründe, die das Festhalten an bisherigen Auffassungen nach Hugs Meinung durchaus zuließen. Es hat den Anschein, daß Hug grundsätzlich dem Arbeiten mit bloßen Hypothesen keinen großen Wert beimaß; viel wichtiger war für ihn die solide wissenschaftliche Erforschung der Grundlagen der biblischen Bücher („Vorfragen“!). So meint er einmal:

„Das Verfahren bei der Untersuchung der israelitischen Denkmäler war in den letzten dreißig Jahren mehr ein Streben, zweifelhaft zu machen, was der vorausgehenden Zeit für ausgemacht galt, als ein treues Forschen nach Ergebnissen, welche durch Vergleichung der in diesen Büchern und der in der Literatur überhaupt vorkommenden Erscheinungen sich dem Denker anbieten, der nicht sofort Aufsehen erregen, als sich selbst genug thun will. Das Geschäft ist also gegenwärtig dahin gediehen, daß es von vorne angefangen werden, und auf die Zeit skeptischen Auflockerns des Grundes und Bodens, worauf diese Dinge zu stehen scheinen, eine zweite folgen sollte, welche die Unterlagen, auf denen die hebräischen Denkmäler beruhen, umsichtig erforschte, um ihre Haltbarkeit und alterthümliche Würde, nach unbefangenen Ermessen, ins Licht zu stellen. Allein das ist schwer, und eine Verrichtung andauernden Forschens und umsichtiger Gelehrtheit“⁴⁵³.

Die Gefahr der Bibelarbeit auf der Grundlage von Hypothesen bestand nach Hug darin, daß man allzu schnell „als baare Münze“ annahm, was zunächst nur Vermutung war und sein konnte, und daß man sich bei solcher Betätigung ein ungehöriges „rücksichtsloses Richteramt“ anmaße; daß man dabei die Aufmerksamkeit breiter Kreise gewinne, dürfe nicht falsch ausgelegt werden:

„Die neue exegetisch-kritische Schule in Teutschland, einzig in ihrer Art, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat, übt mit Strenghheit sowohl über die Denkmäler der Hebräer als der Christen, die so lange Zeit der Strahlenkranz der Heiligkeit über dem Bereich jeder kühnen Antastung hinausgesetzt hat, ein rücksichtsloses Richteramt. Sicher eine merkwürdige Epoche, welche die Aufmerksamkeit derjenigen auf sich heftet, die mitreden

⁴⁵² Zs. f. d. G. V, 1830, 128. Werkverzeichnis Nr. 54.

⁴⁵³ Zs. f. d. G. IV, 1829, 2. Werkverzeichnis Nr. 43.

können, und noch mehr derer, die es nicht können und als baare Münze annehmen, was ihnen von dieser Seite geboten wird; damit fehlt es ihnen zwar nie an baarer Münze, aber oft an gutem Geld. – Die Untersuchungen über die Mosaischen Bücher, über ihren Bau, Alter und Echtheit, die unter uns schon lange andauern, sind allerdings anziehend, wegen des Gegenstandes, der sich ein Alterthum aneignet wie kein anderes Werk der Vorzeit. Einer solchen Antike den Rost abzunehmen, zu sehen, ob er altdler Art oder nur gemacht; ob sie aus einem Guß oder zusammengestückt sei; wo sich etwa Fugen der Zusammensetzung offenbaren oder Restaurationen zeigen, und ob das Ganze vielleicht nicht von verschiedenen Händen und Zeiten zusammengespielt zur Gestalt gewachsen sei, wie sie jetzt vor uns stehet – ist überaus anlockend, und hat seine Reize für den Forscher und Zuschauer“⁴⁵⁴.

Selbstverständlich muß der an der Klärung der Probleme interessierte Forscher alle von der zeitgenössischen Bibelkritik aufgeworfenen Fragen ernstnehmen; er darf ihnen nicht ausweichen, er muß sich ihnen stellen; die bloße Wiederholung alter Positionen ist keine Antwort auf die gestellten Probleme. Von diesen Überzeugungen geleitet, hat sich Hug – wahrscheinlich wie kein anderer katholischer Gelehrter seiner Zeit – mit der protestantischen alttestamentlichen Bibelwissenschaft der ganzen Epoche sehr eingehend befaßt, ähnlich wie er dies im Bereich des Neuen Testaments getan hat. Die mehrfach erwähnten Abhandlungen sind der Niederschlag seiner gründlichen Auseinandersetzung mit maßgebenden Vertretern der damals herrschenden Fragmentenhypothese. Bei allem objektiven Eingehen auf die vorgetragenen Thesen konnte Hug aber nicht umhin, der eigenen Überzeugung mit diesen Worten Ausdruck zu verleihen:

„Das Unternehmen, Werke des Alterthums zu richten, ist das größte und schwierigste der Kritik, und umso mehr dem Mißlingen ausgesetzt. Es giebt nur einen Weg, mit den ehrwürdigen Gebilden der Vorzeit eine vertrauliche Bekanntschaft zu machen, nämlich daß man auf jede Meinung und auf sich selbst vergessend mit unbefangener Seele vor sie trete, und mit der einzigen Frage: Wie sprichst du zu mir? Vor einem so unschuldigen Frager schlagen sie am ehesten den Schleier zurück, zeigen ihr Angesicht und offenbaren ihr Wesen, wenn er anders die Gabe hat, sie zu vernehmen. Wer sich ihnen aber mit Vermuthungen naht: Du dünkst mir ein Geschöpf solcher und solcher Art – vor dem hüllen sie sich tiefer ein; und wer sie mit Hypothesen zur Rede zwingen will, dem antworten sie verkehrt“⁴⁵⁵. Man darf solche Worte nicht so verstehen, als ob Hug „Vermuthungen“ und „Hypothesen“ im Bereich der Bibelwissenschaft jegliche Berechtigung abgesprochen hätte – er selbst hat ja auch solche aufgestellt, etwa in der Schrift über das Sechstageswerk (Werkverzeichnis Nr. 16) oder über das Hohe Lied (Werkverzeichnis Nr. 11 und 12). Wogegen er sich wandte, war die Manier, bloße Vermuthungen und Hypothesen als der Weisheit letzter Schluß zu bezeichnen, Hypothesen als endgültige Antworten auf oft sehr schwierige Probleme hinzustellen. Was ihm weiter zuwider war, war die mangelnde Vorurteilslosigkeit, mit der manche Forscher an die Bibel herantraten; er sprach davon, „wie rätlich es wäre, . . . diese Fragen einer unbevorurtheilten Erörterung zu unterwerfen,

⁴⁵⁴ Zs. f. d. G. VI, 1831, 69. Werkverzeichnis Nr. 62.

⁴⁵⁵ Ebd., 127.

ohne mit Begehrlichkeit zuviel in diesen Kreis hinein zu ziehen, oder mit Schnödigkeit alles zu verwerfen, was ihrer Hypothese nicht zusagt⁴⁵⁶. Der tiefste Grund, warum Hug der neueren alttestamentlichen Bibelkritik so skeptisch gegenüberstand, war unseres Erachtens die Furcht, es könnten die Bücher des Alten Testaments zuletzt als Quellen göttlicher Offenbarung überhaupt nicht mehr anerkannt werden – nicht umsonst sprach er vom „Strahlenkranz der Heiligkeit“, der auf diesen Schriften lag und den sie nicht verlieren durften!^{456a}

Auseinandersetzung mit Vertretern der Fragmententheorie

Zu den einflußreichsten Vertretern dieser Hypothese gehörte seit Jahren Wilhelm Martin Leberecht de Wette, seit 1822 Professor in Basel⁴⁵⁷. Im Jahr 1829 kam die dritte Auflage seiner Einleitung in das Alte Testament heraus, „ein Lehrbuch im strengen Verstande“, wie Hug es nannte. Mit einigen Hauptthesen de Wettes setzte sich Hug in einer Rezension auseinander (Werkverzeichnis Nr. 45). Die sechs Gründe, die de Wette zum Beispiel für eine späte Zusammensetzung des Buches Levitikus aus einzelnen Arbeiten verschiedener Autoren anführte, konnten Hug nicht überzeugen. Die vielfachen Wiederholungen über die gleiche Sache – ein Hauptargument de Wettes für seine These des Vorhandenseins von einzelnen Fragmenten – seien bei näherem Zusehen kein zwingender Beweis, denn „es sind nicht bloße Wiederholungen, sondern neue Zugaben zu einem früher kundgemachten Gesetze“: Lev 3, 17 werde „im Allgemeinen verboten kein Fett und kein Blut zu essen; das war zu kurz, weswegen er (der Gesetzgeber Moses) bald darauf, Lev 7, 25–29, ein ausführliches Gesetz mit allen seinen Bestimmungen kund machte“. Oder: In Lev 19, 31 wurde das Totenbeschwören und Wahrsagen verboten, Lev 20, 27 setzte auf diese Vergehen die Todesstrafe, war also keine bloße Wiederholung⁴⁵⁸. Ähnlich lagen nach Hug die Dinge im Buche Numeri, in dem zweifellos „eine Menge Vorträge vereinzelt dastehen“, oft mit einem je eigenen Eingang und Schluß, „wodurch sie in der Tath von dem Folgenden und Vorausgehenden abgesondert sind“. Aber muß man daraus folgern: „Also sind sie aus zerstreuten Aufschreibungen von späteren Händen compilirt und zu einem Ganzen gestaltet worden?“ Hug stellte sich auf den Standpunkt der Ewaldschen Ergänzungshypothese und meinte: „Dieses Verfahren ist durch die Sache selbst bedingt, so daß der Gesetzgeber nicht anders zu Werke gehen konnte. Er gab sein Gesetz nicht in einem Tage und nicht in einem Jahre: wie er sie empfangen oder gedacht hatte, machte er sie zu zehn und dreißig, und in was immer für einer Anzahl, kund. Daher hat jede Kundmachung einen eigenen Eingang: Und Jehova redete zu Mose!“⁴⁵⁹

⁴⁵⁶ Fbd., 134.

^{456a} Hug mochte an den Heidelberger Paulus gedacht haben, bei dessen radikal negativer Kritik vom „Strahlenkranz der Heiligkeit“ über den Evangelien nicht mehr viel übrig geblieben war.

⁴⁵⁷ Vgl. LThK III, 1931, 268.

⁴⁵⁸ Zs. f. d. G. IV, 1829, 153 f.

⁴⁵⁹ Ebd., 155.

Ein genaueres Hinssehen auf das Gesetzgebungswerk lasse „einen Stufengang in der Ausbildung der Gesetze“ erkennen, „den ergänzenden und nachbessernden Fleiß, wie er in der Zeit gewirkt hat, den Gesetzen ihre Vollendung zu geben. Wären diese Bücher späterhin aus zerstreuten Stücken zusammengetragen worden, so hätte diese schöne Ordnung des Fortschreitens zum Vollkommeneren in stückweiser Zusammenfügung nicht erreicht werden können“⁴⁶⁰. Hug wehrte sich auch dagegen, „historische Unrichtigkeiten und Widersprüche“ im Buche Josue in dem Ausmaß anzunehmen, wie de Wette sie behauptete; hier konnten gleichfalls gute Gegen Gründe, wie Hug meinte, ins Feld geführt werden. Er machte de Wette den Vorwurf einer „zu rasch vorgreifenden Kritik“ und meinte: „Glücklicher Weise werden solche Forschungen nicht mit bloßen Verdächtigungen, und auch nicht in einem und andern Jahrzehnt abgethan. Es kömmt wieder ein anderes Geschlecht, welches auch seinen Antheil an der Wissenschaft haben will, welches prüfet und sondert, und mit Bedächtlichkeit nach Ergebnissen sucht, die weniger aufgegriffen als erworben sind“⁴⁶¹. Solange die Forschungen im Gange sind, sollte demnach keine Verabsolutierung von Auffassungen vorgenommen werden. Die spätere Forschung, von der Hug hier sprach, hat ihn sicherlich in entscheidenden Punkten nicht bestätigt, aber auch nicht gänzlich ins Unrecht versetzt.

„Ein Aufsehen erregendes Werk“ nannte Hug die umfangreichen Untersuchungen des Rostocker Theologen Anton Theodor Hartmann über den Pentateuch. In einer sehr eingehenden Rezension hat er sich mit dessen hauptsächlichlichen „Ergebnissen“ befaßt (Werkverzeichnis Nr. 62). Hartmann hat die Fragmententheorie auf den ganzen Pentateuch ausgedehnt; „es wird kein Unterschied zwischen diesen Büchern gemacht, so sehr sie auch ihrer Natur nach verschieden sind, sondern alle werden nach dem gleichen Kanon abgeurtheilt“, in dieser Hinsicht wanderte Hartmann „durchaus die Spur der Vater'schen Hypothese, welche nicht nur in Genesis, sondern auch in der Gesetzgebung ein Aggregat von Fragmenten wahrnimmt, woraus nach und nach das Corpus dieser Bücher erwachsen ist“⁴⁶². Es sei unmöglich, meinte Hug, die so verschiedenartigen Bücher des Pentateuch schematisch nach der immer gleichen Methode zu analysieren. Aus der Tatsache, daß in den Büchern des Pentateuch oftmals „Gesetze der verschiedensten Art, die in keiner Verbindung miteinander stehen, zum Vortrag kommen“, ergebe sich keineswegs, daß es sich nicht um „Promulgationen“ eines und desselben

⁴⁶⁰ Ebd., 154.

⁴⁶¹ Ebd., 161 f. – Während de Wette den samaritanischen Pentateuch, ähnlich wie Gesenius, in die Zeit vor dem Babylonischen Exil versetzt und als „samaritanisch-alexandrinische Rezension des Textes“ bezeichnete, glaubte Hug an ihm „alle Eigenschaften“ zu finden, „die den nicht recensirten Büchern zukommen, als da sind: Ausfüllung von Brachylogien, Erstattung der Elypsen und erläuternde Zusätze, Glosseme. Diese charakterisiren ihn als einen durch die Studien der Leser im Laufe der Zeiten angefochtenen Text, der ungebunden seinen Weg gegangen ist“. Dagegen theilte Hug mit de Wette die Ansicht, daß es sich „beim dermaligen hebräischen Text wirklich um einen recensirten Text handelt, der von jenen älteren Verbildungen durch kritisches Verfahren wieder gebessert wurde. Wann diese Berichtigung vorgegangen sey namhaft zu machen, ist eine Aufgabe, deren Fertigung wir erst erwarten“. – Ebd., 148 f.

⁴⁶² Zs. f. d. G. VI, 1831, 83.

⁴⁶³ Ebd., 85.

Verfassers handeln könne; Hartmann erwarte zu Unrecht "eine Art System oder eine methodische Ordnung" des Verfassungs- und Gesetzgebungswerkes, wo doch klar zu ersehen sei, daß die Gesetzgebung je nach den vorliegenden konkreten Bedürfnissen erfolgt ist, und „nicht nach einem doctrinellen Plan“: „Die Verfassung ist theilweise zu Tage gekommen und . . . theilweise dem Volke kund gemacht worden, wie nämlich dem Gesetzgeber seine eigene oder eine höhere Erleuchtung gewisse Gesetze eingegeben hat. In diesen Kundmachungen ist so wenig eine Sachordnung beobachtet, daß Gesetze von verschiedenartigsten Inhalte, meist ohne Beziehung untereinander, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, zum Vortrage kommen“⁴⁶³.

Auch Hartmann hat, wie de Wette, den Wiederholungen gleichartiger Gesetze entscheidende Beweiskraft „für das Dasein früherer verschiedenartiger Urkunden“ beigemessen, die später in das gleiche Buch aufgenommen wurden, ohne daß sie miteinander in Einklang gebracht wurden. Wenn der Rostocker Gelehrte auf Ex 26 und Ex 36 hinwies, wo beide Male vom Feldgezelt Gottes und seinen Geräten gesprochen wird, so habe Hartmann „übersehen, daß die erste Stelle die Anordnung Gottes, wie das eine und andere gefertigt werden und welche Bestandtheile und Zubehörden es haben müsse, in ausführlichem Vortrage darlegt; hingegen die zweite Stelle den Bericht enthält, daß alles aufs genaueste nach der Vorschrift ausgeführt worden sei; es ist also doch nicht einerlei: es ist Befehl und Vollzug“⁴⁶⁴. Man könne ähnlich auch in anderen Fällen nachweisen, „daß jedesmal etwas Neues hinzukomme, daß bald Ergänzungen, bald nähere Bestimmungen beigefügt werden, und ein allmähliges Fortschreiten in der Ausbildung der Gesetze sich zusehends kundgebe. Aus diesem stufenweisen Fortgange in der Nachbesserung offenbaret sich ein überlegtes und besonnenes Streben des Gesetzgebers nach Vollendung, und nicht ein zufälliges Spiel späterer Hände“⁴⁶⁵. Hug gab zu, daß der Ausgleich zwischen solchen Stücken, die gleiche Gegenstände zum Inhalt haben, aber in bestimmten Punkten voneinander abweichen, nicht immer recht gelingen wolle, etwa die Stellen Num 4, 3. 10 und Num 8, 24, wo die Dienstzeit der Leviten zuerst vom 30. bis zum 60. Lebensjahr festgesetzt wird, dann aber nur noch vom 25. bis zum 50. Lebensjahr.

Hartmann bezweifelte, daß es im Pentateuch Teile gebe, die einwandfrei auf Mose als Urheber zurückgehen. Aus der Tatsache, daß Mose von sich selbst immer in der dritten Person redet, folgerte er, „daß Moses an der Abfassung der vier letzten Bücher nicht den geringsten Antheil gehabt hat“; eine „zu lebhaft“e“ Schlußfolgerung, meinte Hug und erinnerte an Thucydides, Xenophon und Julius Cäsar, bei denen die gleiche Erscheinung beobachtet werde. Beim Pentateuch müsse zudem wohl beachtet werden: „Gott war Gesetzgeber; er spricht in der ersten Person . . . Moses war nur sein Herold und sein Knecht, der die Aufträge Gottes kund that. Seine Persönlichkeit war es nicht, von der die Sache ausgieng, daher geziemte es ihm nicht, das Ich mit Gott zu theilen“⁴⁶⁶. Daß man beim Pentateuch auf Mose als Autor nicht zu verzichten braucht, ergab sich für Hug aus „dem

⁴⁶⁴ Ebd., 87.

⁴⁶⁵ Ebd., 88.

⁴⁶⁶ Ebd., 108.

agyptischen Geist“, der an manchen Stellen unverkennbar sei: brauchbare „Einrichtungen Ägyptens“ sind in Israels Staatsverfassung und Gesetzgebung übernommen worden; manche Bestimmungen richten sich klar „gegen ägyptische Bräuche und Superstitionen“, die das Volk angenommen hatte und die Moses als unvereinbar mit seiner Religion abstellen mußte, so „die Apisverehrung, Nachbildung von Göttergestalten, Trauerbräuche“⁴⁶⁷. Mit immer neuen Argumenten suchte Hartmann seine Thesen, namentlich diejenige, daß Moses mit dem Pentateuch nichts zu tun habe, zu stützen – Hug prüfte sie der Reihe nach, doch erschienen sie ihm nicht zwingend in dem Sinne, wie der Rostocker sie auslegte.

Scharf wies Hug die Auffassung zurück, im Volk der Hebräer sei der Monotheismus bis aufs babylonische Exil nie herrschend gewesen, die vielen Rückfälle in heidnische Abgötterei zeigten dies immer wieder. Hier wurde aus nicht zu leugnenden Tatsachen ein zu weitgehender Schluß gezogen, wie Hug ausführte: „Wir müßten, dünkt es mich, uns vielmehr wundern, wenn es keine Rückfälle gegeben hätte. Wenn man ein Volk auf einen religiösen Standpunkt stellen will, welcher höher ist als seine Bildung, so können Rückfälle gar nicht mangeln, am allerwenigsten am Anfange... Es mußte viele Kämpfe kosten, das Volk, oder den soeben zum Volkstum zusammengetriebenen Haufen, auf die Höhe der Idee hinan zu führen, wo er (Moses) es haben wollte. Doch gelang es ihm so weit, daß im ganzen Zeitalter des Josua der Zustand sich nicht unterbrach, den er vorbereitet hatte; und wäre nach Josua ein Mann gleicher Kraft und Beharrlichkeit an die Spitze des Volkes getreten, so würden die folgenden Ereignisse eine andere Richtung genommen haben. Völker gehen zurück ins Dunkel und in politische Unbedeutung, oder schreiten auf dem Weg des Lichtes voran, wie sie ihrer eigenen Unbehilflichkeit überlassen, oder durch intellectuelle Potenzen geführt werden... So ist es auch den Hebräern, nach Aussage ihrer Geschichte ergangen. Und was folgt daraus, als daß es ihnen wie andern Völkern ergeng? Mehr daraus folgern zu wollen, ist ein Vorgriff im Schließen“⁴⁶⁸.

Eine willkommene Bestätigung der eigenen Auffassungen fand Hug in Veröffentlichungen des jungen Gelehrten Friedrich Bleek. Schon 1822 hatte dieser „sehr feine und wohlbegriffene Bemerkungen über die Ächtheit gewisser Abschnitte der mosaischen Gesetzgebung bekannt gemacht“⁴⁶⁹. So hatte Bleek auf mehrere Abschnitte in Levitikus hingewiesen, „die nur das Leben im Lager zum Augenmerk haben, ohne den mindesten Gedanken an einen weiteren (= späteren) gesellschaftlichen Zustand“, weswegen man diese Abschnitte mit gutem Grund als mosaisch bezeichnen könne. Die Abschnitte stehen in Lev 4, 11.12; 16, 26.27.28; 13, 46; 14, 3. Hug fügte diesen auch den Text 6, 2–6 hinzu, wo es heißt, der Priester „bringe die Asche (des Brandopfers) vor das Lager hinaus an einen reinen Ort“. Im Buche Numeri waren es die Texte 19, 3. 7. 8 (Opfer der roten Kuh) und 19, 9–14, wo vom Sterben im (Lager-)Zelt die Rede ist. In der zweiten Veröffentlichung 1831 ging Bleek auf den Abschnitt Lev 17, 3–9 ein und kam zum Ergebnis, daß auch dieser Text mosaischen Ursprungs sei; er enthielt das Gebot, Tieropfer

⁴⁶⁷ Ebd., 109.

⁴⁶⁸ Ebd., 80

⁴⁶⁹ Zs. d. f. G. VI, 1831, 130. Werkverzeichnis Nr. 63.

nur vor dem Eingang des Offenbarungszeltes, nicht aber „im Lager oder außerhalb des Lagers“ zu schlachten; es sollten dadurch die sogenannten „Winkelopfer“ an die Fruchtbarkeitsgötter Apis und Mendes verhindert werden, die in Ägypten verehrt wurden. Hug war mit Bleek einig, daß auch Lev 11 (Gesetz von den reinen und unreinen Tieren) aus der Zeit des Moses stamme, jedenfalls „sehr alt“ sei. Hug führte es auf „die ägyptische Gesundheitspolizei“ zurück, auf die „Arzneikunde oder Diätetik“ der Ägypter, die glaubten, die Krankheiten entstünden aus dem Genuß des Fleisches gewisser Tiere oder auch pflanzlicher Nahrung (wie der Bohnen); das Gesetz war darum zuerst Ausfluß der Gesundheitsfürsorge, wie auch die Bestimmungen über die körperliche Reinlichkeit und Sauberkeit, erst in zweiter Linie kam ein religiöses Motiv hinzu: „Euer Gott ist rein, und rein sollt auch ihr sein“. Hug bringt Beispiele, daß religiöse Motivation von hygienisch-gesundheitlichen Vorschriften auch den alten Griechen bekannt war, wie Hesiod bezeugt. Es seien also „nicht willkürliche Allfanzereien eines superstitiösen Gemüthes, sondern Maßnahmen, ein gesundes und kräftiges Volk zu erziehen, und zu dem Ende es an Reinlichkeit zu gewöhnen“; der Gesetzgeber verdiene, meint Hug, wegen solcher „Gefühle des Wohlwollens und der Menschlichkeit“ Anerkennung und Dank; damit habe er gewissenhaft Vorkehrungen gegen „allgemeines Siechthum“ durch „Ansteckung“ getroffen, die doppelt nötig waren, „wo eine Unzahl Menschen in den Raum des Lagers zusammengedrängt war“.

Beim Deuteronomium verneinte Bleek jedoch das Vorhandensein alter, womöglich mosaischer Abschnitte; hier hielt er es mit „der de Wette'schen Negative“. Hug mußte gestehen, daß hier mancherlei „Dunkelheiten und Verwirrungen“ vorliegen, glaubte aber, es sei möglich, auch in Deuteronomium Spuren zu finden, die auf Moses zurückweisen, etwa Deut 29, 9.10., wo wie in Lev vom Aufenthalt im Lager die Rede ist⁴⁷⁰.

Wir sahen, daß Hug der protestantischen Pentateuch-Forschung, wie er sie um 1830 vorfand, mit Skepsis begegnete, doch keineswegs unter bloßer Berufung auf die Tradition sie ablehnte, sondern ihr mit historisch-kritischen Gegenargumenten entgegentrat – wie weit diese im einzelnen richtig waren, müßte nachgeprüft werden. Gegenüber den Vertretern der Urkunden- und Fragmentenhypothese bezog er, besonders hinsichtlich der Genesis, den Standpunkt H. Ewalds und hielt sowohl an der Einheit dieses Buches wie an der Herkunft von Mose fest. Was de Wette, Hartmann und Stähelin im Pentateuch als spätere Zusammenfügung von Fragmenten betrachteten, hielt Hug im Anschluß an Ewald für nachträgliche Ergänzungen von der Hand des ursprünglichen Verfassers Mose. Beim damaligen Stand der Forschung war dies ein durchaus noch möglicher Standpunkt, denn man konnte zu jenem Zeitpunkt noch nicht einmal von annähernd gesicherten Forschungsergebnissen reden. Was Hug an der protestantischen Forschung wohl am meisten irritierte, war die offenkundige Tendenz, den Pentateuch in seiner Gesamtheit erst sehr spät entstehen zu lassen und damit faktisch von Mose zu lösen. Das war seiner Meinung nach

⁴⁷⁰ Das Deuteronomium dachte sich Hug nicht lange nach der ersten Gesetzgebung vom Sinai entstanden; die „Idee“ dazu, nämlich „Ermahnungen, Nachträge und Erläuterungen zur früheren Gesetzgebung“ zu promulgieren, sei von Moses „in einem Monat verfaßt und vorgetragen worden“. Vgl. Zs. f. d. G. VI, 1831, 145 f.

wissenschaftlich unhaltbar. Gewiß irrte er sich, wenn er glaubte, man könne Mose den ganzen Pentateuch zuschreiben; aber recht behielt er gegen jene, die meinten, Mose habe überhaupt keinen Anteil am Entstehen des Pentateuch. Alfons Deissler resümiert aus heutiger katholischer Sicht also: „Der Pentateuch ist von Moses grundgelegt worden, ist aber dann jahrhundertlang weitergewachsen“⁴⁷¹. Und von maßgebender Seite wurde die zuversichtliche Äußerung getan, die weitere Forschung werde „ohne Zweifel den großen Anteil feststellen und den tiefen Einfluß, den Moses als Verfasser und Gesetzgeber (auf den Pentateuch) ausgeübt hat“⁴⁷². In Haags „Bibellexikon“ ist von einem „überwiegenden Anteil“ des Moses am Pentateuch die Rede, oder auch vom „mosaischen Kern“, der sowohl in den erzählenden Partien wie in den Gesetzen vorliege und später eine Weiterentwicklung je nach den religiösen und sozialen Verhältnissen erfahren habe⁴⁷³. Was bei Hug unbedingt beeindruckt, ist die umfassende Gelehrtheit, mit der er sich mit den führenden protestantischen Forschern auseinandersetzte. Das konnte nur ein Mann, der sich in der weitschichtigen Materie gründlichst auskannte und die historisch-kritische Arbeitsweise souverän beherrschte. Hugs auffallende Zurückhaltung gegenüber den neueren Pentateuch-Auffassungen seiner Zeit könnte vielleicht eine Erklärung auch in dem Umstand haben, daß er immer noch eher dem hochgeschätzten Johann Gottfried Eichhorn zu folgen bereit war; dieser aber hatte, wie Hug einmal eigens hervorhob, an Mose als dem Verfasser wenigstens der Genesis festgehalten⁴⁷⁴. Die große Wertschätzung, die Hug dem zu seiner Zeit berühmten Göttinger entgegenbrachte, hatte er erst kürzlich in seinem Nekrolog auf Eichhorn öffentlich zum Ausdruck gebracht⁴⁷⁵.

Z u d e n P s a l m e n

Die Psalmen stellten, wie schon bemerkt, einen Schwerpunkt in Hugs exegetischer Arbeit dar. Wir möchten hier wenigstens mitteilen, wie Hug sich die Erklärung der Psalmen dachte. Im großen Vorlesungsmanuskript heißt es:

„Die Erklärung der Psalmen ist eine schwere Aufgabe: die meisten dieser Lieder haben eine eigene Veranlassung und eigene Zeitverhältnisse, aus denen sie hervorgingen und auf die sie sich beziehen, und können folglich ohne Ausmittlung derselben nicht verstanden werden. Diese auszumitteln ist eine Verrichtung, die Scharfsinn, Umsicht und eine genaue Kenntniß der Geschichte erheischt. Dabey thun wir gut, zuerst die allgemeinen Bestimmungen aufzufassen: ob gewisse Äußerungen darin liegen, welche die Zeit der königlichen Herrschaft, des noch bestehenden Staates und Tempels, oder die Zeit der Verwüstung, der Wegführung des Volkes, seinen Aufenthalt in Feindes Land, oder seine Wiederkehr von dannen anzeigen. Dann ziehen

⁴⁷¹ *Alfons Deissler*, Das Alte Testament und die neuere katholische Exegese. Freiburg 21963, 69.

⁴⁷² In der Erklärung des Sekretars der Bibelkommission vom 16. 1. 1948. Vgl. *Haag*, Bibel-Lexikon 21968, 1352.

⁴⁷³ Ebd., 1352.

⁴⁷⁴ Vgl. *Zs. f. d. G.* VI, 1831, 73.

⁴⁷⁵ *Werkverzeichnis* Nr. 29.

wir den Kreis enger und sehen nach: unter welchem Könige war dieser Bestand der Dinge; wann wurden diese Siege erfochten; wann hatte man diese Ängstigungen und Sorgen; oder welche persönliche Verhältnisse des Verfassers sind darin ausgedrückt?

Dabey müssen wir aber sehr auf der Hut seyn, daß wir uns nicht durch den einen und andern Zug, oder eine zufällige Aehnlichkeit täuschen lassen: das ganze Lied in allen seinen Bestandtheilen muß treffend auf die Thatsache, die Zeitverhältnisse oder Person passen, und sie bezeichnend, ohne Zwang, kennbar machen.

Bleiben die Lieder im Allgemeinen: drücken sie überhaupt Gefühle der Andacht, des Dankes, oder das Lob des höchsten Wesens aus, so sind wir zwar dieser Mühe entoben, sollten aber doch womöglich aus der Sprache und gewissen Eigenheiten etwas über ihr Alter aussagen können.

Wer das Psalterium wohl behandeln wollte, müßte es gleichsam auseinander reißen; die Stücke, von denen sich Bestimmungen angeben lassen, nach der Zeit ordnen; jene, von denen keine deutliche Bestimmungen im Innhalte eingewickelt liegen, würden sich dann durch Vergleichung mit den Liedern der ersten Gattung, aus dem Ideengang, der Sprache oder sonstigen Aehnlichkeiten leichter nach Perioden ordnen lassen.

Außer dem Buchstäblichen Sinne, den jede gesunde Erklärung allererst zum Endzwecke hat, erkennet unser Lehrbegriff einen zweyten: wir stellen nämlich die Begebenheiten und Personen höher und betrachten sie typikos, d. i. als Vorbilder und Andeutungen der Schicksale, Leiden und Verherrlichung des Messias; aber nur in solchen Fällen, wo die Hinweisung darauf im neuen Testament gegeben ist⁴⁷⁶.

Hug kam es demnach in erster Linie darauf an, bei den einzelnen Psalmen „den Sitz im Leben“ zu ermitteln; umfassende historische Kenntnisse waren dabei unerläßliche Vorbedingung. Sodann mußte es vor allem um die Klarstellung des Literalsinnes der Psalmworte und Psalmverse gehen. Daß dieser Literalsinn dann aber „theologisch erläutert und durchleuchtet werden muß mit dem Ziel der Profilierung der Glaubens- und Sittenlehren der Kirche, aber auch der Befruchtung der Predigt und des Religionsunterrichts“⁴⁴⁷, war Hug sicher klar; inwieweit er dieses Moment bei seiner Psalmenerklärung berücksichtigt hat, könnte der Einblick in das Manuskript seiner Psalmenerklärung näher aufzeigen (Werkverzeichnis Nr. 106).

In der Zuteilung von Psalmen an David war Hug vorsichtig⁴⁷⁸. Was die Zusammensetzung des Psalters betrifft, so nahm Hug zwei verschiedene Sammlungen an, eine erste mit den Psalmen 1–72, eine zweite mit den Psalmen 73–150. „Beide sind erst nach dem Exil zusammengetragen worden“⁴⁷⁹. Heute spricht man im Gegensatz dazu von „fünf, der Größenordnung nach ungleichen Büchern“⁴⁸⁰. Der Psalter umfaßte nach Hug keineswegs das gesamte Liedgut Israels. Zu diesem mußte unter anderem auch der Lobgesang der drei Jünglinge (Dan Kap. 3) gezählt werden, zu

⁴⁷⁶ J. L. Hug, Einl. A. T. Manuskript. Univ.-Bibl. Freib. § 181. Werkverzeichnis Nr. 106.

⁴⁷⁷ Vgl. A. Deissler, 16.

⁴⁷⁸ Einl. A. T. Mskr. UB. Freib., a. a. O. 16. Bl. 173^a.

⁴⁷⁹ Ebd., 169^b.

⁴⁸⁰ Vgl. A. Deissler, Die Psalmen. 21964. Tl. I, 9.

welchem Hug bemerkte: „Ein altes Tempellied, welches sich fortgepflanzt hat, ungeachtet es nicht dem Psalterium einverleibt war. Man wollte dieses vereinzelte Stück vor Vergessenheit retten, und wählte dazu das 3. Hauptstück Daniel, wo man es den drei Jünglingen in den Mund legte und in den Zusammenhang einpaßte“⁴⁸¹.

Zum Propheten Jesaja

Hug ging in einem die Propheten einleitenden Abschnitt zuerst der Wortbedeutung des Ausdrucks „Prophet“ nach. In Gen 20, 7 erklärte er Prophet „als einen Mann, der von Gott begünstigt oder unter Gottes besonderer Obhut ist“. Später, etwa in Num 11, 29, wurde man zum Propheten „durch göttliche Einwirkung, wenn Jehova seinen Geist über Jemanden gab“, um Völker weise zu lenken (Deut 34, 9), oder um Kunstwerke hervorzubringen (Ex 31, 2). Mose war der Prophet schlechthin, weil er wie kein anderer „der Unterredung mit Gott genoß“. Künftige Änderungen an der mosaischen Gesetzgebung sollten ebenfalls Propheten vorbehalten sein (Deut 18, 18). Der Prophet hat, „vom Geiste Gottes getrieben“, nur der Wortführer und Sprecher Gottes zu sein. So treten Elias und Elisa den Königen von Israel, Jesaja dem Achab, Jeremia den Königen vom Hause Josia entgegen. „Auf der einen Seite traten sie der Ungebühr des Volkes in den Weg; auf der andern der Eigenwilligkeit der Monarchen, und erzielten auf diese Weise, daß die Herrschaft nicht nach dem Style des Morgenlandes in Despotie ausartete, sondern sich meist in den Schranken einer gemäßigten Monarchie hielt, bis endlich der allgemeine Zerfall jede ihrer Maßnahmen unwirksam machte“⁴⁸².

Die rationalistische Deutung des Propheten als eines „hellsehenden Politikers“ lehnte Hug entschieden ab; wenigstens Stücke wie Jes 52, 13–54 und Dan 9 widersetzten sich – so Hug – hoffnungslos jeglicher rein natürlichen Erklärung, sie müssen als Beispiele für „ein höheres Erkenntniß“ angesehen werden⁴⁸³.

In seiner Vorlesung über Jesaja gab Hug zuerst „mit Treue den Inhalt des Buches“ an. Dabei benannte er jeweils jene Teile, die von der protestantischen Forschung anderen Verfassern zugeschrieben wurden; Namen stehen keine im Text, doch wird Hug in der Vorlesung sie wohl aufgeführt haben. In Jahn's Einleitung in das Alte Testament – Hugs Vorlage⁴⁸⁴ – werden genannt: „Döderlein, Koppe, Hr. Hofrat Eichhorn“⁴⁸⁵, ferner: „Justi, Bauer, Rosenmüller, Paulus“⁴⁸⁶, lauter Männer mit

⁴⁸¹ Einl. A. T. Msrk. UB Freib. Bl. 166^b.

⁴⁸² Ebd. § 95. Bl. 120.

⁴⁸³ Ebd. Bl. 121. – In Dan 9, 24–27 (Weissagung über die siebenzig Wochen) liegt mehr vor als „bloße Divination eines Staatsmannes, der in der Gegenwart die Ursachen beobachtet, welche Ereignisse in der Zukunft herbeiführen müssen, der durch kluge Berechnung den Begebenheiten weissagend voran eilet, und die Vollendung derselben sieht, wo sie noch eingehüllt in ihren Kornern liegen“. Aus einer Rezension Hugs. Vgl. Zs. f. d. G. IV, 1829, 168.

⁴⁸⁴ Vgl. oben S. 42.

⁴⁸⁵ *M. J. Jahn*, Einleitung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes, 21802 III, 458.

⁴⁸⁶ Ebd., 480.

wissenschaftlichem Ansehen, weshalb Jahn offen gesteht, „bey dem öfter wiederholten Studium dieses Propheten oft gewankt“ zu haben, zuletzt aber sei er doch bei der bisherigen Auffassung von nur einem Verfasser des Buches geblieben⁴⁸⁷. Ob Hug in dieser Frage ähnlich „gewankt“ hat, ist aus seinem Manuskript nicht zu sehen; jedenfalls blieb auch er bei Jesaia als dem Verfasser des ganzen Buches, wie andere katholische Autoren; Jahn nennt „Hensler, Piper und Beckhaus“⁴⁸⁸.

Die von der protestantischen Forschung vorgebrachten Argumente hielt Hug für nicht zwingend. Wenn man sagte, „die glänzende Darstellung des Jesaia finde sich in jenen Stücken nicht, welche spätere Zeiten zum Inhalte haben“, so wies Hug darauf hin, daß auch bei diesen Teilen sich Schilderungen finden „so dichterisch und prächtig als irgend ein Stück des Jesaia“, etwa bei der Erzählung von Babylons Eroberung und Zerstörung, Kap. 13 und 21, oder bei dem Bericht über die Heimkehr der Juden, Kap. 49. Auch das Argument von „der großen Verschiedenheit in den Wendungen der Sprache“, etwa die gehäuften Infinitive in Jes 58 und 59, die auf einen anderen Verfasser hindeuten sollen, konnte Hug nicht überzeugen; er fand ähnliche Erscheinungen auch bei anderen Schriftstellern, etwa bei Sallustius. Andere mehr „aus dem Inhalte“ hergenommene Einwürfe ließen sich nach Hugs Meinung ebensowenig als Argumente für mehrere Verfasser verwenden – auf Einzelheiten sei hier aber nicht eingegangen. Hervorheben möchten wir jedoch noch, wie Hug dem Einwand begegnete, „es kommen einige unter diesen Weissagungen vor, welche in der Schilderung der Zukunft so ins Einzelne gehen, und die Umstände so genau aufgefaßt haben, daß es alles Ansehen habe, sie seyen erst nach den Ereignissen geschrieben worden“. Das aber sei doch unwahrscheinlich, jedenfalls „müssen wir auf der andern Seite bitten, daß man uns das Problem löse, wie nach dem gänzlichen Zerfall des Volkes, nach dem Erlöschen seiner Bildung und Litteratur, so herrliche dichterische Aufsätze entstehen konnten, welche den vollendetsten Dichtarbeiten aus der Blüthe des Volkes an die Seite stehen? Ist es nicht soviel, als wenn man sagen wollte, einige Oden des Horaz oder einige Gesänge des Virgil seyen in den Zeiten des Galienus abgefaßt worden? Wenn es dem Gange der Litteratur und des menschlichen Geistes zuwider ist, Werke der Vortrefflichkeit einem eisernen Zeitalter bezumessen, so haben wir das Recht, auf der alten Behauptung zu beharren, sie seyen nicht erst im Babylonischen Exil und gar nach Cyrus, d. i. nach dem Abschluß der Begebenheiten entstanden“⁴⁸⁹.

Wie beim Pentateuch blieb Hug demnach auch bei Jesaia für die neuen Anschauungen unzugänglich. Die Argumente, die er hier ins Feld führte, gaben ihm „das Recht“, wie er ausdrücklich sagte, den bisherigen Standpunkt beizubehalten. Man muß bedenken, daß die Forschung zur Verfasserschaft des Jesaia noch gänzlich im Gange war, wie beim Pentateuch ja auch. Es zeigt sich aber auch hier wieder, daß Hug die Tradition keineswegs ungeprüft übernahm. Er machte sie sich zu eigen, weil er durch eigene denkerische Arbeit Gründe dafür gefunden zu haben glaubte. Man

487 Ebd., 458.

488 Ebd., 458.

489 Einl. A. T. Mskr. UB Freib. Bl. 128–130.

hat keineswegs den Eindruck, daß er sich selbst damit etwas vormachen wollte, wie man ihm später vorwarf.⁴⁹⁰

Klar erkannte Hug, daß die protestantische Forschung, konsequent zu Ende geführt, mit der Leugnung jeglicher prophetischer übernatürlicher Erkenntnis abschließen würde: „Der eigentliche und im Hinterhalt liegende Grund (sc. für die neueren Thesen) ist indessen, weil man sich nicht mit der Vorstellung befreunden will, es gebe eine Prophetengabe oder ein höheres mitgetheiltes Erkenntniß, welches außer dem Kreise des bloß menschlichen Wissens liegt“⁴⁹¹. Diese These des Rationalismus scheidet aber – Hug wiederholt es – jedenfalls bei Jes 52, 13–54: „Diese Schilderung des Gottesknechtes bewährt sich bei keinem Menschen der jüdischen Vorzeit bis auf Jesu, in welchem alle Züge zusammentreffen. Die Versuche, dem Stifter des Christenthums hier auszuweichen, und irgend auf Jemanden anders das Stück hinüberzudrehen und, wenn man will, hinüberzudeuten, z. B. auf das gesamte Judenvolk als moralische Person, oder auf den Propheten Jesaia selbst, sind so unstatthaft und verunglückt, daß sie den einfachen und sich selbst anbietenden Vergleich Jesu und dieses Knechtes Gottes jedem Unbefangenen noch mehr empfehlen und werter machen. Doch ist dieses Stück nicht erst nach Jesu Tode in die hebräischen Bücher des Jesaia eingeschaltet worden“⁴⁹².

Jahn führte Gründe dafür an, daß das Buch Jesaia die Weissagungen des Propheten nicht vollständig enthalte; Hug nahm dazu keine Stellung. Auch auf Jahns weitere Behauptung, das heutige Jesaia-Buch sei erst nach dessen Tod „gesammelt“ und herausgegeben worden, darum sei „nur wenig Ordnung“ im Ganzen, ging Hug nicht näher ein; da es sich um „Hypothesen“ handle, „so mögen sie hier unberührt bleiben“⁴⁹³. Der Vergleich der Behandlung des Jesaia durch Hug mit der Darstellung bei Jahn zeigt immer wieder Übereinstimmungen, ebenso aber auch deutliche Unterschiede in den Auffassungen.

Z u m B u c h J o b

Hug gibt zuerst eine Schilderung der Krankheit des Job, die er im Anschluß an Michaelis als Elephantiasis bezeichnet⁴⁹⁴. Dann fragt er: „Ist die Erzählung eine wirkliche Geschichte?“ Auch Jahn ging dieser Frage nach und stellte fest, daß es hierüber drei Ansichten gebe: Job sei eine durchaus wahre Geschichte, würden die einen sagen; andere verneinten dies und sähen in Job eine Art Pabel; schließlich behaupte man, Job liege wenigstens eine wahre Geschichte zugrunde⁴⁹⁵. Der Wiener Alttestamentler ließ die Frage offen: „Die Frage ist für die Religion von keiner Erheblichkeit; denn diese bleibt, einerley, welche Meynung man immer annehmen mag“; er folgte hier dem französischen Oratorianer Bernhard Lamy (1640–1715), der sagte, das Buch Job behalte seinen großen Wert und Nutzen, auch wenn Job nie

⁴⁹⁰ Vgl. unten S. 228 f.

⁴⁹¹ Einl. A. T. Mskr. UB Freib. Bl. 128.

⁴⁹² Ebd. Bl. 130.

⁴⁹³ Ebd. Bl. 131.

⁴⁹⁴ Ebd. Bl. 104.

⁴⁹⁵ Vgl. *J. M. Jahn*, IV, 752–764.

existiert haben sollte, das Buch also keine Geschichte, sondern eine „Parabel“ enthalte⁴⁹⁶. Die Möglichkeit, daß es sich um eine solche handle, faßte Jahn durchaus ins Auge, denn auch der große Richard Simon habe davon gesprochen, daß „die Art, parabolisch zu schreiben . . . doch zu allen Zeiten unter den Völkern des Orients, wie Hieronymus anmerkt, sehr geschätzt war“; Simon nannte in diesem Zusammenhang die Bücher Job, Tobias und Judith⁴⁹⁷. Jahn beschloß die Erörterung dieses Problems mit der Feststellung: „Übrigens mag ein Buch wahre Geschichte, oder schlechtweg eine Parabel, oder eine mit Parabel gemischte Geschichte seyn, so ist es darum um nichts weniger wahr und göttlich . . . Es kann also nur die Forschung interessieren, die Frage zu untersuchen“⁴⁹⁸.

Hug ging hier, wie so oft, seinen eigenen Weg und entschied sich dafür, daß in Job „ein Lehrgedicht“ vorliege, wie der Babylonische Talmud schon sage. Seine Argumente waren folgende:

„1. Von Job mangelt das Stammverzeichnis, welches kein morgenländischer Geschichtschreiber für überläßt. 2. Vier Unglücksfälle geschehen nacheinander so, daß immer nur ein einziger Mensch übrig bleibt, die Botschaft zu bringen . . . 3. Der Viehstand steht der Zahl nach mit der Zahl der Kinder im Verhältnisse: 7 Söhne, 3 Töchter: 7000 Schafe, 3000 Kamele: in allem 10 Kinder, und 500 Paar Ochsen, 500 Eselinnen vereinigen sich wieder zur Zahl 10.

Gehen wir gleich zum Nachbericht über, so sagt er uns:

1. Job habe wieder nach seinem Unglücke ebenso viele Söhne und Töchter bekommen, nämlich 7 Knaben, 3 Mädchen. Doch hatte er vor der Krankheit schon erwachsene Kinder, die einen eigenen Haushalt führten; und war somit kein junger Mann mehr, der auf eine so große zweyte Nachkommenschaft zu rechnen hatte. Auch hatte er nirgend eine neue junge Frau bekommen, welches Umstandes die Erzählung sonst gedacht haben würde.

2. Erhielt er einen gedoppelten Viehstand; 14 000 Schafe, 6000 Kamele; 1000 Joch Ochsen und 1000 Eselinnen. Der erste war schon ungeheuer, und überstieg den Glauben; umso mehr ist das zweyte nur in einer dichterischen Welt gedenkbar.

3. Lebte er nach seiner Genesung noch 140 Jahre, und müßte im Ganzen gegen 180–190 Jahre alt geworden seyn; ein Alter, welches seine früheren Vorfahren, die Urväter, nicht erreicht haben: Abraham wurde 175 Jahre alt, Genesis 25, 7 . . . Jakob starb mit 147 Jahren.

Was den eigentlichen Inhalt des Buches ausmacht, sind die Unterredungen. Diese aber geschehen nicht in der Sprache der Unterredung, oder des gewöhnlichen Lebens, sondern gehen ganz in der dichterischen Sprache, und zuweilen in höchster Dichterhebung vor“⁴⁹⁹.

Hugs Entscheidung war klar und eindeutig: Job war für ihn ein „Lehrgedicht“, und zwar „rein philosophisch, ohne die Mosaische Offenbarung zu Rath zu ziehen“. Es ist kein Drama, wie Ilgen behauptete, denn „es enthält keinerlei Handlung, keine Verabredung oder Ausführung einer That,

⁴⁹⁶ Ebd., 751.

⁴⁹⁷ Ebd., 751 f.

⁴⁹⁸ Ebd., 752.

⁴⁹⁹ Einl. A. T. Mskr. UB Freib. Bl. 105.

was zu den Erfordernissen eines Dramas unveräußerlich ist“. Man kann Job auch nicht mit den Werken Platos vergleichen, weil darin nichts von der sokratischen Art des Fragens und Antwortens zu finden ist.

„Das Werk bleibt daher, seiner Form nach, einzig. Was die Materie oder den Inhalt betrifft, liegt soviel vor aller Augen, daß die Reden und Gegenreden zur Absicht haben, die Frage auseinanderzusetzen, wie es sich mit der göttlichen Weltordnung verhalte, daß der Rechtschaffene so oft unglücklich, der Böse aber bis ans Ende glücklich sey... Davon gebe es zuletzt keinen anderen Aufschluß, als der Herr der Natur sey Niemandem verantwortlich und walte nach seinem Willen. Die Entscheidung Gottes endlich stellt den Grundsatz auf: der Mensch sey zu beschränkt und gar nicht in der Lage, die tiefer liegenden und vor sterblichen Augen verborgenen Gesetze zu erspähen, nach denen Gott in der Schöpfung walte und verfüge“. Die Gesprächspartner, lauter Idumäer, „die außer dem von den Urvätern überlieferten Erkenntniße eines einigen Gottes an dem Lichte neuerer Offenbarungen keinen Antheil haben“, kommen zu keinem anderen Ergebnis; „die Ausgleichung von Glück und Unglück im fortgesetzten Daseyn eines anderen Systems“ bleibt im Dunkel: „Das Buch ist und bleibt also eine philosophische Untersuchung, die mit dem Geständniße der menschlichen Beschränktheit endet“⁵⁰⁰.

Während Jahn das Buch Job in die Zeit des Mose setzte⁵⁰¹, glaubte Hug an dessen Entstehung in der Salomonischen Ära, in der erst ein auf solche Art reflektierendes Kunstwerk möglich gewesen sei. Der Verlegung des Buches in die Babylonische Zeit stimmte er nicht zu. Das Hauptargument hierfür, der in Job auftretende Satan sei ein typisch babylonischer Unhold, treffe nicht zu, denn das „babylonisch-persische Böse Wesen“ sei gleich mächtig und groß wie Ormusk, der Gute Gott, während der in Job genannte Satan „ein armer Satan“ ist, „Gott unterworfen, dienstbeflissen und gehorsam“. Auch würde „nach babylonisch-persischer Lehre“ die Lösung des Problems leicht gewesen sein: „wenn gute Menschen unglücklich sind, so kann der gute Gott nichts dafür, der Böse machte es so“⁵⁰².

Wir stellen fest: Wenn gewichtige Gründe vorlagen, von einer traditionellen Auffassung abzulassen und sich einer neuen „progressiven“ anzuschließen, so tat Hug ohne Bedenken mutig diesen Schritt. Wir sehen ihn auf diesem neuen Weg auch in der Beurteilung des Buches Tobias.

D a s B u c h T o b i a s

„Ist es eine Geschichte?“ – ist die Frage, die Hug auch hier stellte. Hier seine Antwort:

„Mehrere Glieder der Erzählung ermangeln der thatsächlichen Wahrscheinlichkeit. 1. Zuerst die Blindheit des Tobit, verursacht durch den Koth einer Schwalbe. Daß der Schwalbenkoth diese Wirkung habe, bestätigt sich nicht. Es schlief Tobit auch nicht mit offenen Augen, daß der verderbliche Stoff so leicht hätte die Hornhaut beschädigen können. – 2. Der Asmodäus,

⁵⁰⁰ Ebd. Bl. 115 f.

⁵⁰¹ J. M. Jahn, IV, 72–88.

⁵⁰² Einl. A. T. Mskr. UB Freib. Bl. 113 f.

der aus Eifersucht die sieben Männer der Sara erdrosselte, gehört in die persische Götterlehre. Er ist ein Persischer Geist unreiner Art, welcher die Gesundheit verstöhret, und das Leben verkürzt . . . Dieses Wesen ist für Israeliten lediglich fabelhaft; kann wohl poetisch, aber nicht als geschichtliche Ursache des Begegnisses nach dem Glauben der Israeliten gedacht werden. – 3. Daß sich Tobit und Sara im nämlichen Augenblicke den Tod wünschet, und Gott darum anfleht, ist mehr dichterisch als thatsächlich nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge. – 4. Daß der Dunst einer gebratenen Leber und des Herzens eines Fisches die bösen Geister vertreibe, kann Niemandem als historisch wahr einfallen. Ungefähr gleichen Gehalts ist die Geschichte mit der Fischgalle . . . 5. Als dichterische Vorstellungen mag es hingehen, daß der böse Aschmog-Dew, ein Wesen geistiger Art, in der Thebaischen Wüste angebunden werde, um keinen Schaden mehr anrichten zu können⁵⁰³.

Hug sprach dann von den „Ähnlichkeiten mit Job“: „Beiderseits kommt ein rechtschaffener Mann um Glück und Vermögen, und wird oben darein durch körperliche Leiden heimgesucht. Beyden spricht die Gemahlin im Unglück Hohn; beyde wünschen sich den Tod; beyde werden wieder in ihren Glücksstand eingesetzt“. Unterschiede fand Hug aber in der literarischen Form: „Job ist eine gelehrte Untersuchung über das Unglück der Guten; die Sprache ist sehr erhabene Poesie. Tobit enthält keine Forschungen, ist in einem angenehmen Erzählungstone geschrieben, und mit poetischen Zügen durchschossen, wie es bey den arabischen Erzählungen geschieht, um durch das Wunderbare zu unterhalten und zu gefallen“. Doch ist beim Buch Tobias „der vorherrschend fromme Ton . . . und seine sittliche Richtung“ eine Eigenheit, die es von sonstigen morgenländischen Erzählungen wesentlich unterscheidet: „Darin nähert es sich der moralischen Erzählung, die Parabel genannt irgend eine Wahrheit eingehüllt vorzutragen bestimmt ist; wie die Erzählung Nathans 2 Sam 12, 1–5, oder die Geschichte des Mannes, der unter die Mörder fiel, Luk 10, 30–36, oder des Reichen und des armen Lazarus, Luk 16, 20–31. Usw.“⁵⁰⁴.

Daß es sich bei Tobias um „die Gattung der Parabel oder moralischen Erzählung“ handle, war für Hug „ziemlich deutlich“, also nicht ganz so sicher feststehend, immerhin geht aber aus der ganzen Darstellung klar hervor, daß er die Geschichtlichkeit des Buches kaum in Betracht zog, wie auch der Wiener Kollege Jahn von einer Parabel sprach⁵⁰⁵. Aufgabe des Exegeten war es darum, sorgfältig „den Satz, den sie zu lehren beabsichtigt,

⁵⁰³ Ebd. Bl. 118.

⁵⁰⁴ Ebd. Bl. 118 f.

⁵⁰⁵ *J. M. Jahn*, IV, 898. Jahn schreibt: „Wegen dieser, zum Theil nicht geschichtsmäßigen, und zum Theil geschichtswidrigen Erscheinungen halten heute zu Tage die Meisten den Inhalt für eine Parabel . . . Auf diese Art sind alle Schwierigkeiten mit einmahl gehoben, selbst ein Verstoß gegen die Geschichte ist nun, als ein bloß ästhetischer Fehler, von keiner Bedeutung.“ Jahn fuhr auch die Auffassung an, in Tobias seien Geschichtliches und Außerordentliches vermengt und die Meinung, alles darin Erzählte sei wirklich so gesehen; er bemerkt dann: „Da ich keinen Beruf habe, mich in diese Streitigkeiten zu mengen, so überlasse ich das Urtheil dem Leser.“ Er weicht demnach einer klaren Aussage aus, läßt freilich erkennen, daß er Tobias für eine Parabel hält. Demgegenüber entscheidet sich Hug eindeutig und ohne Umschweife für die Deutung als Parabel.

aufzusuchen. Wir begegnen unter den Personen der Erzählung zwey rechtschaffenen Menschen, die sehr unglücklich sind, dem Tobit und der Sara; beyden wird geholfen, nachdem sie im Zustande der höchsten Lebensmüdigkeit sich bittend zu Gott um Hilfe gewandt haben. Dadurch wird ein angenehmer Wechsel ihres Schicksales herbegeführt. Um diesen Angelpunkt bewegt sich die ganze Geschichte; dadurch ist uns auch ihr Lehrsatz angezeigt, nämlich das Gebeth schuldloser Menschen in Noth finde bey Gott Erhörung⁵⁰⁶.

Hug sprach dann noch vom doppelten Text, in dem das Buch überliefert ist, im Griechischen und in dem von Hieronymus „aus dem Chaldäischen Texte ins Lateinische übersetzten Text“. Beide haben ihre Eigenheiten: „Wir werden daher beyde mit kritischem Urtheile nebeneinander gebrauchen müssen, bis durch Vergleichung mehrerer griechischer Manuskripte und durch tiefere Untersuchungen über das richtige Verhältniß des beyderseitigen Textes ausgesprochen werden kann“ – Näheres führt Hug nicht aus. Auch über „das Alter des Buches“ seien keine zuverlässigen Anhaltspunkte vorhanden, „sodaß wir die Frage auf sich beruhen lassen müssen“⁵⁰⁷.

D a s B u c h J o n a s

Es gehört nach Hug „in die Classe der orientalischen Erzählungen, welche eine moralische Belehrung beabsichten“, ist also wie Tobias eine Parabel. Der „Unwahrscheinlichkeiten und historischen Unmöglichkeiten“ seien sovieler, daß man von einer geschichtlichen Begebenheit nicht sprechen könne. Hug zählte eine Reihe solcher „Unwahrscheinlichkeiten“ auf. Zum Beispiel: „Die Niniviten waren Heiden, hatten kaum eine Vorstellung vom Gotte des Jona, noch viel weniger hielten sie ihn für den wahren Gott. Doch hieng der Glaube an die Sendung des Jona davon ab: konnten sie ihn aber nicht für den Gesandten des wahren Gottes halten, wie kam es dann, daß sie alsogleich zu Buß und Faste griffen? Wie kömmt es, daß sogar das Vieh fasten muß?“⁵⁰⁸

Die „Lehre der Erzählung“ ist auch hier die Hauptsache, auf die es dem Verfasser eigentlich ankam und auf die der Leser und Hörer in erster Linie zu achten hat. Im Anschluß an Jahn⁵⁰⁹ legte Hug dann den religiös-sittlichen Gehalt der Jonas-Parabel näher auseinander: „Die Heiden, wie sie hier geschildert sind, sind ein beschämendes Gegenstück zu den Juden. Diese hatten auf Gott und seine Propheten nicht gehört, wo dafür die Heiden auf Jonas erste Aufforderung sich folgsam zeigten und zur Buße schritten. Doch ist dieses nur Nebensache; die Hauptsache spricht Gott selbst aus in der Belehrung, welche er dem Jona durch die Pflanze ertheilt: Du kränkst dich über die Pflanze, die verwelkte; doch hast du sie nicht gesät, nicht gewartet und groß gezogen; soll ich ohne Erbarmen die Niniviten vertilgen, sovieler Menschen, die meine Geschöpfe sind und mir angehören? – Also auch die Heiden, nicht die Juden allein sind Gott angehörig und sein begünstigtes Volk; jedes sittliche Volk theilet diesen Vorzug mit ihnen. Eine schöne Lehre

⁵⁰⁶ Einl. A. T. Mskr. UB Freib. B. 119.

⁵⁰⁷ Ebd. Bl. 119 f.

⁵⁰⁸ Ebd. Bl. 150.

⁵⁰⁹ J. M. Jahn, III, 527 f.

für die Juden in dem Zeitpunkt, worin sie sich befanden. Ihr Los war geworfen: Sie sollten nun in Heidenländern, und unter Heiden leben; sie konnten sich durch Verträglichkeit ihr Schicksal erleichtern, oder durch Aufgeblasenheit... ihren Aufenthalt im Auslande verbittern. Diesem vorzubeugen erhielten sie nun die gute Ermahnung: Der Heide ist Gott so werth wie der Jude, wenn er tugendhaft ist⁵¹⁰. –

In der Deutung der Bücher Job, Tobias und Jonas stand Hug heutigen Auffassungen schon beträchtlich nahe, wenn ihm auch eine differenzierte Job-Interpretation, wie wir sie heute finden, noch nicht möglich war⁵¹¹. Tobias hielt er für eine Parabel, heute zählt man diese Schrift zur Rahmengattung „Novelle“ mit Motiven des Märchens, der Legende und Folklore⁵¹². Jonas wird auch heute als Parabel betrachtet, und wie bereits Hug erblickt man sein eigentliches Thema im universellen Heilswillen Gottes⁵¹³.

Es ist fraglich, ob Hug mit seiner Auffassung über Job, Tobias und Jonas ohne Maßregelung durchgekommen wäre, wenn er sie in Buchform veröffentlicht hätte. Nach Hurter waren es auch solche Auffassungen, die bei Jahn zur Indizierung seiner Einleitung in das Alte Testament, ja zur Entfernung aus seinem Lehramt geführt haben⁵¹⁴.

Anhang II: Zu Hugs „Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments“

Zur äußeren Entstehungsgeschichte des Werkes

Wenn Hug den ersten Band seines Hauptwerkes dem Tübinger Freund Schnurrer widmete, so hatte das seine guten Gründe; seine Einleitung wäre, wie er in der Widmung gesteht, „vermuthlich nie zur Vollendung gediehen“, wenn Schnurrer ihn nicht hartnäckig zur Herausgabe immer wieder gedrängt hätte⁵¹⁵. Seit dem Jahr 1793 waren die beiden miteinander in Korrespondenz. Hug brachte dem angesehenen Tübinger Gelehrten, der über zwanzig Jahre älter war, große Wertschätzung entgegen, war dieser doch der Begründer der „Tübinger gelehrten Nachrichten“ und der Herausgeber der „Biographischen und litterarischen Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräischen Litteratur in Tübingen“; dazu galt Schnurrer auch als hervorragender Kenner der arabischen Sprache und Literatur, wofür Hug, wie schon gesagt, von Anfang an gleichfalls lebendiges Interesse hegte.

Es ist ein guter Glücksfall, daß die Korrespondenz zwischen Hug und Schnurrer vollständig, wie es scheint, vorhanden ist. Aus den Briefen der

⁵¹⁰ Einl. A. T. Mskr. UB Freib. Bl. 150.

⁵¹¹ Vgl. A. Deissler, Das Alte Testament, 103–105.

⁵¹² Vgl. A. Haag, Bibel-Lexikon 21968, 1760.

⁵¹³ Ebd. 876 f.

⁵¹⁴ U. a. nennt Hurter als Verstoß gegen die „sana orthodoxia“: „In dubium vocat (sc. Jahn) characterem historicum 11. Job Jonae, Tobiae et Judith, qui ipsi sunt tantum poemata didactica“. Vgl. Nomenclator literarius V. 21911, 670. Allgemein wird ihm vorgeworfen: „Auctoribus fere protestantibus delectabatur; hinc eorum exemplo nimia libertate utebatur in tractanda s. Scriptura“. Ebd.

⁵¹⁵ Vgl. J. L. Hug, Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. 21826. I, III.

Jahre 1799–1809 erhalten wir nun ein zuverlässiges Bild über die äußere Entstehungsgeschichte der Hug'schen Einleitung in das Neue Testament. Die große Bedeutung, die dieses katholische Standardwerk erlangte, rechtfertigt es wohl, wenn hier sein Werdegang ausführlich geschildert wird.

Wir erinnern uns, daß Hug im Jahr 1797 den zweiten Teil der Frühfassung seiner Einleitung in Basel drucken und erscheinen ließ⁵¹⁶. Anfang des Jahres 1799 schickte Hug den schmalen Band „durch eine dritte Hand“ an Schnurrer mit der Bitte, die Schrift in den „Tübinger gelehrten Nachrichten“ zu besprechen; die kriegerischen Zeitumstände hätten die Vollendung des Werkes bis dahin unmöglich gemacht⁵¹⁷. Schnurrer zögerte keinen Augenblick, die Bitte Hugs zu erfüllen, denn, so schrieb er, „ich habe, wenn Sie mir erlauben wollen es zu sagen, für Sie längst eine vorzügliche Hochachtung“; auch sei ihm Hugs Schrift durch den Professor Herzog in Basel angezeigt worden, der das Manuskript vor dem Druck gelesen habe. Allem Anschein nach muß Herzogs Urteil über Hugs Werk günstig gewesen sein, jedenfalls versuchte Schnurrer alsbald, durch Vermittlung des Klosters St. Peter, dessen Abt Speckle er zum Freund hatte, in den Besitz des Buches zu kommen. Dies gelang aber nicht, um so erfreuter war er, als ihm der Benediktiner Cölestin Spegele von St. Georgen bei Villingen in Hugs Auftrag ein Exemplar überbrachte. In Tübingen selbst war die Schrift „erst spät“ zu bekommen, offenbar, weil der Verleger sich wenig um deren Verbreitung gekümmert habe. Schnurrer erkannte den hohen Wert der vorliegenden Arbeit, was aus diesen seinen Worten hervorgeht: „Jetzt schmerzt es mich mehr als ich sagen kann, daß die Fortsetzung gehemmt werden soll“; er hoffe, „daß nach einigem Verzug der ganze Rest auf Einmal erscheine“⁵¹⁸. Bei einem Aufenthalt in Freiburg im Frühsommer 1801 lernten sich Hug und Schnurrer persönlich kennen, wobei die Weiterführung der Einleitung angelegentlich zur Sprache kam. Die zahlreichen zusätzlichen Geschäfte, die Hug aus dem übernommenen Universitätsrektorat zu erledigen hatte, ließen ihn erst im folgenden Jahr auf die Angelegenheit zurückkommen. Im Brief vom 2. Januar 1802 versicherte er, Schnurrers „Zusprüche“ seien „an kein ganz verstocktes Herz“ ergangen, sein neues Testament und sein Psalterium wolle er möglichst bald zu Ende bringen. Freilich habe er mit dem Verleger Flick in Basel kein Glück: „Jüngst gab er mir sogar zu verstehen, es müßte wohl die Schuld an dem Herrn Author liegen, daß der Absatz davon nicht der beste sey. Ich hielt das Ding nie für so schlecht, wenn es aber dem ungeachtet so seyn sollte, so muß ich es selber in der Litteraturzeitung rezensieren, und wenn es auch etliche Thaler schweres Geld kosten sollte. Aber sagen Sie, ob das schön ist von einem Buchhändler vis à vis von einem Schriftsteller, der doch die Gedanken hergiebt, welche jener auf seinem Lumpenpapier vertrödelt!“⁵¹⁹

Schnurrer sah klar, daß nur ein neuer Verleger weiterhelfen konnte. Erleichtert mag Hug vernommen haben, daß ein Stuttgarter Buchhändler „nicht abgeneigt wäre, den Verlag zu übernehmen . . . ; vielleicht, so schrieb Schnurrer⁵²⁰, würde es auch gelingen, die Cottaische Buchhandlung in

⁵¹⁶ Vgl. oben S. 40.

⁵¹⁷ Brief v. 23. 4. 1799. – Univ.-Bibl. Tüb. Md 466. Nr. 81.

⁵¹⁸ Brief v. 22. 7. 1799. – Nachlaß Hug IV B. 1/2. Univ.-Bibl. Freib.

⁵¹⁹ UB Tub. Md 466. Nr. 82.

⁵²⁰ Brief v. 8. 12. 1802. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

Tübingen „für die Sache zu interessiren“. Der Zusatz: „Hier ist außer mir mehr als Ein Kenner, der die Vortrefflichkeit der Schrift zu schätzen weiß, und das Ganze mit Sehnsucht erwartet“, war für Hug äußerst schmeichelhaft und ehrenvoll. Diese Initiative kam im rechten Augenblick, denn Hug hatte sich bereits damit vertraut gemacht, von der Publizierung seiner Einleitung Abstand zu nehmen: „Sie sollte nunmehr zu meinem Lehrgebrauche alleinig seyn... Mein Verleger hat mich ermüdet. Sie waren also“, schrieb er Schnurrer⁵²¹, „wirklich nötig, um mir wieder Muth einzusprechen, und ohne Ihre Aufforderung (sic!) und Vermittlung hätte ich sie liegen lassen, obschon ich wieder Augenblicke hatte, in denen ich dieser Arbeit auch eine weitere Theilnahme wünschte“. Mit dem Stuttgarter Verleger müßte allerdings die Frage geklärt werden, ob er eventuell bereit wäre, die in Basel noch vorrätigen Exemplare des Teildruckes zu übernehmen: „Da die Schrift durch Zufall oder Nachlässigkeit beynahe gar nicht in den Buchhandel kam, so liegt vielleicht noch die Hälfte der Exemplare da, obschon die Auflage, wie mir der Verleger sagt, nur zu 800 Stück gemacht wurde. Diesen Vorrath müßte ein künftiger Verleger, das Stück zu 30 kr., übernehmen“. Daraus geht hervor, daß Hug zu diesem Zeitpunkt nur daran dachte, den ersten Teil der Einleitung (Allgemeine Einleitung), wie er ihn vor sich hatte, drucken zu lassen und zusammen mit dem bereits gedruckten Teil in den Buchhandel zu geben. Ein Glück, daß es anders lief, denn auf diesem Weg wäre nicht jene Einleitung zustande gekommen, die etliche Jahre später herauskam.

Mit dem Stuttgarter Verleger wollte Schnurrer lieber nicht in Verhandlungen eintreten, denn dieser „würde doch, um die Wahrheit zu sagen, nur Flick der Andere seyn“, bemerkte er im Brief vom 2. Februar 1803. Dagegen war Cotta in Tübingen bereit, der Sache näher zu treten, nur verlangte er, daß Hugs Werk „als vollständige Einleitung, als ein Ganzes, nicht Stück- oder Heftweise herauskomme“. Schnurrer erklärte sich bereit, „die Aufsicht über den Druck zu führen“, der freilich erst beginnen könne, wenn das ganze Manuskript fertig wäre. Die Restexemplare des Basler Verlegers sollten „ganz unterdrückt“ werden. Hug möge bald dazu Stellung nehmen und auch seine Honorarwünsche darlegen⁵²². Auf die Bedingungen Cottas ging Hug gerne ein; von großem Wert war auch die in Aussicht gestellte Mitarbeit Schnurrers bei der Drucklegung; zuallerletzt sollte die Honorarfrage im Wege stehen: „Wegen meinem N. T., welches Sie“, schrieb er nach Tübingen⁵²³, „unter Ihre Vormundschaft genommen haben, denke ich, soll das Honorar nichts verschlagen. Sie wissen, ich will damit am Ende seyn, und unter uns gesagt, wenn auch kein Honorar herauskommen sollte, so werde ich mich darüber nicht anders grämen. Ich will Sie nicht mehr bitten, nachdem Sie mir mehr angeboten haben, als ich mir je zu bitten getraut hätte: Schließen Sie mit Ihrem Manne ab nach Ihrem Gutdünken. Es ist alles gut, was Sie dabey herausbringen; nur pour sauver les apparences, sonst möchte der Buchhändler das Buch für viel schlechter halten, als es vielleicht ist. Ich werde sodann das Ganze noch einmal durchgehen, diesen Sommer (1803) eine neue Abschrift besorgen, an Akerblad schreiben, ob er mir in Ansehung der

⁵²¹ Brief v. 17. 1. 1803. – UB Tub. Md 466. Nr. 84.

⁵²² Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵²³ Brief v. 11. 2. 1803. – UB Tub. Md. 466. Nr. 85.

koptischen Übersetzungen nichts Neues zu geben weiß⁵²⁴, und überhaupt dem Büchlein noch die Treue anthun, die ich ihm schuldig bin“. Hug sprach davon, den vorliegenden Text nochmals durchzugehen, offensichtlich selbst darüber noch nicht im Bild, daß dabei aus dem „Büchlein“ ein stattliches zweibändiges Werk würde.

Als Schnurrer drei Monate lang nichts mehr hören ließ, glaubte Hug, das Vorhaben sei gescheitert: „Sie schreiben mir nicht; es kömmt Ihnen vermuthlich hart an, mir zu sagen, daß Sie für mein neues Testament keinen Verleger finden. Sagen Sie mir es nur; es macht mir vielleicht eine unangenehme halbe Stunde, und dann ist es fürüber. Das Schlimmste daran ist das, daß ich meinen Schülern nichts in die Hände zu geben im Stande bin, woran sie sich bey meinen Vorlesungen halten könnten, daß sie immer viele Stunden mit leidigem aufschreiben verlieren müssen. Immerhin möchte es sonst liegen bleiben; ich verlöre nichts dabey: die Resultate meiner Untersuchungen habe ich, ich habe meinen Lohn empfangen. Ob ich sie nun gedruckt oder geschrieben vor mir habe, darauf kömmt es mir für meine Person wenig an. Ich habe nicht nöthig auf diesem Wege Geld zu verdienen, und die Lust drucken zu lassen beunruhigt mich nicht sehr; ich vertiefe mich gerne in gewisse Untersuchungen, und habe so glückliche Augenblicke dabey, daß ich immer so etwas mit mir herumtragen muß; aber ich scheue das Schreiben, leider wissen Sie es wohl, zu sehr, um aus Passion ein Schriftsteller zu werden . . . Übrigens mögen Ihre Versuche für mein N.T. gelungen seyn oder nicht, so erkenne ich dennoch Ihre Güte, schätze Ihr Wohlwollen auf eine besondere Art“⁵²⁵. Aus Hugs eigenen Worten hören wir hier, daß er der geborene leidenschaftliche Forscher war, der ohne intensive Arbeit nicht leben konnte. Daß es ihm dabei gar nicht so sehr darauf ankam, sich und seine Arbeit gedruckt zu sehen, darf man ihm wohl glauben.

Schnurrers Schweigen hatte seinen Grund in der Überbelastung Cottas mit Verlagsgeschäften. Dieser drang nochmals auf vorherige Regelung mit dem Basler Verleger, „damit nicht dieser hintennach mit einer Anzeige in irgend einem Blatt auftrete“; erst wenn sicher sei, daß von diesem nichts mehr zu befürchten sei, könne der Druck bei ihm beginnen – man versteht den vorsichtigen Geschäftsmann Cotta. Ein Honorar werde in jedem Fall gegeben werden, „wenn auch nicht ein glänzendes, doch ein nicht unbilliges“. Hug möge nur „für reines Manuskript“ besorgt sein im Interesse einer zügigen Drucklegung⁵²⁶. Im Brief vom 14. Juli 1803 versicherte Hug, „kostete es, was es wolle“, werde er mit Flick in Basel „fertig werden“ – wie er dies zu tun gedachte, sagte er nicht. Cotta möge auf diese Versicherung hin den Vertrag abschließen. Das Manuskript werde auf Ostern 1804 bei ihm sein: „Ich arbeite nicht gerne mit Eile, und brauche auch zu Kleinigkeiten Muße“. Mit neu erschienener Literatur, auf die ihn Schnurrer hingewiesen hatte, wolle er sich genau bekannt machen⁵²⁷. Am 29. August 1803 übermittelte Schnurrer „die unbedingte Zusage Cottas, daß er den Verlag übernimmt“, für Hug eine hochofpreuliche Nachricht, denn der Name Cotta galt viel in der Welt der

⁵²⁴ Akerblad, schwedischer Legationssekretär in Paris, guter Kenner der koptischen Literatur. Hug lernte ihn in Paris kennen.

⁵²⁵ Brief v. 12. 5. 1803. – UB Tüb. Md 466. Nr. 86.

⁵²⁶ Brief v. 3. 6. 1803. – Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵²⁷ UB Tub Md 466. Nr. 87.

Wissenschaft und Literatur; Hug solle nun konkrete Honorarwünsche nennen und diesen Punkt nicht ihm (Schnurrer) allein überlassen. Abermals fügte er einen wertvollen Hinweis bei: „In den Ergänzungsblättern der Jenaischen Allgem. Litteratur Zeitung muß nächstens eine Revision Alles dessen, was seit 10 Jahren über die Entstehung der Evangelien geschrieben worden ist, erscheinen“⁵²⁸.

Hug arbeitete inzwischen an seinem Manuskript, „sehr fleißig“, wie er Schnurrer versicherte, freilich auf Ostern 1804 werde er noch nicht fertig sein, es werde Ende Juli werden: „Also ist doch nichts mit diesem Menschen anzufangen, werden Sie denken; aber lieber Ehrwürdiger: ich kann nicht so geschwind arbeiten; es sind so viele Dinge, so viele Kleinigkeiten, auf die ich aufmerksam seyn muß, so viele Citate, die ich denn doch wieder alle durchgehen muß; manchmal kömmt mir eine Idee in den Wurf, die mich wenigst auf Stunden... (unleserliches Wort), und oft muß ich windfeiern, der Kopf will nicht voran. Werden Sie nicht müde mit mir; ich weiß es, es wird Ihnen manches an meiner Arbeit wohlgefallen“; auch werde es dem Verlage „Ehre machen“, wenn „manches noch mehr Vollkommenheit erhält“. Sein Honorar nehme er gerne, wie Schnurrer vorgeschlagen, zur Hälfte in Büchern; die Festsetzung des Geldhonorars überlasse er Schnurrer: „Ich muß in dergleichen Dingen einen Vormünder haben... Vielleicht haben Sie das Vergnügen, daß Ihr Mündel einst geräth“⁵²⁹. Abermals wird klar, daß die neue Einleitung weit über den Rahmen der Frühschrift hinausgehen wird.

Im Juli 1804 war Hugs Manuskript immer noch nicht fertig. Im Oktober gab er Schnurrer folgenden Stand seiner Arbeit: „Mit dem Paulus, den katholischen Briefen und der Apokalypse bin ich längst fertig; ich habe auch schon einige Zusätze über die Evangelien entworfen. In der Allgemeinen Einleitung sind folgende Gegenstände ganz in Ordnung: Die Abschnitte über das Alter und die Echtheit der Schr. des N.T. aus innern und äußern Gründen; über die Herausgabe dieser Bücher, den Verlust der Autographen, über ihre Sammlung, Kanon u.s.w. Die Geschichte des Textes ist zur Hälfte fertig; mit der andern Hälfte bin ich in Stocken gerathen, weil ich schon seit einem Jahre die Apostelg., kathol. und paulinischen Briefe der Philox. Übersetzung aus Engelland, und aus Deutschland den 2ten Theil des Griesbachischen N.T. umsonst erwarte. Die Geschichte der Umgebungen des Textes und die damit verbundene Beurtheilung der Mscte liegt ebenfalls bereit; so wie auch die Geschichte einiger Übersetzungen“. Für die koptischen und arabischen Übersetzungen würde ihm noch einige wichtige Literatur fehlen, die ihm in Freiburg nicht zur Verfügung stehe, wie so manches andere auch: „Sehen Sie, so muß ich mich oft um Sachen zerquälen, die einem an andern Orten vor der Nase liegen. Wahrlich, ich lebte nie von ordentlicher Kost, sondern erhielt immer nur diebsweise meine scientificische Atzung“⁵³⁰. Man sieht, zu diesem Zeitpunkt war Hugs Einleitung zu einem beträchtlichen Teil fertig, er sprach von 430 Bogen Manuskript. Einen neuen Termin nannte er dieses Mal nicht. Schnurrer mag geahnt haben, daß die Anfertigung der ganzen Arbeit Hug doch länger hinhalten werde. Er drängte auch nicht zur Eile, sondern freute sich über Hugs Mitteilung, daß er „die Arbeit wacker

⁵²⁸ Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵²⁹ Brief v. 30. 1. 1804. – UB Tüb. Md 466. Nr. 88.

fortsetze“, Eichhorns inzwischen erschienene Einleitung in das Neue Testament möge ihn nicht daran hindern⁵³¹. Hug versicherte: „Die Eichhornische Einl. ins N.T. habe ich mir nun bestellt. Was ich bis izt über die Evangelien gelesen habe, hat mich so wenig bekehrt, daß ich vielmehr meine Meynung dadurch befestiget habe“⁵³². Auch Schnurrer fand „Eichhorns System über die 3 ersten Evangelien gar zu verwickelt und zu gekünstelt“, doch rate er zu noch gründlicherer Herausstellung des eigenen Standpunktes⁵³³.

Wieder vergingen Monate; Hug brauchte sie, es waren der Fragen zuviele und zu schwierige, die nur in sorgfältiger Arbeit zu behandeln waren. Im August 1805 sah er jedoch das Ende derselben herannahen, auch wenn ihm die von auswärts bestellte Literatur (in England) nicht mehr zu Gesicht kommen sollte: „Wer weiß auch, ob ich sie je bekomme; ich will also meine Arbeit abschließen: ein Thor, wer mehr leisten will, als seine Lage und die Umstände erlauben.“ Zu dieser Zeit war auch Hugs künftige Stellung unsicher geworden⁵³⁴, ein Grund mehr, „daß ich ende, wenn ich je enden soll“. Er bat Schnurrer, jetzt „kategorisch mit dem Verleger abzuschließen“; einen Teil des Manuskripts werde er alsbald der Zensur übergeben. Nochmals bekundete er, was er dem Tübinger Freund verdanke: „Ohne Ihr Zuthun, ohne Ihre Aufmunterung wäre diese Arbeit wohl nie vollendet worden“. Mit besonderer Sorgfalt habe er nochmals „alle die Theorien über die Evangelien durchgearbeitet; ich kann“, meinte er, „ruhig seyn über die meinige; es war nur wenig nöthig ihr nachzuhelfen“. Über Eichhorns „muthwillige Sophisterey“ in der Evangelienfrage wolle er sich nicht weiter auslassen⁵³⁵. Einen festen Termin zur Abgabe des Manuskripts hatte Hug wieder nicht genannt, weshalb Schnurrer unterm 1. September 1805 sich darnach erkundigte, gleichzeitig auch wissen wollte, wieviel Bände und welchen Umfang das ganze Werk bekommen werde. Dieses Mal drang er ziemlich energisch auf Hug ein: „Entschließen Sie sich, ich bitte, beschwöre Sie, die nächste Zeit ganz und ohne Theilung auf diese einzige Arbeit zu verwenden, damit Sie in der möglich kürzesten Zeit das ganze Manuskript einsenden können“⁵³⁶.

Hug mußte zur denkbar ungünstigsten Zeit seine Einleitung vollends niederschreiben: Das Schicksal der Freiburger Universität war eine Zeit lang ungewiß, Verhandlungen mit der Regierung über den Fortbestand der Hochschule forderten alle Kräfte, dazu mußten die Heidelberger Professoren in ihre Freiburger Ämter eingeführt werden. Schnurrer hatte volles Verständnis für diese schwierige Lage Hugs: „Bey Ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an Ihre bisherige Universität werden Sie jetzt nichts Anderes denken können, als den möglichst besten Vortheil derselben zu gewahren“;

⁵³⁰ Brief v. 15. 10. 1804. – UB Tub. Md 466. Nr. 89. – Hug standen zu dieser Zeit lediglich 100 fl. zur Verfügung, um notwendige Literatur zu beschaffen – für beide Testamente!

⁵³¹ Brief v. 25. 11. 1804. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵³² Brief v. 25. 12. 1804. – UB Tüb. Md 466. Nr. 90.

⁵³³ Brief v. 3. 1. 1805. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵³⁴ Vgl. oben S. 43–45.

⁵³⁵ Brief v. 9. 8. 1805. – UB Tüb. Md 466. Nr. 92.

⁵³⁶ Brief v. 1. 9. 1805. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

unter Umständen müsse Hug wohl mit der Versetzung nach Heidelberg rechnen, meinte er⁵³⁷. Um Cottas Zusage nicht zu gefährden, meinte Schnurrer aber am 6. Februar 1806, es sei jetzt „die bestimmte Zusage“ nötig, das Manuskript zum ersten Band auf Ostern und zum zweiten auf Anfang August 1806 sicher zu erhalten. Schnurrer wurde nun energischer und drohte sogar bei aller bisherigen Freundschaft, sich „zurückzuziehen“, wenn das Manuskript nicht zu diesen Terminen bei ihm sei⁵³⁸. Auf diesen energischen Vorhalt hin reiste Hug im Februar 1806 nach Tübingen, um mit Schnurrer und Cotta endgültige Abmachungen zu treffen⁵³⁹. Es lag dann an der Zensur in Freiburg, daß der erste Teil des Manuskripts erst Mitte Mai 1806 bei Schnurrer eintraf. Im Begleitbrief meinte Hug: „Gefällt Ihnen das Ding, glauben Sie, die Wissenschaft erhalte einen Zuwachs, so ist es Ihnen, und Sie werden mir erlauben, daß ich es Ihnen durch eine Zuschrift widme; gefällt es Ihnen nicht, so werden Sie mir es auch offen sagen; ich bescheide mich auf Ihr Urtheil“⁵⁴⁰.

Was Schnurrer zu lesen bekam, erregte nicht nur sein Gefallen, sondern setzte ihn geradezu in Erstaunen: „In 24 Stunden war das ganze Mpt von mir gelesen, freylich eilig, hastig gelesen... Ich thue ein so hoch verdienstliches Werk, wenn ich etwas dazu beytrage, daß Ihre Einleitung nun gleich gedruckt wird. Ich erstaune über Ihr Studium und Ihre Kenntnis der Handschriften und der Übersetzungen. Man sieht es wohl, daß Ihre Bekanntschaft mit denselben nicht von gestern her ist; Sie müssen schon in jüngern Jahren angefangen haben, mit Eifer und Beharrlichkeit Untersuchungen anzustellen.“ Schnurrer bat, bei der Revision etwaige Berichtigungen in Orthographie und Ausdruck vornehmen zu dürfen. Im Kapitel über die Grundsätze der Kritik schlug er vor, „jede einzelne Regel mit einer ausgesuchten Stelle vom Text als Muster zu belegen“; auch wären wohl „Column Titel“ angebracht. Der selbstlose Freund versicherte: „Verlassen Sie sich darauf, ich werde Alles mit Eifer betreiben, nicht als wäre es meine eigene Sache, denn Freundes Angelegenheit ist mir immer wichtiger als die Eigene“⁵⁴¹. Hug war mit allem, was der Freund vorschlug, einverstanden, bis auf die Zusätze zu den Regeln der Kritik: „Die Grundsätze der Kritik mit Beyspielen zu belegen, habe ich auch gethan; aber nachher selbst wieder verworfen, weil mir einiges daran nicht gefiel. Lassen wir es also, wie es ist – ich habe das Ding genug in Händen gehabt.“ Es freute Hug „ungemein“, daß Schnurrer sich über seine Kenntnis der Handschriften und Übersetzungen so außerordentlich lobend ausgesprochen hat: „Ich habe mich freylich mit dem Dinge oft und viel abgegeben, als ein junger Theologe manchen dichten Folioband der Kirchenväter verglichen. Ich weiß noch wohl, daß mir meine Kameraden oft im Scherze zu rathen gaben, wenn eine Variante an einer

⁵³⁷ Brief v. 29. 1.1806. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵³⁸ Brief v. 6. 2. 1806. Ebd.

⁵³⁹ Von dieser Reise erfahren wir aus Hugs Brief an Schnurrer v. 10. 3. 1806. UB Tüb. Md 466. Nr. 95. – Auf der Heimreise von Tübingen kam es an der Steige bei Rottweil zu einem Unfall, die Deichsel der Postkutsche brach entzwei, „und wenn der Postillon nicht die Besinnung gehabt hätte, die Pferde sogleich in den Schnee zu treiben, hätte ich den Hals gebrochen“. Später „warfen wir um“; ein württembergischer Husar half den Wagen wieder aufstellen.

⁵⁴⁰ Brief v. 6. 5. 1806. – UB Tub. Md 466. Nr. 97.

⁵⁴¹ Brief v. 18. 5. 1806. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

Stelle war, und daß ich sie unter 10 mal 5 mal errieth; oder wenn sie mir die Variante sagten, daß ich die Mskte wenigst einige zu nennen wußte, welche so lasen: so sehr hatte ich das Geschäft an den Fingern. Aber oft sah ich Jahre lang nichts mehr davon an, schweifte in andern Zweigen der Litteratur herum, und behalf mich dann auch wieder eine Zeit lang mit nichts thun, bis mich wieder etwas ergriffen hatte, dem ich nachhieng.“ Es war „eine süße und fröhliche Jugend, obschon ich oft bis zur Ausschweifung arbeitssam war“, ließ Hug die Gedanken zurückschweifen in die Freiburger Studienzeit⁵⁴². Im Antwortschreiben vom 22. Oktober 1806 theilte Schnurrer mit, Hug erhalte „für den Bogen 11 fl. Honorar, halb Geld, halb in Büchern, die Sie zu wählen haben, und 14 Freyexemplare“. Der Beginn des Druckes verzögere sich jedoch, angeblich fehle es am Papier⁵⁴³. Aber auch Hug kam mit dem Manuskript zum zweiten Teil in Verzug. Erst am 18. Januar 1808 bestätigte Schnurrer dessen Eingang bei ihm⁵⁴⁴. Zwei Monate zuvor lagen die ersten sechs Bogen vom ersten Band Hug zur Einsichtnahme vor: „Geruhen Sie nun“, meinte Schnurrer, „mit eigenen Augen zu sehen, daß der edle Verleger den Druck sparsam eingerichtet hat, damit die Bogen nicht zahlreich werden“⁵⁴⁵. Hug hätte den Druck gerne etwas anders gesehen, „aber Herr Cotta wollte mir hierin nur zur Hilfe kommen: ich habe mich oft bemüht, mich kurz auszudrücken, da es mir nicht immer gelungen ist, so wollte er mich wenigst kurz abdrucken“. Gleichzeitig bat er Schnurrer: „Wenn im 2ten Theil, wo ich zuweilen polemisieren mußte, etwa einige Ausdrücke zu lebhaft wären, so leiden Sie es nicht; mildern Sie es gütig, wenn Ihnen gerade so etwas unter die Hände kömmt, wo mich die Lust Recht zu haben zu sehr ergriff. Ich wollte wohl auch Recht haben; ich habe das mit den Weibern gemein, aber den Anstand verletzen wollte ich nimmermehr“⁵⁴⁶.

Im Mai 1808 kam der zweite Band der Einleitung in die Setzerei; das ganze Werk sollte auf Michaelis fertig werden und dann in die Buchmesse kommen. Tatsächlich konnte Schnurrer unterm 12. September 1808 Hug berichten: „Nun ist Ihr Werk vollendet“⁵⁴⁷. Und kurz darauf: „Die Einleitung hat starken Abgang unter den Studirenden. Ich hoffe noch zu erleben, daß Sie eine neue Ausgabe zu machen haben. Halten Sie sich beyzeit bereit dazu“⁵⁴⁸. Eine erfreuliche Nachricht, wie Hug versicherte: „Was Sie mir von meiner Einleitung schreiben, ist mir angenehm; wer hört nicht gerne etwas Gutes von seinen Kindern! Wäre nur das Buch nicht gar so theuer, so würde es mehr Abgang findenn.“ Auch meinte Hug, für die Katholischen sei „zuviel Griechisch darinn; und manchmal riecht noch der eine und andere daran, bevor er es kauft, wenn er die Dedikation an ein unkatholisches Kirchenhaupt erblickt. Übrigens sind, so viel ich weiß, die verständigen und unterrichteten Leute von meinen Kirchengenossen damit überaus zufrieden“. Nur „die Herren Recensenten wollen mit der Sprache nirgend heraus“. Schnurrers Wink wegen einer zweiten Auflage wolle er beherzigen; vor allem

⁵⁴² Brief v. 28. 5. 1806. – UB Tüb. Md 466. Nr. 99.

⁵⁴³ Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵⁴⁴ Ebd.

⁵⁴⁵ Brief v. 19. 11. 1807. Ebd.

⁵⁴⁶ Brief v. 6. 1. 1808. UB Tüb. Md 466. Nr. 104.

⁵⁴⁷ Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵⁴⁸ Brief v. 12. 9. 1808. Ebd.

in Italien hoffe er „manchen schönen Beitrag dazu aufsammeln“ zu können, freilich jetzt, wo „die bedeutendsten Werke der alten Litteratur und Kunst verborgen oder entfernt sind“, sei nicht mehr viel zu machen⁵⁴⁹. Wegen der noch fehlenden Rezensionen beruhigte Schnurrer den ungeduldigen Freund: „Daß Recensenten sich noch nicht hören lassen, ist mir wohl begreiflich. Ein Werk dieser Art läßt sich wahrlich nicht stehenden Fußes beurtheilen. Sie werden schon ertönen, die Recensionen, und gewiß zu Ihrer Zufriedenheit“. „Was wohl Vater Engelbrecht Klüpfel von Ihrer Einleitung halten möge? Doch vielleicht hat der würdige alte Mann das Lesen neuer Schriften aufgegeben“⁵⁵⁰. Hug wußte zu berichten: „Mein Einleitung hat er (Klüpfel) noch nicht gelesen; ich hoffe er werde sie nicht lesen, der alte Ehrenmann ist mir zu lieb, als daß ich gerne Späne mit ihm haben möchte.“ Inzwischen waren, so heißt es im gleichen Brief vom 5. Mai 1809, etliche Rezensionen der Einleitung erschienen, die aber Hug ziemlich enttäuschten, weil sie entweder nur „elende Lobsprüche“ enthielten, oder wo man mit ihm nicht einverstanden war, in keine echte Auseinandersetzung sich einließ: „Übrigens will das Buch sein Glück nicht recht machen. Der Jenenser Recensent hat daran herumgelobt wie ein dhikaneuser Advokat in übler Laune. Sie werden vielleicht im Intelligenzbl. der Jen. Allg. Littz. n. 26 meine Beschwerde darüber gelesen haben. Die Heidelberger Annalen haben auch so daran herumgepfetzt, weil sie Kraft ihrer Vorschriften nicht darein beißen konnten. Im Grunde habe ich noch nicht viel aus all den Recensionen gelernt, als daß den Herren vieles nicht recht ist. Unendlich lieber wäre es mir gewesen, sie wären forschend in irgend etwas eingegangen und hätten mir mit Verstand Recht und Unrecht zugesprochen; unendlich lieber wäre mir das gewesen, als alles Lob. Nun aber diese elenden Lobsprüche, immer wieder mit einer Krätze durchs Gesicht begleitet, taugen nichts und unterrichten über nichts, als allenfalls über den Charakter der Individuen, die so etwas thun.“ Hug bedauerte, daß Griesbach sich nicht geäußert hat: „Wäre die Beurtheilung auch scharf ausgefallen, so hätte ich doch manches daraus lernen können“⁵⁵¹.

Der Kritiker der Jenaer Rezension war kein anderer als der berühmte Johann Gottfried Eichhorn. Daß Hug sich gegen ihn zur Wehr setzte, wollte Schnurrer nicht recht gefallen: „Die Fehde mit Eichhorn ist nicht nach meinem Sinn. Es kann mich nicht freuen, daß zween Gelehrte uneins sind, die ich beyde gleich liebe und schätze, und von denen ich geliebt und geschätzt zu seyn wünsche und hoffe... Nun, iacta est alea, der Handschuh bey der Recension des andern Theils nicht zu sehr in den polemischen Ton fallen möge.“ Von der „Göttingischen Recension“ meinte Schnurrer, daß diese Hug wohl gefallen müsse, „der Verfasser ist Plank, der Sohn“. Griesbach sei ein „kranker, schwacher Mann“, der zu einer Rezension nicht mehr in der Lage sei⁵⁵². Auf die hier genannten Rezensionen aus Jena, Heidelberg und Göttingen sei nochmals hingewiesen für den Fall einer wissenschaftlichen kritischen Untersuchung der Hug'schen Einleitung. Hug bedauerte, Schnurrer mit seiner

⁵⁴⁹ Brief v. 28. 12. 1808. UB Tüb. Md 466. Nr. 108. Beide Teile der Einleitung kosteten 5 fl. 45 kr.

⁵⁵⁰ Brief v. 12. 1. 1809. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

⁵⁵¹ UB Tüb. Md 466. Nr. 109.

⁵⁵² Brief v. 1. 10. 1809. Nachlaß Hug IV B. 1/2. UB Freib.

Erwiderung an Eichhorn „einige unangenehme Augenblicke“ gemacht zu haben, aber „bey mir war damals nur die Idee vorherrschend: man muß eben auch nicht alles so hingehen lassen“; er habe nie erwartet, daß Eichhorn ihm in allem zustimme, „aber dieses übellaunige und näckische Betragen stand einem solchen Mann nicht an“⁵⁵³. Der Vorgang beleuchtet deutlich, daß Hug auch empfindlich und gekränkt sein konnte, wenn man ihn in einer Weise kritisierte, die sein fein entwickeltes Gefühl für gute Umgangsformen verletzte. –

Wie sehr sich Hug Schnurrer zu Dank verpflichtet wußte, zeigt die an den Tübinger Freund gerichtete Widmung, mit der dieser Abschnitt beschlossen wird:

„Ich lege diese Schrift in Ihre Hände nieder, mit allen Empfindungen der Verehrung, welche Ihre anerkannte Gelehrsamkeit, Ihr Charakter, Ihre Verdienste und dieses weiße väterliche Haupt einflößen. Es ist nicht nötig, Sie zu bitten, daß Sie derselben eine gütige Aufnahme bey Ihnen vergönnen. Sie wäre vermuthlich nie zur Vollendung gediehen, wenn nicht Ihre freundliche Zusprache und Ihre dienstfertige Dazwischenkunft die oft hingelegte Arbeit ans Ziel gefördert hätte. Möchte sie nun auch die Meynung rechtfertigen, die Sie aus freundschaftlichem Herzen von mir und meinen wissenschaftlichen Unternehmungen hatten; möchte ein strengeres Gericht darüber erkennen, daß die Schrift Ihrer Pflege würdig, daß sie würdig ist, ein Denkmal der Verehrung für Sie zu seyn, und daß sich Ihr ruhiger, welterfahrener Blick an mir nicht getäuscht habe. Wenn damit die Wissenschaft einen Schritt, wenn sie hie und da einen Gewinn gemacht hat, so ist es durch Ihre zuvorkommende Güte geschehen, mit der Sie sich alle Freunde der Wissenschaft verbinden; mit welcher Sie an der Bildung vieler Gelehrten Ihres Vaterlandes verdienstvoll gearbeitet, und auf Auswärtige rühmlich gewürkt haben“⁵⁵⁴.

Pietätvoll blieb diese Widmung in allen späteren Auflagen stehen.

Inhalt der Einleitung

Es kann nicht Aufgabe dieser Studie sein, mit dem reichen Inhalt der beiden Bände der Einleitung Hugs hier auch nur einigermaßen bekanntzumachen; dies wäre Sache einer fachwissenschaftlichen Untersuchung. Auf der anderen Seite sollte aber doch wenigstens eine Vorstellung davon vermittelt werden, in welchem Umfang Einleitungsfragen schon damals von Hug behandelt worden sind. Für diesen unsern Zweck dürfte es ausreichen, wenn im folgenden die Inhaltsverzeichnisse der beiden Bände wiedergegeben werden, wie sie in der vierten Auflage des Werkes (1847) stehen. Später wird auf einiges zurückzukommen sein.

⁵⁵³ Brief v. 3. 12. 1809. – UB Tüb. Md 466. Nr. 110.

⁵⁵⁴ Hug, Einleitung 31826. I, III f.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Hauptstück.

Alter und Aechtheit der Schriften des N. T.

		Seite
§. 1.	Wichtigkeit dieser Bücher im Allgemeinen	1
„ 2.	Anzahl dieser Bücher	5
„ 3.	Aechtheit derselben. Innere Gründe der Aechtheit der historischen Bücher	6
„ 4.	Fortsetzung. Beweis der Aechtheit aus geographischen Rücksichten	11
„ 5.	Innere Gründe der Aechtheit der didaktischen Schriften	24
„ 6.	Außere Gründe. Citate aus dem N. T. in den Schriften der Häretiker des zweiten Jahrhunderts	30
„ 7.	Bemerkungen über das Verfahren der älteren christlichen Schriftsteller bei den biblischen Citationen	32
„ 8.	Celsus	36
	Tatian und Julius Cassian	38
	Theodotus	45
	Einige anonymische Irrlehrer	55
	Marcion	56
	Ptolomäus und Herakleon	71
	Valentinus und seine Schule	76
	Die Ebioniten	84
	Bafilides und Isidorus	84

Zweites Hauptstück.

Bemerkungen in Beziehung auf die Glaubwürdigkeit dieser Schriften.

§. 9.	Glaubwürdigkeit der Evangelien	87
„ 10.	„ „ Apostelgeschichte	90

Drittes Hauptstück.

Schreibmaterial, Herausgabe, Verlust der Autographen, Sammlung der Bücher und Kanon.

§. 11.	Schreibmaterial	91
„ 12.	Herausgabe	92
„ 13.	Fortsetzung	92
„ 14.	Verlust der Autographen	94
„ 15.	Fortsetzung	97
„ 16.	Sammlung der Bücher	98
„ 17.	Fortsetzung	101
„ 18.	Kanon	103

§. 19. Kanon des Ungenannten bei Muratori. Kanon der syrischen Kirche	105
„ 20. Kanon des Eusebius	108
„ 21. Kanon nach der Zeit der Nicänischen Synode	118

Viertes Hauptstück.

Geschichte des Textes. Erster Zeitraum.

§. 22. <i>Koinē εκδοσις</i> , vulgaris editio	120
„ 23. Beweis, daß die Cambridger Handschrift D ein Exemplar der <i>κοινή εκδοσις</i> sey	124
„ 24. Entstehung der Veränderung in dem Texte der Evangelien während des ersten Zeitraums	128
„ 25. Fortsetzung. Lesearten am Rande der philorenianischen Uebersetzung	135
„ 26. <i>Κοινή εκδοσις</i> in Syrien	138
„ 27. Die ältesten lateinischen Uebersetzungen sind Denkmale der <i>κοινή εκδοσις</i>	140
„ 28. Fortsetzung	145
„ 29. Fortsetzung	146
„ 30. <i>κοινή εκδοσις</i> der Apostelgeschichte	150
„ 31. Beschaffenheit dieses Textes	153
„ 32. <i>Κοινή εκδοσις</i> der Paulinischen Briefe	157
„ 33. Beschaffenheit dieses Textes	163
„ 34. <i>Κοινή εκδοσις</i> der katholischen Briefe	166
„ 35. „ „ der Apokalypse	166

Geschichte des Textes. Zweiter Zeitraum.

„ 36. Recensionen des Textes	168
„ 37. Recension des Hesychius	174
„ 38. Recension des Lucianus	179
„ 39. Recension des Origenes	191

Geschichte des Textes. Dritter Zeitraum.

„ 40. Entstehung neuer Corruptionen des Textes	204
--	-----

Fünftes Hauptstück.

Geschichte der außerwesentlichen Veränderungen, welche in den Büchern des N. T. vorgegangen sind.

§. 41. Schreibmaterial	210
„ 42. Schrift	211
„ 43. Interpunctionen	212
„ 44. Stichometrie	217
„ 45. Entstehung der Interpunctionen aus der Stichometrie	220
„ 46. Accente	222
„ 47. Auf- und Unterschriften	222
„ 48. Abtheilungen des N. T.	227

Sechstes Hauptstück.

Von den Manuscripten.

§. 49. Beurteilung des Alters der Manuscripte	232
„ 50. Manuscripte von Stichometrie	234
„ 51. Stichometrische Handschriften	245
„ 52. Manuscripte nach der Stichometrie	255
„ 53. Merkwürdige Handschriften mit der Cursivschrift	268

Siebentes Hauptstück.

Ausgaben des neuen Testaments.

§. 54. Erste Versuche von Ansehung des griechischen Textes des N. T.	268
„ 55. Die Bibel von Alcalá, und die Ausgaben des Erasmus	269
„ 56. Die Ausgaben Asulans und des Robert Stephanus	271
„ 57. Nachdrücke dieser Ausgaben	275
„ 58. Die Ausgaben Beza's und der Elzevire	278
„ 59. Das N. T. der Londner Polyglotte; die Ausgaben Fells und Mills	283
„ 60. Die Ausgaben Bengels, Wetsteins, Griesbachs, Matthäi's, Alters und Birchs	288

Achtes Hauptstück.

Uebersetzungen des neuen Testaments.

§. 61. Werth der Uebersetzungen	298
Syrische Uebersetzungen. Die erste und älteste derselben.	
„ 62. Die Peschito	300
„ 63. Quellen dieser Uebersetzung	301
„ 64. Bestandtheile derselben	302
„ 65. Fortsetzung	306
„ 66. Fortsetzung	309
„ 67. Zustand des Textes	313
„ 68. Alter	313
„ 69. Ausgaben	321
„ 70. Philoxenische Uebersetzung. Name und Geschichte derselben	330
„ 71. Fortsetzung	331
„ 72. Revision derselben durch Thomas von Charkel	332
„ 73. Fortsetzung	333
„ 74. Fortsetzung	334
„ 75. Fortsetzung	335
„ 76. Text, den diese Uebersetzung ausdrückt	337
„ 77. Beschaffenheit der Uebersetzung	340
„ 78. Ausgabe	340
„ 79. Palästinisch-syrische Uebersetzung	344
„ 80. Quelle derselben	346

§. 81. Persische Uebersetzung	347
„ 82. Quelle derselben	347
„ 83. Beschaffenheit derselben	348
„ 84. Ausgaben	349
„ 85. Armenische Uebersetzung. Geschichte derselben	350
„ 86. Fortsetzung	351
„ 87. Bestandtheile des Textes	352
„ 88. Veränderungen dieser Uebersetzung nach der lateinischen	354
„ 89. Ausgaben	355
Aegyptische Uebersetzungen.	
„ 90. Koptische Sprache	356
„ 91. Alter dieser Uebersetzungen	357
„ 92. Dialekte der koptischen Sprache	363
„ 93. Niederägyptische Uebersetzung	363
„ 94. Oberägyptische	364
„ 95. Beschaffenheit ihres Textes. Alter	366
„ 96. Dritte, oder baschmurische Uebersetzung	369
„ 97. Aethiopische Uebersetzung. Geschichte derselben	374
„ 98. Beschaffenheit ihres Textes	376
Arabische Uebersetzungen.	
„ 99. Entstehung derselben	378
„ 100. Lateinisch-arabische Uebersetzung	379
„ 101. Arabische Uebersetzung aus dem Syrischen. Die Apostelgeschichte, die Paulinischen und katholischen Briefe in Erpens Ausgabe	379
„ 102. Zweifel gegen das Daseyn einer arabisch-syrischen Version der Evangelien	382
„ 103. Arabische Uebersetzung aus dem Koptischen	385
„ 104. Weitere Untersuchung über die Evangelien insbesondere	388
„ 105. Geschichte des Textes dieser Evangelien	391
„ 106. Ausgaben der Evangelien	393
„ 107. Uebersetzung aus dem Griechischen	394
„ 108. Arabische Apostelgeschichte, Briefe und Apokalypse in den Polyglotten	397
„ 109. Beschaffenheit dieser Uebersetzung	399
„ 110. Vaterland derselben	400
„ 111. Text	401
„ 112. Einige andere Ausgaben	402
Lateinische Uebersetzungen.	
„ 113. Verschiedenheit derselben vor Hieronymus	403
„ 114. Zeit der Entstehung dieser Uebersetzungen	405
„ 115. Die Itala	406
„ 116. Quellen dieser Uebersetzungen	409
„ 117. Schicksale derselben	409
„ 118. Emendation des Hieronymus	410
„ 119. Schicksale dieser Emendation	414

§. 120. Neue Corruptionen in den Handschriften der lateinischen Uebersetzungen	415
„ 121. Verbesserung durch Alkuin	416
„ 122. Fortsetzung	417
„ 123. Fortsetzung	417
„ 124. Fortsetzung	421
„ 125. Verbesserung durch Lanfrank; durch die Correctorien	421
„ 126. Dekret der Synode von Trident	425
„ 127. Sirt's V. Ausgabe der Vulgata	426
„ 128. Clemens VIII. Ausgabe der Vulgata	428
„ 129. Fortsetzung	430
Gothische Uebersetzung.	
„ 130. Geschichte der silbernen Handschrift	431
„ 131. Ausgaben	432
„ 132. Beschaffenheit der silbernen Handschrift	434
„ 133. Entdeckung neuer Fragmente der gothischen Uebersetzung	436
„ 134. Sprache dieser Denkmale	439
„ 135. Fortsetzung	441
„ 136. Vaterland und Alter	443
„ 137. Geschichte der Gothen	444
„ 138. Nachrichten über Ulfilas	448
„ 139. Ulfilas	450
„ 140. Quellen der Uebersetzung	452
„ 141. Fortsetzung	455
„ 142. Beschaffenheit der Uebersetzung	459
Slavische Uebersetzung.	
„ 143. Entstehung derselben	460
„ 144. Quellen dieser Uebersetzung	461
„ 145. Interpolationen derselben	463
„ 146. Ausgaben	464

Neuntes Hauptstück.

Grundsätze der Kritik.

§. 147. Kritischer Vorrath	464
„ 148. Grundsätze der Kritik	466
„ 149. Fortsetzung	467
„ 150. Fortsetzung	469
„ 151. Fortsetzung	470
„ 152. Fortsetzung	472

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Hauptstück.

Historische Bücher des Neuen Testaments.

§. 1. Ordnung, nach welcher die Evangelien gereiht sind	1
„ 2. Matthäus. Leser, für welche sein Evangelium zunächst bestimmt ist	4

§. 3. Zweck und Absicht des Evangeliums des Matthäus	6
„ 4. Fortsetzung	7
„ 5. Zeit der Abfassung	8
„ 6. Veranlassung	12
„ 7. Fortsetzung	14
„ 8. Sprache, in welcher Matthäus sein Buch abgefaßt hat. Aussagen für einen hebräischen Matthäus	14
„ 9. Fortsetzung	19
„ 10. Zustand der Landessprache in Palästina, als Matthäus sein Evangelium schrieb	27
„ 11. Ein hebräisches Evangelium des Matthäus war nie vorhanden	49
„ 12. Matthäus schrieb griechisch	52
„ 13. M a r k u s. Lebensumstände	55
„ 14. Aussage über die Entstehung seines Evangeliums	57
„ 15. Kreis seiner Leser. Ort der Abfassung	59
„ 16. Aussagen über die Zeit der Abfassung	60
„ 17. M a t t h ä u s u n d M a r k u s. Weitere Untersuchungen ihrer historischen Quellen. Aehnlichkeit beider Schriftsteller	62
„ 18. Ursache ihrer Uebereinstimmung. Hypothesen von einem hebräischen Urevangelium	65
„ 19. Fortsetzung. Marshs, Eichhorns, Gratzs Vorschläge	70
„ 20. Beweise gegen die Existenz eines Urevangeliums	74
„ 21. Fortsetzung	80
„ 22. Gieselers Hypothese von einem mündlichen Urevangelium	83
„ 23. Quelle des Evangeliums des Matthäus	90
„ 24. Justius ἀπομνημονεύματα	92
„ 25. Verhältniß des Evangeliums des Markus zu dem des Matthäus	99
„ 26. Fortsetzung	103
„ 27. Fortsetzung	105
„ 28. Fortsetzung	108
„ 29. Fortsetzung	109
„ 30. Fortsetzung	110
„ 31. Fortsetzung	111
„ 32. Entstehung und Zeit der Abfassung des Evangeliums des Markus	112
„ 33. L u k a s. Proömium seines Evangeliums	115
„ 34. Lebensverhältnisse des Lukas	125
„ 35. Theophilus	128
„ 36. Verhältniß des Evangeliums des Lukas zu denen des Matthäus und Markus. Uebereinstimmung mit Matthäus	130
„ 37. Uebereinstimmung mit Markus	131
„ 38. Erklärungsversuche dieser Erscheinungen. Gratzs Hypothese. Prüfung derselben	135
„ 39. Beschaffenheit und Ursache der Abweichungen von einander	141
„ 40. Uebereinstimmung des Lukas mit Markus in der Stellung der Begebenheiten	145
„ 41. Auslassungen im Evangelium des Lukas	148
„ 42. Neue Geschichtstheile im Evangelium des Lukas	150
„ 43. Behandlung des Geschichtsstoffs in dem Evangelium des Lukas	151
„ 44. Fortsetzung	152

§. 45. Fortsetzung	154
„ 46. Hypothese Griesbachs über die Entstehung der Evangelien. Prüfung derselben	155
„ 47. Abfolge der drei ersten Evangelien	158
„ 48. Fortsetzung	160
„ 49. Johannes. Endabsicht seines Evangeliums	163
„ 50. Veranlassung	165
„ 51. Fortsetzung	166
„ 52. Fortsetzung	170
„ 53. Johannes kannte die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas	171
„ 54. Fortsetzung	179
„ 55. Aussagen alter Schriftsteller hierüber	181
„ 56. Plan und Einrichtung des Evangeliums Johannis	183
„ 57. Einwürfe gegen das Evangelium Johannis. Prüfung derselben .	184
„ 58. Fortsetzung	188
„ 59. Fortsetzung	193
„ 60. Fortsetzung	195
„ 61. Zeitrechnung im Evangelium Johannis	203
„ 62. Harmonie der vier Evangelien	208
„ 63. Werth und Glaubwürdigkeit der vier Evangelien	213
„ 64. Bestimmungsort des Evangeliums des Johannes	215
„ 65. Erster Brief des Johannes. Widerlegung einer Be- hauptung, das Verhältniß desselben zum Evangelium Jo- hannes betreffend	216
„ 66. Inhalt	217
„ 67. Enge Beziehung des Briefes auf das Evangelium des Johannes .	220
„ 68. Fortsetzung	221
„ 69. Bestimmungsort des Briefes	225
„ 70. Fortsetzung	228
„ 71. Der zweite Brief	230
„ 72. Der dritte Brief	231
„ 73. Zeit der Herausgabe des Evangeliums des Johannes	232

A n h a n g

von einigen bestrittenen Stücken in den Werken der
Evangelisten.

§. 74. Von den zweiersten Kapiteln des Matthäus	235
„ 75. Johannes XXI, bis Ende	250
„ 76. Apostelgeschichte. Sie macht mit dem Evangelium des Lukas ein Ganzes aus	254
„ 77. Inhalt	255
„ 78. Quellen	257
„ 79. Plan und Bestimmung des Werkes	260
„ 80. Fortsetzung	261
„ 81. Chronologie der Apostelgeschichte	263
„ 82. Fortsetzung	271
„ 83. Fortsetzung	275

Zweites Hauptstück.

Schriften des Apostels Paulus.

§. 84. Lebensumstände des Apostels	280
„ 85. Fortsetzung	282
„ 86. Charakter	283
„ 87. Beschaffenheit seiner Schriften	284
„ 88. Beredtsamkeit des Apostels	285
„ 89. Das Eigenthümliche im Lehrbegriffe des Paulus	288
„ 90. Der erste Brief an die Thessaloniker. Veranlassung	291
„ 91. Ort und Zeit der Abfassung	293
„ 92. Inhalt	294
„ 93. Der andere Brief an die Thessaloniker. Veranlassung	294
„ 94. Inhalt	295
„ 95. Der Brief an den Titus. Zeit der Anwesenheit des Paulus in Kreta	295
„ 96. Zustand der christlichen Gemeinde in Kreta	298
„ 97. Inhalt des Briefes	299
„ 98. Der Brief an die Galater. Zeit und Veranlassung des Briefes	300
„ 99. Die Bewohner von Galatien	302
„ 100. Inhalt des Briefes	305
„ 101. Der erste Brief an die Korinther. Zustand der Stadt. Entstehung einer christlichen Gemeinde dasebst	306
„ 102. Veranlassung des Briefes	307
„ 103. Zeit der Abfassung	312
„ 104. Inhalt	315
„ 105. Der zweite Brief an die Korinther. Veranlassung	317
„ 106. Inhalt	318
„ 107. Widerlegung einiger Einwürfe gegen denselben	320
„ 108. Der erste Brief an den Thimotheus. Ort und Zeit der Abfassung	323
„ 109. Fortsetzung	325
„ 110. Veranlassung	326
„ 111. Inhalt	328
„ 112. Einwürfe Schleiermachers gegen die Aechtheit des Briefes. Prüfung desselben	329
„ 113. Der Brief an die Römer. Entstehung der christlichen Gemeinde in Rom	333
„ 114. Vertreibung der Juden und Judenchristen aus Rom	334
„ 115. Mißverständnisse zwischen Juden- und Heidenchristen in Rom	337
„ 116. Ort und Zeit der Abfassung des Briefes	338
„ 117. Endzweck	340
„ 118. Inhalt	342
„ 119. Der Brief an die Epheser. Zeit und Ort seiner Abfassung	344
„ 120. Lokalbeziehung des Briefes	345

§. 121. Inhalt	350
„ 122. Der Brief an die Kolosser. Entstehung der christlichen Gemeinde daselbst.	350
„ 123. Zeit der Abfassung	351
„ 124. Inhalt	351
„ 125. Von dem Brief an die Laodiceer	352
„ 126. Der Brief an den Philemon	354
„ 127. Der zweite Brief an den Timotheus. Zeit der Abfassung	355
„ 128. Fortsetzung	358
„ 129. Inhalt	360
„ 130. Von den Irrlehren, gegen welche die Briefe an die Epheser, Kolosser und an den Timotheus gerichtet sind	361
„ 131. Fortsetzung	367
„ 132. Fortsetzung	368
„ 133. Bemerkungen über die neuesten Angriffe auf die beiden Briefe an Timotheus und den Brief an Titus.	370
„ 134. Fortsetzung	375
„ 135. Fortsetzung	377
„ 136. Fortsetzung	383
„ 137. Der Brief an die Philipper. Die Stadt Philippi. Aufnahme des Apostels daselbst	386
„ 138. Veranlassung des Briefes	387
„ 139. Inhalt	387
„ 140. Der Brief an die Hebräer. Leser des Briefes	387
„ 141. Endzweck	389
„ 142. Inhalt	390
„ 143. Sprache des Briefes	392
„ 144. Verfasser	395
„ 145. Fortsetzung	400
„ 146. Fortsetzung	404
„ 147. Fortsetzung	420
„ 148. Fortsetzung	421
„ 149. Fortsetzung	423

Drittes Hauptstück.

Die katholischen Briefe.

§. 150. Name	426
„ 151. Ansehen derselben im Allgemeinen	431
„ 152. Von dem zweiten und dritten Brief des Johannes. Aechtheit derselben	433
„ 153. Fortsetzung	436
„ 154. Der Brief Jakobi. Vaterland des Verfassers	438
„ 155. Leser des Briefes	439
„ 156. Veranlassung desselben	441

§. 157. Verfasser	444
„ 158. Fortsetzung	449
„ 159. Schriftstellerischer Charakter des Briefes	450
„ 160. Aechtheit	452
„ 161. Fortsetzung	456
„ 162. Verhältnisse der Leser	457
„ 163. Zeit der Abfassung	460
„ 164. Inhalt	462
„ 165. Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Jakobus und Paulus	462
„ 166. Der erste Brief des Apostels Petrus. Aehnlichkeit desselben mit einigen Briefen des Paulus	464
„ 167. Aehnlichkeit desselben mit dem Brief Jakobi	466
„ 168. Inhalt	467
„ 169. Endzweck. Zeit der Abfassung	468
„ 170. Fortsetzung	472
„ 171. Ort der Abfassung	473
„ 172. Der zweite Brief des Petrus und der Brief des Judas. Veranlassung, Endzweck, Bestimmungsort	475
„ 173. Inhalt des zweiten Briefes Petri	477
„ 174. Inhalt des Briefes Judä	477
„ 175. Aehnlichkeit beider Briefe	478
„ 176. Aechtheit des zweiten Briefes Petri	480
„ 177. Fortsetzung	482
„ 178. Fortsetzung	485
„ 179. Aechtheit des Briefes Judä	487
„ 180. Wer war Judas?	489
„ 181. Irrlehrer, gegen welche die Briefe geschrieben sind	491
„ 182. Ueber die Citation apokryphischer Bücher in beiden Briefen	493
„ 183. Die Apokalypse des heiligen Johannes. Ort der Abfassung. Aussagen der Alten über den Verfasser	496
„ 184. Inhalt	514
„ 185. Erklärung desselben	518
„ 186. Fortsetzung	520
„ 187. Fortsetzung	523
„ 188. Schriftstellerischer Charakter des Buches	525
„ 189. Zeit der Abfassung	526
„ 190. Veranlassung und Endzweck	530

Die protestantische Forschung in Hugs Einleitung

Was jedem, der in Hugs Einleitung Einsicht nimmt, vielleicht vor allem anderen auffällt, ist das außerordentlich große Ausmaß, in dem darin die zeitgenössische protestantische bibelwissenschaftliche Forschung in Erscheinung tritt. Freilich, nach Lage der Dinge war es überhaupt nicht möglich, ohne deren genaue und gründliche Kenntnis eine auf der Höhe der damaligen Zeit stehende Einleitung zu schreiben. Sicher wurden die Anfänge der historisch-kritischen Bibelforschung noch von katholischen Gelehrten aus humanistischem Geist im 16. und 17. Jahrhundert gemacht, und bei dem französischen Oratorianer Richard Simon (1638–1712) erreichte diese bereits

einen großartigen ersten Höhepunkt, allerdings auch einen jähen tragischen Abbruch, denn „seine Werke mußten eingestampft werden“⁵⁵⁵, und „die katholische Wissenschaft wagte nicht mehr, sich mit biblischen Fragen ernstlich zu befassen“⁵⁵⁶. Was Simon begonnen hatte, konnte sich nur noch im protestantischen Raum verbreiten, „und nur dort konnte von ihnen (Simons Werken) aus ein Jahrhundert später die moderne Bibelwissenschaft ihren Siegeszug antreten“⁵⁵⁷.

Hug war der erste katholische Bibelgelehrte, der nach Richard Simon die Einleitungsfragen wieder streng historisch-kritisch untersuchte. Dabei ging es nicht anders, als daß er an der inzwischen mächtig vorangeschrittenen protestantischen Forschung Anschluß suchte. Er stand als katholischer Forscher vor der nicht leichten Aufgabe, sich ständig mit dieser einlassen zu müssen, ohne dabei den oftmals destruktiven Tendenzen dieser ganz aus dem Geist rationalistischer Aufklärung genährten Forschung zum Opfer zu fallen. Daß er in Grundpositionen den Boden katholischen Denkens nicht verließ, kann in seiner Einleitung immer wieder festgestellt werden – es sei nur auf die beiden Abschnitte „Wichtigkeit dieser Bücher im Allgemeinen“⁵⁵⁸ und „Glaubwürdigkeit der Evangelien“⁵⁵⁹ hingewiesen.

Bei allem, was sich gegen die negativ-kritische protestantische Bibelforschung seit des Reimarus Tagen sagen läßt, kann auf der anderen Seite ihr „ein hohes Ethos des Forschens“ nicht abgesprochen werden, und „es liegt vor Augen, welch wertvolle Dienste sie dem Verständnis der Bibel geleistet hat“⁵⁶⁰. Eben deswegen konnte man an ihr nicht vorbeigehen. So begegnen wir in Hugs Einleitung einer Vielzahl von Namen protestantischer Forscher, deren Auffassungen er teilte, wenn ihm dies wissenschaftlich vertretbar oder gar zwingend erschien, denen er aber auch oft genug widersprach, wenn ihm seine Argumente als die besseren erschienen. Überhaupt wahrte sich Hug allen anderen Autoren gegenüber eine erstaunliche Selbständigkeit des Urteils, ein Umstand, der zu den bemerkenswertesten Eigenheiten seiner Einleitung zählt.

Drei protestantische Forscher treten in besonderer Weise immer wieder ins Blickfeld. Der erste ist Johann Jakob Griesbach (1745–1812), dessen textkritische Schriften Hug schon als Student und Vikar in Reute gründlich studierte⁵⁶¹. Für Griesbach hegte er eine besondere Verehrung, gern nannte er ihn „den Vortrefflichen“, „den Ehrwürdigen“. Nicht ganz so häufig begegnet uns der Name des Göttinger Johann David Michaelis (1717–1791), dessen Einleitung in das Neue Testament, erstmals 1750 erschienen, große Bedeutung erlangte; Hug zitiert oft auch den Engländer Herbert Marsh, der 1795 „Anmerkungen und Zusätze zu Joh. David Michaelis' Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes“ herausgab, die von Rosenmüller ins

⁵⁵⁵ Vgl. *Norbert Lohfink*, Die kathol. Bibelwissenschaft. In: *Josef Blumeyer* (Hrsg.), Abschied von Trient. Regensburg 1969, 64.

⁵⁵⁶ Vgl. *Karl Hermann Schelkle*, Die Bibel in der Kirche. In: *Ludwig Klein*, Diskussion über die Bibel. Mainz 41966, 104.

⁵⁵⁷ Vgl. *N. Lohfink*, 64.

⁵⁵⁸ Hug, Einleitung 31826 I, 1–6.

⁵⁵⁹ Ebd. II, 239–242.

⁵⁶⁰ Vgl. *K. H. Schelkle*, 104.

⁵⁶¹ Vgl. oben S. 32.

Deutsche übertragen wurden⁵⁶². Der dritte protestantische Autor, dem Hug sehr häufig sich zuwandte, war der gleichfalls in Göttingen wirkende Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827), dessen Einleitung in das Neue Testament zuletzt fünf Bände umfaßte (1804–1812); Hug kannte außer diesem Hauptwerk bestens auch das von Eichhorn herausgegebene „Repertorium für biblische und morgenländische Literatur“ (18 Bde., 1777/86) sowie dessen „Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur“ (10 Bde., 1787/1803)⁵⁶³.

Auch diesen drei „Großen“ setzte Hug gelegentlich eigene Auffassungen entgegen. Als Griesbach gegen Hugs Auffassung hinsichtlich der Textrezension des Origenes⁵⁶⁴ kritische Bedenken vorbrachte, blieb Hug bei seiner Meinung, weil er erst nach weiteren Untersuchungen sehe, ob er diese „zu Boden werfen“ oder „für die Dauer sichern“ könne⁵⁶⁵. Dem Michaelis wies Hug ein Mißverständnis in der Frage nach, welches Handwerk Paulus ausgeübt hat; Michaelis „wollte ihn zum Mechaniker machen“, zu einem „Geräthemacher“⁵⁶⁶. Mit Eichhorn hatte Hug die meisten kritischen Auseinandersetzungen, besonders in Fragen der Evangelienforschung⁵⁶⁷. Die Beispiele ließen sich natürlich vermehren, doch kann es für uns bei diesen kurzen Hinweisen bleiben.

Andere protestantische Forscher, deren Namen in Hugs Einleitung mehr oder weniger häufig auftauchen, sollen hier wenigstens aufgezählt werden, wobei wir die dritte Auflage (1826) zugrunde legen:

Bengel Johann Albrecht, *Introductio in Crisin N.T.* 1754.

Berthold Leonhard, *Historisch-kritische Einleitung in die sämtlichen Schriften des Alten und Neuen Testaments.* 5 Bde. 1812/1819.

Birch Andreas, *Prolegomena in IV Evangelia.* 1788.

Münter Friedrich, *De Schola Antiochena.* 1811. – Über das Alter der kopt. Übersetzung des N.T. In: Eichhorn, *Allg. Bibliothek*, Bd. IV.

Ohlshausen Hermann, *Die Echtheit der vier canonischen Evangelien.* 1823.

Paulus Eberhard Gottlieb, verschiedene kleinere Abhandlungen.

Schleiermacher Friedrich, *Über die Schriften des Lukas, ein kritischer Versuch.* 1817.

Schmid Christian, *Historia et vindicatio Canonis.* 1795.

Schulz David, *Der Brief an die Hebräer.* 1818.

Storr Gottl. Christian, *Notitiae histor. Epistolarum Pauli ad Corinthios.* 1788. – *Dissertatio de epistolis catholicis.* 1789.

Wettstein Johann Jakob, *Ausgabe des Neuen Testaments.* 2 Bde. 1751.

Die Liste der von Hug zitierten protestantischen Forscher ist jedoch bedeutend länger – wir wollten nur die häufiger erwähnten Gelehrten benennen. In seiner Einleitung ständig den Namen protestantischer Forscher zu begegnen, zeigt den weiten Vorsprung, den die protestantische Bibelwissenschaft gegenüber dem, was auf katholischer Seite da war, voraus

⁵⁶² Zitiert: Finleitung 31826 I, 252, 315, 323, 331, 355, 362, 398; II, 83, 93, 232.

⁵⁶³ Zitiert: Einleitung 31826 I, 67, 202, 357, 382; II, 10, 51, 61, 76, 83, 93, 243, 255, 377, 381, 432, 437, 438 f., 447, 453, 462, 518, 611.

⁵⁶⁴ Vgl. Hug, Einleitung 31826 I, 222–237.

⁵⁶⁵ Ebd. I, V–VII.

⁵⁶⁶ Ebd. II, 328.

⁵⁶⁷ Ebd. II, 83–85 u. a.

hatte. Es war eine imponierende Leistung Hugs, sich mit seiner Einleitung ihr ebenbürtig an die Seite zu stellen und als Gesprächspartner von hohem Rang anerkannt zu sein.

Katholische Autoren in Hugs Einleitung

Ihre Liste ist rasch zusammengestellt, denn während die Protestanten eifrigst biblische Studien betrieben, hatten „die Katholiken noch mit ganz anderen Dingen zu thun“, wie Hug die Situation einmal beschrieben hat. Er führte aus: „Nach der Aufhebung des Jesuitenordens hatte man im Innern aufzuräumen, die verlassenen Schulen und Unterrichtsanstalten zu bedenken, die Einrichtung der Studien zu berathen, und die Männer zu suchen und zu bilden, denen man sie anvertrauen konnte“⁵⁶⁸. Hug hätte hinzufügen können, daß nach Richard Simons Ende katholische Exegese „nur noch eine untergeordnete Hilfswissenschaft der Systematik“ war, „die allen als eigentliche Theologie galt“⁵⁶⁹. So stand man auf bibelwissenschaftlichem Gebiet vor der Notwendigkeit eines völligen Neubeginns. Nur ganz vereinzelt ließen sich gleichzeitig mit Hug katholische Exegeten auf die moderne historisch-kritische Methode ein. Hug erwähnt einige dieser Versuche, so Aufsätze ungenannter Autoren in der Tübinger theologischen Quartalschrift⁵⁷⁰, ferner Leander van Eß mit seiner „Geschichte der lateinischen Übersetzung“ (1824), „ein gelehrtes Werk“, wie Hug hervorhebt⁵⁷¹. Sehr lobend wird öfters des Bonner katholischen Exegeten J. M. Augustin Scholz gedacht, der bei Hug mit der „Commentatio inauguralis de codice Cyprio“ promoviert hatte⁵⁷². Schließlich treten gelegentlich auch die beiden katholischen Tübinger Theologen Peter Alois Gratz⁵⁷³ und Georg Herbst in Erscheinung, letzteren nennt Hug „meinen Freund und ehemaligen Zuhörer“⁵⁷⁴, zu denen noch der Konvertit Georg Zoega hinzukommt⁵⁷⁵. Von den früheren katholischen Autoren erfreut sich Richard Simon in Hugs Einleitung immer wieder lobender Erwähnung⁵⁷⁶. Was jedoch auffällt, ist die Tatsache, daß die Einleitungen katholischer Autoren aus diesem Zeitraum, soviel wir sahen, bei Hug nirgends in Erscheinung treten, weder Hermann Goldhagens „Introductio in Sacras Scripturas Vet. ac Nov. Testamenti“ (1765–1768), noch des Freiburgers Stephan Hayd „Introductio hermeneutica in sacros novi Testamenti libros“ (1777), noch die „Hermeneutica sacra seu introductio in omnes ac singulos libros Vet. et Novi Testamenti“ von Joh. Herardus Janssens (1818). Auch die Einleitung des Tübingers Andreas Feilmoser (1810) scheint für Hug nicht zu existieren. Man wird sich diese Tatsache nur daraus erklären können, daß in allen diesen

⁵⁶⁸ Vgl. Zs. f. d. G. I, 1828, 264.

⁵⁶⁹ Vgl. *N. Lohfink*, 65.

⁵⁷⁰ Hug, Einleitung 31826 I, 201; II, 21.

⁵⁷¹ Ebd. I, 492.

⁵⁷² Zitiert: Einleitung 31826 I, 230, 236, 300, 448, 450, 452.

⁵⁷³ Über Gratz ebd. II, 85, 149, 152.

⁵⁷⁴ Über Herbst ebd. II, 269 f.

⁵⁷⁵ Zitiert: Ebd. I, 407, 408, 412, 416 f., 421 f., 424.

⁵⁷⁶ U. a.: Einleitung 31826 I, 203, 248, 261, 398 f., 436.

Werken die neuen historisch-kritischen Problemstellungen jedenfalls nicht so zur Behandlung kamen, daß Hug daraus weiterführende Erkenntnisse hätte gewinnen können. Was die Einleitung von Stephan *Hayd* betrifft, so war darin von der neuen Problematik überhaupt nichts zu ersehen. Seine völlig traditionalistische „Introductio“ und Hugs Einleitung sind zwei völlig voneinander getrennte Welten⁵⁷⁷. Gerade beim Vergleich mit der spärlichen katholischen Literatur zur Bibelwissenschaft seiner Zeit tritt Hugs Einleitung als ragendes Standardwerk besonders deutlich ins Blickfeld.

Die zeitkritische Reflexion am Anfang der Einleitung

Als Hug seine Einleitung schrieb, war weithin die Aufklärungsphilosophie zur Herrschaft gelangt. Auf breiter Front hatte man sich von der Autorität der biblischen Offenbarung losgesagt und die Autonomie der menschlichen Vernunft proklamiert. In weiten Kreisen der Gebildeten huldigte man einer natürlichen Vernunftreligion, in der das Wort der Schrift, wenn überhaupt, nur noch untergeordnete Bedeutung hatte. Zu dieser Verdrängung des biblischen Offenbarungsglaubens hatten aber nicht nur die Aufklärungsphilosophie, sondern zu einem guten Teil auch die maßgebenden Vertreter der zeitgenössischen Bibelkritik beigetragen. Auch die Schrift wurde der souveränen Vernunft unterworfen; willkürliche rationalistische Erklärungstheorien waren an der Tagesordnung. Eine allgemeine Erschütterung des Glaubens an eine positive übernatürliche Offenbarung war die zwangsläufige Folge, nicht nur unter den Protestanten, sondern auch unter den Katholiken, wenn auch nicht im gleichen Ausmaß.

Würden diese neuen Anschauungen richtig sein, so müßte die weitere Beschäftigung mit der Schrift immer mehr fragwürdig, ja zuletzt im Grunde als unnütz erscheinen. Wer daran ging, seine ganze Kraft der Erforschung der Bücher des Neuen Testaments zu widmen, mußte sich zuvor klar sein, daß er immer noch eine sinnvolle Aufgabe betreibe. Eben dieser Überzeugung gab Hug in der zeitkritischen Reflexion Ausdruck, die er an den Anfang seiner Einleitung stellte⁵⁷⁸. Ein Blick in die allgemeine Religionsgeschichte zeigte ihm, daß „die größeren Völker, die wir kennen, positive Religionen hatten, oder sie noch haben“; „mit gewissen Vorschriften“ leiten sie zur Verehrung der Götter und zu Einhaltung der sittlichen Ordnung an. In diesem Sinn war und ist auch das Christentum eine „positive Religion“. Der neuzeitliche Versuch, es durch ein anderes System zu ersetzen, in dem der Mensch sich und sein Handeln selbst bestimmt, indem er die eigene Vernunft ausschließlich dabei zu Rate zieht, muß scheitern: „Es ist ein eitler Gedanke, in Hinkunft Nationen von lauter Weltweisen und Sokratische Völkerschaften zu erwarten“, wie schon Plato erkannt habe⁵⁷⁹. Wie das staatliche und gesellschaftliche Leben der positiven Regelung bedarf und es schlechterdings unvernünftig wäre, die Staatsbürger „ohne positive Gesetze durch eigene

⁵⁷⁷ Die „Versiones“ der Bibel tut *Hayd* auf ganzen 12 Seiten ab (43–55), bei Hug sind den Übersetzungen die Seiten I, 346–524, eingeräumt. – *Hayd* erwähnt auch mit keinem Wort den berühmten Richard Simon, wo er frühere kathol. Bibelgelehrte aufzählt, 62.

⁵⁷⁸ Einleitung 31826, I, 1–7.

⁵⁷⁹ Ebd. I, 1.

Einsicht die bürgerlichen Obliegenheiten aus ihren Gründen ableiten und erfüllen“ zu lassen, so kann es auch auf der höheren Ebene der Sittenordnung nicht ohne positive, d. h. nicht vom Menschen selbst gesetzte Maßregeln abgehen: „So wie die Rechtslehre der Völker positiv ist, so muß es auch die Sittenlehre seyn“⁵⁸⁰.

Die Religion Jesu hat nun Wahrheiten und sittliche Gebote von unerreichter Qualität unter die Menschen gebracht. Auf der Grundlage der mosaïschen Religion entwickelte er „die Idee einer Weltreligion“, deren Grundsätze von ihm „als positiver Wille des allgemeinen Vaters“ verkündet wurden. Gewiß blieb auch der Religion Jesu nicht erspart, Mißdeutungen und Anfeindungen ausgesetzt zu sein, doch zeigt die Geschichte, daß sie immer wieder „zu jener Reinheit, die ihr eigen ist“ zurückkehrte. Ihre Brauchbarkeit hat sie längst und auf die unwiderleglichste Weise erwiesen: „Sie kann deswegen niemals unbrauchbar werden, man kommt nie in den Fall, sie weglegen zu müssen“⁵⁸¹. Der Ruhm, „die Wegweiserin zu unserer Bildung geworden zu sein“, kann ihr nicht streitig gemacht werden. Wer glaubt, ohne sie auszukommen, „wer wähnt, daß er nun selber gehen könne und dieser Stützen nimmer bedürfe; mit dem zu rechten ist hier weder Ort noch Muße: nur werfe er sie nicht mit hochmüthigem Selbstdünkel hinweg, sondern lege sie mit dankbarer Ehrerbietung vor ihren Altären nieder“⁵⁸². Aber es gibt ja nicht nur solche Fortgeschrittene und Selbständige, man muß die vielen im Auge behalten, die nie ohne höhere Anleitung sein können, vor allem ist an das junge Geschlecht zu denken, „welches noch nicht zur Reife der Selbstführung gediehen ist“. Alle sind sich darin einig, daß „Autorität“ unter den Menschen sein muß. Warum soll dies nicht mehr „die heiligere Autorität“ der christlichen Offenbarung sein?⁵⁸³

Solche Überlegungen – wir konnten sie nur kurz skizzieren – haben Hug zur Erkenntnis geführt, daß die „Brauchbarkeit seiner (Jesu) Lehre für die allgemeinen Weltbedürfnisse“ unvermindert weiterbesteht. Wenn dies zutrifft, dann muß man aber den Büchern, in denen sie enthalten ist, alle nur denkbare Anstrengung widmen. Eben dies hat Hug mit seiner Einleitung getan. Daß vieles darin angesichts der unaufhaltsam fortschreitenden Forschung heute überholt ist, kann nicht überraschen. Doch finden wir bei ihm gelegentlich Resultate, mit denen er schon in die Nähe heutiger Auffassungen gelangt ist. An zwei Beispielen kann dies gezeigt werden.

Die Evangelien sind keine Jesus-Biographien

Daß wir bei den Evangelien keine „chronistisch exakte und erschöpfende, oder wenigstens einheitlich normative Darstellung der Geschichte Jesu“ vor uns haben, „möglichst mit der faktischen Abfolge der Einzeldaten und mit dem originalen Wortlaut Jesu und aller beteiligten Personen“⁵⁸⁴, diese

⁵⁸⁰ Ebd. I, 2.

⁵⁸¹ Ebd. I, 3.

⁵⁸² Ebd. I, 5 f.

⁵⁸³ Ebd. I, 2.

⁵⁸⁴ Vgl. Anton Vogtle, Werden und Wesen der Evangelien. In: L. Klein, Diskussion über die Bibel, 48.

Erkenntnis stellt eine Grundüberzeugung der heutigen Evangelienforschung dar. Hinzukommt die weitere Erkenntnis, daß die Verfasser ihre Evangelien in ganz bestimmten Absichten geschrieben und bei der Auswahl ihrer Berichte ein von da her bestimmtes „Selektionsprinzip“ befolgten⁵⁸⁵.

Im Umriß finden wir diese Erkenntnis schon bei Hugs Evangeliendeutung. Er spricht vom „Pragmatischen“, das etwa Matthäus in seinem Evangelium im Auge gehabt hat, von seinen besonderen „Zwecken und Absichten“, die ihn nicht zum „bloßen Thaterzähler“, sondern zum Verkünder einer bestimmten Christusbotschaft machten, daß in Jesus nämlich der „in den alten heiligen Büchern der Juden verkündete „Messias“ gekommen ist. Doch hören wir Hug selbst:

„Wenn wir nun auf das Pragmatische in seiner Geschichte (sc. des Matthäus) aufmerksam sind und auf die Betrachtungen, die er über die Thaten Jesu anstellt, so wird sich auch sein Zweck und die Absicht, in der er gearbeitet hat, entdecken. Er hat uns nämlich mehr als einmal Gelegenheit gegeben, in die Augen zu fassen, was nach seiner Meinung für den Leser vorzüglich belehrend seyn soll. So lange der Schriftsteller Begebenheiten erzählt, greift er unserm Urtheile nicht vor, sobald er aber Beobachtungen darüber macht, so hört er auf, bloßer Thaterzähler zu seyn und führt uns in sein eigenes Gemüth zurück und in seine Zwecke und Absichten, an denen wir Theil nehmen sollen.

Alle Betrachtungen des Matthäus sind einer Art. Er zeigt uns bei allem, was Jesus that und lehrte, daß es charakteristisch sey, um daraus den Messias zu erkennen. Bei merkwürdigeren Begebenheiten oder Abschnitten von Lehrvorträgen führt er uns in die alten heiligen Bücher der Juden zurück, in denen das Bild dieses kommenden Beglückers entworfen ist und beweist Zug für Zug, daß das große Ideal, was den Propheten vorschwebte, in Jesu verwirklicht erscheine. Diese Idee führt er durch seine ganze Erzählung durch, wo Lukas und Markus nur selten und meist nur dann Stellen aus dem alten Testament beibringen, wann es eine in der Geschichte handelnde und sprechende Person in dem Munde hat, in welchem Falle sie Nachrichten, aber nicht selbstversuchte Bemerkungen des Historikers sind. Ohne die Stellen Matth. 1, 23; 2, 6.15.18 hierher zu rechnen, sind 3, 3; 4, 14; 8, 17; 12, 17; 13, 35; 21, 4; 26, 56; 27, 9. jedes Mal mit den Wörtern: ‚hopos‘ oder ‚hinaplaeröthae tū raethēn‘ angeführt und als Erfüllungen des alten Testaments behauptet, welche sämmtlich in ihrem Zusammenhang und in ihrer Stellung betrachtet, uns über die Hauptabsichten des Verfassers nicht zweifelhaft lassen.

Dieses Buch verdiente daher die tröstliche Verkündigung des Messias, Evangelium, zu heißen; eine Benennung, welche in der Folge allen übrigen Lebensbeschreibungen Jesu zu Theil wurde, obschon ihr besonderer Zweck von dem des Matthäus sehr verschieden ist.

Wenn es das Hauptmoment des Verfassers war, Jesum als den Messias zu zeigen, so lag es weniger in seinem Plane, eine vollständige und chronisch geordnete Geschichte, die nach allen ihrem Umständen ausgemalt und um ein genaues Detail bis auf alle Nebensachen bekümmert war, zu geben, als überhaupt die Begebenheiten unter einen Überblick zu bringen, aus denen die

⁵⁸⁵ *Ders.*, Das Neue Testament und die neuere kathol. Exegese. I, 1966, 85.

Würde seiner Person und sein Charakter anschaulich wurde, und durch ausgehobene Thatfachen in starken Zügen ein Bild zusammzusetzen, was bis auf kleine Nebendinge nicht vollendet seyn durfte. So hat auch Matthäus gearbeitet. Bei der Eröffnung des Lehramtes Jesu hat er den Hauptinhalt seiner Lehre aus vielen Vorträgen in Eine Ansicht zusammengefaßt und in die bekannte Bergpredigt vereint, die, wie schon eingestanden ist, aus mancherlei in verschiedenen Zeiten gegebenen Belehrungen besteht. Ebenso hat er die parabolischen Reden Jesu, so entfernt sie nach Zeit und Ort vorgetragen wurden, in Eine Sammlung zusammengeworfen, Kap. 13 und 14., welche die Belege abgaben, daß Jesus auch in der Lehrart, welche nach den Propheten als dem Messias eigenthümlich vorgesagt war, nämlich die Lehrart in Parabeln 13, 35, mit dem versprochenen Retter übereinkomme.

Wir haben darum aus den Endabsichten des Schriftstellers weniger eine nach chronischer Folge angelegte Biographie, als eine entworfenere Darstellung seines Charakters und der Bestimmung des erhabenen Lehrers zu erwarten, in welcher die Thatfachen zu diesem besonderen Zwecke gereiht und nur so weit es derselbe erheischt, ausgeführt sind.⁵⁸⁶ Zu dieser Auffassung war Hug übrigens bereits in der Frühfassung seiner Einleitung (1797) gelangt⁵⁸⁷.

E s g a b k e i n h e b r ä i s c h e s M a t t h ä u s e v a n g e l i u m

Noch weit mehr überrascht die Tatsache, daß schon Hug auf Grund eingehender Untersuchungen zu dem Ergebnis kam, daß es ein hebräisch geschriebenes Matthäusevangelium nicht gegeben hat. Zunächst geht er der Frage nach, was von des Papias Behauptung, daß es ein solches gegeben habe, zu halten sei, untersucht dann den Wert der Aussagen des Irenäus und Origenes, die anscheinend das Zeugnis des Papias weitergaben, und kommt schließlich auf das bei den Ebioniten gebrauchte Buch „nach Matthäus“ zu sprechen. Von letzterem behauptet Hug, „daß die Identität beider Schriften“ – (unseres Matthäus und des Ebioniterevangeliums „nach Matthäus“) – „aus ihrem Inhalte keine Vermuthungsgründe für sich hat . . . Es war, nach dem ältesten Zeugen zu urtheilen, in den ersten Zeiten seines Daseyns und selbst in seiner Anlage mit unserem Matthäus nicht gleichlautend“⁵⁸⁸. Was des Papias Zeugnis betrifft, so kam ihm nach Hugs Ansicht, wenn überhaupt, nur ganz geringe Beweiskraft zu, denn Papias war kein Mann der zuverlässigen Gelehrsamkeit, hat ihn doch Eusebius als „sehr einfältig“ bezeichnet, und zudem hat er keinerlei Quellen für seine Behauptung angegeben, „wodurch allein seine mäßigen Geistesgaben zur Beglaubigung hinreichen könnten“⁵⁸⁹.

Zu diesen historisch-kritischen Überlegungen, die gegen ein hebräisches Matthäusevangelium sprachen, fügte Hug eine weit gespannte Betrachtung über das Vordringen des Hellenismus und damit der griechischen Sprache im Vorderen Orient hinzu. Dabei stützte er sich auf zahlreiche zuverlässige Berichte bei Plutarch, Seneca, Josephus Flavius, Plinius u. a. Diese Partie des Buches zu lesen, ist für jeden Geschichtsfreund ein wahrer geistiger Genuß.

⁵⁸⁶ Hug, Einleitung 31826 II, 7–9.

⁵⁸⁷ Dort, 8–10.

⁵⁸⁸ Einleitung 31826 II, 22.

⁵⁸⁹ Ebd., 15.

Man staunt einmal mehr über Hugs souveräne Kenntniss des Schrifttums der Alten. Seine „Beobachtungen“ sammelte er „zu einem Überblick“, der hier wiedergegeben sei:

„1. Asien wurde durch die Herrschaft der Macedonier weit und breit mit Griechenstädten erfüllt. Im vorderen Asien entstanden mehrere durch die Dynastie der Ptolemäer und vornehmlich der Seleuciden. Ältere Städte, wie Tyrus und Sidon, wechselten unter diesen Einflüssen ihre Sprache.

2. Das syrische, phöniciſche und judäische Ufer überhaupt, bis nach Ägypten, war mit ganz oder halbgricchischen Städten besetzt. Das israelitische Ostland vom Arnon aufwärts . . . gegen Norden griechisch und großentheils gegen Süden im Besitze der Griechen. In Judäa und Galiläa befanden sich einige Städte durchaus oder wenigst zur Hälfte von Griechen bewohnt.

3. Herodes der Große machte ungeheuren Aufwand, seine Juden zu Griechen zu verbilden.

4. Die römische Herrschaft war diesem Fortschreiten zum Hellenism (sic!) vielmehr förderlich als nachtheilig.

5. Auch die religiösen Machthaber der Juden legten demselben so wenig ein Hinderniß in den Weg, daß sie bis in die letzten Zeiten des Staates der griechischen Sprache Achtung bewiesen, sie als Büchersprache in Werken ihrer Literatur und sogar in gerichtlichen Angelegenheiten als zulässig anerkannten.

6. Wo ihr von allen Seiten Begünstigungen zu Statten kamen, verbreitete sich diese Sprache durch Verkehr und Umgang unter alle Stände, so daß sie das Volk, wenn auch mit vielen Ausnahmen überhaupt betrachtet verstand, obschon es mehr an seiner eigenen Sprache hing.

7. Selbst in der heiligen Stadt Jerusalem waren ganze Gemeinden griechisch sprechender Juden angesessen. Aus solchen und aus griechischen Proselyten war zum Theil die christliche Schule zu Jerusalem erwachsen.

Versetzen wir in Gedanken den Matthäus in diese Verhältnisse: schrieb er griechisch, so verstand ihn die Masse des Volkes; für jene aber vom Volke, die etwa nur die Landessprache redeten, erhielt er einen Ersatz an den Städten, welche die Griechen aus früherer Zeit oder welche sie durch Begünstigung der Herodiaden an den Grenzen oder im Innern des Landes als Besitzer oder Mitbewohner inne hatten; dann an den hellenistischen Gemeinheiten in der heiligen Stadt und an den Hellenisten in der Christenschule, denen er sich nicht anders mittheilen konnte. Schrieb er hebräisch, so that er auf den großen Theil der Leser Verzicht, den wir so eben genannt haben.

Sah er auf Aurantis, Trachonitis oder auf das übrige Ostland, vormalis israelitisches Stammgut, nun zum großen Theile ein Eigenthum der Decapolitanstädte, so hatte er eine überwiegende Ursache zur griechischen Sprache. Umfaßte sein Blick zugleich die westlichen Umgebungen, sah er auf Antiochia, die Hauptstadt von Syrien, wo die Gläubigen zuerst Christen genannt wurden, oder auf nachbarliche syrische Gemeinden, dachte er an Tyrus, wo schon eine christliche Schule blühte (Apg 21, 3 f.), an Sidon und an andere Städte längst der phöniciſchen Küste (denn sie alle fallen noch in den Gesichtskreis, den er sich bei Abfassung seines Werkes ausgesteckt hatte, sie alle hatten ein ansehnliches Erkenntniß Palästins und seiner Bewohner): so konnte er

nimmer länger unentschieden sein, welcher Sprache er den Vorzug geben wolle, er konnte nur die griechische wählen.

Dachte er vollends in jenen letzten Zeiten des Volkes, in denen er sein Buch schrieb, gläubig an die Vorhersagungen seines Meisters, welche ihn eine nahe Auflösung des jüdischen Staates, wovon er schon die Vorspiele als Augenzeuge sah, erwarten hießen und wünschte er noch dann, wann sie vollzogen wäre, zu wirken; wünschte er noch verstanden zu werden, wenn der Überrest der Juden ohne Tempel und Gottesdienst hier herumirrend und heimatlos im eigenen Vaterlande, seine Besitzungen anderen überlassen hätte, wollte er nicht etwa nur für einige Monate oder für ein paar Jahre schreiben, so konnte er nimmermehr in der Sprache dieses Volkes schreiben, welches in Kurzem kein Volk mehr seyn würde⁵⁹⁰.

Hug gab weiter zu bedenken: Wäre zuvor ein hebräisch geschriebenes Matthäusevangelium vorhanden gewesen, so kann man sich unmöglich vorstellen, daß man dieses ohne große Widerstände gegen eine griechische Übersetzung eingetauscht hätte⁵⁹¹. Als Schlußergebnis seiner weitläufigen Überlegungen hielt Hug fest: „Das Evangelium des Matthäus, welches in unsern Händen und nach dem Zeugnisse der verschiedensten und entferntesten Religionspartheyen aus den ersten Zeiten des Christenthums dem Inhalte nach ihm als Verfasser angehörig ist, dieses Evangelium ist ursprünglich griechisch geschrieben“⁵⁹².

Es ist bemerkenswert, daß auch diese These vom ursprünglich griechisch geschriebenen Matthäusevangelium schon in der Frühfassung der Einleitung Hugs vertreten wurde. Damit stand Hug bereits auf dem Standpunkt, den erst die moderne katholische Bibelwissenschaft wieder einnimmt. Nach Aufzählung der Argumente, die gegen die These eines aramäischen Urmatthäus sprechen, sagt Anton Vögtle: „So ist es begreiflich, daß sich bis heute unser Mt-Ev nicht überzeugend als Übersetzung eines vom gleichnamigen Apostel stammenden aramäischen Originals verständlich machen ließ“⁵⁹³.

Hugs kritische Distanz zu neueren Hypothesen

Was die biblische Forschung zu seiner Zeit betrifft, stellte Hug einmal fest: „Der Zeitraum, in dem wir leben, ist einzig in seiner Art: zu keiner Zeit und in keinem andern Lande sind die heiligen Bücher des N. T. so vielen Prüfungen unterworfen, nimal ist die Untersuchung mit so rücksichtsloser Strenge, wohl auch mit Eingenommenheit gegen sie geführt worden“⁵⁹⁴. Je mehr man sich historisch-kritisch mit dem Neuen Testament beschäftigte, um so mehr stieß man auf ungeklärte Probleme, so daß Hug völlig richtig voraussagte: „Aus diesem Stande der Dinge können wir uns die Prognose

⁵⁹⁰ Ebd. II, 54–56.

⁵⁹¹ Ebd. II, 57.

⁵⁹² Ebd. II, 60.

⁵⁹³ A. Vögtle, 63. – Es fällt auf, daß sich Hug für seine Behauptung, ein hebräisches Matthäusevangelium habe es nie gegeben, auf keine anderen mit ihm hierin übereinstimmenden Autoren bezieht. Die Forschung müßte klären, ob tatsächlich Hug als erster diese These vertreten hat.

⁵⁹⁴ Im Vorwort zur dritten Auflage 1826, IX f.

machen, daß noch für Viele Gelegenheit übrige, ihren Scharfsinn daran zu üben, und ihre kritische Gelehrtheit gelten zu machen⁵⁹⁵.

Er selbst sah sich bereits mit mancherlei Versuchen konfrontiert, auftauchende Schwierigkeiten innerhalb des Neuen Testaments zu lösen. Fast jedes Jahr kam eine neue Hypothese zu den bereits vorhandenen hinzu, so daß Hug schon in der Vorrede zur zweiten Auflage (1820) bemerken mußte: „So wenig ich Lust hatte, das Buch zu einer gewissen Dickleibigkeit zu erziehen, war es doch nicht auszuweichen, daß es manchen Zusatz bekam. In den Jahren, welche von der ersten vollständigen Ausgabe des vorliegenden Werkes (1808) dahin gegangen sind, ist vieles für das einleitende Fach im Großen und im Kleinen gethan worden, was nicht unbeachtet an mir vorübergehen durfte“⁵⁹⁶. Eine fachwissenschaftliche Untersuchung müßte wohl auch der Frage nachgehen, in welchem Umfang Hugs Einleitung in den späteren Auflagen jeweils erweitert wurde.

Wie schon beim Alten Testament, stellt man auch hinsichtlich neuer Lösungsversuche neutestamentlicher Probleme fest, daß Hug zumeist ihnen gegenüber kritische Distanz wahrte. Einige Beispiele mögen dies zeigen. Zur Erklärung der Entstehungsgeschichte der Evangelien vertrat Griesbach die Ansicht, Markus habe seine Schrift aus den Werken des Matthäus und Lukas zusammengesetzt, folglich nach diesen beiden geschrieben⁵⁹⁷. Ein anderer protestantischer Gelehrter, Vogel, suchte nachzuweisen, daß Lukas als erster ein Evangelium geschrieben habe, denn hätte Matthäus vor ihm geschrieben, so hätte Lukas angesichts des überragenden Ansehens des Apostels Matthäus kaum gewagt, noch ein Evangelium zu verfassen⁵⁹⁸. Beiden Autoren gegenüber hielt Hug an der durch manche Zeugnisse der Tradition beglaubigten Reihenfolge Matthäus, Markus, Lukas, Johannes fest. Zum glaubwürdigen Traditionszeugnis fügte er Überlegungen der höheren Kritik hinzu, die das gleiche Ergebnis brachten: „Lukas fand die Werke des Matthäus und Markus schon vor, und verschiedene andere Schriften, die das Lehramt und die Verrichtungen des Herrn abgehandelt hatten“⁵⁹⁹.

Kritisch stand Hug zwei weiteren Hypothesen gegenüber. Zunächst der auch von Eichhorn geäußerten Ansicht, die weitgehende Übereinstimmung zwischen Matthäus und Markus könne am besten durch die Annahme eines hebräisch geschriebenen Urevangeliums geklärt werden. Hug gestand dieser Hypothese eine gewisse Überzeugungskraft zu, „daß man in Versuchung kommt, diese vorgeschlagene Hypothese für mehr als Hypothese zu halten, ... wenn nicht gewisse Schwierigkeiten übrig blieben, die wegen ihrer anscheinenden Kleinlichkeit nicht in Anschlag gebracht wurden, aber im Grunde für das Gegentheil entscheiden“⁶⁰⁰. Es waren vor allem philologische Einwände, die Hug zur Ablehnung des Eichhorn'schen Lösungsversuchs veranlaßten. Ähnlich kritisch ging er mit der Annahme eines hebräischen mündlichen Urevangeliums um, die von Karl Gieseler vertreten

⁵⁹⁵ Ebd., X.

⁵⁹⁶ Im Vorwort zur zweiten Auflage. Einleitung 31826 I, V.

⁵⁹⁷ Vgl. Einleitung 31826 II, 172 f.

⁵⁹⁸ Ebd., 174 f.

⁵⁹⁹ Ebd., 178.

⁶⁰⁰ Ebd., 76.

wurde⁶⁰¹. Zwar war auch Hug der Meinung, „daß sich die Geschichte Jesu lange an ihrem Schauplatz durch mündliche Erzählung fortgepflanzt habe“, aber niemals seien die späteren Evangelien der bloße Niederschlag dieser ersten mündlichen Weitergabe der Geschichte Jesu. Bei dieser ging es in der Hauptsache ja nur um das Weitererzählen von „angestauten Begebenheiten“ und Vorkommnissen aus Jesu Leben, während die Evangelisten weit darüber hinaus um die theologische Darlegung der Würde Jesu und der Bedeutung seines Werkes bemüht waren, also eine entscheidende Eigenleistung vollbrachten.

Eichhorn war es, der auch kritische Bedenken gegen den Apostel Johannes als Verfasser des ersten Johannesbriefes äußerte⁶⁰² und gegen Paulus als Verfasser der Briefe an Timotheus und Titus⁶⁰³. Auch Schleiermacher bestritt, daß der erste Brief an Timotheus von Paulus geschrieben sei⁶⁰⁴. In David Schulz war ein Gegner gegen Paulus als Verfasser des Hebräerbriefes⁶⁰⁵, in Karl Ullmann gegen die Herkunft des zweiten Petrusbriefes vom gleichnamigen Apostel aufgestanden⁶⁰⁶. Auch diesen gegenüber behielt Hug den Standpunkt der Tradition fest, in jedem Fall aber unter eingehender Würdigung der gegnerischen Argumente – hier kann nur ganz allgemein auf diesen Sachverhalt hingewiesen werden. Selbstverständlich war auch Hug nicht entgangen, daß tatsächlich in den verschiedenen Briefen des Paulus merkbare Unterschiede in Sprache und Stil anzutreffen sind, doch hielt er diese nicht für so bedeutungsvoll, daß sie die Annahme verschiedener Verfasser zwingend erwiesen. Diese Unterschiede ließen sich – so Hug – gut auch anders erklären. Um zu zeigen, wie er in derlei Fragen seine eigene Meinung begründete, sei der folgende Abschnitt hierher gesetzt:

„In den Briefen Paulus herrscht wohl derselbe Geist, aber nicht durchaus derselbe Ton. In den Zuschriften an die Korinther hören wir den beleidigten Lehrer in dem Bewußtseyn seines Werthes und seiner Verdienste, mit Umsicht, Wohlwollen, Ernst und Raschheit; im Brief an die Römer den Gelehrten, in würdevoller Entfernung, mit jüdischer Wissenschaft als Sachwalter der Heiden; in jenem an die Galater die Sprache der väterlichen Überlegenheit zu einem unverfeinerten Volke, welches des Guten zuviel thun will. Wie verschieden ist nicht der Ton des Briefes an die Römer und jener an die Galater über einen sehr verwandten Gegenstand! Der an die Epheser ist feierlich-fromm, der an die Philipper mit Zuneigung und freundlicher Würde, der an die Hebräer zierlich und mit Geisteserhebung geschrieben. Die Lagen, in denen er war, die Verhältnisse, in denen er zu den Gemeinden stand, sprechen sich höchst wahr in jeder seiner Zuschriften aus“⁶⁰⁷.

Wo Hug bei andern gute Gründe fand, die die Aufgabe bisheriger Auffassungen berechtigt erscheinen ließen, trug er jedoch keine Bedenken, ihnen zu folgen. In der Deutung der Apokalypse des Johannes folgte er zum Beispiel weitgehend Johann Gottfried Eichhorn, „dessen Schrift zur Zeit das

⁶⁰¹ Ebd., 96 ff.

⁶⁰² Ebd., 243 f.

⁶⁰³ Ebd., 432 ff.

⁶⁰⁴ Ebd., 384 ff.

⁶⁰⁵ Ebd., 466 ff.

⁶⁰⁶ Ebd., 561 ff.

⁶⁰⁷ Ebd., 491.

Hauptbuch über dieselbe ist⁶⁰⁸. Hug hielt die frühere welt- und kirchengeschichtliche Deutung der Apokalypse für überholt, er neigte der endgeschichtlichen Deutung zu, die bis zu einem gewissen Grad mit der zeitgeschichtlichen verbunden werden mußte; so war das Babylon auf den sieben Hügeln (17, 9 ff.) zweifellos Rom⁶⁰⁹. Ein katholischer Rezensent hat gemeint, wegen dieser Übereinstimmung mit Eichhorn Bedenken anbringen zu müssen⁶¹⁰. Doch ist Hug auch in den späteren Auflagen bei seiner Deutung geblieben.

Das Festhalten an alten Positionen hat Hug von protestantischer Seite immer wieder Verdächtigungen eingetragen, mit denen wir uns noch kurz befassen wollen.

Was J. E. Cellérier, der Übersetzer und Bearbeiter der Einleitung Hugs, in einer Vorrede äußerte, grenzte an das Ehrenrührige, lief doch sein Vorwurf auf mangelnde Wahrheitsliebe hinaus, denn bei allem Lob, das man seinem Werke nicht vorenthalten könne, müsse man sich öfters fragen, ob Hug nicht versuche, plausibel zu machen, was ihm selbst kaum immer so erscheinen könne. Er stellte Michaelis und dessen „aufrichtige und tiefe Liebe zur Wahrheit“ groß heraus, und vermerkte, daß man bei Hug diese nicht in ähnlicher Weise finde. Einzelheiten nannte Cellérier nicht; er kann aber nur an Hugs Auffassung vom Offenbarungscharakter des Neuen Testaments und wohl auch an seine Kontroversen gegen neuere protestantische Hypothesen gedacht haben; namentlich in ersterer Hinsicht stimmte Hug allerdings mit Michaelis nicht überein⁶¹¹. Diesem schweren Vorwurf begegnete Hug mit der kurzen Versicherung, daß er sich um vorurteilsfreie Erforschung der neutestamentlichen Schriften bemüht habe: „Zu meiner Rechtfertigung kann ich Ihm nichts Wahreres als die Worte sagen: ich habe dieses Buch nicht gemacht, ich habe es forschend werden lassen, unbekümmert, was dabey herauskomme. Niemand war, als ich in diese Forschung eingieng, beabsichtigt als ich, nichts als meine Belehrung“⁶¹². Wenn der Genfer Professor trotzdem Hugs Einleitung für seine Unterrichtszwecke übersetzte, beziehungsweise bearbeitete, stellte er dem Werk im übrigen nur das denkbar beste Zeugnis seiner Brauchbarkeit und Wissenschaftlichkeit aus⁶¹³.

Zweimal findet sich die Unterstellung, Hug habe sich öfters zu sehr von der Absicht leiten lassen, „allen Wünschen der Kirche zu genügen“, was wohl heißen soll, er habe mitunter mit Rücksicht auf die katholische Lehrtradition auch an Positionen festgehalten, die er im Grunde innerlich nicht mehr ganz bejaht habe – Adolf Jülichers diesbezügliche Behauptung wurde bereits erwähnt⁶¹⁴. Doch ist er objektiv genug, Hug zuzugestehen, daß er „gegenüber

⁶⁰⁸ Ebd., 604.

⁶⁰⁹ Ebd., 605.

⁶¹⁰ Vgl. unten S. 231.

⁶¹¹ Der ältere Michaelis geriet in radikalere rationalistische Richtung.

⁶¹² Hug, Einleitung 31826 I, XIII f.

⁶¹³ Cellérier wörtlich: „Il (Hug) mérite des éloges pour la respectueuse sagesse avec laquelle il discute la critique du Nouveau Testament, et pour les pas réels qu'il lui a fait faire“

⁶¹⁴ Vgl. oben S. 144.

den Ausschreitungen der Neuerer oft genug das Richtige getroffen“ habe⁶¹⁵. Ähnlich wie bei Jülicher hieß es in der „Encyclopaedia Britannica“: „Verstand und Scharfsinn des Verfassers sind stärker gehemmt, wenn er Fragen behandelt, die sich auf die Geschichte der einzelnen Bücher des N. T. beziehen“⁶¹⁶, als ob Hug bei diesen Fragen gleichsam ein „Sacrificium intellectus“ geleistet habe. Sicher ist soviel, daß man auf protestantischer Seite offensichtlich zu wenig in Rechnung stellte, daß ein katholischer Gelehrter von Haus aus eben ein ganz anderes Verhältnis zur kirchlichen Tradition hat als der protestantische Kollege. Gegen die Richtigkeit der geäußerten Mutmaßungen spricht übrigens die von uns mehrmals nachgewiesene Tatsache, daß Hug, wenn ihm dies angezeigt schien, freimütig Ansichten vortrug, die mit traditionellen Meinungen nicht mehr harmonierten. Wie unbekümmert trug er zum Beispiel seine Meinung über die Papias-Notiz von einem angeblichen hebraischen Matthäusevangelium vor! Und wie gegen alle bisherige Auffassung war seine Ansicht über den wissenschaftlichen Wert der Vulgata-Ausgabe durch Sixtus V.⁶¹⁷, so daß ihm noch Hurter deswegen einen Tadel aussprach⁶¹⁸. Doch braucht man sich bei den Unterstellungen einiger Kritiker nicht allzu lange aufzuhalten, sie fallen nämlich bei der Gesamtbewertung der Einleitung Hugs kaum oder gar nicht ins Gewicht.

Dank und Anerkennung in zwei katholischen Werkbesprechungen

Aus zwei frühen Besprechungen geht hervor, daß man katholischerseits über Hugs Einleitung große Freude und Befriedigung empfand. Die „Litteraturzeitung für katholische Religionslehrer“ veröffentlichte 1810 eine über 40 Seiten starke Rezension⁶¹⁹. Gegenüber den bereits vorhandenen habe Hugs Werk „eine fast neue Bahn“ eröffnet, nicht zuletzt deswegen, weil er an die Schriften des Neuen Testaments „unbefangen“, das heißt nicht anders als

⁶¹⁵ *Adolf Jülicher*, Einleitung in das neue Testament, 5. 6. 1913, 11. Auch *H. J. Holtzmann*, wie Jülicher führend in der kritischen Richtung, geht an Hugs Einleitung nicht achtlos vorüber. Bei ihm lesen wir: „In den Umkreis der theol. Disziplinen der kathol. Fakultäten Deutschlands ist die biblische Einleitung erstmalig eingeführt worden durch die von Rautenstrauch ausgearbeitete Studienordnung der Kaiserin Maria Theresia (1776). Sofort leistete die kathol. Theologie auch ihren ersten und zugleich glänzendsten Beitrag zur Ausgestaltung dieses Wissenszweiges in der „Einleitung in die Schriften des neuen Testaments“ von J. L. Hug. Auf Grund einer reichhaltigen und selbständigen Durchforschung der althristlichen Literatur lieferte dieser Gelehrte eine Arbeit, welche ebenso sehr durch geschmackvolle Darstellung und eine gewisse vornehme Art, die Gegner zur Ruhe zu verweisen, blendete wie durch wirkliche Gelehrsamkeit“. In: *Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament*. 31892, 5. Große Schwierigkeiten, meinte Holtzmann, habe Hug jedoch öfters „fast spielend behandelt“, „als Mißverständnisse, die sich aufs einfachste lösen“. Soweit Verf. sich hier ein Urteil erlauben darf, mochte er seinerseits diese kritische Anmerkung sich zu eigen machen.

⁶¹⁶ Bd. XII, 1881, 336.

⁶¹⁷ Vgl. Einleitung 31826 I, 487 f.

⁶¹⁸ Hurter schrieb: „Dolendum tamen, eum de vulgata minus bene disserere.“

⁶¹⁹ Erscheinungsort Landshut. Die Rezension findet sich in den Nummern 34, 35, 36, 37 des Jahrgangs 1810.

man sonst an alte Schriften herangeht: „Die Untersuchungen sind übrigens so eingerichtet, als hätte man hier bloß alte Schriften, deren Aechtheit angestritten wird, vor Augen, um zu erfahren, welche Gründe für oder wider angebracht werden können. Hr. Prof. Hug setzt deßhalb nie die Göttlichkeit dieser Schriften, noch das Ansehen der Kirche für sie voraus, und erforschet hierüber so unbefangen, als wäre hierüber weder des Einen noch des Anderen wegen eine Anfrage zu machen“. Man solle an diesem Verfahren keinen Anstoß nehmen, sondern „überdenken, daß die Aechtheit vor allem müsse erwiesen werden, und daß, so lange die Untersuchung hierüber daure, auch ein heiliges Buch in keine andere Kategorie versetzt werde, als in die jedes andern Buches, worüber eine ähnliche Untersuchung angestellt wird“. Auf diesem Wege allein „entsteht nun eine wahre Einleitung in die Bücher des neuen Testaments“. Es wird sehr begrüßt, daß Hugs Einleitung sich mutig den Angriffen stellt, die von einer allzu negativen Bibelkritik vorgetragen werden, als ob nur noch ein völlig verdorbener Text der heiligen Bücher vorhanden sei, darum deren Echtheit „sowohl im Ganzen, als im Einzelnen“ sehr angezweifelt werden müsse. Dem Rezensenten gefielen sehr „die herrlichen Gedanken über die Religion Jesu“, mit denen Hug sein Werk beginnt, offenbar empfand er diese Apologie der Einzigartigkeit der Person und des Werkes Jesu als besonders wohlthuend in einer Zeit, die nicht mehr gewillt war, die Göttlichkeit Jesu gelten zu lassen. Die Ausführungen Hugs hierzu werden in längeren Auszügen wörtlich wiedergegeben. Den Hauptinhalt der Besprechung bilden ausführliche Angaben über den Inhalt der einzelnen Hauptstücke der Einleitung, der Leser erhält ein gutes Bild von dem ungeheuren Stoff, den Hug behandelt hat. Ausdrücklich wird Hug zugestimmt, wenn er in den Evangelien etwas anderes sieht als „eine nach chronologischer Folge angelegte Biographie Jesu“, ebenso findet der Rezensent Hugs Einwände gegen ein hebräisches Urevangelium „so treffend“, „daß man diese Hypothese, Kraft der man aus den Evangelien machte, was man wollte, wohl aufgeben dürfte“. Dagegen glaubte er, des Papias Nachricht von einem hebräischen Matthäusevangelium müsse doch weiterhin Beachtung verdienen – hier war Hugs Standpunkt dem Rezensenten anscheinend zu fortschrittlich. „Viele treffliche Bemerkungen“ werden dagegen in den Erörterungen zu den paulinischen Briefen gefunden; daß Hug den Hebräerbrief weiterhin Paulus zuschreibt, wird dankbar begrüßt. Ebenso das Festhalten am Apostel Johannes als Verfasser der Apokalypse, dagegen kann die Rezension Hug nicht folgen, wenn er zur inhaltlichen Deutung dieses Buches in der Hauptsache „dem Kommentar des Eichhorns“ zustimmt.

Der Name des Rezensenten ist nicht genannt. Seine ausführliche Besprechung hat zweifellos mitgeholfen, der Einleitung Hugs schon bei ihrem ersten Erscheinen unter den Katholiken beträchtliches Ansehen zu verschaffen.

In der Tübinger „Theologischen Quartalschrift“ erschien eine gleichfalls weit ausholende Besprechung der zweiten Auflage der Einleitung Hugs. Ihr besonderer Wert liegt darin, daß die mannigfachen Zusätze, Berichtigungen und Erweiterungen dieser neuen Auflage gegenüber der ersten genau aufgezeigt werden. Wir begnügen uns damit, die einleitenden Bemerkungen der Rezension wiederzugeben, in denen ersichtlich wird, wie sehr Hugs Werk in Fachkreisen bereits zu höchstem Ansehen gelangt war:

„Daß ein so klassisches Werk, wie das vorliegende, dessen erstes Erscheinen schon ein so berühmter Gelehrter wie der Herr Prälat Schnurrer beförderte, erst nach dreyzehn Jahren seine zweyte Auflage erlebte, müßte sehr befremden, wenn man nicht die stürmischen Zeiten berücksichtigt, welche bald auf die erste Erscheinung desselben folgten, und die Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände hinczogen, zum Theile auch dem theologischen Forschungsgeiste eine andere, wenn auch nicht gedeihlichere Richtung gaben. Den Herrn Verfasser, der sich seiner Ansichten und der Gründe dafür mit ausgezeichneter Klarheit bewußt ist, konnte weder das theilweise Zurückschreiten des Zeitgeistes in seinen Krebsgang zum frömmelnden Helldunkel verwickeln, noch das Brausen der Begebenheiten in seinen gelehrten Untersuchungen stören, wodurch er die neue Auflage seines Werkes mit einem Schatze neuer Bemerkungen bereicherte. Es sind nicht blos die Früchte seiner Reisen nach Frankreich und Italien, welche die zweyte Ausgabe verschönern, sondern auch die Resultate einer mit dem genialischsten Beobachtungsgeiste und Scharfsinne begleiteten ausgebreiteten Belesenheit, wodurch diese Ausgabe am Werthe soviel gewonnen hat, daß es keinen, der einen Sinn für gelehrte Forschungen im kritischen Fache hat, gereuen darf, sie neben der älteren zu besitzen. Schade, daß die äußere Ausstattung des Buches beynahe eben soviel verloren, als der innere Gehalt zugenommen hat!

Der Rec. fürchtet nicht, sich durch das bisher Gesagte den Verdacht einer schmeichelnden oder blinden Lobpreisung zuzuziehen, da er in mehreren Ansichten, vorzüglich in der Einleitung in die einzelnen Schriften, von dem Herrn Verfasser abweicht. Das hindert ihn aber durchaus nicht, zu bekennen, daß er im Fache der Bibelkritik nebst Eichhorn keinen so geistreichen Schriftsteller kenne, als Hug, und diesem noch in so ferne den Vorzug vor jenem einräumen müsse, als er wenigstens im allgemeinen die äußeren Gründe weit gewissenhafter berücksichtigt, genauer und tiefer erforscht, und mit den inneren trefflich zu verbinden weiß⁶²⁰.

Hugs Einleitung in Fremdsprachen

Ein Werk von dem hohen wissenschaftlichen Rang, wie die Einleitung Hugs ihn besaß, fand auch im Ausland starke Beachtung, wie die Übersetzungen zeigen.

Als erste erschien: „Essai d'une introduction critique au nouveau Testament, ou analyse raisonnée de l'ouvrage intitulé: Einleitung in die Schriften des N. T., par J. L. Hug, Professeur en Théologie à l'Université de Fribourg en Brisgau. Par J. E. Cellérier, Pasteur et Professeur de Langues orientales, Critique et antiquités sacrées à l'Académie de Genève. Genève 1823.“

Die zweite Übersetzung erschien in England unter dem Titel: „An Introduction to the Writings of the new Testament. By Dr. John Leonard Hug, Professor of Theology in the University of Freiburg in Breisgau. Translated from Guildford Wait, L. L. D. Rector of Blagdon, Membre of St. John College, Cambridge. In two Volumes. London 1827.“

⁶²⁰ Theol. Quartalschrift 4, 1822, 276 f.

Eine weitere englische Übersetzung kam in Nordamerika heraus: „Hug's Introduction to the Study of the new Testament. Translated by D. Jodick jr. with Notes by Professor Stuart, Newyork“. Erscheinungsjahr war nicht zu ersehen⁶²¹.

Im Jahr 1861 gab es nochmals eine Übersetzung ins Französische, besorgt von P. Hyacinthe Valroger⁶²².

Übersetzungen ins Holländische und Italienische waren in die Wege geleitet, kamen aber dann nicht zustande⁶²³.

Mit Recht sprach der Senat der Universität Freiburg von Hug als dem „ruhmgekrönten Schriftsteller“⁶²⁴.

⁶²¹ Vgl. Encyclopaedia Britannica XII, 336.

⁶²² Vgl. Dictionnaire de la Bible III, 768.

⁶²³ Aktennotiz der Theol. Fakultät. Univ.-Arch. Freib. Theol. Fak. V c 3.

⁶²⁴ Senatserslaß vom 25. 4. 1836. – Ebd.

Zum Homiliar Aug. XVI.

Von Walter Berschin

Mit einem ansprechend aufgemachten Bändchen lenkt Erzabt *Ursmar Engelmann** unter einem umfassenden Titel das Interesse wiederum auf das Homiliar Aug. XVI der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Die große Handschrift, die im Zug der Säkularisation direkt von der Reichenau nach Karlsruhe gekommen ist, enthält einen Initialenschmuck, der auf Grund seiner Verwandtschaft mit der spätkarolingischen Sankt Galler Ornamentik sowie seiner zu vermutenden Einflüsse auf die bekannte Reichenauer Buchmalerei von der Kunstwissenschaft seit langem beachtet wird: *A. Boeckler* hat in der Jubiläumsschrift „Die Kultur der Abtei Reichenau“ Aug. XVI in die „Eburnant-Gruppe“ der Reichenauer Malerschule eingeordnet (Band II, München 1925, 962–966); *D. H. Turner* hat in seiner gemeinsam mit *C. R. Dodwell* veröffentlichten Schrift „Reichenau reconsidered“ Aug. XVI der Reichenau abgesprochen (London 1965, 64–68) – um nur zwei konträre Arbeiten hier zu nennen. Seit langem ist die Handschrift in ihrem Inhalt vorzüglich beschrieben in *A. Holders* Katalog der Reichenauer Pergamenthandschriften (Die Handschriften . . . der Badischen Hof- und Landesbibliothek Karlsruhe V/1, Leipzig 1906, 46–57); die vor allem von *K. Hannemann* besorgten Nachträge in der fotomechanischen Neuausgabe (Wiesbaden 1970) verzeichnen die neuere Literatur.

Engelmann beabsichtigt nicht in erster Linie, die wissenschaftliche Diskussion über die Handschrift fortzuführen, vielmehr „sollen die Liebhaber der Reichenau ein eindrucksvolles Zeugnis von der Eigenart malerischer Gestaltungskraft aus der frühen Zeit des Inselklosters in die Hand bekommen“ (S. 9). Dementsprechend handelt Engelmann zunächst „von der mittelalterlichen Bibliothek der Reichenau“ (S. 11–21), erläutert kurz den Codex Aug. XVI als Ganzes (S. 22–28), kommt dann ausführlich auf die ausgewählten 24 Initialen – etwa ein Drittel des Bestandes im Codex – zu sprechen, die im Tafelanhang, teils farbig, abgebildet sind (S. 29–42; T. 1–24). Eine zusammenfas-

* *U. Engelmann, Reichenauer Buchmalerei. Initialen aus einem Lektionar des frühen 10. Jahrhunderts. Freiburg-Basel-Wien 1971, 52 S. und 24 Taf.*

sende Betrachtung enthält das Kapitel „Die Initialen – Reichenau und St. Gallen“ (S. 43–48).

Wer die Bilderfolge genießen will – und in diesem Sinne ist sie hauptsächlich gemeint –, darf sich getrost der Führung und dem Geschmack des Autors überlassen, der in bunter Folge Bekanntes und weniger Bekanntes präsentiert. Das kleine Format des Büchleins zwang wohl dazu, aus der großformatigen, zweiseitig angelegten Handschrift kleine und kleinste Ausschnitte wiederzugeben; das Schriftbild wird meist zugunsten einer möglichst großen Wiedergabe der Initiale geopfert, das heißt zerschnitten; wer sich die Proportionen des zuletzt in Augsburg in der Ausstellung „Suevia Sacra“ gezeigten Originals nicht gegenwärtig hält, könnte in den Irrtum verfallen, es handle sich bei Aug. XVI um ein Bilderbuch, zumal keine Abbildung einer ganzen Seite aus der Handschrift gegeben ist. Den relativ besten Eindruck des Schmuckes auf einer Seite vermittelt Abb. 1 als Ausschnitt aus fol. 49^v (Die Aufnahme ist wohl identisch mit der im Katalog „Initial und Miniatur. Buchmalerei aus neun Jahrhunderten in Handschriften der Badischen Landesbibliothek“, Basel 1965, Vorsatztafel, wo das Blau des Originals getreuer erscheint). Diese Abbildung veranschaulicht die Verwendung verschiedener älterer Schriftarten – Capitalis quadrata, Capitalis rustica, Unziale – zur Unterstützung der auszeichnenden Wirkung der Initiale, wie dies auf vielen weiteren Abbildungen noch teilweise zu sehen ist. Die prächtigen Initialen mit dem Reiher (fol. 32^r) und dem Schwan (fol. 38^v), die Boeckler schon schwarzweiß abgebildet hatte, sind nun farbig zu sehen (Abb. 4 und 22).

Leider wurde die größte Initiale, und die in jeder Hinsicht wohl bedeutendste, nicht reproduziert: fol. 9^r *C(um esset desponsata)*, der Beginn des Evangeliums der Weihnachtsvigil. Für die Betrachtung der historischen Zusammenhänge ist diese Initiale unentbehrlich, vgl. z. B. St. Gallen, Stiftsbibliothek Cod. 53 („Evangelium longum“) p. 11 (Abb. bei *Bruckner*, *Scriptoria Medii Aevi Helvetica* III, T. 24 – nach Ekkeharts IV. *Casus S. Galli* c. 28 von Salomon III. gemalt); vgl. als eine vom „Evangelium longum“ abhängige Gestaltung das sog. Erkanbald-Evangelistar der Société Industrielle Mülhausen im Elsaß (Abb. Katalog „Suevia Sacra“, Augsburg 1973, T. 143). – Nach *E. J. Beer*, *Initial und Miniatur*, 26, ist die Prachtinitiale C in Aug. XVI vorbildlich für drei Handschriften der „Anno-Gruppe“ geworden. Auch Engelmann verweist auf diese Initiale (S. 24) – die Ab-

bildung findet man bei Dodwell-Turner, Reichenau reconsidered, T. 11a.

Obwohl Engelmann sein Buch den Initialen von Aug. XVI gewidmet hat, nimmt er dankenswerterweise die Gelegenheit wahr, das Augenmerk des Betrachters auch auf die Schrift des Codex (in seinem Grundbestand fol. 9^v-276^v) zu lenken (S. 26-28). Der Leser findet auf S. 27 f. (mit Verweisen) eine Einführung in die Zeichensetzung und ihre Bedeutung als Pausen- beziehungsweise Tonhöhenzeichen für den Vorleser. Die Zeichensetzung bezeugt, wie sorgfältig man bei der Herstellung des umfangreichen Werks zu Rate ging.

Während Holder in seinem Katalog Aug. XVI noch saec. XI. datiert hatte, schätzte Boeckler die Entstehung der Hs. gleichzeitig mit dem Darmstädter Gero-Codex auf „um 970“. Die paläographische Betrachtung führt nunmehr in die erste Hälfte des X. Jahrhunderts (S. 50 Anm. 37: Bischoff). Da Turner darin wohl recht hat, daß Boeckler zu viel Gewicht auf das Vorbild des Folchard-Psalters (St. Gallen Stiftsbibliothek Cod. 23) gelegt hat und daß spätere Werke wie das Psalterium Aureum (Cod. 22) oder der Gundis-Codex (Cod. 54) als Vorbilder ebenso in Frage kommen (dem ist der Hinweis auf das „Evangelium longum“, Cod. 53, anzuschließen, dessen vorbildliche Bedeutung kaum überschätzt werden kann, wie *A. Weis* in seiner grundlegenden Abhandlung über „Die Hauptvorlage der Reichenauer Buchmalereien“, Jahrbuch der Staatl. Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 11, 1972, 37-64, bes. 56 mit Abb. 19+20 gezeigt hat), schmelzen die „fast hundert Jahre“, die Boeckler zwischen karolingisch-sanktgallischem Vorbild und ottonisch-reichenauischer Nachschöpfung sah, unter Umständen auf wenige Jahrzehnte zusammen.

Turners Zweifel am Reichenauer Ursprung von Aug. XVI („Stylistically it could be from St. Gallen“, S. 67) hätte Engelmann in seinem Kapitel „Reichenau und St. Gallen“ (S. 43 ff.) wenigstens erwähnen müssen – zumal anhand von Abb. 11 (fol. 135^r) auf S. 33 f. der Punkt berührt wird, auf dem Turner seinen Zweifel gründet, die nachträgliche Einfügung einer Homilie auf das Fest des auf der Reichenau verehrten Evangelisten Markus auf dem Binio fol. 135-138 in einer eckigen Minuskel des X. Jahrhunderts (Engelmann Abb. 11). Die Lage wurde durch kaum sichtbare Rasuren auf fol. 134^v kunstvoll in den Kontext des Grundbestandes eingefügt. Wer sich vergegenwärtigt, daß die Markusverehrung auf der Reichenau erst mit den „Miracula S. Marci“ (um 934) einsetzt, wird allerdings nichts Überraschendes dabei

finden, daß im Grundbestand von Aug. XVI noch keine Markus-Homilie enthalten war.

In seiner Illumination ist Aug. XVI kaum das Werk der in langer Übung erprobten Illuministenschule St. Gallens, die vor allem die Kunst beherrschte, den Schmuck dem Schriftbild der Seite ein- und unterzuordnen. Demgegenüber sprengen die Initialen von Aug. XVI vielfach das graphische Gesamtbild. Eine Einheitlichkeit des Schmuckstils ist offensichtlich noch nicht erreicht; neben prächtigen Weiterentwicklungen sanktgallischer Muster stehen stereotype Wiederholungen einmal gefundener Formen (S fol. 14^r, Engelmann, Umschlagbild und Abb. 2 ist fast identisch fol. 51^v wiederholt, ebenso – nicht ganz vollendet – fol. 75^v), neben gekonnter Verwendung von Gold und Purpur recht armselige Bildungen, vgl. Engelmann Abb. 18 von fol. 200^v. Vergleichbares aus St. Gallen, wie die Homilien Gregors des Großen, Stiftsbibliothek Cod. 204 (Bruckner, *Scriptoria* III T. 33), ist stillicher. Es mag ein Zufall sein, daß das Lektionar Aug. XVI mit ca. 43x32 <30x22,5> cm etwa dem Format entspricht, das in fünf Lektionaren St. Gallens begegnet (Stiftsbibliothek Cod. 430–434).

Paläographisch ist Aug. XVI in seinem Grundbestand die großartige Leistung eines seines ausgreifenden Stils sicheren Schreibers. Auf ein organisiertes Skriptorium deuten die einheitlich und qualitativ hergerichteten Quaternionen hin – solche Lagen durfte man in berechtigtem Stolz mit griechischen Lagensignaturen versehen (vgl. Holders Katalog S. 46, wo allerdings nicht alle Spuren der durch Beschneiden beeinträchtigten Zahlen berücksichtigt sind). Von paläographischer Bedeutung sind ferner die Ergänzungen des Homiliars. Da deren Folge weitgehend festzustellen ist, ergibt sich eine relative Chronologie einiger repräsentativer Schriften der Reichenau der zweiten Blütezeit. Besondere Beachtung verdient die noch dem X. Jahrhundert angehörende breite und offene Hand des dem Grundbestand vorgebundenen Folio fol. 7–8, die wieder in den beiden Serien von je 12 „*Conclusiones lectionum*“ begegnet, die im ersten Drittel des Codex am unteren Rand beigeschrieben sind (Holder S. 56 f.). Auch das Ende des Codex fol. 280^r–286^v zeigt diesen Schrifttyp. Diverse Noten zeigen, daß die Handschrift bis ins Spätmittelalter benutzt wurde. So schön die dem ursprünglichen Bestand an- und eingefügten Blätter die Kultur des Reichenauer Skriptoriums in ottonisch-salischer Zeit illustrieren, so drastisch führen spätmittelalterliche barbarische Einträge bei gleichzeitigen Raubschnitten an den Pergamenträndern (fol. 157 f.) den späteren Verfall der dortigen Buchkultur vor Augen.

600 Jahre St. Ulrich in Müllen, 1000 Jahre St. Ulrich in Augsburg — Zum kirchlichen Leben in Neuried-Müllen von den Anfängen bis 1800*

Von Dieter Kauß

Jubiläum und geschichtlicher Wechsel

Eine gut erhaltene Pergamenturkunde vom 7. Juni 1373¹ nennt, zum ersten Male für uns heute faßbar, den hl. Ulrich als Patron einer Kapelle im Dorfe Müllen. Da diese Kapelle, wie später noch zu beachten sein wird, auf Pfarrgut liegt und über dem noch heute sichtbaren St.-Ulrich-Brunnen errichtet war, weist sie auch eindeutig auf das St.-Ulrichs-Patrozinium der Pfarrkirche von Müllen hin, das uns als solches sicher erst seit dem 17. Jahrhundert² bekannt ist. So jährt sich im Sommer 1973 die Kunde vom St.-Ulrichs-Patrozinium in Müllen zum 600. Male. Gleichzeitig aber ist bekannt, daß der hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, dem die Müllener Kirche geweiht ist, am 4. Juli 973 in Augsburg³ gestorben ist. Deswegen wird dort im Sommer 1973 das 1000jährige Jubiläum seines Todestages besonders gefeiert.

Gerade in der heutigen Zeit, die uns am Beispiel Müllens den schnellen Wechsel erkenntlich macht, läßt ein Blick in die Vergangenheit den Betrachter sicherer in der Gegenwart stehen und darin bewußter leben. Politisch hat der Ort Müllen im letzten Jahr seine Selbständigkeit zugunsten des Raumes Neuried verloren. Sein Geschick in der Verwaltungsmaschinerie war in den letzten Jahren ohnehin vom Wechsel gekennzeichnet. Ursprünglich der Landvogtei Ortenau zugeordnet, kam der Ort Müllen 1805 an Baden und blieb dem Offenburger Raum verbunden. 1936 kam Müllen dann an den neugeschaffenen Kreis Kehl⁴ und 1973 wurde es dem neuen

* Die Anregung zu dieser Studie kam von Herrn M. Karowski, Pfarrer von Müllen. Ihm und Herrn Bürgermeister J. Junker bin ich für die freundliche Mithilfe und tatkräftige Unterstützung zu Dank verpflichtet. Diese Verpflichtung wurde verwirklicht, denn dieser Beitrag erschien im Sommer 1973 mit einigen Änderungen als eigenständige Festschrift.

1 GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe 9/43a und 12/49.

2 Fur 1916 (FDA 14, 1881, 278); fur 1699 (FDA 31, 1903, 314) und ab 1666 in den im Pfarrarchiv Müllen vorhandenen Kirchenrechnungen.

3 Lexikon für Theologie und Kirche. Band X. Freiburg 1965, 454; vgl. Bischof Ulrich von Augsburg und seine Verehrung. Festgabe zur 1000. Wiederkehr des Todestages. Augsburg 1973. (Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 7, 1973).

4 Vgl. Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl. Bühl 1964, 6 und 64.

Ortenaukreis zugeordnet. Die kirchlichen Verhältnisse schwankten ebenfalls. Die Pfarrei Müllen gehörte im 19. Jahrhundert wechselseitig zum Dekanat Lahr und Offenburg⁵, im 20. Jahrhundert zu Offenburg. Die neueste Zeit bringt, der politischen Einteilung folgend, die Zuteilung Müllens zu dem in Zukunft neu geplanten Pfarrverband Neuried.

Jubiläen als Gedenktage in der schnellebigen Zeit rufen Überlegungen zur Vergangenheit hervor. Die hier angestellten Gedanken erfassen den Zeitraum von den Anfängen bis zum Jahre 1800. Das Enddatum ist damit zu rechtfertigen, daß einmal mit dem Ereignis der Französischen Revolution auch im kirchlichen Bereich Veränderungen eintreten, die so einschneidend sind, daß sie nicht in einem Atemzug hier mitberücksichtigt werden können. Zum anderen wird 1802 die Ortenau infolge dieser Ereignisse kirchlich vom Bistum Straßburg⁶ gelöst, zunächst getrennt verwaltet und 1827 dem neuen Erzbistum Freiburg eingegliedert. Weiter änderte sich 1805, wie schon gesagt, die Ortsherrschaft, und Müllen kommt in den Bannkreis des Großherzogtums Baden. Unabhängig von diesen markanten Ereignissen ist auch für einen Chronisten ab 1800 das Aktenmaterial so umfangreich, daß eine weitere Betrachtung der kirchlichen Geschichte ab 1800 in Müllen der Zukunft vorbehalten sein soll.

Zur Ortsgeschichte

Die schon immer zahlenmäßig kleine politische Gemeinde Müllen liegt in der Oberrheinebene der Ortenau zwischen Altenheim und Schutterwald, zwischen Dundenheim und Hohnhurst. Das Gelände ist geprägt durch die Niederung der Schutter und des von ihr getrennten Baches „Schütterle“⁷. Vor allem das feuchte Weide- und Wiesengelände um die Schutter im Westen von Müllen war eine dauernde Streitquelle zwischen Altenheim, Dundenheim und Müllen. Der Ortsname Müllen ist erst seit dem 16. Jahrhundert in der heute üblichen Form entstanden und uns 1586 als „Muella“, 1613 als „Millen“ und „Müllä“, sowie 1621 als „Milla“ bezeugt. Zuvor hieß dieser Ort eindeutig Mülnheim, wie uns alte Belege deutlich machen: 1139 Mulnheim, 1368 Millenheim, Mülnheim, 1480 Muellenheim, 1505 Muellheim, 1550 Mulheim⁸. Damit ist Müllen als ein sogenannter -heim-Ort ausgewiesen, den man in seiner Entstehungszeit in die frühe Kolonisation der Franken am Oberrhein einordnen kann. Hierbei handelt es sich um das 6. bis 8. Jahrhundert⁹.

⁵ Vgl. die Akten im Pfarrarchiv Müllen und die Bauakten Mullen. Vol. I und II in der Erzbischöflichen Finanzkammer Freiburg.

⁶ *A. M. Burg*, Die alte Diözese Straßburg von der bonifazischen Reform bis zum napoleonischen Konkordat 1802, in: FDA 86, 1966, 220–351, hier 350.

⁷ Vgl. die Topographische Karte L 7512 Offenburg und einen Plan der Gemarkung Mullen im Gemeindearchiv. Zur Landschaft vgl. *R. Metz*, Bau und Bild der Landschaft in der Ortenau, in: Ortenau 40, 1960, 16–57.

⁸ Zu den Ortsnamenbelegen vgl. *A. Krieger*, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Band II. Heidelberg 1905, 237; ferner zu 1568 in GLA 31/18, zu 1613 in GLA 229/69489 und zu 1621 in GLA 229/69507.

⁹ Vgl. dazu zusammenfassend *D. Kauf*, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Buhl 1970, 66–68 und neuestens *W. D. Sick*, Siedlungsschichten und Siedlungsformen. Freiburg 1972, 12.

Beachtet man die frühe, sicher greifbare, politische Situation Müllens im 12. Jahrhundert, so bildete es dort eine Einheit mit Altenheim. Zusammen mit diesem Ort ist es 1139 im Besitz des Klosters St. Georgen im Schwarzwald¹⁰. Altenheim jedoch ist sicher als früher fränkischer Besitz in der Ortenau anzusehen und reicht als solcher in die Zeit des 7. und 8. Jahrhunderts¹¹. Die Ortsnamenserklärung von Müllen als einem Ort, an dem sich Wasser- oder Windmühlen¹² befanden, macht die Zuordnung zu dem Raum Altenheims auf der etwas erhöhten Niederterrasse, wo Getreideanbau damals eher möglich war, deutlich. Daß es sich hier um Wassermühlen an der Schutter handelte, ist einerseits urkundlich bekannt, andererseits aus dem Gelände und heute noch in der Nachbarschaft bekannter Mühlen von Dundenheim und Rohrburg ersichtlich. Damit könnte der Ortsname von Müllen auf ein altes Dorf oder eine Siedlung hinweisen, die von Altenheim aus in der Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts gegründet wurde.

Die frühe Geschichte

Mit der Zugehörigkeit zu Altenheim darf man Müllen ebenfalls im Gebiet des fränkischen Königsgutes ansiedeln, das sich die Karolinger besonders im 7. und 8. Jahrhundert vom Elsaß aus, vor allem durch Binnenkolonisation über den Rhein, aneigneten. Ein großer Teil der Ortenau¹³ war Königsland und wurde im 13. Jahrhundert als Landvogtei Ortenau¹⁴ verwaltungsmäßig gestrafft und erfaßt. Aber nicht erst in dieser Zeit – später noch viel mehr – sondern schon im hohen Mittelalter wurde der königliche Besitz von den betreffenden Herrschern oder ihrem im Lande angesiedelten Adel verkauft, verschenkt, verliehen oder verpfändet. Für Müllen sieht dieser Weg im Mittelalter und der frühen Neuzeit einen häufigen Wechsel in der Ortsherrschaft vor, der uns nicht immer bis in das Einzelne bekannt ist. Sicher ist aber immer das Obereigentumsrecht des Königs, seit dem späten Mittelalter der Habsburger und der österreichischen Könige und Kaiser. Zunächst war es wohl wahrscheinlich, daß Müllen zu der Schenkung Heinrichs II. im Jahre 1007 für sein neugegründetes Bistum Bamberg gehörte¹⁵. Diese Schenkung bestand vor allem aus dem Klosterbesitz Schutterns und den umliegenden Orten. Aber schon ein Jahrhundert später erscheint der Ort Müllen ganz anders orientiert. Am 14. April 1139 wird er mit „Altheim und Drudenheim“ als Besitz des Klosters St. Georgen im Schwarzwald durch Papst Innozenz II.¹⁶ bestätigt. Dieser Besitz wird 1179 durch Papst

¹⁰ Württembergisches Urkundenbuch (WUB). Band II. Stuttgart 1858, Nr. 311, 10; vgl. *H. J. Wollasch*, Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald. Freiburg 1964.

¹¹ *Th. Adam* – *H. Kappus-Muslow*, Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte. Kehl 1963, 10–15.

¹² *E. Forstemann*, Altdeutsches Namensbuch. Band II: Ortsnamen, 2. Halbband München 1967, 332, 336/337. Das Ortswappen zeigt ein Muhlrad.

¹³ Vgl. zusammenfassend *D. Kauß*, Pfarrorganisation, 96/97.

¹⁴ *K. L. Futzfeld*, Der Stein zu Ortenberg, das Bamberger Furstenlehen und die Entstehung der Reichslandvogtei Ortenau, in: *Ortenau* 49, 1969, 9–34, hier 32.

¹⁵ A. a. O., 10; über Mullen dort, 15 und Anmerkung 15a, sowie 33, sehr unterschiedliche Angaben über die Zugehörigkeit zum Bamberger Lehen.

¹⁶ S. Anmerkung 10.

Alexander III. erneut genannt¹⁷ und kirchlich abgesichert. Bei dieser Besitzaufzählung ist „Mulnheim“ mit seiner Kirche festgehalten. Es ist leider nicht zu erkennen, durch wen die Übertragung Müllens an das Kloster St. Georg geschah. 1343¹⁸ ist das Kloster immer noch im Besitz Müllens. Verwalter des vom Kloster doch recht weit entfernten Besitzes dürften die Herren von Windeck gewesen sein, ja, ihnen muß das Dorf von St. Georgen verkauft worden sein, denn am 23. November 1346¹⁹ verkauften die Brüder Reinbold und Bertschanus von Windeck das ganze Inventar von „Mulnheim und vom Hofe Drudenheim“. Keiner soll die Rechte St. Georgens anfechten, auch nicht das Recht der „Einsetzung und Absetzung des Vizeplebans der Kirche im Dorfe Muleheim“. Die Besitzherrschaft St. Georgens dokumentiert sich in Müllener Urkunden noch lange, indem dort bis in die Neuzeit von Flurnamen der „Mönchsmatte“ und vom „St.-Georgen-Wald“²⁰ die Rede ist. Doch am Ende des 14. Jahrhunderts scheinen sich die Mönche von St. Georgen langsam aus Müllen zurückzuziehen. Am 7. Juni 1373²¹ wird der Müller Rüdiger als Erbe des Klosters über zwei Mühlen und deren Rechte genannt. 1379²² ist der Straßburger Bürger Wilhelm von Winsberg Besitzer der Mühlen und des Dorfes „Müllenheim“. Der „St.-Gregorien-Wald“ und das Patronatsrecht über die Kirche in Müllen sind dem Abt von St. Georgen noch vorbehalten. Der Zehnt des Ortes, die jährlich genau bestimmte Abgabe an Getreide und Großvieh, geht damals voll an den Ortspfarrer. Wilhelm von Winsberg sichert 1384²³ seinem Sohn, der als Pfarrer von Altenheim bekannt ist²⁴, das Wohnrecht in Müllen. In der Urkunde darüber ist ein Burgstadel, dessen Baupflicht St. Georgen hat, erwähnt. Die Schilderung dessen Lage ist für das heutige Müllen äußerst interessant: „das Burgstedeli in dem dorfe ze Mulnheim bi Straburg bi der mueli gelegen vnd den Garten, da selbes der einhalb an den Kilchhof stosset, vnd zwüschent der mueli vnd der Kirchen lit mit dem Wasser, das vmbe das vorgeannte Burgstadel gat bitz in die Furt“. Wichtig hierbei ist die Nennung des Burgstadels, der nach dem weiteren Wortlaut als Tief- und Wasserburg angelegt war. Ferner wird die Mühle, der Kirchhof und die Kirche sowie die Schutter erwähnt, die um den Burgstadel herumfloß. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts anerkennt der Straßburger Bischof 1401²⁵ die vollen Rechte des Klosters St. Georgen, das die Müllener Güter 1432²⁶ an den Straßburger Bürger Claus Böckel verkauft hatte. Dieser verlehnte gegen Zinszahlung Gelände an den „Hirten Jeckelin von Mulnheim“²⁷. Noch 1456 verfügte Nikolaus Böckel²⁸ über den Ort.

¹⁷ WUB. Band II, Nr. 416, 199.

¹⁸ Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515. Band I. Innsbruck 1900, Nr. 1002, 100.

¹⁹ GLA 9/43a.

²⁰ Für das 14. und 15. Jh. s. Urkunden in GLA 9/43a und 66/5566; als Beispiel des 17. Jahrhunderts die Urkunde von 1621, X. 15 (GLA 229/69507).

²¹ GLA 9/43a oder 12/49.

²² 1397. VII. 1 (GLA 9/43a).

²³ 1384. VIII. 29 (GLA 9/43a).

²⁴ GLA 27/19; vgl. *D. Kaub*, Pfarrorganisation 169.

²⁵ 1401. VII. 29 (GLA 9/43a).

²⁶ 1432. VII. 9 (GLA 9/43a).

²⁷ 1448. V. 25 (GLA 33/37).

²⁸ 1456. VIII. 17 (GLA 9/43a).

Das Ende des Mittelalters

Am Ende des 15. Jahrhunderts jedoch ist Müllen wieder in der Hand der Könige, näherhin in der Verwaltung des „Steynes gein Ortenberg“, wie aus einem Rechtsstreit von 1472²⁹ ersichtlich ist. 1480 ist der Pfalzgraf bei Rhein innerhalb des Verfahrens wegen Gebietsstreitereien als Dorfherr³⁰ genannt. 1488 und 1498 ist schließlich bezeugt³¹, daß der Schultheiß und einige Bürger von „Mulnheim“ durch den kaiserlichen Schaffner von Ortenberg mit dem Dorfe „Mulnheim“ belehnt sind. Doch diese eigene Ortsherrschaft dürfte nicht lange gedauert haben, da Ulrich Pitsch, ein kaiserlicher Kammerdiener, 1505 das Dorf „Muelhaim“ an Wolfgang von Fürstenberg³² verkauft. Dieser benutzt im selben Jahr das Dorf Müllen als Pfand, um einen Kapitalkauf beim Andreasspital in Offenburg³³ abzusichern. Das Kloster St. Georgen hat jetzt keine Rechte mehr, denn Müllen wird jetzt mit dem St.-Georgen-Wald verpfändet. 1516 wird Müllen erneut an Straßburger Bürger verkauft³⁴ und 1551 wieder eingelöst³⁵. Die Fürstenberger werden von König Ferdinand 1549 jedoch ermahnt³⁶, Müllen nicht als Eigentum zu betrachten. Die Österreicher scheinen das Dorf bald danach zurückgekauft zu haben, denn 1586 wird es erneut von Erzherzog Ferdinand an den Amtmann Beer als Sicherheit für Kapital³⁷ verkauft. 1613 ist Müllen wieder in der Hand der Landvogtei Ortenau³⁸. Danach erlangen die Schauenburger bei Oberkirch als Landvögte³⁹ über den Weg einer Pfandschaft Besitzrechte in Müllen. Ende des 17. Jahrhunderts wird Müllen wieder durch die Landvogtei verwaltet⁴⁰, aber 1696 bis 1697 in Pfandschaft an die Freifrau von Falkenstein⁴¹ gegeben. Überdies war Müllen 1765 bis 1783 in badischer Hand⁴² als Pfand, ehe es 1805 endgültig zu Baden kam.

Wurde zu Beginn unserer Gedankenführung ein häufiger Wechsel in der neuesten Zeit für Müllen konstatiert, der die Geschichte der politischen Gemeinde kennzeichnet, so machte der Überblick über die Ortsgeschichte deutlich, wieviele Ortsherrn die Einwohner von Müllen im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit erlebten. Die ausführlichere Betrachtung dieser Ortsgeschichte war notwendig, weil sie auch die der Ortskirche St. Ulrich ist. Einige Bemerkungen ließen dies schon erkennen. Doch bevor die kirchliche Geschichte Müllens behandelt werden soll, werden hier zwei Kapitel

²⁹ 1472. VII. 30 (Regesten der Markgrafen von Baden und Hadberg. 1050–1515. Band IV. Innsbruck 1915, Nr. 10277, 309).

³⁰ S. die Kopie dieser Urkunde von 1480 im Pfarrarchiv Mullen.

³¹ 1488. III. 13 und 1498. III. 22 (GLA 31/18).

³² 1505. II. 14 (GLA 9/43a und Fürstenbergisches Urkundenbuch. Band IV. Tübingen 1879, Nr. 384, 356).

³³ 1505. IV 26 (GLA 31/18).

³⁴ 1516. IX. 15 (GLA 9/43a).

³⁵ 1551. II. 14 (GLA 9/43a).

³⁶ 1549. II. 27 (Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archive. Band I. Tübingen 1894, Nr. 657, 456/457).

³⁷ 1586. VI. 1 (GLA 31/18).

³⁸ GLA 229/69489.

³⁹ 1621. X. 15 (GLA 229/69507).

⁴⁰ 1671 (Pfarrarchiv Müllen).

⁴¹ GLA 229/69508.

⁴² GLA 229/69510.

Müllener Geschichte angerissen, die einmal für die Frühzeit und zum anderen für das Verhältnis der Müllener zu ihren Nachbargemeinden wichtig sind: die Straßburger Bürgerfamilie v. Müllenheim und der Streit um die Allmendnutzung vom Jahre 1480.

Die Straßburger Familie von Müllenheim

Bei der Frage, wer eigentlich Müllen dem Kloster St. Georgen verkaufte, mußte eine Antwort ausbleiben. Wie die Geschichte aber zeigte, blieb Müllen immer in der Oberhoheit der Könige oder Kaiser. Doch wer war real zu dieser Zeit im Besitz des Dorfes Müllen, bevor dieses im 12. Jahrhundert an St. Georgen verkauft wurde? Hier wird der Blick auf eine Straßburger Bürgerfamilie gelenkt, deren männliche Mitglieder überwiegend als „Herren“, als „Ritter“ bezeichnet sind. In den Urkunden⁴³ werden sie zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Straßburg faßbar. Sie stehen zu dieser Zeit im Dienste des Bischofs von Straßburg; sie haben Funktionen als dessen Stellvertreter, als dessen Lehensträger und Münzmeister. Auch im Dienst der Stadt Straßburg erscheinen die Müllheimer Herren immer mehr. Sie sind Ratsherren; sie gehören auch zu den vier Meistern der Stadt. Sie beherrschen den Zoll und die Münze dieser Stadt im 13. und 14. Jahrhundert. Sie sind in städtischen Missionen vertreten und auch Inhaber österreichischer Lehen in der Schweiz. Die Müllheimer gehören zu den reichsten Bürgern der Stadt; sie stiften Kaplaneien und errichten Kirchen. Sie stellen einflußreiche Kanoniker in Jung-St.Peter und St. Thomas; sie sind maßgeblich in der Führung des Klosters Allerheiligen im Renchtal. Im 15. Jahrhundert stehen sie ebenso im Dienst der Markgrafen von Baden.

Die Zuordnung dieses einflußreichen Bürgergeschlechtes von Straßburg wurde bisher nicht gewagt⁴⁴ oder als sicher der südbadischen Stadt Müllheim zugeschrieben⁴⁵. Doch scheint diese Zuordnung fraglich oder zumindest hinterfragbar. Im beginnenden 13. Jahrhundert dürfte das Bürgergeschlecht Straßburgs wohl aus Müllen kommen, dessen Ortsname damals genauso wie der des Familiennamens des Geschlechts geschrieben wird. Zum anderen haben wir gesehen, daß im 14. Jahrhundert ein Burgstadel in Müllen erwähnt wurde. Dieser ist wohl in seinem Ursprung einem Familiensitz zuzuordnen, wie auch andere Burghöfe der Umgebung, z. B. in Hofweier. Die Baupflicht war in der Hand des Klosters St. Georgen. Demnach mußte

⁴³ Zur Familiengeschichte der von Müllenheim vgl. *F. J. Humly*, Table Générale des inventaires des Archives Anciennes de 613 à 1789–1793. Strasbourg 1954, Register 304/306; Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Band I. Straßburg 1879, Register 351; Band IV, 1. Straßburg 1898, Register 287/288; Band IV, 2. Straßburg 1888, Register 287; Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg. Band II. Göttingen 1961, Register 1148; *Ch. Wittmer*, Le livre de Bourgeoisie de la ville Strasbourg 1440–1530. 3 Bände. Strasbourg 1948, 1954, 1961, Register Band III, 154/155 und 279; Regesten der Bischöfe von Straßburg. Band II. Innsbruck 1924, Register 512 und 523; Regesten der Markgrafen von Baden und Hadberg 1050–1515. Band I. Innsbruck 1900, Register 611/612 und Band III. Innsbruck 1907, 377; *F. J. Mone*, Quellensammlung der Badischen Landesgeschichte. Band III. Karlsruhe 1863, Register 698; *M. Barth*, Handbuch der elsassischen Kirchen im Mittelalter. Strasbourg 1960–1963, Register 1983.

⁴⁴ So in Oberbadisches Geschlechterbuch. Band III. Heidelberg 1919, 129.

⁴⁵ *A. Krieger*, Topographisches Wörterbuch. Band II. Heidelberg 1905, 240/241.

der vorherige Besitzer auf ihn verzichtet haben. Weiter ist 1225 Klosterbesitz von Jung-St. Peter in „Mülheim“⁴⁶ aufgezeichnet. Dazu steht fest, daß das Geschlecht der Müllenheimer im 14. und 15. Jahrhundert einige, z. T. maßgebliche Kanoniker dieses Stiftes stellte⁴⁷. Weiter wird in dieser Frage zu beachten sein, daß der Straßburger Bischof die Rechte St. Georgens in Müllen anzweifelte, sie aber dann nach einem Schiedsspruch anerkannte⁴⁸. Kamen etwa diese seine vermeintlichen Ansprüche über die Familie der von Müllenheim, die in seinem Dienste standen und auch rechtsrheinisch seine Lehensleute waren⁴⁹? Diese wenigen Ansatzpunkte, die leider nicht durch direkten Besitz der Familie in Müllen sicher greifbar sind, lassen es doch wahrscheinlich werden, das Straßburger Bürgergeschlecht nach Müllen einzuordnen. Als königlicher Dienstadler, der zu Beginn des 12. Jahrhunderts im Schwarzwald in engem Kontakt mit den Zähringern steht⁵⁰, suchte sich dieses Geschlecht Ende des 12. Jahrhunderts Möglichkeiten im benachbarten Straßburg und trat dort in den Dienst des Bischofs und der Stadt. Die Basis ihres Besitzes, das Dorf Müllen mit zwei Mühlen und Waldbesitz, verkauften sie an das Kloster St. Georgen. Damit handelten sie auch wie viele der anderen Geschlechter aus dem Oberrheingebiet, die ebenfalls auf einem solchen Weg das Kloster St. Georgen mitausstatten halfen. Eigentumsrechte über Müllen konnten sie sich nicht im großen Maßstab wahren, denn der ganze Ort wechselte den Besitzer und auch der ganze Ortszehnt kam an den Pfarrer von Müllen.

Der Allmendstreit von 1480

Unter der Ortsherrschaft von St. Georgen waren Müllen, Altenheim und vielleicht auch Dundenheim eine Gebietseinheit. Am Beispiel Müllens wurde der Wechsel in der Besitzherrschaft hier deutlich illustriert. Die anderen Dörfer gehörten aber bald, sicher seit 1277, zur Herrschaft Lahr⁵¹. Obwohl die Bewohner dieser Dörfer vielfach miteinander verwandt waren und oft von einem Ort zum anderen zogen und sich dort niederließen, kam es doch immer zum Streit in der Nutzung der Allmende, insbesondere für die Viehweide, für die Kühe und Schweine. Im Pfarrarchiv Müllen findet sich die Kopie (von 1778) einer Abschrift (von 1696) einer Urkunde von 1480⁵², die uns Einblicke sowohl in den Streit, als auch in dessen Dauer gibt. Im Jahre 1480 versuchte man nach vorherigen Reibereien eine Einigung über das Nutzungsrecht der heutigen „Schaflachenmatte“ zu erzielen. Nach der Anhörung beider Parteien und deren Zeugen zog der Offenburger Schultheiß

⁴⁶ Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Band IV, 1. Straßburg 1898, 13, 37.

⁴⁷ Vgl. Register des Urkundenbuches der Stadt Straßburg. Band I und IV, 1, 2.

⁴⁸ S. Anmerkung 25.

⁴⁹ So nachzuweisen in der Mitte des 14. Jahrhunderts (Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Band IV, 2. Straßburg 1888, 275).

⁵⁰ Oberbadisches Geschlechterbuch. Band III, 129/130. Die hier ausgesprochene These über die Familie v. Müllenheim wird durch Herrn J. Naudascher, Mahlberg, aufgrund großer Quellenkenntnisse (Freundl. Briefwechsel von November 1973 bis Januar 1974) eindrücklich bestätigt.

⁵¹ *Th. Adam – H. Kappus-Muslow*, Altenheim, 19; Dundenheim, Mein Heimatdorf im Ried. 1968. Beitrag von *F. Schwarzl*.

⁵² Als Heft gebunden im Pfarrarchiv Müllen.

als Schlichter damals eine neue Nutzungsgrenze zwischen Müllen und Altenheim, sowie zwischen Müllen und Dundenheim. Dabei sollten die Dundenheimer ihr Vieh vom Johannestag (24. Juni) ab auf den gemeinsamen Weideplatz führen dürfen. Die Müllener dagegen durften dies in der ersten Jahreshälfte tun. Die weiteren, oben genannten Jahreszahlen von 1696 und 1778, sind durch wiederholte Streitigkeiten gekennzeichnet, bei denen man immer wieder auf die Regelung von 1480 zurückkam, bis schließlich den Dundenheimern das strittige Gebiet zuerkannt wurde⁵³. Solche und ähnliche Zwistigkeiten aus früherer Zeit halten sich lange in der Mentalität der Ortsbewohner. Moderne Strukturplaner können zwar davor nicht haltmachen, aber sie sollten sie bedenken.

Die Pfarrei Müllen

Bis zur Französischen Revolution existierte in Europa die Einheit von Staat und Kirche. Damit waren politische und kirchliche Gemeinde fast deckungsgleich. War diese enge Verknüpfung in Müllen schon dadurch gegeben, daß die „politischen“ Zehntabgaben als Steuer an den Pfarrer kamen, so waren die weltlichen Ortsherren immer auch zugleich die Patronatsherren der Pfarrei, d. h. sie bestimmten den Pfarrer von Müllen und schlugen ihn dem Bischof von Straßburg vor, der in dieser Zeit nur schlecht ablehnen konnte. Durch die vorher schon erwähnten Urkunden konnte man die Patronatsherren als Ortsherren zugleich vom 12. Jahrhundert bis 1800 verfolgen. War dies in der Neuzeit vor allem die Landvogtei Ortenau, so war im Mittelalter der Abt von St. Georgen derjenige, der das Patronatsrecht und den Waldbesitz beanspruchte und diese sich bei all den Verkäufen auch nicht aus der Hand nehmen ließ.

Die Frühzeit der Pfarrei Müllen

Aber was war mit der Pfarrei Müllen vor 1179? Bei der Beantwortung dieser Frage hilft uns die schon geschilderte Ortsgeschichte weiter: Vom Ortsnamen her, aus der frühen geschichtlichen Situation im Zusammenhang mit der Lage des Ortes wird man annehmen müssen, daß die kirchlich eigenständige Versorgung Müllens nicht vor der Jahrtausendwende anzusetzen ist. Ausgangspunkt des Ortes waren sicher die beiden Mühlen mit ihren Rechten und Bewohnern, die wieder wahrscheinlich von Altenheim zeitlich und rechtlich abhingen. Dazu gehörte der Burgstadel als Sitz des späteren Ortsadels, der Familie, die die Herrschaft über dieses kleine Gemeinwesen hatte. In dessen unmittelbarer Nähe war die Pfarrkirche. Abgesehen davon, daß im Mittelalter lange Zeit verstrich, ehe einzelne Dörfer pfarrlich eigenständig und damit von der sogenannten „Mutterpfarre“ getrennt⁵⁴ wurden, dürfte das St.-Ulrichs-Patrozinium ein entscheidender Hinweis auf eine spätere pfarrliche Entwicklung sein. Da der hl. Ulrich im Jahre 993 heiliggesprochen wurde, seine Verehrung frühestens aber seit seinem Tode 973 einsetzen konnte, ist das Ulrichs-Patrozinium in Müllen um die Jahrtausendwende als frühestem Termin anzusetzen. Zu dieser Zeit und in der Folge

⁵³ Dorf- und Hausbuch der Gemeinde Dundenheim. 1958, 27–30.

⁵⁴ Vgl. D. Kauß, Pfarrorganisation 155–161

danach wird die Verehrung durch den Adel im deutschen Raum verbreitet. Dabei wurde St. Ulrich besonders als Quell- und Wasserpatron verehrt, was zur Ortslage von Müllen recht gut paßt⁵⁵. 1179 werden schließlich im Bereich St. Georgens die Kirche⁵⁶ und Ende des 13. Jahrhunderts die Pfarrei Müllen in einer Gengenbacher Urkunde⁵⁷ genannt. Damit dürfte eine Entstehung der Pfarrei Müllen um oder nach der Jahrtausendwende als gesichert erscheinen.

Der Kirchenbau in Müllen

Sichtbarer Ausdruck kirchlichen Lebens in einer Gemeinde ist der kirchliche Bau⁵⁸ selbst. Die heute stehende Kirche St. Ulrich in Müllen ist aus dem Jahre 1741, wie die Jahreszahl am Eingangsportal unter dem Westturm ausweist. Aus dieser Zeit des 18. Jahrhunderts stammt auch die Innenausstattung dieser Kirche, vor allem der Hochaltar mit seiner St.-Ulrichs-Statue und dem krönenden Gnadenstuhl, der die Trinität im Erlösungswerk zeigt: Der gekreuzigte Heiland wird in den Händen des Vaters aufgenommen und darüber schwebt der heilige Geist. Den Hochaltar flankieren seitlich die beiden Figuren des hl. Petrus und Paulus. Von den Nebentüren der Kirche aus dem 18. Jahrhundert sind heute nur noch die Rahmen erhalten. In der Kirche erfolgten 1890 bis 1896 und 1937 mehrere Renovierungen. Die Gruppe der Mater Dolorosa kam 1895 in die Kirche und 1895/96 wurden die sieben neuen Fenster mit den Bildern der vierzehn Nothelfer eingesetzt. Tritt man durch den Chorbogen in den Chor, so tut sich besonders mit dem Sakramentsschrein oder dem Sakramentshaus die spätmittelalterliche Kirche auf, die Ende des 15. Jahrhunderts datiert wird. Sie wird ein kleineres Langhaus gehabt haben. Abgesehen von diesen wenigen baulichen Resten muß aber eine Kirche schon 1179 bestanden haben, die in der St. Georgener Urkunde erwähnt wird. Wieweit diese noch zurückging, kann man nicht sagen. Auch hier möchte das St.-Ulrichs-Patrozinium uns bis zur Jahrtausendwende führen.

Der Friedhof in Müllen

Der Kirchhof, der für Müllen schon 1384 bei der Kirche erwähnt⁵⁹ wird, ist das sichtbare Zeichen des Pfarr-Rechts der Bestattung. Im Mittelalter war der Kirchhof, bzw. der Friedhof immer um die Kirche angelegt. Er diente nicht nur den Bestattungen, sondern auch den Zusammenkünften der Pfarrangehörigen zu verschiedenen Anlässen. Hier warteten die Kirchgänger auf den Beginn des Gottesdienstes; hier wurden Gerichtsversammlungen abgehalten – weltliche und geistliche; hier vertrieb man sich mit Spiel und Kurzweil die Zeit. Etwa die Hälfte der Fläche diente nur als Friedhof, so daß

⁵⁵ Ebenda, 133; s. u. S. 291/292.

⁵⁶ WUB, Band II, Nr. 416, 199.

⁵⁷ A. Krieger, *Topographisches Wörterbuch*. Band II, 238.

⁵⁸ Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, 451 und 702; W. Müller, Die Ortenau als Chorturmlandschaft. Bühl 1965, 54; Das Bistum Freiburg in seiner Regierung und in seinen Seelsorgstellen. Freiburg 1910, 368; Handbuch des Erzbistums Freiburg. Freiburg 1939, 447.

⁵⁹ 1384. VIII. 29 (GLA 9/43a).

man schon nach kurzer Zeit die Gebeine ausgraben mußte, um jedem Verstorbenen das damals übliche Recht der Einzelbestattung zu garantieren. Die ausgegrabenen Gebeine kamen dann in ein eigenes Beinhaus. Kirche und Kirchhof waren ein rechtlich unantastbarer Bezirk, der das Asylrecht besaß. Man konnte sich dorthin flüchten und durfte nicht ohne weiteres ausgeliefert werden. Deswegen wurde auch dieser Bezirk mit einer Mauer umgeben, die die Pfarrangehörigen zu bauen und zu unterhalten hatten⁶⁰.

Die Pfarrer von Müllen bis zum Jahre 1800

Wie schon gesagt, bestimmten die Patronatsherren die ihnen genehmen Kleriker als Ortspfarrer von Müllen. Da die magere Urkundenlage Müllens im Mittelalter sich mit der St. Georgener Ortsherrschaft erst bemerkbar macht, kann man ab dieser Zeit Feststellungen treffen. Aus der allgemeinen Zeitgeschichte wird verständlich, daß vielleicht das Kloster eigene Mönche auf seine Pfarrei setzte. Aber schon im 13. Jahrhundert wurde diese Gepflogenheit z. B. im Gengenbacher Kloster durchbrochen⁶¹, das an seinen Pfarreien sowohl Weltgeistliche wie auch Mönche anstellte. Für St. Georgen-Müllen kann hier nichts, bzw. nur wenig gesagt werden:

1346 ist ein „viceplebanus“⁶² erwähnt, der in Stellvertretung des Klosters als Kirchherr die Seelsorge betreibt,

1371 erscheint ein „plebanus“ in einem bischöflich-straßburgischen Steuerregister⁶³;

1379 ebenfalls ein „plebanus“⁶⁴,

1419 ein Heinrich Hiltbolt als „lutpriester“⁶⁵,

1456 ein Johannes Angeli⁶⁶ als „presbiter rector ecclesiae“,

1471 ein „kirchherr und lutpriester“⁶⁷

Diese mittelalterlichen Erwähnungen sind dürftig, aber man sollte nie dabei vergessen, daß uns die Namen oder die Amtsbezeichnungen nur in Urkunden und diese natürlich bei weitem nicht alle überkommen sind. So gesehen, zeugen die wenigen Überlieferungen von dem Bestand und der Fortwähnung der Seelsorge in Müllen das ganze Mittelalter hindurch.

Aus dem reichhaltigen Akten- und Buchmaterial⁶⁸ der Neuzeit läßt sich ab 1650 die Liste der Pfarrer aufstellen und bis 1800 vollständig mit einigen Korrekturen aufführen:

1650 Franziskus Schlitzweusch, Kanoniker von Alt-St. Peter in Straßburg

1661 Laurentius Roller

1671 Georgius Kegißer

⁶⁰ Vgl. *N. Kyll*, Tod. Grab. Begräbnisplatz. Totenfeier. Bonn 1972. (= Rheinisches Archiv. Band 31), 80-106; *H. Schwenkel*, Der Friedhof auf dem Lande. Stuttgart 1955; *H. Derweim*, Geschichte des Friedhofs in Deutschland. Frankfurt 1931.

⁶¹ 1206. V. 7 (GLA 30/177).

⁶² 1346. XI. 23 (GLA 9/43a).

⁶³ Archiv für elsässische Kirchengeschichte 18, 1947/48, 118.

⁶⁴ 1379. VII 1 (GLA 9/43a).

⁶⁵ Mitteilungen der badischen historischen Kommission 24, 1902, m 194.

⁶⁶ 1456. VIII. 17 (GLA 9/43a).

⁶⁷ GLA 66/5566, f. 1b; vgl. Protokoll Nr. 44. Fachsitzung des Alemannischen Instituts am 27. Juni 1973: *K. Kunze*, Leutpriester. Pfarrer . . .

⁶⁸ Vor allem im Pfarrarchiv Müllen.

- 1676 Martinus Vogel
 1683 Matthias Fickenbach
 1684 Conradus Willenwarth
 1689 Valentinus Allgeier
 1692 Thomas Rapp
 1695 Hans Michael Geiger
 1700 Aloisius Bercker
 1703 Franziskus Jakobus Willenwart
 1707 Paulus Plochinger
 1712 Josephus Schneider
 1727 Udalricus Mercklin
 1750 Johannes Andreas Jung
 1754 Johannes Georg Zeder
 1784 Petrus Schmidlin
 1790 Stanislaus Nüßlin bis 1805.

Auch diese Liste, die leicht bis heute fortgesetzt werden kann, zeigt die Kontinuität der Seelsorge durch anderthalb Jahrhunderte. Was aber tat sich bei einem Pfarrerwechsel, was unternahmen die Gläubigen bei eventuellem Mißbehagen? Zwei Beispiele mögen dies für das endende 17. und 18. Jahrhundert verdeutlichen: In der Zeit der Kriege, die vor allem die Ortenau in dieser Zeit verwüsteten⁶⁹ und auch die Seelsorge beeinträchtigten, beklagten sich die Einwohner von Müllen beim Amtmann der Landvogtei über die kirchlich-pfarrlichen Zustände: Ihre Pfarrer residierten und lebten in Offenburg; sie holen ihre Kompetenz, d. h. ihre Entlohnung in Naturalien und Geld, und halten in Müllen keinen Gottesdienst. Dafür springen die Kapuziner in Offenburg ein⁷⁰. Die Pfarrer ihrerseits beschwerten sich über die mangelnde Bezahlung, die dadurch erschwert ist, daß das Kirchenvermögen zentral in Offenburg verwaltet wird. Im 18. Jahrhundert einigte man sich dann auf eine Erhöhung des Einkommens um 40 Gulden. Aber nur der Pfarrer bekommt sie, der jedes Jahr einen Antrag stellt⁷¹. Und trotz dieser Beschwerden müht man sich um diese Pfarrei Müllen: Als 1703 der bisherige Pfarrer Aloisius Bercker starb, bewarben sich drei Kandidaten um die Pfarrei Müllen. Darunter war Joseph Schneider, der auf der Universität Salzburg sechs Jahre Philosophie, Theologie und Kirchenrecht studierte. Pfarrer wurde schließlich Franz Jakob Willenwarth, der aber noch 1703 nach Oberkappel wechselte⁷². Daraufhin wurde die Pfarrei Müllen mit Goldscheuer uniert, ehe Johannes Paul Plochinger 1707 als Pfarrer nach Müllen kam, der 1712 mit dem schon genannten Joseph Schneider die Pfarrei Prinzbach wechselte. Um die Nachfolge des Pfarrers Johannes Andreas Jung, zu dessen Gedächtnis das heutige Friedhofskreuz 1753 errichtet wurde, bewarben sich sogar fünf Kandidaten, wovon vier noch sehr jung waren. Johannes Georg Zeder, vormals Pfarrer in Wagenstadt, wurde schließlich erwählt.⁷³

⁶⁹ Vgl. *A. Kast*, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770. Bühl 1934, *M. Krebs*, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: Ortenau 40, 1960, 203–238.

⁷⁰ Im Jahre 1763 (GLA 229/69496)

⁷¹ GLA 229/69498.

⁷² GLA 229/69497.

⁷³ GLA 229/69496.

Das kirchlich-religiöse Leben im 17. Jahrhundert

Will man einen weiteren Einblick in das religiös-kirchliche Leben einer Gemeinde in früherer Zeit gewinnen, so ist dies bei den uns überkommenen Urkunden nicht gut möglich. Mit ihren Aussagen können wir, wie schon festgestellt wurde, nur das Vorhandensein kirchlichen Lebens erstaten. Leider wird uns kein greifbares Bild dessen vermittelt, wie das religiöse Leben und das Wirken der Seelsorger aussah. Diese Berichte werden indes für uns nicht ganz im Dunkeln bleiben, denn vorhandene Visitationsakten, d. h. amtliche Notizen über eine im Auftrag des Bischofs erfolgte Befragung des Pfarrers und der Gläubigen über das religiös-kirchliche Leben, geben für die neuere Zeit schon einen Einblick. Gerade für eine Zeit der Kriege, der Trostlosigkeit, aber auch der sich herauschälenden Erhebung aus diesen Widerwärtigkeiten sowohl im „profanen“ wie auch im „kirchlichen“ Bereich sind uns Zeugnisse dieser Visitationen erhalten⁷⁴. Im 17. Jahrhundert finden sich drei solcher Akten für Müllen, die hier vorgestellt werden sollen, um Einblicke in das kirchliche Leben zu gewinnen, aber auch um gleichzeitig zu zeigen, wie sich dieser Ort nach den Kriegen wieder aufzuraffen gedachte und für sein kirchliches Leben sorgte. Im Jahre 1616 wurde das Landkapitel Lahr, dem damals Müllen angehörte, durch den Dekan Johannes Molitor, der zugleich Pfarrer von Ettenheim war, visitiert. Das Protokoll über diese Visitation ist „sorgfältig und getreu“ verfaßt, wie der Schreiber selbst feststellt. Im Vergleich zu den anderen Ortschaften und den dortigen Aussagen wird ein bestimmtes Fragenschema des Visitators sichtbar. Dieser forschte nämlich nach der Aufbewahrung der geweihten Hostien und der hl. Öle, nach den Altären, dem Ewigen Licht, nach dem Taufbrunnen, dem Beichtstuhl, nach dem Innern der Kirche, nach der Ausrüstung in der Sakristei, nach dem Zustand der Kirchhofmauern, nach dem Lebenswandel des Pfarrers und seiner Hausgenossen sowie nach der Pfarrei selbst⁷⁵. Für Müllen wird dazu festgestellt: Müllen ist 1616 eine Filiale von Marlen, was wohl mit den Kriegswirren und den Beeinträchtigungen durch die Reformation zu erklären ist. Der Sakramentsschrein im Chor, der heute wieder als solcher genutzt wird, war damals auch in der Wand eingelassen und sicher abgeschlossen. In ihm befanden sich eine Kapsel mit zehn geweihten Hostien und kupferne Gefäße für die hl. Öle. Der Sakramentsschrein wurde durch ein Tuch nach außen geschützt. Ein Ewiges Licht war nicht vorhanden; es muß aber angeschafft werden. In der Sakristei fanden sich drei Meßgewänder, ein Meßbuch und ein Kelch. Zwei Altäre fand man vor, die dem hl. Ulrich und Maria zugeordnet, aber noch nicht durch den Bischof geweiht waren, was ebenfalls dem Kriege zuzuschreiben ist. Ein Beichtstuhl und ein Schrank für die Aufbewahrung der Ausstattungsgegenstände werden in Kürze vorhanden sein⁷⁶. – Mit diesen Aussagen wird ein Zustand des kirchlichen Lebens in Müllen ersichtlich, der infolge der Kriege nicht allzu gut ist. Das Notwendige an Ausstattung ist vorhanden, das Fehlen eines Pfarrers wird schmerzlich vermerkt.

⁷⁴ Vgl. D. Kauß, Nachtridentinische Visitationen im Straßburger Bistumsgebiet rechts des Rheines als Quelle für die Katholische Reform; in: Von Konstanz nach Trient. Festgabe für A. Franzen. München/Paderborn/Wien 1972, 659–674.

⁷⁵ Ebenda, 662/663.

⁷⁶ FDA 14, 1881, 278.

Das nächste uns erhaltene Visitationsprotokoll von Müllen im 17. Jahrhundert stammt aus dem Jahre 1692. Die Fragen gelten allgemein hier dem Kirchenpatron, dem Zehntherr, dem Pfarrer, der Kompetenz, d. h. dem Lebensunterhalt des Pfarrers, der Ausstattung des Kircheninnern, dem Kirchenbau, der Rechnungslegung, dem religiösen Leben, den Einwohnern. Zum Schluß werden jeweils notwendige Verbesserungswünsche angefügt⁷⁷. Als Patronin der Kirche von Müllen wird Maria angegeben. Hier scheint sich der Visitator geirrt zu haben oder Maria war in jener Zeit in Müllen so verehrt, daß sie Ulrich als Kirchenpatron verdrängte. – Wie schon gesehen, wurde Müllen im 17. Jahrhundert oft von anderen Pfarreien versorgt, wie z. B. 1616 von Marlen und jetzt im Jahre 1692 von Schutterwald oder später von Goldscheuer. Es ist nun zu beobachten, daß in solchen Kirchen, die nicht mehr zu Pfarrgottesdiensten durch den eigenen Ortspfarrer benutzt werden, sich eine Marienverehrung an einer vorhandenen Marienstatue – meist die imponierende Pietà – festsetzte. Beispiele aus der näheren Nachbarschaft wären die Leutkirche bei Oberschopfheim und die Zimmerer Kirche bei Urloffen⁷⁸. Ähnliches mag man für Müllen vermuten, zumal noch heute in Müllen gerade für Schutterwald eine eigene Wallfahrt existiert. Diese dürfte aus jener Zeit um 1692 stammen, als der Schutterwalder Pfarrer Müllen kirchlich mitbetreute und in Müllen sich eine Wallfahrt zur Schmerzhaften Muttergottes entwickelte. – Beachten wir aber weiter die Aussagen der Visitation, so wird uns der Kaiser als Patronatsherr der Kirche genannt. Dies verwundert infolge der Orts- und Pfarrgeschichte nicht, die wir schon kennengelernt haben. Der Ortspfarrer ist auch derjenige, der den Großzehnt erhält und ihn sich auch beschaffen muß. Zur Zeit ist die Pfarrei Müllen nicht besetzt. An Pfarrdiensten und Sakramentenspendung wird sie durch den Pfarrer von Schutterwald versorgt. An Feiertagen zelebrierten die Kapuziner aus Offenburg die hl. Messe. Der Lebensunterhalt des Pfarrers besteht im Zehnten von Getreide (Sommer- und Winterweizen) und Großvieh, sowie im Hanfzehnt, einer Besonderheit, die aber durch den im Ried spezialisierten Hanfanbau verständlich wird. Vom Kirchenvermögen bekommt der Pfarrer zusätzlich 40 Gulden. Desgleichen bezieht er einige Zehnten von außerhalb des Müllener Ortsbannes, besonders aus Altenheim. Die Kirchengänge werden als gering angesehen und nicht näher beschrieben. Die Zahl der Kirchgänger wird mit 100 angegeben. Lakonisch wird als Tatsache festgestellt, daß die Kirche wegen des zu geringen Lebensunterhaltes meist keinen Pfarrer hat. Demgegenüber aber wird gesagt, daß die Ortenauer Landvogtei die Rechnungsführung über das Kirchenvermögen nicht zur Begutachtung vorlegt. Die Kirche sei eigentlich reich, da sie einst durch Geschenke der Gläubigen gut begabt wurde. Die Pfarrangehörigen sollten in Offenburg beantragen, dem Pfarrer mehr aus dem Kirchenvermögen zukommen zu lassen, damit er besser leben könne⁷⁹. – Damit ist ersichtlich, daß auch die Visitation von 1692 nicht viel Erfreuliches in Müllen festzustellen hatte. Sie gab aber Anstöße, wie die Engpässe der Seelsorge beseitigt werden könnten.

⁷⁷ D. Kauß, Visitationen, 667.

⁷⁸ Vgl. D. Kauß, Drei Feldkirchen in der südlichen Ortenau als Zeichen frühen Christentums, in: Römische Quartalschrift 67, 1972, 78–90, bes. 85, 89/90.

⁷⁹ FDA 31, 1903, 313/314.

Ein drittes Visitationsprotokoll über Müllen aus dem 17. Jahrhundert stammt aus dem Jahre 1699⁸⁰. Es ist ein Teil der bischöflichen Visitation, die der Offenburger Pfarrer Michael Lindenmeyer im Auftrag des Bischofs Wilhelm Egon durchführte. Die Protokolle fallen gegenüber den vorigen durch ihre Ausführlichkeit auf, sei es, daß diese beabsichtigt war, sei es, daß eine ausführliche Beschreibung nach den Kriegen durch das Aufatmen der Bevölkerung ermöglicht und damit Wirklichkeit war. Das Protokoll führte der Pfarrer Johann Michael Geiger aus Bühl bei Offenburg, der erst 1695 zum Pfarrer in Müllen präsentiert worden war⁸¹. Als Pfarrpatron ist wieder St. Ulrich vermerkt. Die Pfarrei ist nicht besetzt, nachdem J. M. Geiger offensichtlich 1698 seine Stelle in Müllen zugunsten der in Bühl verlassen hatte. Der Lebensunterhalt des Pfarrers schien gesichert, denn er wird genau geschildert, wobei dem Protokollanten sicherlich zugutekam, daß er selbst in Müllen Pfarrer war. Einmal bekam der Pfarrer den Groß- und Kleinzehnt aller Getreide, des Heues, des Gemüses, der Öle und des Hanfs aus dem Banne Müllens. Dann erhob er den Zehnt von bestimmten Äckern in den Gemarkungen von Altenheim, Dundenheim und Rohrburg. Heu bezieht er ebenfalls aus den fremden Gemarkungen in Altenheim, Rohrburg und Schutterwald. Die Gemeinde und die Landvogtei steuern eine Geldzulage von je 40 Gulden bei. Holz- und Weidenutzung wird dem Pfarrer wie jedem Bürger zugesprochen. Die Zehnten und die anderen Abgaben sollten dem Pfarrer freiwillig abgegeben werden. Eigene Pfarräcker hatte der Pfarrer auch, gegliedert in zweieinhalb Joch Wiesen und sechs Joch Äcker. Die Innenausstattung der Kirche wird wieder einzeln geschildert: Meßgewänder sind reichlich vorhanden; zwei Kelche – einer aus Zinn, der andere aus Silber, vergoldet – zeigen wieder mehr Reichtum an. Eine Glocke wird eigens erwähnt. Das Meßbuch ist zerrissen, eine Monstranz und das Ewige Licht fehlen. Zwei Altäre sind vorhanden. Einer ist aber noch nicht ganz erbaut. Nochmals werden die Pfarrangehörigen gebeten, sich dafür einzusetzen, einen Pfarrer zu bekommen. Wieder wird festgestellt, daß die Kirche sehr reich sei; sie besitzt ein Kapital von 6000 Gulden und hat jährlich allein 300 Gulden als Zinsen. Leider hatte der Visitor keinen näheren Einblick in das Kirchenvermögen, da die zentrale kaiserliche Verwaltungsstelle der Ortenau in Offenburg seit zwölf Jahren keine Rechnungen mehr offengelegt hatte⁸². – Insgesamt bietet also Müllen auch 1699 kein gutes Bild kirchlichen Lebens. Während man aber 1616 und 1692 dies fast ohne Widerspruch hinnimmt, spricht man 1699 eine andere Sprache: Das zerrissene Meßbuch muß durch ein neues ersetzt werden. Das Ciborium aus Zinn erscheint als zu wenig, denn es soll demnächst aus Silber gefertigt sein. Die Kapsel, in der die geweihten Hostien verwahrt werden, soll ebenfalls silbern sein, desgleichen auch die Ölgefäße. Auch die Friedhofsmauern müssen wieder instandgesetzt werden. – Infolge des jeweils gerade fehlenden Pfarrers sind die Aussagen über das religiös-kirchliche Leben sehr mangelhaft. Die Protokolle der anderen Pfarreien zeigen hier aber eine Besserung der Zustände, die durch Krieg und Reformation im Argen lagen. Allgemein ist ersichtlich, daß ein gewisser Neuaufbau in einer Kriegspause begann. Dies drückte sich vor allem

⁸⁰ D. Kauß, Visitationen, 669.

⁸¹ GLA 229/69496.

⁸² FDA 31, 1903, 314/315.

in der Kirchengestaltung aus, die in Müllen 1699 auch reichlicher ist und verbessert wird. Daß die Verbesserung auch eintrat, weisen die Inventare der späteren Zeit klar nach. – Durch die Visitationsprotokolle in Müllen aus dem 17. Jahrhundert wurde aber doch ein Einblick gewahrt, der uns das Bestehen und das Leben sowie die Sorge der Einwohner und der bischöflichen Behörde aufzeigt. Wie die Gemeinde und die einzelnen Pfarrer um den Bestand der Seelsorge kämpften, davon zeugen für das 18. Jahrhundert wenigstens drei dicke Aktenbündel im Generallandesarchiv Karlsruhe⁸³, sowie die Protokolle der Stiftungskommission der Pfarrei und die Kirchenrechnungen, die im Pfarrarchiv zu Müllen liegen. Schließlich wurde dann auch 1741 die Kirche neu erbaut.

Leben und Verehrung des hl. Bischofs von Augsburg

Am 4. Juli 973 starb in Augsburg der dortige Bischof Ulrich, der um die Jahrtausendwende oder kurz danach zum Kirchenpatron von Müllen erwählt wurde. Dieser Bischof verkörperte in seinem Leben und Werk das Bild der heiligen Bischöfe des 10. Jahrhunderts, wie wir es noch von den Personen des hl. Konrad von Konstanz, des hl. Wolfgang von Regensburg und des hl. Bernward von Hildesheim kennen. Ulrich gehörte zusammen mit diesen Bischöfen zu den Symbolen, Trägern und Stützen des damaligen Ottonenreiches. Seine Spuren sind so deutlich in die Geschichte eingeschrieben, daß man sich mit ihm beschäftigen muß⁸⁴. Ulrich wurde um 890 als Sohn alemannischer Adelige, die mit dem Herzoghaus verwandt waren, in Augsburg geboren. Seine Familie hatte Beziehungen zu den Herren von Wittislingen, die uns heute durch Ausgrabungen näher bekannt sind. Wir wissen von Ulrich, daß er von 900 bis 908 in St. Gallen seine Erziehung fand, nicht aber im Kloster blieb, sondern bis 909 im Dienst des Augsburger Bischofs stand. Als dieser starb und sein Nachfolger aus niederem Adel war, wollte Ulrich diesem nicht mehr dienen, sondern verwaltete von 909 bis 923 die Witwengüter seiner Mutter in Wittislingen. 923 wurde er auf Vorschlag des deutschen Königs und auf Vermittlung seiner Verwandten zum Augsburger Bischof gewählt. Als solcher sah er sein Werk in der Treue zum Reich und zur Kirche. 953/54 unterstützte er Otto I. mit Waffengewalt gegen den aufständischen Schwabenherzog Liutolf. In der Lechfeldschlacht von 955 verteidigte er seine Stadt Augsburg erfolgreich gegen die Ungarn und gab damit dem kaiserlichen Heer den Rückhalt, am Lech die Ungarn zu schlagen. Später gelang es ihm noch, den Kaiser mit seinem rebellierenden Sohn – zwar unter dem Druck der erneut anstürmenden Ungarn – zu versöhnen. Seine Bischofsstadt ließ Ulrich 926 ummauern, was wesentlich dazu beitrug, 955 die Ungarn abzuwehren. Nach 962 erreichte Ulrich beim Kaiser, daß sein Verwandter Adalbero an seiner statt die militärischen Aufgaben des Bischofs übernahm. Nun konnte Ulrich sein ganzes Werk dem kirchlichen Amt widmen.

Als Bischof war Ulrich führend in der pastoralen Reform, d. h. in der Predigt, Liturgie, Firmung, Visitation, in den Gerichten, über Geistliche sah

⁸³ GlA 229/69496–69498

⁸⁴ H. Tuchsle, Vor tausend Jahren: Ulrich von Augsburg, in: Schwabische Heimat 24, 1973, 89–94, hier 89.

er eine häufige Verpflichtung, die er selbst ausführte und durch die er die kirchlichen Bereiche reformieren konnte. Er förderte die Augsburger Domschule, an der damals die Priester ausgebildet wurden. Ulrich versuchte, seinen Klerus besser in den Griff zu bekommen, indem er alle zwei Jahre Synoden in seinem Bistum abhielt. Aber nicht nur sein Weltklerus war ihm ein Anliegen, sondern auch die Mönche und die Klöster. In St. Gallen hatte er ja seine Erziehung erfahren. Dieses und Einsiedeln blieben seine Lieblingsklöster, die er häufig besuchte und reichlich mit Reliquien ausstattete. Ulrich förderte den Aufbau von Benediktbeuren. Er ließ sich die Abteien Kempten und Ottobeuren als Abt übertragen, um als solcher diese Klöster zu reformieren. Die Klöster, die ihm als Bischof unterstanden, visitierte er öfter und erreichte so einen hohen geistlichen Rang dieser Mönchskolonien. Auch die Pfarrkirchen und Kapellen lagen Ulrich sehr am Herzen. Er sorgte für genügende und würdig ausgestattete Kirchen. Er weihte diese selbst, auch wenn die Benediktion mit viel Mühe in abgelegener Gegend verbunden war. In Augsburg veranlaßte er den Bau der St. Johannes-Kirche im Dombezirk, die erst heute wieder in Ausgrabungen und Fundamenten zutage trat. Nicht nur sein „offizielles Werk“, sondern auch sein privates, persönliches Leben war für den Klerus und die Gläubigen ein Vorbild. Freude und Zuversicht zu Christus und dessen Evangelium prägten sein Verhalten. In Gebet, geistlicher Lesung, in der Feier des Meßopfers und der verschiedenen Riten an kirchlichen Hochfesten fand dieses Verhalten ein stauend-gläubiges Aufnehmen bei seiner näheren Umgebung und bei der Bevölkerung von Augsburg. Immerfort galt seine Sorge den Armen und Kranken, sei es an seinem Tisch oder Hof, sei es in der Schaffung und Förderung von Spitälern und Hospizen. Nach seinem Tode wurde Ulrich am 7. Juli 973 durch seinen Freund und Bischofskollegen Wolfgang von Regensburg bestattet und sehr bald vom Volk als Seliger verehrt. 20 Jahre nach seinem Tode wurde er auf Betreiben seines zweiten Nachfolgers Liutold in einem erstmalig förmlichen und feierlichen Akt der Kanonisation am 31. 1. 993 heiliggesprochen. Das Kloster St. Afra vor den Mauern der Stadt Augsburg wurde in der Zeit von 1064 bis 1071 nach einem Umbau auch nach Ulrich benannt. Es nahm seine Gebeine auf, die 1187 feierlich erhoben wurden. Damit wurde eine weite Verehrung dieses hl. Bischofs in die Wege geleitet. Das Stift St. Ulrich und Afra war immer der Mittelpunkt des Augsburger Ulrichskultes geblieben, obwohl Ulrich bald Stadt- und Diözesanpatron von Augsburg wurde⁸⁵.

Schon zum Akt der feierlichen Heiligsprechung wurde als Unterlage eine Lebensbeschreibung zwischen 982 und 993 durch den Augsburger Domprobst Gerhard vorgelegt. Auf dieser Lebensbeschreibung, der zeitgenössischen Geschichtsschreibung und erhaltenen Urkunden fußt die hier gegebene Schilderung von Ulrichs Leben und Werk. Nach Gerhard versuchte der vierte Nachfolger Ulrichs, Bischof Gebhard von Augsburg, eine Überarbeitung der

⁸⁵ Aus der zahlreichen Literatur über St. Ulrich seien hier nur die neuesten Titel vor den Jubiläumsfeierlichkeiten genannt: *F. Zoepfl*, Der hl. Bischof Ulrich in Geschichte und Kunst, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 5, 1971, 7-18; *Bavaria Sancta*. Band I. Regensburg 1970, 199-211; *Bibliotheca Sanctorum*. Band XII. Rom 1969, 796-798; *F. Zoepfl*, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter. Band I. Augsburg 1955, 61-77.

vorliegenden Lebensbeschreibung in den Jahren zwischen 996 und 1000. Dieses Werk blieb ein Teilstück und damit unvollendet. Um 1020 verfaßte dann Berno, Abt auf der Reichenau, im Auftrage des Abtes von St. Ulrich und Afra in Augsburg eine neue „Vita sancti Udalrici“. Vom 12. bis 15. Jahrhundert beherrschten kurze Legenden im Sinne der Volksunterweisung und als geeignete erbauliche Lesungen im Brevier die Kunde vom hl. Ulrich⁸⁶. Sie sind auf zweierlei Arten verfaßt: Einmal werden in einem fortlaufenden Bericht Ereignisse aufgeführt, die, von allem Weltlichen gereinigt, nur auf das Sichtbarmachen des Heiligen bedacht waren. Die Umwelt und die Zeitgeschichte sowie persönliche Verbindungen des hl. Ulrich fallen weg oder dienen nur dazu, die Außerordentlichkeit des Heiligen oder der wundersamen Begebenheiten zu verdeutlichen. Eine zweite Form der Ulrichslegende im hohen und späten Mittelalter ist die sogenannte Beispielslegende, eine locker gefügte Reihe von Einzelepisoden, die in ihrer Geschlossenheit Raum und Muße zu anschaulicher, fast behaglicher Schilderung bieten. Sie lassen dem Hörer Zeit zur Betrachtung und vermitteln ihm ein Stück Erkenntnis oder Belehrung durch den vorgestellten Heiligen⁸⁷.

Einzelepisoden aus dem Leben und der Legende

Aus der Lebensbeschreibung und aus späteren Legenden werden hier einige Episoden angeführt, die die spätere Beliebtheit Ulrichs in der Verehrung als Folge hatten und dazu benutzt wurden, den hl. Ulrich in ähnlichen Situationen als Schutzpatron anzurufen: So wird z. B. das Wirken Ulrichs im Jahre 955 in der Lechfeldschlacht gerne ausgestaltet zu einem Bild des zweiten Kaisers Konstantin, dem im Kampf durch Engel das Kreuz als Siegeszeichen überreicht wurde⁸⁸. Sicher ist, daß Ulrich in dieser Zeit innerhalb der Stadt die Leitung der Verteidigung übernommen hatte. Im Heere auf dem Lechfeld aber kämpften seine nahen Verwandten und ließen dabei ihr Leben.

Ulrichs durch das Evangelium erwirkter froher Sinn am Osterfest wird weit ausladend geschildert. Er feierte dieses Fest mit einem dreifachen Liebesmahl, mit dreifachem Zutrunke⁸⁹. In den Legenden behauptet sich Ulrich zweimal in Wassernot, wobei er einmal auf der Donau in Schiffsnot gerät und gerettet wird. Zum anderen reitet er mit einem Begleiter durch die hochwasserführende Wertach. Hierbei ertrinkt der Begleiter beinahe, während das Wasser bei Ulrich noch nicht einmal die Füße erreicht⁹⁰. Diese letzte Begebenheit scheint früh Eindruck gemacht zu haben, denn schon um 1150 finden wir sie in Hirsau⁹¹ bildnerisch dargestellt.

Aufgrund der beiden letzten Episoden wurde Ulrich in Wassernöten angerufen. Später scheinen diese Ansatzpunkte vergessen worden zu sein oder sie waren der damaligen Bevölkerung zu farblos. So fand man eine neue Episode, die in Anlehnung an eine andere, schon vorhandene Geschichte in die Legende eingeordnet wurde. Einmal war Bischof Konrad von

⁸⁶ Vgl. W. Wolf, Von der Ulrichsvita zur Ulrichslegende. München 1967.

⁸⁷ Ebenda, 104.

⁸⁸ F. Zoepfl, Der hl. Bischof Ulrich, 9.

⁸⁹ Lexikon für Theologie und Kirche. Band X. Freiburg 1965, 456.

⁹⁰ F. Zoepfl, Der hl. Bischof Ulrich, 12.

⁹¹ Abbildung bei H. Tuchsle, Vor tausend Jahren, 93.

Konstanz am frühen Morgen Gast des hl. Ulrich. Dieser frühstückte mit ihm und feierte dann anschließend die hl. Messe. Danach wurde Ulrich wegen des damals herrschenden Nüchternheitsgebotes zur Rede gestellt. Als Antwort gab er: „Nicht ich habe gespeist, sondern die Liebe.“ Diese Begebenheit soll die Erhabenheit und die Liebe des hl. Ulrich über alle Gebote hinaus schildern⁹². In derselben Richtung liegt dann das Fischwunder, das Ulrich wieder als Wasserpatron lebendig machte: So gab Ulrich einem Boten des bayrischen Herzogs an einem Donnerstagabend ein Stück Fleisch mit auf den Weg. Dieser Bote, am anderen Morgen bei seinem Herrn angekommen, wollte Ulrich wegen des Freitagsgebotes und seiner Übertretung anschwärzen. Als er seine Anschuldigung beim Herzog vorbrachte und das Fleisch als Beweis zeigen wollte, war dieses zu einem Fisch geworden⁹³. Deshalb dominiert in der bildenden Kunst bei der Darstellung des hl. Ulrich seit dem 14. Jahrhundert⁹⁴ der Fisch als Beigabe und Kennzeichnung. Die barocke Statue des Hl. Ulrich in der Pfarrkirche von Müllen weist auch den Fisch auf dem Buche vor.

Die Ulrichsverehrung

Hauptsächlich diese und wenige andere Stücke aus seinem Leben und seiner Legende ließen Ulrich über das Mittelalter hinaus zu einem der meist verehrten Heiligen werden. Seine Reliquien sind weit verbreitet; Kirchen und Orte werden nach ihm benannt. Er wird zum Mitpatron des Bistums Paderborn, zum Patron für Bruderschaften, die meist Geistlichen vorbehalten waren. Im Volksbrauch hat Ulrich einen großen Rang. Er ist der Patron der Winzer, Fischer und Reisenden. Er steht in Wasser- und Wetternöten bei. Die Erde seines Grabes heilt Fieber, Hundebisse und hilft gegen Mäuse und Ratten. Die Ulrichskreuze, die an die legendenhaften Siegeszeichen erinnern, wurden als Wallfahrtszeichen verkauft und halfen gegen Unheil aller Art. Die Ulrichsminne, ein Wein auf St. Ulrich geweiht, wird dem Brautpaar überreicht.

Die Wassernöte, die Ulrich zu bestehen hatte, machten ihn zum häufig angerufenen Wasserpatron⁹⁵. In wasserreichen Gegenden werden ihm Kirchen und Kapellen geweiht. Brunnen, die dem hl. Ulrich geweiht sind, helfen bei Augenleiden und bei Krankheiten aller Art. Immer sind in den entsprechenden Berichten darüber diese Brunnen durch den Stab des Heiligen oder dessen Gebet hervorgerufen. Diese Brunnen versiegen selbst in den heißesten Sommern nicht⁹⁶.

⁹² Vgl. F. Zoepfl, Das Bistum Augsburg, 76.

⁹³ Bavaria Sancta. Band I. Regensburg 1970, 211.

⁹⁴ Vgl. F. Zoepfl, Das Bistum Augsburg, 76.

⁹⁵ J. Stadler - J. N. Ginal, Vollständiges Heiligen-Lexikon. Band V. Augsburg o. J., 581-597; Wörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Band VIII, 1295-1298; F. Doyé, Heilige und Selge der römisch-katholischen Kirche. Band II. Leipzig o. J., 457/458; K. Kunstle, Ikonographie der Heiligen. Freiburg 1926, 564/565; A. M. Zimmermann, Kalendarium Benedictinum. Band II. Metten 1934, 399, 400, 401-403; J. Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1934, 702/703; O. Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen. Innsbruck/Wien/München 1959, 172/173; J. Torsy, Lexikon der deutschen Heiligen. Köln 1959, 534.

⁹⁶ Wörterbuch des deutschen Aberglaubens. Band VIII, 1296.

Beachtet man die Verehrung des hl. Ulrich im Erzbistum Freiburg nach Orts- und Kirchenpatronaten, so ist Ulrich in Geißlingen im Klettgau nur einmal Ortspatron. In den 12 Pfarrkirchen von Beuren, Güttingen, Mörsch, Müllen, Nenzingen, Nordrach, Oberhausen bei Eendingen, Öflingen, Schenkzell, Schwandorf, Rulfingen und Thannenheim ist Ulrich Kirchenpatron; ebenfalls Kirchenpatron in den ehemaligen Filialkirchen von Obereschach, Zimmerholz und Neckarhausen. Schließlich fungiert Ulrich als Kapellenpatron in Bad Krozingen, Ballenberg, Böhringen, Oberhausen bei Eendingen und Öflingen⁹⁷.

Reichlicher ist der hl. Ulrich im Elsaß, also z. T. im Gebiet des Straßburger Bistums, wohin auch Müllen bis 1802 gehörte, als Kirchenpatron vertreten. Es soll genügen, nur die Pfarrkirchen zu nennen: Altenstadt, Avenheim, Avolsheim, Bachhofen, Bindernheim, Bühl bei Weißenburg, Holzbad, Ingenheim, Irmstett, Klein-Atzenheim, Krautweiler, Landersheim, Niedermorschweiler, Niffer, Oberschöffolsheim, Störbach, Wingen, Wittersheim und Zellenberg⁹⁸. Diese größere Verehrung des hl. Ulrich im Elsaß kann darin begründet sein, daß Ulrich als Bischof fünfmal zusammen mit Bischof Erchenbald von Straßburg andere Bischöfe weihte⁹⁹ und dadurch einen engen Kontakt mit dem Straßburger Bischof gewann, den er natürlich auch auf den „politischen“ Reichstagen antreffen mußte. Ferner hatte Ulrich eine Vorliebe für das Kloster Einsiedeln¹⁰⁰, das ja endgültig im Jahre 934 durch den Straßburger Domprobst Eberhard gesichert und neu gegründet wurde. Zeuge einer möglichen Verbundenheit Ulrichs zu Straßburg ist sicherlich die mittelalterliche St.-Ulrichs-Kapelle im Bischofshof zu Straßburg¹⁰¹, die frühestens 1208 für uns greifbar ist. Desgleichen ist uns von den Ulrichslegenden des 12. Jahrhunderts nur eine Kurzfassung bekannt, die in einem Legendar aus dem 11. Jahrhundert nachgetragen ist. Diese Ulrichslegende stammt vermutlich aus dem Straßburger Marienmünster¹⁰².

St.-Ulrichs-Kapelle und St.-Ulrichs-Brunnen in Müllen

Die Beliebtheit Ulrichs im Mittelalter besonders als Wasserpatron und die gesteigerte Ulrichsverehrung im Elsaß, die im Leben des Heiligen selbst begründet sein kann, machen es uns verständlich, warum und daß wir in Müllen auf einen St.-Ulrichs-Brunnen mit einer Kapelle stoßen.

Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert: Das historisch-statistisch-topographische Lexicon von dem Großherzogthum Baden aus dem Jahre 1814¹⁰³ gibt folgenden Befund: „Unweit dem Dorfe ist eine andere Kapelle des hl. Ulrich mit einem Brunnen, in welchem viele Kinder, auch aus der Ferne hergetragen werden und in verschiedenen Krankheiten gebadet werden.“ Ein ähnliches Lexikon von 1847¹⁰⁴ erwähnt die Kapelle mit Brunnen nicht. Wir

⁹⁷ Handbuch des Erzbistums Freiburg. Freiburg 1939, 775.

⁹⁸ Vgl. das Register bei *M. Barth*, Handbuch der elsässischen Kirchen.

⁹⁹ Vgl. *F. Zoepfl* – *W. Volkert*, Die Regesten der Bischöfe und des Domkapitels von Augsburg. Band I, 1. Augsburg 1955, Nr. 139, 141, 143, 145, 146.

¹⁰⁰ Vgl. *Bavaria Sancta*, Band I. Regensburg 1970, 205.

¹⁰¹ *M. Barth*, Handbuch der elsässischen Kirchen, 1404.

¹⁰² *W. Wolf*, Ulrichsvita, 89.

¹⁰³ Band II. Karlsruhe 1814, 290.

¹⁰⁴ Universallexikon vom Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1847, 793.

können aber die vorige Notiz nicht einfach als einzig und ungültig abtun, denn vom 7. September 1831 existiert ein Gutachten¹⁰⁵, wo folgendes noch erweiternd zu lesen ist: „Es ist über dieser Quelle eine Art Kapelle, mit einem kleinen Thürmchen erbaut, wo selbst in früheren Zeiten ein Glöckchen enthalten war... Diese Kapelle ist von unbedeutender Größe, viereckig erbaut und mag auf jeder Seite 7–8 Schuh enthalten, deren Mauern einen guten Schuh dick sind... Unter dieser Quellen befindet sich ein Wasserbehälter, der von den Mauern der Kapelle umschlossen ist, zu welchem eine steinerne Treppe führt und die seither mit einer Thüren verschlossen ist.“ Ziehen wir einen Bericht des Ortsgerichtes und des Bürgerausschusses von Müllen vom 18. Januar 1832¹⁰⁶ hinzu, so tut sich für uns noch weiteres auf: In diesem Wasser unter der St.-Ulrichs-Kapelle badete oder wusch man sich ohne Erlaubnis des Pfarrers. Es wurden auch Kinder mit Krankheiten verschiedener Art von der Hebamme oder anderen Personen durch das Wasser gezogen. Auch erwachsene und alte Personen haben gebadet und sich gewaschen. Zum Trinken wird dieses Wasser wegen der Badenden und wegen eines in 150 Schritt entfernten, immer gereinigten Schöpfbrunnens nie benutzt. 1796 und 1799 wurden die Türen der Kapelle und des Brunnens demoliert, die Schloßriegel und die eisernen Gitter entfernt. Man unternahm dagegen nichts, da sich dies doch nicht ändere. Die Gemeinde läßt diejenigen in der Quelle baden „so wie sie das Vertrauen haben, geholfen zu werden“. Der Behauptung des Pfarramts, insbesondere des Pfarrers Perathoner, daß der Ort oder die Quelle nur der Schutz zu Ausschweifungen sei, tritt die Gemeinde energisch entgegen. Bisher sei noch keine Klage erfolgt und auch noch kein Urteil ergangen. Mit diesen erwähnten Aktenauszügen treffen wir wohl den Endpunkt der sichtbaren Zeugen einer volksfrommen Ulrichsverehrung in Müllen an. Vierzig Jahre später standen die Kapelle oder ihre Überreste nicht mehr, sondern an sie erinnerte nur noch ein Sühnekreuz der Theresia Gebhard von 1871. Diese wurde am 27. November 1871 in Müllen als Tochter des Altbürgermeisters Michael Gebhard beerdigt¹⁰⁷. Michael Gebhard selbst starb 1849¹⁰⁸, so daß es möglich ist, daß zu seiner Zeit der obige Gemeindebeschluß von 1832 erfolgte. Vielleicht wurde deswegen das Sühnekreuz in der Nähe der ehemaligen Ulrichskapelle aufgestellt.

Frühere Nachrichten über St.-Ulrichs-Brunnen und -Kapelle: Die Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert sind nun nicht die einzigen. 1762 vermerkt der damalige Pfarrer Johannes Georg Zeder¹⁰⁹ für die Nachwelt, daß über die Quelle eine Kapelle aus Holz erbaut war. In diese Quelle pflegten Gläubige in frommer Verehrung Kinder einzutauchen. Die Quelle und die Kapelle sind dem hl. Ulrich geweiht. Am Feste des hl. Markus zieht die Prozession zur St.-Ulrichs-Quelle, desgleichen die Bitzprozession am dritten Bittag. Die letzten Behauptungen werden durch die Verkündbücher seit 1839¹¹⁰ gestützt, die am Markustag einen Flurumgang vermerken. Die Allmendstreitigkeiten von 1480¹¹¹ verdeutlichen aber in ihren Zeugenaus-

¹⁰⁵ 1831. IX. 7 (GLA 368/1896, 31, fasc. 12).

¹⁰⁶ GLA 368/1896, 31.

¹⁰⁷ Pfarrarchiv Müllen. Sterbebuch 1810–1913, 132.

¹⁰⁸ Ebenda, 80.

¹⁰⁹ 1762. IV. 20 und 1762. X. 31 (Pfarrarchiv Müllen. Ältere Akten).

¹¹⁰ Die Verkündbücher sind seit 1839 im Pfarrarchiv Müllen vorhanden.

¹¹¹ Kopie im Pfarrarchiv Müllen, hier 14 und 27.

sagen, daß die St.-Ulrichs-Kapelle am Ende der Flur von Müllen lag. Dort wird auch gesagt, daß bei der St.-Ulrichs-Kapelle die „Kalbslache“ liegt. Diese grenzt aber an das „Schaflacher Feld“, das früher „Brünnesfeld“ hieß. Dieses Brünnesfeld aber ist immer in den Rechnungsbüchern¹¹² als Eigentum der Pfarrei Müllen angeführt; es ist auch das Flurstück, worauf die St.-Ulrichs-Kapelle stand.

Mit dieser Feststellung ist zunächst ein sicheres Nacheinander der Namengebung eruiert: Da das Feld des Ulrichsbrunnens der Pfarrei gehörte und dieser Brunnen mit Kapelle dem hl. Ulrich geweiht ist, weist dieses Patrozinium auf das der Pfarrkirche hin. Dieses Ulrichspatrozinium der Kapelle und des Brunnens ist ein Zeichen der Besitz-Zugehörigkeit zur Pfarrei. Denn es war im Mittelalter Brauch, daß kirchlicher, insbesondere klösterlicher Besitz dadurch gekennzeichnet wurde, daß man ihn nach dem Kirchen- oder Klosterpatron benannte. Auf dem „Brünnesfeld“ im Besitz der Pfarrei befand sich ein Brunnen, den man nach dem Pfarrpatron St. Ulrich benannte. Diese Zuteilung an den hl. Ulrich hatte im mittelalterlichen Leben noch einen weiteren tieferen Sinn, da St. Ulrich als Wasserpatron bekannt war und es auch anderorts Ulrichsbrunnen gab. In diese Richtung deutet auch die Sage des Ulrichsbrunnens von Müllen¹¹³: Der hl. Ulrich sei vom Straßburger Bischof aus zum Abt von Schuttern gefahren. Der Tag sei heiß gewesen und Ulrich hätte seinen Stab in die Erde gesteckt, woraus Wasser geflossen sei. Zum Gedenken an diesen von Ulrich geschaffenen Quell wurde hier eine Kapelle errichtet.

Die Urkunde vom Jahre 1373 als Jubiläums-Urkunde

Doch gehen wir noch auf eine ältere Urkunde zurück, die als Jubiläumsurkunde der eigentlichen Grund für all die angestellten Überlegungen war. Am 7. Juni 1373 erscheint in einer Urkunde¹¹⁴, die die Besitznachfolge Müllens von St. Georgen an einen Müller Rüdiger regelt, ein „Dietrich, Priester und Kaplan der Kapelle St. Ulrich, die im Orte Müllen liegt“. Diese Urkunde ist an und für sich längst bekannt¹¹⁵, wurde aber in neuester Zeit als Beweis für das St.-Ulrichs-Patrozinium der Pfarrkirche angeführt¹¹⁶. Dieser Beweis wurde in seinem richtigen geschichtlichen Nacheinander erst in den letzten Zeilen hier geführt und erbracht. Die Urkunde an sich dokumentiert nur eine Kaplanei in einer St.-Ulrichs-Kapelle. Diese Kapelle wurde bisher mit der Pfarrkirche gleichgesetzt. Diese aber kann damit nicht gemeint sein, denn sie wird in den zeitlich früher und später liegenden Urkunden eindeutig als „ecclesia-Kirche“ genannt. Eine eigene Ulrichskapelle mit einem Brunnen war bisher in der Literatur nicht bekannt, denn sie hat sich ja erst – abgesehen vom Bewußtsein innerhalb der Bevölkerung, die leider nie schriftlich nach außen getragen wurde – in der ganzen Wirklichkeit im Vorangehenden erschlossen. Die Ulrichskapelle wird

¹¹² Rechnungsbücher seit 1666 vorhanden im Pfarrarchiv Mullen. Ein ähnliches Brunnenbeispiel haben wir im St.-Gallus-Brunnen in Hofweier zu sehen (Vgl. O. Kahni, Hofweier in Geschichte und Gegenwart. 1972, 155/156). Für den Sundgau vgl. A. Zaessinger, Feld- und Dorfbrunnen im Sundgau, in: Jahrbuch des Sundgauvereins 19², 141–145.

¹¹³ Vgl. Ortenauer Rundschau Nr. 34 vom 24. August 1935.

¹¹⁴ GLA 9/43a oder 12/49.

¹¹⁵ A. Krieger, Topographisches Wörterbuch. Band II. 238.

¹¹⁶ D. Kauß, Pfarrorganisation, 216.

in den Verhandlungen von 1480¹¹⁷ mehrmals genannt. Leider konnte bis in das 18. und 19. Jahrhundert kein weiterer Beleg erbracht werden, außer einem ablehnenden Bescheid in einem Visitationsbericht von 1739¹¹⁸, wo ausdrücklich vermerkt wird, daß es in Müllen keine Kaplanei gebe. Dies aber könnte umgekehrt besagen, daß aus irgendeinem Grunde danach gefragt wurde und dieser Grund auf dem Wissen über eine in der Vergangenheit irgendwann vorhandene Kaplanei beruhte. Die Notiz von 1373 über eine Kaplanei wird nach all dem Gesagten glaubwürdiger, zumal gerade in jener Zeit Kaplaneien ohne Seelsorgsverpflichtungen¹¹⁹ in ihrer Entstehung einen Höhepunkt aufzuweisen haben. Dies gilt auch für ein ländliches Gebiet wie das der Ortenau¹²⁰. Und auch hier haben wir in Oberkirch¹²¹ – einer mittelalterlichen Stadt also – ein weiteres Beispiel einer Kaplanei, von der wir nur eine Erwähnung haben und deren Schicksal für uns im dunkeln bleibt. Ebenso sollte die abseitige Lage der Ulrichskapelle mit ihrer Kaplanei nicht zu sehr Verwunderung erregen oder gar Ablehnung erfahren, denn auch in Honau gab es eine St.-Brigiden-Kapelle mit einem Kaplan, die nicht im Zusammenhang mit der Pfarrkirche stand und innerhalb der Ortsgemarkung¹²² lag.

Geschichte und Jetztzeit

Die Ulrichsjubiläen in Müllen und Augsburg im Jahre 1973 waren ein Anlaß, die Geschichte des Ortes und der Pfarrei Müllen zu überdenken. Dies geschah erstmals anhand der sicher greifbaren Unterlagen. Die Ortsgeschichte wurde erhellt und gab einen entscheidenden Anstoß für eine Neueinordnung der Straßburger Bürgerfamilie von Müllheim. Die Geschichte der Pfarrei machte kirchliches Leben in Müllen deutlich. Sie ging auf Schwerpunkte ein, die uns helfen, das religiöse Leben unserer Vorfahren in den Griff zu bekommen. In diesem religiös-volksfrommen Leben ist die Gestalt des hl. Ulrich fest verwurzelt und in Müllen im Patrozinium der Pfarrkirche, der Kapelle und des Brunnens, sowie in einem Flurnamen – der St.-Ulrich-Matte – verankert.

Aus der Geschichte aber nehmen wir für heute wichtige Erkenntnisse mit: die heutige politische Strukturlösung stimmt weitgehend mit der frühen mittelalterlichen Situation überein. Sie berücksichtigt jedoch inzwischen geschichtlich gewordene Spannungen nur wenig. Die der modernen politischen folgende kirchliche Struktur weicht von der mittelalterlich gewachsenen Situation ab, die sich ihrerseits durch die Reformation bis in unsere Tage nochmals verlagerte, indem Altenheim zur Filiale von Müllen wurde.

¹¹⁷ Kopie im Pfarrarchiv Müllen, 14 (zweimal) und 27.

¹¹⁸ Pfarrarchiv Müllen. Ältere Akten.

¹¹⁹ Vgl. W. Müller, Die Kaplaneistiftung (praebenda sine cura) als spätmittelalterliche Institution, in: Von Konstanz nach Trient. Festgabe für A. Franzen. München/Paderborn/Wien 1972, 301–315.

¹²⁰ Vgl. D. Kauß, Mittelalterliche Kaplaneistiftungen an den Pfarrkirchen der Ortenau, in: Ortenau 52, 1972, 49–64; ders., Kaplanei und Kirche in Honau, in: Ortenau 53, 1973, 120–125.

¹²¹ Vgl. D. Kauß, Institutionalisiertes Totengedächtnis im mittelalterlichen Oberkirch. – Anniversar und Kaplanei, in: Ortenau 53, 1973, 244–251.

¹²² 1259. VIII. 14 (GLA 33/27).

Necrologium Friburgense

1966—1970*

Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 1966 bis 1970 sind jahrgangsweise in alphabetischer Ordnung angelegt. Zur raschen Erschließung soll das Namensregister am Schlusse des Nekrologteils dienen.

Auflösung der Siglen der Bearbeiter:

E. K. = Erwin Keller

T. K. = Theodor Kurrus

Krs. = Johann Adam Kraus

1966

Armbruster Hermann

Geb. 22. 3. 1883 in Einbach (Kreis Wolfach), ord. 30. 6. 1915; Vikar in Istein, Lörrach-Stetten (1916–1921), Oberwinden (1921–1927); Pfarrv. in Bettmaringen 5. 5. 1927, hier invest. 22. 4. 1928. Ruhestand 1. 9. 1951 in Hausach. Gest. 30. 9. 1966 in Hausach, ebenda beerd.

Hermann A. gehört zu den wenigen, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg als Spätberufene zum Priestertum kamen. Dreiundzwanzig Jahre lebte und arbeitete er zuerst in der elterlichen Landwirtschaft, um dann in wenigen Jahren an der Sasbacher Lehranstalt und in Lahr die Gymnasialstudien zu betreiben. Mit zweiunddreißig Lebensjahren begann er die seelsorgliche Arbeit und legte bald in jeder Hinsicht sehr erfreuliche Befähigung an den Tag: „Keine Arbeit war ihm zuviel, kein Auftrag kam ungelegen bei Tag und Nacht“, sagt ein Prinzipal von ihm. Seine Vertrautheit mit dem Landvolk, seinen Nöten und Sorgen, machte ihn zu einem ausgezeichneten, sehr beliebten und populären Dorfseelsorger. A. war wohl auch einer der ersten, die Film und Lichtbild in den Dienst der Seelsorge stellten – die Handhabung dieser damals noch komplizierteren technischen Hilfsmittel meisterte er bei seiner praktischen Veranlagung spielend. Die große Gemeinde Bettmaringen – seine einzige Pfarrstelle – hatte er mehrere Jahre allein zu versehen, keine leichte Aufgabe bei den vier Filialen, die alle etwa eine Stunde vom Pfarrort entfernt und besonders im Winter schwer erreichbar waren. Als ein Vikar angewiesen war, ging Pfarrer A. alsbald an den Ausbau bestehender und die Gründung neuer kirchlicher Vereine. Vierundzwanzig Jahre hielt er treu und rühmenswert eifrig auf

* Fortsetzung zu Bd. 89, 1969, 442–589.

seinem strapaziösen Posten aus, obwohl die Gesundheit allmählich nachließ und auch er gelegentlich erfahren mußte, daß kein Pfarrer es allen recht machen kann. Als er nach Hausach in den Ruhestand ging, war es ihm eine Selbstverständlichkeit, nach Kräften in der dortigen umfangreichen Pastoration mitzuhelfen. Die letzten Jahre nahmen den allzeit Tätigen noch gründlich in die Schule des Leidens und Verzichtens – aber auch hier stellte er, wie überall im Leben, seinen Mann.

E. K.

Bächle Albin

Geb. 22. 4. 1901 in Nöggerschwil, ord. 5. 4. 1925; Vikar in Durmersheim, Bisingen/Hz., Unterbühlertal, Konstanz (St. Stefan), Elzach, Karlsruhe (St. Stefan), Plankstadt; Pfarrv. in Kronau 28. 11. 1935, hier invest. 11. 4. 1937; Pfarrer in Dogern 26. 11. 1951. Gest. 23. 1. 1966 in Stühlingen (Krankenhaus), beerd. in Dogern.

„Sein Charakter ist liebenswürdig, von einer stillen Heiterkeit, zu Dienstleistungen stets bereit“, schrieb ein Prinzipal über den jungen Seelsorger Albin B., der, vom Ortspfarrer auf Untertertia vorbereitet, am Freiburger Bertoldsgymnasium mit gutem Erfolg die humanistischen Studien gemacht hatte. Wo immer er Vikarsdienst zu leisten hatte, durfte er sich großer Wertschätzung und Beliebtheit erfreuen. Seine menschliche Schlichtheit und warme Herzengüte machten ihn allen sympathisch. In Kronau fand er das Arbeitsfeld, das ganz seinem großen Arbeitswillen und seiner zeitaufgeschlossenen pastoralen Einstellung entsprach. Hier entfaltete Pfarrer B. eine ganz auf die Vertiefung des religiösen Gemeindelebens ausgerichtete, umsichtige und beharrliche Seelsorgsarbeit, deren Früchte, auch und gerade im Dritten Reich, unverkennbar heranreiften, nicht zuletzt wegen der sehr intensiven Spezialseelsorge an den einzelnen Ständen. Großen Kummer verursachte dem ganz seiner Pflicht lebenden Pfarrer ein tragischer Verkehrsunfall, bei dem ein Menschenleben ausgelöscht wurde und an dem er eine gewisse Schuld trug. Mannhaft verbüßte er die über ihn verhängte Strafe und konnte nachher, ohne in seinem menschlichen und priesterlichen Ansehen Schaden gelitten zu haben, in der Gemeinde weiterarbeiten – alle wußten, daß der Unfall bei einer caritativen Dienstfahrt passiert war. Obwohl nie von robuster Gesundheit, harrte Pfarrer B. sechzehn Jahre auf der großen Pfarrei aus, bis auftretende Herzbeschwerden den Wechsel in das kleinere Dogern nahelegten. Auch hier wirkte er in seiner stillen, ganz den Dienst an den Menschen suchenden Art viel Gutes, so daß der unerwartet plötzliche Heimgang des verehrten Seelsorgers große Trauer in der Gemeinde auslöste.

E. K.

Banholzer Franz

Geb. 15. 7. 1908 in Hauingen (Kreis Lörrach), ord. 6. 3. 1932; Vikar in Sinsheim a. d. E., Karlsruhe-Daxlanden, Mannheim-U.L.F.; Pfarrv. in Ballrechten 16. 5. 1940, in Hänner 30. 4. 1942, in Steinach i. K. 30. 4. 1948, hier invest. 31. 3. 1957. Gest. 20. 3. 1966 in Gengenbach (Krankenhaus), beerd. in Steinach.

Volksschule, Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums besuchte Franz B. in Lörrach, die oberen Gymnasialklassen absolvierte er als Zögling des Konradihauses in Konstanz. Priesterberuf stand bei dem sehr idealgesinnten jungen Mann schon früh fest, darum auch seine Übersiedlung von Lörrach

nach Konstanz. An den vier Vikarsposten hat er sich gute Kenntnisse und mannigfache praktische Erfahrungen in der gesamten Seelsorge angeeignet, vor allem in Karlsruhe und Mannheim. Freundlichen und lebhaften Wesens, interessiert und voll guten Willens tat er überall willig und eifrig, was der Beruf von ihm verlangte. Eine gewisse Nervenschwäche machte ihm die Arbeit nicht ganz leicht, doch wußte er immer wieder damit fertig zu werden, nicht zuletzt dank seiner priesterlichen Gesinnung und innigen Religiosität. Ein beträchtliches Maß an Arbeit war in Steinach zu bewältigen, denkt man an die vielen Schulstunden, die hier Woche für Woche zu halten waren, und an die alle Stände umfassende Spezialseelsorge, Die Pfarrer B gut ausgebaut und den besonderen Bedürfnissen der Zeit angepaßt hat. Der jahrelange auftreibende Einsatz auf der wachsenden Gemeinde zehrte allmählich mehr an den Kräften, als der nur seiner Pflicht lebende Seelsorger spürte, bis eine erste schwere Erkrankung im Frühjahr 1963 dies deutlich machte. Nur noch knappe drei Jahre waren ihm von da an beschieden. Auf dem Heimweg von einem Versehgang wurde er von einem Herzschlag getroffen und starb daran vier Tage später im nachbarlichen Gengenbacher Krankenhaus, noch nicht sechzigjährig. E. K.

Bieger Thomas

Geb. Hart (Haigerloch) 22. 1. 1894, ord. St. Peter 12. 6. 1921; Vikar in Burladingen, Sasbach b. A., Achern, Rheinfeldern, Kurat Freiburg (St. Josef) 28. 11. 29, Pfarrer Oberachern 3. (14.) 7. 40; Geistl. Rat 1956, Krankheitsurlaub 7. 11. 56, Pfr. Jungnau 29. 1. (10. 2.) 57, Ruhestand Hart 1. 6. 65, gest. daelbst 21. 1. 66, beerd. dort 24. 1.

Bieger besuchte als Sohn einfacher Bauersleute die Volksschule bis zum 13 Lebensjahr, wurde von Pfr. Speh für die Untertertia des Gymnasiums Sigmaringen vorbereitet und studierte dort als Schüler des Fideliskonvikts bis zum Abitur 1913. Das Universitätsstudium in Freiburg wurde durch den Weltkrieg unterbrochen, der ihn zwei Jahre in russische Gefangenschaft führte. Zurückgekehrt erschien er nicht nur den jungen Mitschülern bei Besuchen im Fidelishaus, sondern auch als junger Vikar als eine gereifte und abgeklärte Persönlichkeit, die bald in Kirche und Schule und am Krankenbett segensreich wirkte. In Freiburg baute B. unter schwierigen Verhältnissen die Kuratie St. Josef auf. Seine originelle Predigt und die Tätigkeit in den Vereinen und Kliniken machten ihn bekannt, doch erwies sich die feuchte Notkirche als schädlich. Freudig übernahm er daher die Pfarrei Oberachern und leitete sie eifrig, baute ein Gemeindehaus und betreute in allen Sparten die kirchlichen Standesvereine. Als seine nie geschonte Gesundheit nachließ, zog er statt ins gewünschte Liggersdorf nach dem kleineren Jungnau und schenkte dieser Pfarrei noch 8 Jahre seiner persönlichen Hingabe. Seine Pensionierung führte ihn in die Heimat zurück, aber nur für kurzes Wirken, da der Herr ihn bald heimrief. Krs.

Biemer Joseph

Geb. 17. 6. 1901 in Dallau, ord. 19. 3. 1927; Vikar in Haslach i. K., Hechingen, Höpfingen; Pfarrrv. in Gommersdorf 24. 5. 1937, in Wintersdorf 10. 4. 1940, hier invest. 30. 3. 1941. Ruhestand 17. 5. 1957 in Krumbach, später in Kilsheim. Gest. 9. 10. 1966 in Bad Mergentheim, beerd. in Dallau.

Joseph B., Sohn eines Müllers, erhielt vom Ortsgeistlichen Vorbereitungsunterricht und konnte dann in Tauberbischofsheim von Untertertia an den humanistischen Studien obliegen. An den drei Orten seiner Vikarstätigkeit stellte sich überzeugend heraus, daß er gute Fähigkeiten zu allem besaß, was die Seelsorge von ihm verlangte. In seinem menschlichen und priesterlichen Charakter verband er Gesetztheit mit geistiger Beweglichkeit, Bescheidenheit mit Freundlichkeit, unermüdete Arbeitswilligkeit mit lebendiger Religiosität. Als Pfarrverweser in Gommersdorf und als Pfarrer in Wintersdorf verstand er es recht gut, die ihm Anvertrauten durch zielklare, tatkräftige seelsorgliche Führung durch die aufgewühlte Zeit des Krieges und der Nachkriegszeit hindurchzuführen. Viel Freude und Entspannung schenkte ihm in der Freizeit kirchengeschichtliches Studium, das er schon als Vikar zur Lieblingsbeschäftigung wählte. Im Frühjahr 1951 führte ihn eine erste schwere Erkrankung in die Schule des Leidens, die von da an sein dauernder Anteil werden sollte. Eine chronisch-rheumatische Polyarthritits verursachte ihm starke berufliche Behinderung, so daß es ihn große Mühe und Energie kostete, in diesem Zustand seinen Pflichten nachzukommen. Er tat dies, durch mehrere Kuraufenthalte Linderung seines Leidens suchend und in gewissem Umfang auch findend. Als die Geh- und Bewegungsfähigkeit mehr und mehr nachgelassen hatte, blieb nur noch die Aufgabe der seelsorglichen Tätigkeit übrig. Die neun Jahre seines Ruhestandes waren ein einziges Ringen mit seiner Krankheit – seit 1959 konnte er nur noch sitzend zelebrieren. Kurz vor dem Einzug in eine eben fertiggestellte Neubauwohnung holte ihn der Herr heim in die ewige Wohnung des Himmels. E. K.

Blum Joseph

Geb. 28. 3. 1899 in Bühlertal, ord. 1. 7. 1923; Vikar in Öflingen, Konstanz (1923 – 1929), von 1925 zugleich Rektor des Konstanzer Lehrlingsheimes, Lahr; Pfarrv. in Neudingen 1. 9. 1931, in Riegel 6. 7. 1933, hier invest. 5. 5. 1935. Gest. 5. 1. 1966 in Riegel, beerd. in Bühlertal.

Nach Kriegsabitur am Rastatter Gymnasium kam Joseph B. zur Fliegerausbildung in verschiedene preußische Garnisonen. Ein Flugzeugabsturz hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Nachdem die erlittenen Verletzungen ausgeheilt waren, begann der idealgesinnte, vielseitig talentierte Kriessentlassene das theologische Studium. Die langen Vikarsjahre in Konstanz boten reichliche Gelegenheit, sich das praktische Rüstzeug zu einer fruchtbaren Seelsorgsausübung anzueignen. Immer mehr zeigte sich bei Vikar B. eine besondere Begabung zur seelsorglichen Führung der männlichen Jugend. Die jungen Menschen spürten instinktiv, daß sie an ihm einen Freund hatten, auch wenn er von ihnen etwas verlangte. Im Konstanzer Lehrlingsheim schuf er eine vom Geist christlichen Frohsinns durchdrungene Atmosphäre, ohne das gerade hier notwendige Gesetz der Ordnung und Disziplin zu vernachlässigen. Die Jugend hing an ihrem Rektor, wie übrigens auch die Kinder, deren Herzen er durch seine gewinnende Leutseligkeit ebenso für Christus zu begeistern verstand. Anklang fanden auch seine aus gläubigem Gemüt kommenden, von großem Verständnis für die moderne Zeit mit ihren Problemen zeugenden und immer praktisch gehaltenen Predigten. In Riegel fand er die Gemeinde, der er mit seltener Treue und Einsatzbereitschaft seine besten Mannesjahre schenkte. Nur ein

Mann mit seinem Idealismus konnte die erstaunliche Leistung vollbringen, zweimal die wertvolle Pfarrkirche, ein Juwel des Barock, aus Brandtrümmern wiederaufzubauen. Zum ersten Mal brannte sie 1936 bis auf die Grundmauern nieder. Pfarrer und Gemeinde waren sich einig, alles zu tun, um das Gotteshaus in seiner ursprünglichen Gestalt und Schönheit wiedererstehen zu lassen. Die besten Kräfte holte der kunstsinnige Pfarrer herbei, und das Werk gelang. Die Freude dauerte aber nur wenige Jahre: Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges sank die Kirche abermals in Schutt und Asche. Nochmals gingen Pfarrer und Gemeinde an das jetzt ungleich schwierigere Werk des Wiederaufbaus, war ja auch das übrige Dorf weithin kriegszerstört. In unzähligen Stunden hat der Optimismus ausstrahlende Pfarrer und Baumeister selbst handwerkliche Arbeit geleistet, ein Beispiel, das die Gemeinde mitriß. Diese Aufbauarbeit – so schrieb er dem Bischof, als dieser ihn auf eine große Stadtpfarrei anweisen wollte – „liegt mir so sehr am Herzen, daß ich mich trotz der fast übermenschlichen persönlichen Schwierigkeiten kaum davon trennen kann“. Zur zerstörten Kirche kamen schwere Beschädigungen der übrigen kirchlichen Gebäude, des Pfarrhauses, des Schwesternhauses, der Kaplanciwohnung, der Michaelskapelle und der Pfarrscheuer. „Fast wie Fahnenflucht“, schreibt er, wäre ihm ein Weggehen von Riegel in dieser großen Notsituation vorgekommen. Und so blieb er, baute alles wieder auf, nicht nur, was der Krieg an äußeren Zerstörungen hinterlassen hatte, sondern auch, was am inneren Gemeindeleben Schaden gelitten hatte. Seine außerordentliche Aufbauarbeit haben Kirche und Staat ehrend anerkannt. Der Bischof ernannte ihn zum Geistlichen Rat (1958), und vom Staat wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Noch lange wird sein Name in Riegel unvergessen sein.

E. K.

Buckl Wilhelm

Geb. 24. 2. 1888 in Geisingen; ord. 6. 7. 1910; Vikar in Schonach, Schönau i. W., Ostringen, Kirrlach; Kurat in Schlageten (1921–28); Pfarrer in Hugstetten (1928–49), Großweier (1949–50), Steinenstadt (1950–64); Ruhestand in Geisingen; hier gest. 20. 3. 1966 und beerdigt am 23. 3. 1966.

B. war Sohn des Geisinger Kirchenmalers Andreas B. und zog schon als Schüler die Bücher dem Handwerk seines Vaters vor. Obwohl die Mittel fehlten, willigte dieser zuletzt in das Studium des Französisch ein. Sein Stadtpfarrer gab ihm nicht nur Lateinstunden, sondern auch Französisch, um ihn nicht auf das nahe Progymnasium in Donaueschingen, sondern in die Quarta des Gymnasiums in Freiburg und in das dortige Konvikt bringen zu können (1899). Lebhaften Geistes und für alles aufgeschlossen, schadete der Klassenprimus seiner Gesundheit, so daß er erst 1910 das Abitur bestehen konnte. Trotzdem empfahl ihn Rektor Schanzenbach zur „unbedingten Aufnahme“ in das theologische Konvikt. Erfolgreicher war das Universitätsstudium mit der Note „vorzüglich“ in allen Fächern; außerdem belegte er Nebenvorlesungen und vier Seminare. In der Seelsorge war er willig und lenksam, wie seine Prinzipale bezeugen, wenn auch bei ihm zutrifft, daß die Beurteilung nach vorgeschriebenem Schema je nach dem Standpunkt des Beurteilenden sehr verschieden ausfällt. Wer ihn näher kannte, bestätigt, was man immer wieder über ihn liest: ein fähiger, überlegt handelnder, korrekter, echter Priester. Einer geplanten Versetzung von Kirrlach als

Kurat nach Mannheim-Rheinau fühlte er sich gesundheitlich nicht gewachsen und bat mit Rücksicht auf seine Eltern um eine Stelle in der Nähe seiner Heimat; er kam nach Schlageten. In Hugstetten erlebte er die Entwicklung dieses Breisgaurdorfes am Rand der March vom reinen Bauerndorf zur Stadtrandsiedlung mit überwiegender Industriebevölkerung, das Dritte Reich, den Krieg und die Besatzungszeit. In Großweier fand er die erhoffte Erleichterung nicht und griff zu dem freigewordenen Steinestadt, wo er vierzehn Jahre erfolgreich wirken durfte. Beim Goldenen Priesterjubiläum hielt Erzbischof Dr. Schäufele, ein naher Verwandter von ihm, die Festpredigt, der auch an der seiner Beisetzung in seiner Heimatgemeinde, wo er nach kurzem Ruhestand verstarb, teilnahm.

T. K.

Busam Fritz

Geb. 26. 8. 1910 in Nußbach i. R., ord. 22. 3. 1936; Vikar in Muggensturm, Limbach, Mannheim-Käfertal; Kurat in Schlageten 28. 4. 1948; Pfarrv. in Ichenheim 11. 4. 1956, in Binningen 1. 7. 1959, hier invest. 3. 6. 1962. Gest. 7. 2. 1966 in Singen (Städt. Krankenhaus), beerd. in Nußbach i. R.

Der zum Studieren wie geschaffene Renchtäler war zuerst an der Realschule in Oberkirch und ging dann von Untertertia an auf das Bertholdgymnasium in Freiburg, das er mit einem ausgezeichnet guten Abitur verlassen konnte. Sein freundliches und umgängliches Wesen, seine Aufgeschlossenheit für die damalige Zeit mit ihren besonderen Problemen (Drittes Reich!), sein seelsorglicher Eifer waren schon beim Jungpriester Grundlage eines gediegenen Wirkens, nur stellten sich schon nach fünf Dienstjahren erste Anzeichen einer nicht stabilen Gesundheit ein. Die Jahre als Kurat in Schlageten und als Pfarrverweser in Ichenheim waren die Zeit, in der B. tatkräftig und zielbewußt als selbständiger Seelsorger noch mit einigermaßen kräftiger Gesundheit wirken konnte. Dann aber warf ihn eine schwere innere Erkrankung im Jahre 1956 auf ein langes Krankenlager im Offenburger Krankenhaus – ein weiteres Verbleiben auf der arbeitsreichen Pfarrei Ichenheim war nach Wiedergenesung nicht mehr möglich. Von unruhigen Nerven und Schlaflosigkeit geplagt, suchte er im Hegau neue gesundheitliche Stärkung, die anfangs auch einzutreten schien. Leider war sie auch hier, wo er in Binningen mit viel Hingabe eine zeitgerechte Dorfseelsorge betrieb, nicht von langer Dauer. Der leidgeprüfte, bei Gemeinde und Mitbrüdern in gleicher Weise geschätzte Pfarrer mußte abermals für längere Zeit in stationäre Behandlung, die aber das innere Leiden nicht mehr beheben konnte. In der Mitte der fünfziger Jahre seines ganz auf Christus und die Teilhabe an dessen Priestertum eingestellten Lebens und Leidens wurde er heimgeholt zu seinem himmlischen Meister.

E. K.

Dold I v o

Geb. 19. 3. 1909 in Villingen, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Erzingen, St. Blasien, Waldshut, Heidelberg (St. Raphael); Kaplv. in Tiengen 10. 7. 1941; Pfarrer in Konstanz-Allmannsdorf 6. 12. 1942. Gest. 13. 5. 1966 in Villingen, beerd. in Konstanz-Allmannsdorf.

Ivo D., Sohn eines höheren Bankbeamten, besuchte in Villingen das Realgymnasium. Nach Ergänzungsprüfungen in Griechisch und Hebräisch folgte das übliche theologische Studium, bei welchem bereits der für ihn so charakteristische Zug ins Ideale und zu ernster Innerlichkeit hervortrat. Die vier Vikarsstellen boten umfassende Gelegenheit zur gründlichen Einarbeitung in alle Zweige der Seelsorge. Der freundlich-heitere Jungpriester verstand sich besonders gut mit der Jugend, sein musikalisches Talent und sein Geschick im Umgang mit Film, Lichtbild und Schallplatten kamen ihm gerade hier sehr zugute. In Heidelberg hatte er die neue große chirurgische Klinik zu betreuen, die damals auch Reservelazarett war. Mit dem gleichen Geschick, mit dem er sich dieser Aufgabe widmete, nahm er sich auch der Taubstummten des Bezirks an. Nach kurzer Tätigkeit in Tiengen, wo er vor allem die beiden Filialen Breitenfeld und Detzeln zu versorgen hatte, kam er mitten im Zweiten Weltkrieg auf die nicht leichte Pfarrei Konstanz-Allmannsdorf – hier zogen nach dem Krieg sehr viele Familien neu hinzu, so daß die ehemalige Seefischergemeinde eine sehr vielschichtige Struktur erhielt. Stadtpfarrer D. sah die Eingliederung dieser Zuzügler in die Pfarrgemeinde als eine seiner Hauptaufgaben an. Unzählige Hausbesuche waren dazu nötig. Er verstand es auch, durch regelmäßige Ausspracheabende einen wachsenden Kreis interessierter Laien zeitgemäß religiös zu schulen. Viel Zeit und Kraft investierte er auch hier in eine planmäßig betriebene kirchliche Jugendarbeit. Auf seinen Schultern lag ferner ein Großteil der mit der notwendigen Erweiterung der Pfarrkirche verbundenen Sorgen und Mühen. Eine schwere Erkrankung im Sommer 1965 ließ sich trotz Operation und vielfacher anderer ärztlicher Bemühungen nicht mehr beheben. Ein Seelsorger eigener Prägung ist mit ihm dahingegangen. E. K.

Eiffler Emil, Geistl. Rat, Ehrenbürger der Gemeinde Altglashütten. Geb. 15. 11. 1888 in Sinsheim, ord. 2. 7. 1913, Vikar in Pforzheim bis 1919, Repetitor am Theol. Konvikt in Freiburg bis 1926, Religionslehrer, seit 1927 Professor (später Oberstudienrat), an der Höheren Mädchenschule (später Goethe-Gymnasium) in Freiburg bis 1956. Anschließend Tätigkeit als Religionslehrer an den Mädchengymnasien St. Ursula in Freiburg und in Klosterwald. Gest. 18. 4. 1966 in Freiburg (Lorettokrankenhaus), beerd. 21. 4. 1966 in Freiburg (Hauptfriedhof).

Zu den bekanntesten Persönlichkeiten im Freiburg der Vorkriegsjahre gehörte Professor E. Mit der Adelhauserkirche und mit der aus dem dazugehörenden ehemaligen Kloster hervorgegangenen Mädchenlehranstalt war er so verwachsen, daß man Ende 1953, als die Pensionierung näherrückte, sogar vom Kultusministerium aus in Anbetracht des großen Mangels an geistlichen Religionslehrern die Anregung gab, man möge E., der sich „im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte“ befand, über das Ruhestandsalter hinaus in seiner beruflichen Stellung belassen. Nach einem Jahr, 1955, teilte er dem Ordinariat mit, daß ihn die Schulbehörde gebeten habe, noch ein weiteres Jahr im Dienst zu verbleiben. Erst Ostern 1956 schied er nach 30 Jahren Religionsunterricht an der gleichen Schule auf eigenen Wunsch aus dem Dienst. Eifflers Wiege stand in Sinsheim a. d. Elsenz, wo sein (protestantischer) Vater Steueraufseher war. Nach dessen Versetzung nach Mannheim verbrachte E. seine Jugend in Mannheim-Neckarau, wo er die Volksschule bis zur 8. Klasse besuchte. Pfarrer und

Kaplan ermunterten ihn zum Studium, gaben ihm Unterricht in Latein und Französisch, so daß er nach 6 Monaten die Aufnahmeprüfung für die Untertertia am Gymnasium bestand. Von der Untersekunda bis zur Unterprima besuchte er wegen der Versetzung seines Vaters nach Offenburg das dortige Gymnasium. Nach dessen Pensionierung kehrte die Familie nach Mannheim zurück, wo E. 1909 am Karl-Friedrich-Gymnasium das Abitur mit gutem Erfolg bestand. Inzwischen hatte er seine Mutter verloren, und die ältere von seinen beiden Schwestern – er hatte außerdem noch zwei Brüder – versah den Haushalt. Nach einigem Schwanken entschloß sich E. doch zum Theologiestudium. In Pforzheim entfaltete der sehr befähigte Kaplan vor allem in der Jugend und im Borramäusverein eine unermüdliche Tätigkeit, „oft mehr als der Gesundheit zuträglich“. Hinzu kam seine Tätigkeit in den Kriegslazaretten und im Krankenhaus. Sein Prinzipal, Dekan Leist, wollte ihn nicht ziehen lassen, als er versetzt werden sollte, und meinte, E. sei „hier ganz an seinem Platze“, sein Element sei die praktische verantwortungsvolle Pastoration“. Mit Beginn des Wintersemesters 1919 trat E. sein Amt als Repetitor am Theologenkonvikt an, in welches zahlreiche Kriegsteilnehmer als Theologiestudenten eingetreten waren und eine jüngere Kraft von ausgeglichenem Charakter für die Erziehung der Priesteramtskandidaten erforderlich war. Kenntnis der modernen Literatur war schon immer an ihm gerühmt worden. 1926 wurde E. zunächst provisorisch als Religionslehrer an der Höheren Mädchenschule angestellt. Von da an waltete er auch an der Adelhäuserkirche als Seelsorger, nicht bloß für seine Schülerinnen, sondern auch für die Umwohner. Daneben hatte er im Münster seinen Beichtstuhl, der immer großen Konflux hatte. Als Präses leitete er die beiden Marianischen Kongregationen „Maria Opferung“ und „Regina Pacis“. Schon als Repetitor hatte er nebenher die Tätigkeit eines Studentenseelsorgers geübt. So war die Ernennung zum Erz. Geistl. Rat am 27. 3. 1942 eine Anerkennung des erfolgreichen Seelsorgers. 1938, 1958 und 1964 hatte er die Gelegenheit, nach Nordamerika zu reisen; 1952 lud ihn eine ehemalige Schülerin zum Eucharistischen Weltkongreß in Barcelona ein. Nachdem er beim Bombenangriff am 27. 11. 1944 seine gesamte Habe verloren hatte, fand er in Altglashütten Unterkunft, vertrat den schwer erkrankten dortigen Ortsgeistlichen und wendete in den letzten Stunden des Zweiten Weltkriegs schwere Gefahr von der Gemeinde ab, so daß diese anlässlich einer Nachfeier zu seinem goldenen Priesterjubiläum 1963 ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Nach kurzer Krankheit schied E. aus einem arbeitsreichen Leben. TK

Fackler Rudolf

Geb. 6. 5. 1889 in Haslach i. K., ord. 7. 7. 1914; Vikar in Konstanz-Allmannsdorf, Weingarten b. Bruchsal (1915–1920), Konstanz-Wollmattingen (1920–1925), Freiburg-Mariahilf; Präbendeverw. in Breisach 17. 7. 1927; Pfarrer in Liptingen 19. 11. 1933; Pfarrer in Beuren (Linzgau) 19. 11. 1950. Ruhestand 1. 3. 1957 in Haslach i. K. Gest. 10. 6. 1966 in Haslach, ebenda beerd.

In der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach und am Rastatter Gymnasium absolvierte der gut begabte Gastwirtssohn aus Haslach die humanistischen Studien. Als seine Kursgenossen nach der Priesterweihe auf ihre ersten Posten angewiesen wurden, mußte der Neupriester Rudolf F. bereits erstmals

in Krankheitsurlaub gehen, um eine Knochenmarkenzündung im Fuß auszuheilen, ein Leiden, das ihn noch manches Jahr behindern sollte. Mit seinem freundlich-gewinnenden, lebhaften und gewandten Naturell war es ihm ein Leichtes, überall, wo er als Vikar wirkte, seelsorglichen Kontakt zu den Menschen herzustellen, zumal zur Jugend beiderlei Geschlechts, aber auch die Erwachsenen schätzten ihn und hörten gern seine gutvorbereiteten, zeitnahen und praktischen Predigten. „Mit ihm kann jedermann gut auskommen“, schrieb einer seiner Prinzipale. Mehrere neuerliche Erkrankungen während der langen Vikarszeit legten es nahe, bei ihm von einer Verwendung auf einer größeren eigenen Pfarrstelle abzusehen, wozu er sonst in mehr als einer Hinsicht bestens qualifiziert gewesen wäre. So übernahm er die kleinere Gemeinde Liptingen, wo er treu und gewissenhaft siebzehn Jahre aushielt. Mit Freude und guter Sachkenntnis half er als Bezirkspräses des Borromäusvereins beim Ausbau der Pfarrbibliotheken, denen gerade in der Hitlerzeit eine besondere pastorale Bedeutung zukam. Als ihm die Höhenlage Liptingens gesundheitlich spürbar zu schaffen machte, wechselte er auf das idyllische Beuren im schönen Linzgau. Nach sieben Jahren gesegneten weiteren Wirkens zwangen ihn Alter und Gebrechlichkeit in den Ruhestand. Sein Todestag war der Fronleichnamstag. Zwei Jahre zuvor durfte er noch in seiner Heimatgemeinde das Fest des goldenen Priesterjubiläums begehen. E. K.

Friton Robert

Geb. 15. 11. 1899 in Pforzheim, ord. 1. 7. 1923; Vikar in Malsch b. Ettl., Karlsruhe (St. Bonifaz), Hechingen, Singen (Herz-Jesu); Pfarrv. in Raithalslach 25. 8. 1932, in Unteralpfen 26. 10. 1934, in Plankstadt 10. 2. 1937, hier invest. 10. 4. 1939; Pfarrer in Niederbühl 23. 5. 1948. Gest. 18. 5. 1966 in Niederbühl, ebenda beerd.

Die ersten Gymnasialjahre verbrachte Robert F., Kind aus einer religiösen Handwerkersfamilie, in seiner Vaterstadt, bis zur Unterprima war er dann am Gymnasium in Rastatt, machte 1917 hier das Abitur und wurde darauf zum Heeresdienst eingezogen. Während der theologischen Studienzeit trat bereits deutlich in Erscheinung, was ihn das ganze kommende priesterliche Leben und Wirken hindurch kennzeichnete: zuverlässige Gewissenhaftigkeit, ernste Religiosität und Gewandtheit im Umgang. Wo er als Vikar wirkte, fiel seine Begabung auf, erzieherisch auf die Jugend zu wirken. Die Freizeit widmete er intensivem, weiterbildendem Studium in Philosophie, Kirchengeschichte und Literatur, eine geistige Interessiertheit, die auch in seinen Predigten und Vorträgen in den kirchlichen Vereinen sich bemerkbar machte. Beide Pfarrverweserstellen waren für ihn bei seiner ausgezeichneten körperlichen Leistungsfähigkeit zu klein, so daß es sicher richtig war, ihn auf der großen Pfarrei Plankstadt einzusetzen. Hier hatte er in der schweren Zeit des Zweiten Weltkrieges und der ebenso leidvollen Nachkriegszeit ein großes Arbeitspensum zu bewältigen. Mehrere Jahre war er ohne Vikar, so daß allsonntägliche Trination mit Predigt von ihm zu leisten war. Die Nachkriegszeit verlangte intensive caritative Arbeit in der Heimkehrer- und Flüchtlingsbetreuung. Trotz dieses aufreibenden und mühevollen jahrelangen Einsatzes verblieb Pfarrer F. immer noch soviel Kraft, von 1948 an bis zu seinem unerwartet rasch erfolgten Heimgang die Gemeinde Niederbühl bei Rastatt eifrig und selbstlos als guter Seelsorger zu betreiben. E. K.

Geiger Otto, Dr. phil.

Geb. 5. 5. 1888 in Haslach i. K., ord. 7. 7. 1914; Feldgeistlicher 1914–1918; Vikar in Wiesloch, Baden-Oos, Oberried, Karlsruhe-Daxlanden, Ulm b. Oberkirch; Pfarrv. in Fischbach b. Villingen 13. 10. 1927, hier invest. 22. 4. 1928. Ruhestand 1. 10. 1946 in Haslach i. K., dann in Emmendingen. Gest. 22. 2. 1966 in Emmendingen, beerd. in Haslach.

Otto G. war Schüler der Lenderschen Lehranstalt und am Gymnasium in Rastatt, wo er im Gymnasialkonvikt wohnte. Den Seminarkurs in St. Peter unterbrach er zur weiteren Klärung der Berufsfrage. Erste Verwendung als Seelsorger fand er als Lazarettgeistlicher in Freiburg, später kam er zur Seelsorge in einer Frontdivision. Als Vikar beschäftigte er sich mit Studien über „Bruder Berthold, Leben und Werk“. Mit einer Dissertation zu diesem Thema erlangte er 1921 die Doktorwürde der Philosophischen Fakultät an der Universität Freiburg. G. besaß ausgesprochene journalistische Begabung, die er in jüngeren Jahren ausgiebig ausnützte und so der katholischen Tagespresse in Baden und auswärts manche wertvollen Dienste leistete. Einzige Pfarrei war Fischbach, wo er nicht ganz zwanzig Jahre seelsorglich tätig war, auch hier die Freizeit zu allerlei Studien und gelegentlicher Schriftstellerei ausnützend. Seiner Initiative verdankte die Pfarrkirche eine gründliche Erneuerung und Erweiterung. Eine schwere Erkrankung im Jahre 1937 schwächte die Arbeitskraft merklich, so daß ihm die Versorgung der Pfarrei mehr und mehr beschwerlich und zuletzt ganz unmöglich wurde. Nach einiger Zeit der Erholung im Ruhestand konnte er wieder, wie es sein Wunsch war, aushilfeweise in der Seelsorge mitarbeiten. Die letzten Jahre verbrachte er, körperlich und geistig leidend, bei Verwandten in Emmendingen. Pfarrer Geigers Name verdient, in der Geschichte der katholischen Pressearbeit festgehalten werden.

E. K.

Gießler Franz Karl

Geb. 24. 4. 1890 in Engen, ord. 2. 7. 1913; Vikar in Tauberbischofsheim, Karlsruhe (St. Bernhard); Religionslehrer in Konstanz (Zeppelin-Oberrealschule) 7. 9. 1921, hier Professor 1. 4. 1927. Ruhestand 1. 8. 1936 in Gengenbach. Gest. 18. 4. 1966 in Gengenbach, ebenda beerd.

Mit einem ausgezeichneten Abitur des Gymnasiums in Mannheim, wo der Vater Amtsgerichtsdirektor war, begann Franz G. im Jahre 1908 in Bonn das theologische Studium, das in Freiburg und St. Peter den üblichen Fortgang und Abschluß fand. Es waren vor allem innere Werte, die den Menschen und Priester Franz G. prägten und auszeichneten: Güte des Herzens, wohlwollendes Verständnis, schlichte Bescheidenheit, opferwillige Selbstlosigkeit und eine lebendige Religiosität. Seinen Lebensgang und seine priesterliche Tätigkeit hat der Oberhirte anläßlich des goldenen Priesterjubiläums des Heimgegangenen in einem Gratulationsschreiben mit diesen rühmenden Worten geschildert:

„Die Vikarsjahre führten Sie nach Tauberbischofsheim und Karlsruhe (St. Bernhard), wo Sie mit besonderem Interesse sich der studierenden Jugend annahmten, so daß Ihnen im Herbst des Jahres 1921 die verantwortungsvolle Aufgabe eines geistlichen Lehrers an der Oberrealschule in Konstanz übertragen wurde. Mit hingebungsvollem Eifer und manchen persönlichen Opfern haben Sie sich in diesen Jahren der Jugend auch

außerhalb des Unterrichts in der Schülerbewegung „Neudeutschland“ angenommen. Gesundheitliche Gründe angesichts der im Dritten Reich immer schwieriger werdenden schulischen Verhältnisse veranlaßten Sie, im Jahre 1936 die Aufgabe eines Benefiziaten in Gengenbach zu übernehmen. In dieser großen Pfarrei fanden Sie ein weites Feld seelsorglicher Arbeit vor, in der Sie nach Kräften in vorbildlich selbstloser Gesinnung tätig waren und sind, dem dortigen Stadtpfarrer ein lieber Mitbruder und treuer Mitarbeiter, den jungen Vikaren ein diskreter und kluger Mentor. Ihre ruhige und menschlich vornehme Art und priesterliche Gewissenhaftigkeit erschloß Ihnen das Vertrauen vieler Beichtkinder. Bereitwillig übernahmen Sie Ihren Teil an der Seelsorgsarbeit in Predigt und Religionsunterricht und in der Betreuung der Kranken. All die Jahre hindurch führten Sie die Marianische Kongregation. Ihre Freude an den Büchern und Ihre ausgedehnte Kenntnis vor allem der Jugendliteratur und der schönen Literatur machten Sie fruchtbar in der Verwaltung der Borromäusbücherei. Ihre besondere Sorge und Liebe aber galt mehr und mehr der wachsenden Zahl der Patienten im Städtischen Krankenhaus, die Sie mit großer Treue besuchten. Dort fanden Sie Ihre Gemeinde, der bis zur Stunde Ihre besondere Liebe gilt... So dürfen Sie auf ein gesegnetes priesterliches Wirken zurückschauen. Ich danke Gott, dem Herrn der Gnade, für all den Segen, der von Ihrem priesterlichen Leben ausgegangen ist...“

Noch drei Jahre weiteren Wirkens waren Professor G. von da an beschieden, zuletzt freilich getrübt von mancherlei Gebrechen des Alters, der letzten Station in der Nachfolge Christi, die Leitstern im Leben dieses edlen, nie sich selbst suchenden Lehrers und Seelsorgers war. E. K.

Ginter Hermann

Dr. Theol., † 3. 8. 1966, siehe Nachruf in FDA 86, 1966, Seite 5–8 (Wolfgang Müller).

Götz Karl

Geb. 5. 5. 1894 in Rastatt, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Schönau i. Schw. (1921–1929); Pfarrv. in Sasbach a. K. 20. 11. 1929, in Neibsheim 6. 5. 1931, in Hausen a. d. Aach 1. 9. 1932, hier invest. 15. 4. 1934. Gest. 13. 8. 1966 in Hausen, ebenda beerd.

Karl G. gehört zu den vielen Priestern, die in ihrer Theologenzeit im Ersten Weltkrieg jahrelang im Militärdienst standen und sich im Krieg eine gesundheitliche Schädigung zuzogen, die sie dauernd behinderte. G. verlor infolge eines Kopfschusses an einem Ohr das Gehör, ein Leiden, das seine Verwendung auf einem größeren Posten, wozu er durchaus befähigt war, unmöglich machte. Die humanistischen Studien hatte er in Rastatt und Konstanz gemacht. Schönau war seine einzige Vikarstelle. Hier hatte er in allen acht Jahren seines dortigen Wirkens vier Filialen mit zahlreichen Nebenorten und abgelegenen Höfen zu betreuen, am Pfarrort den großen Jugendverein zu leiten, und soweit er Zeit erübrigen konnte, stellte er sie mit gutem Geschick und rühmlichen Eifer in den Dienst der damals so notwendigen katholischen Presse. Der Prinzipal lobte immer wieder die unbedingte Zuverlässigkeit seines mit ihm und der ganzen Gemeinde in bester Harmonie stehenden Vikars. Sowohl in Sasbach wie in Neibsheim gelang es ihm, das religiöse Leben der Gemeinde merklich zu heben, nicht

zuletzt durch zielstrebige Seelsorge in den einzelnen Ständen. Hausen a. d. Aach, das kleine, schön gelegene Hegaudorf, war dann der Ort seiner weiteren seelsorglichen Tätigkeit, von der immer wieder große Aufgeschlossenheit für die Bedürfnisse zeitgemäßer Landseelsorge ausgesagt wird. In der Freizeit bediente er auch hier die katholische Presse mit Beiträgen verschiedener Art. In bester Ordnung war bei Pfarrer G. alles, was mit der kirchlichen Verwaltung zusammenhing. Die letzten Jahre brachten ihm noch mancherlei Kreuz und Leid. Ein Mann mit vorbildlichem Pflichtbewußtsein ist mit ihm dahingegangen. E. K.

Götzinger Georg Bernhard

Geb. 23. 1. 1884 in Schlierstadt, ord. 1. 7. 1908; Vikar in Neudenu, Ettlingen (1909–1915); Kaplv. in Neudenu 28. 4. 1915; Pfarrv. in Gerichtstetten 5. 7. 1922, in Rosenberg 12. 11. 1924, hier invest. 27. 9. 1925; Dekan des Kapitels Buchen 1946. Ruhestand 1. 8. 1964 in Schlierstadt. Gest. 23. 11. 1966 in Schlierstadt, ebenda beerd.

Eine profilierte Priesterpersönlichkeit, die bis ins hohe Alter sehr aktiv im Leben stand, ist mit Georg G. aus den Reihen des Bistumsklerus geschieden. Unterricht beim Ortspfarrer und von Untertertia an auf dem Gymnasium zu Tauberbischofsheim ging dem theologischen Studium voraus. Schon beim Jungpriester trat eine gute rednerische Begabung zu Tage, die sich später vorteilhaft weiterentwickelte, so daß er nicht nur auf der Kanzel und im Unterricht, sondern auch in vielen Versammlungen kirchlicher Vereine mit diesem Talent viel Gutes zu leisten vermochte. Der Umgang mit den Menschen fiel ihm außerordentlich leicht. Sein leutseliges, freundliches, wohlwollendes Wesen, dem eine gute Dosis Mutterwitz beigegeben war, fand den Weg zu alt und jung. Wenn es sein mußte, trat er aber auch entschieden und freimütig für die Belange der Seelsorge ein – es war auch ein kämpferischer Zug in seinem Charakter, so daß es an gelegentlicher Anfeindung nicht fehlte. Als Kaplaneiverweser in Neudenu hatte er die Gemeinde so sehr für sich gewonnen, daß diese große Anstrengungen machte, ihn im Jahre 1922 als Pfarrer zu erhalten. Aus allen Kreisen der Bevölkerung gingen entsprechende Bittgesuche nach Freiburg. In den zwei Jahren seiner Wirksamkeit in Gerichtstetten schenkte er der Gemeinde ein Schwesternhaus mit Kindergarten. Vierzig Jahre lang betreute er dann die Pfarrei Rosenberg. In der verhältnismäßig kleinen Gemeinde bei seinem Schaffensdrang nicht ausgefüllt, übernahm er im Laufe der Jahre immer mehr zusätzliche Arbeit. Zahlreiche Vorträge in auswärtigen Volks- und Männervereinen und Mitarbeit in der katholischen Presse waren in der Zeit vor dem Dritten Reich sein aus freien Stücken jederzeit bereitwillig übernommenes zusätzliches Arbeitspensum. In der Zeit der Hitler-Diktatur intensivierte G. die pfarrliche Standesseelsorge, auch leitete er längere Zeit mit Geschick und reicher praktischer Erfahrung die katechetischen Konferenzen im Kapitel. Als guter Lateiner nahm er es auch auf sich, Eheprozeßakten des Ordinariates ins Lateinische zu übersetzen. Als 1946 der Dekansposten im Kapitel Buchen neu zu besetzen war, fiel die Wahl auf ihn, wie von niemand anders erwartet. In dieser Zeit hatte er auch ein Flüchtlingslager zu betreuen. Erst als es fast nicht mehr ging, setzte sich der rastlos Schaffende zur kurzen Ruhe, denn schon zwei Jahre danach erlag er den schweren Verletzungen, die er sich bei einem Verkehrsunfall zuzog. Die

Ernennung zum Geistlichen Rat durch Erzbischof Grüber und zum Ehrenbürger von Rosenberg und Schlierstadt waren wohlverdiente Anerkennung für dieses beispielhafte seelsorgliche Wirken. E. K.

Harbrecht A l f o n s

Geb. 5. 9. 1889 in Schwarzach, ord. 2. 7. 1913; Vikar in Grombach, Mannheim-Rheinau, Freiburg (St. Johann), Mannheim-Obere Pfarrei, Konstanz (Münster), Bühl; Pfarrv. in Busenbach 17. 6. 1926, in Sulz 27. 7. 1927, hier invest. 1. 4. 1929. Ruhestand 1. 3. 1947 in Betenbrunn, später in Neureut. Gest. 13. 1. 1966 in Neureut, beerd. in Sulz.

Mit einem sehr guten Abgangszeugnis schloß Alfons H., Sohn eines Schneidermeisters, die Gymnasialstudien in Rastatt ab, nachdem er zuerst Schüler in Sasbach gewesen war. Mit außerordentlichem Eifer stürzte sich der Jungpriester förmlich in seine Arbeit und war bald ein guter, gern gehörter Prediger, sehr geschickter Katechet und glänzender Vereinspräses. Der Übereifer des Anfangs setzte ihm aber doch sehr zu, so daß erste gesundheitliche Schwankungen auftraten und einige Erholungsurlaube nötig wurden, so auch nach seiner in jeder Hinsicht gediegenen Arbeit als Rektor im Konstanzer Lehrlingsheim und in der dortigen Münsterpfarrei. In Sulz, wohin er im Sommer 1927 versetzt wurde, waren die zahlreichen kirchlichen Vereine ihm besonders am Herzen gelegen. Wenn es ging, betätigte sich Pfarrer H. mit großem Können auch als Organist. Er war der berufene Bezirkspräses der Cäcilienvereine. In Sulz intensivierte H. auch seine historischen und kunstgeschichtlichen Studien. In zahlreichen Vorträgen im historischen Verein Mittelbadens führte er weitere interessierte Kreise zu vertieftem Verständnis der christlichen Kunst, namentlich der Romanik und Gotik. Das Jahrbuch „Die Ortenau“ brachte neben zahlreichen kleineren Publikationen vor allem seine große Arbeit über die Reichsabtei Schwarzach. Überanstrengung, schmerzliche Schicksalsschläge und leidvolle Heimsuchungen nötigten ihn, im Jahre 1947 in den Ruhestand zu gehen. Er verbrachte den größten Teil davon in dem idyllischen Linzgaudorf Betenbrunn. Neue heimatgeschichtliche Studien sind ihm aus dieser Zeit zu verdanken, sie erschienen zumeist in der „Oberländer Chronik“ des „Südkurier“ in Konstanz. Auch einige Laienspiele haben ihn zum Verfasser, so das Freilichtspiel für Wolfach im Kinzigtal, das „Spiel Unserer Lieben Frau von Betenbrunn“ und das Festspiel zur 700-Jahr-Feier der Stadt Markdorf. Viele Menschen hat er mit diesen Bühnenstücken, aber auch mit zahlreichen Vorträgen in Pfarreiabenden zu reicherm Verständnis der heimatlichen Vergangenheit und ihrer religiösen und kulturellen Werte geführt. Bei einem befreundeten geistlichen Mitbruder verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens, bis ihn der Tod aus der irdischen Heimat, die er so liebte, in die ewige heimholte. E. K.

Henn J o s e p h

Geb. 2. 11. 1899 in Laudenberg (Kreis Mosbach), ord. 6. 7. 1924; Vikar in Oberwolfach, Wollmatingen, Schenkenzell, Bodmann, Untermettingen, Jöhlingen; Pfarrv. in Neckargerach 22. 8. 1934, hier invest. 8. 8. 1937; Kurat in Heinsheim 15. 3. 1951. Ruhestand 1. 11. 1964 in Laudenberg. Gest. 23. 4. 1966 in Laufenberg, ebenda beerd.

KARTE

über die Archidiaconate und Decanate oder Landcapitel des Bischofs Constanz vor der Reformationszeit

nach
P. Neugarts Angaben
1871.



- Die Decanate oder Landcapitel des Bisthums Constanz.
- I. Im Archidiaconat Breisgau:
 1. Freiburg (Glören)
 2. Endingen
 3. Breisach (Wasenweiler)
 4. Neuenburg/Feuerbach
 5. Wiesenthal
 - II. Im Ad. Kletgau
 6. Stühlingen (Schwarzenberg)
 7. Waldstut/Walheim
 8. Neukirch/Thengen
 - III. Im Ad. Vorwald
 9. Stein/Ramsheim
 10. Egingen/Riedschillingen
 11. Würmlingen/Geisingen
 12. Villingen/Pföben
 13. Rotweil/Körnach
 14. Ebingen/Taltingen
 15. Haigerloch/Emtingen
 16. Dornsteden/Kresbach
 17. Rotenburg/Sälchen
 18. Herrenberg
 - IV. Im Ad. Hllegau
 19. Böblingen/Tagerheim
 20. Hechingen/Oberdingen
 21. Kannstatt/Grünbach
 22. Meiskirch/Laiz
 23. Stockach
 24. Reichenau
 - V. Im Ad. An der Alp
 25. Waldsee/Wurzach
 26. Laupheim/Schwendel
 27. Dietenheim
 28. Biberach/Sulztingen
 - VI. Im Ad. Allgau
 29. Bisingen/Nellingen
 30. Trochtelfingen/Riezigen
 31. Heutlingen
 32. Urach
 33. Göggingen/Habingen
 34. Geislingen/Siezen
 35. Blaubeuern
 36. Ethingen
 37. Munderkingen/Haizingen
 38. Riedlingen/Veringen
 39. Mengen/Diengen
 40. Saulgau/Buchau
 41. Münsingen/Gomaringen
 42. Kirchheim/Neuhausen
 - VII. Im Ad. Thurgau
 43. Jsmj/auf der Heid
 44. Lindau/Bregenz
 45. Stiefenhofen/Weller
 46. Theuringen/Urnau
 47. Ravensburg
 48. Lintgau/Oberlingen
 - VIII. Im Ad. Zürichgau
 49. S. Gallen/Arbon
 50. Wülh (Leutmeyern)
 51. Elgau/Frauenfeld
 52. Winterthur/Trinard
 53. Steckborn/Dieschhofen
 - IX. Im Ad. Argau
 54. Zürich/Rappensweil
 55. Regensberg/Kloten
 56. Wetzikon/Altnau
 - X. Im Ad. Burgund
 57. Bremgarten/Cham
 58. Nellingen/Wolenswil
 59. Hochdorf/Epfikon
 60. Willisau/Altshausen
 61. Luxern (mit den Unterwalden, Luxern, Uri, Schwitz, Unterwalden a. e., Samen, und Stanz)
 62. Aarau/Rainau
 63. Bu/smil/Sursee
 64. Burgdorf/Lützelbühl

Die Karte (abgedruckt in FDA 6 (1871) Anh.) vermittelt einen anschaulichen Eindruck von Gestalt und Umfang des Bistums Konstanz vor der Reformation. Im 18. Jahrhundert wurde die verwaltungsmäßige Gliederung dahingehend geändert, daß die 10

Archidiaconate – auf der Karte mit starkem Schwarz hervorgehoben – hinter den stammesgeschichtlich und politisch bedingten, allerdings ungleich proportionierten Vierteln oder „Quarten“ (Algovia, Brisgovia, Helvetia und Suevia) zurücktraten.

Von Obertertia an war Joseph H. Schüler am Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er im Sommer 1917 als Unterprimaner das Kriegsabitur ablegte und darauf bis Kriegsende beim Militär Dienst tat. Der gutbefähigte, aber nicht mit sonderlich starken Nerven ausgestattete Jungpriester hatte besten Willen und tat nach Kräften gewissenhaft seine Pflicht. Nach sechs Vikarjahren waren jedoch seine allgemeinen und insbesondere seine nervlichen Kräfte bedenklich erschöpft, so daß er erst nach längerer fachärztlicher Behandlung wieder in den Dienst zurückkehren konnte. Kürzere Zeit war er zuerst Hausgeistlicher im Haus Baden in Badenweiler. Wo er als Vikar weilte, schätzte man an ihm seine echt priesterliche Haltung und seinen trotz geschwächter Gesundheit beharrlichen Arbeitseifer. Seinem energischen Willen war es zu danken, daß er fast siebzehn Jahre die arbeitsreiche Pfarrei Neckargerach zu aller Zufriedenheit verwalten konnte. Zeitaufgeschlossen suchte er mit beachtlichem Erfolg das religiöse Leben der Gemeinde durch die schwere Zeit des Dritten Reiches hindurch sorgsam zu vertiefen, nicht zuletzt durch ein starkes Männerapostolat und einen aktiven Mütterverein. Reiche Seelsorgserfahrung ließ ihm Mittel und Wege finden, auch im Arbeitsdienstlager seiner Gemeinde guten Einfluß auszuüben. Er betreut ferner jahrelang einen Nikolaus-Schifferverein. Auch im kleineren Heinsheim, wohin er sich aus gesundheitlichen Gründen versetzen ließ, sorgte er sich eifrig um die einzelnen Stände – mit seiner zuvorkommenden, ganz auf die Sache konzentrierten Art fand er auch hier guten Kontakt mit seinen Pfarrkindern. Schwere Erkrankung des Magens zwang ihn dort nach dreizehn Jahren in den Ruhestand, der aber nur noch von kurzer Dauer war.

E. K.

Hofmann E m i l

Geb. 22. 2. 1893 in Bohlsbach, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Stühlingen, Oberbühlertal, Freiburg (Herz-Jesu), Donaueschingen, Heidelberg (Jesuitenkirche); Kaplv. in Meßkirch 9. 7. 1929; Pfarrv. in Heudorf-Rohrdorf 6. 6. 1935, hier invest. 23. 10. 1938; Dekan des Kapitels Meßkirch 17. 9. 1954. Ruhestand 1. 6. 1962 in Rohrdorf. Gest. 6. 12. 1966 in Sigmaringen (Städt. Krankenhaus), beerd. in Rohrdorf.

Der heitere, lebensfrohe und gutbegabte Junge war Schüler in Sasbach und Rastatt. Nach einem Jahr Theologie kam er im August 1914 als Kriegsfreiwilliger zum Militärdienst. Er machte den ganzen Ersten Weltkrieg mit und war bei den großen Kämpfen an der Westfront dabei. Im Gegensatz zu anderen überstand er den Krieg ohne eigentliche gesundheitliche Schäden, was sich während seiner ganzen Vikarszeit sehr zum Nutzen seiner seelsorglichen Arbeit herausstellte. Sein erster Prinzipal meinte vom Jungpriester: „In Anbetracht seiner Gesundheit, technischen, musikalischen Kenntnisse, leichten Anpassungsfähigkeit an die Menschen, seiner Umgangsformen und durch den Militärdienst innerlich vollendeten geistigen Entwicklung paßt er auf jeden Posten, insbesondere zu lebhafter Bevölkerung.“ In der Folgezeit kam immer mehr seine besondere Befähigung zur Arbeit an der Mannesjugend zum Vorschein. Aber auch seine musikalische Begabung wußte er, wo immer es nötig oder angezeigt war, in den Dienst der Seelsorge zu stellen. Die sechs Jahre in Meßkirch waren der Übergang zu seiner eigentlichen priesterlichen Lebensaufgabe in den beiden Gemeinden Heudorf und Rohrdorf, die er von 1935 bis 1962 in einer Art und

Weise betreute, daß er dort nicht so bald vergessen sein wird. In der schweren Zeit des Dritten Reiches hielt er seine Leute fest zusammen, wobei ihm die volksverbundene und leutselige Art seiner Pastoration, aber auch reichliche Ausnutzung der damals so bedeutungsvollen außerordentlichen Seelsorge von großem Nutzen waren. Pfarrer H. wirkte auch über die eigenen Gemeinden hinaus, als Dekanatsjugendseelsorger und Bezirkspräses der Kirchenchöre stellte er sich manches Jahr selbstlos auch den seelsorglichen Belangen des weiträumigen Kapitels zur Verfügung. Es war darum fast selbstverständlich, daß er, als das Amt des Kapitelsdekans frei wurde, auch in diese Stellung berufen wurde. Erzbischof Seiterich würdigte die große Arbeitsleistung des allzeit dienstfreudigen, schlichten Landpfarrers durch Ernennung zum Geistlichen Rat (1956). Im Jahre 1960 befahl den bisher so Rüstigen eine schwere innere Erkrankung, die ihn zwei Jahre später nötigte, in den Ruhestand zu gehen. Die Gemeinde Rohrdorf, in der er sich zum „otium cum dignitate“ niederließ, ehrte ihren treuen Seelsorger und den auch um das Wohl der politischen Gemeinde allzeit bemühten Mitbürger durch Verleihung der Ehrenbürgerurkunde. E. K.

Jauch P i u s

aus Burladingen, geb. 13. 10. 1941 in Sigmaringen; ord. Freiburg 5. 6. 1966, Vikar in Ostrach, in Sigmaringen nach Verkehrsunfall gest. 6. 11. 1966 in Sigmaringen; beerd. in Burladingen 9. 11. 1966.

In Sigmaringen begann der äußere Lebensbogen dieses jungen Mannes und dort sollte er auch, für uns unfaßbar, abrupt enden. Aus einer gut katholischen Arbeiterfamilie stammend, trat Pius als eifriger Ministrant 1956 in die Quinta des Sigmaringer Gymnasiums und ins Studienheim St. Fidelis ein. Nach der Reifeprüfung 1961 entschied sich der bescheidene und zuvorkommende Jüngling mit technischen und wissenschaftlichen Interessen für das Studium der Theologie in Freiburg, um zu Gottes Ehre und für das Heil der Seelen zu arbeiten. In St. Peter versah er das Amt des Liturgiemeisters. Nach kurzem Wirken in Ostrach wurde er nach Sigmaringen angewiesen, wozu er den angeblich nötigen Kraftwagen am 27. 7. 1966 genehmigt bekam. Dieser sollte ihm dann bald zum Verhängnis werden. Am Sonntag, 6. 11., fuhr Jauch nach der Mittagsandacht weg, wohl um seine Eltern in der Heimat zu besuchen. Aber nach etwa 15 Minuten kurz vor Jungnau in einer leichten Kurve geriet sein Auto bei Glatteis ins Schleudern, worauf ein nachfolgender französischer Wagen auf ihn prallte. Der Neupriester und die Verletzten des anderen Wagens wurden ins Krankenhaus nach Sigmaringen zurückgebracht, wo Pius abends gegen 18 Uhr verstarb, zu größtem Schmerz seiner besorgten Angehörigen und weit über den Bekanntenkreis hinaus. Krs.

Keller L e o

Geb. 26. 11. 1888 in Kilsheim, ord. 2. 7. 1913; Vikar in Glottertal, Lenzkirch, Freiburg (St. Martin 1914–1925); Kurat in Freiburg (St. Konrad) 6. 3. 1925, hier invest. 13. 1. 1946. Ruhestand 8. 4. 1964 in St. Trudpert (Kloster). Gest. 28. 9. 1966 in Freiburg (Loretto-Krankenhaus), beerd. in Freiburg (Hauptfriedhof).

Der Verstorbene kam aus einer tiefgläubigen Familie, aus der zwei Geistliche hervorgingen. Nach Privatunterricht in Latein besuchte er als

Zögling des Konvikts das Gymnasium in Tauberbischofsheim. „Frömmigkeit, Fleiß und Solidität des Charakters“ haben schon die Vorsteher im Priesterseminar an dem Priesteramtskandidaten festgestellt, und das waren tatsächlich wesentliche Eigenschaften auch des späteren Seelsorgers Leo K. Fast elf Jahre war er Kooperator in St. Martin in Freiburg, ein Zeichen, wie sehr er hier zu einer bewährten Seelsorgskraft geworden war. Die Wertschätzung, die auch die Kirchenbehörde dem jungen Priester entgegenbrachte, äußerte sich im Angebot einer Rektorenstelle an einem Gymnasialkonvikte. Wenn K. nicht darauf einging, dann aus der richtigen Erkenntnis, daß er eher für die allgemeine Seelsorge als für einen hauptsächlich pädagogischen Dienst geschaffen war. Sein Hauptarbeitsgebiet als Kooperator an St. Martin war die Seelsorge in den zahlreichen Universitätskliniken, die damals in der Albertstraße lagen. Bei seiner großen pastoralen Befähigung wäre er sicher auch der rechte Mann für den Posten eines Auslandsdeutsche Seelsorgers in Rio de Janeiro gewesen: K. war bereit, dieses Angebot anzunehmen, aber der Erzbischof wollte auf seine bewährte Arbeit in der Diözese nicht verzichten. Zwei Jahre darauf kam er dann auf eine Stelle, auf der er erst richtig unter Beweis stellen konnte, daß er auch einer großen Aufgabe voll und ganz gewachsen war. In einem Neubaugebiet in Freiburg war die Kuratie St. Konrad errichtet worden, deren erster Kurat Leo K. im Jahre 1925 wurde. Hier war er nun ganz in seinem Element. Mit einer beispielhaften Hingabe und Gewissenhaftigkeit formte er eine lebendige Pfarrgemeinde und prägte diese vor allem aus der Kraft eines großen persönlichen Glaubens und mit dem Charisma seines gütigen, vornehmen, hilfsbereiten und selbstlosen Wesens. Ohne eine ausgesprochene Führerpersönlichkeit zu sein, hatte er doch seine Gemeinde fest in Händen, nicht zuletzt mittels einer gutorganisierten Standesseelsorge und durch die unzähligen Hausbesuche, bei denen die Pfarrangehörigen Leo K. als das kennenlernten, was er ausschließlich sein wollte: Seelsorger und priesterlicher Vater der Seinen. Hauptschwerpunkte seiner Seelsorge waren die systematische Pflege des eucharistischen Lebens und einer innigen Marienfrömmigkeit. Auf ihn gingen die Fatimagottesdienste zurück, die in St. Konrad jeden Monat mit gutem Besuch gehalten wurden. Seiner großen Initiative war auch eine umfangreiche Renovation der Pfarrkirche zu verdanken. Erzbischof Rauch würdigte die unermüdliche Seelsorgsarbeit des tieffrommen Stadtpfarrers mit der Ernennung zum Geistlichen Rat (1952). Die Feier des goldenen Priesterjubiläums konnte er noch als aktiver Seelsorger begehen und bei dieser Gelegenheit deutlich die Liebe und Hochschätzung erfahren, die man ihm von allen Kreisen, auch aus dem Kreis seiner geistlichen Mitbrüder, entgegenbrachte. Dann aber zog er sich nach 39jährigem priesterlichen Dienst in St. Konrad in den wohlverdienten, freilich nur noch zwei kurze Jahre währenden Ruhestand zurück. Sicher wurde im der Lohn zuteil, der den Getreuen verheißen ist.

E. K.

Kromer B e r n h a r d

Geb. 23. 7. 1876 in Kirchzarten, ord. 5. 7. 1900; Vikar in Rastatt, Karlsruhe (ULF.), Tiengen; Pfarrv. in Herbolzheim 26. 5. 1905; Benefiziat in Konstanz (Münster) 28. 7. 1907; Pfarrv. in Friedenweiler 3. 8. 1909, hier invest. 30. 10. 1910; Dekan des Kapitels Neustadt 29. 11. 1929. Ruhestand 1. 5. 1963 in Friedenweiler. Gest. 2. 1. 1966 in Friedenweiler, ebenda beerd.

Ein ganz seltener Fall, daß einem Seelsorger volle 63 Jahre aktiver Dienstausbübung beschieden sind! Bernhard K. gehört zu diesen außergewöhnlichen Ausnahmen. Die Gymnasialstudien machte er in Freiburg von Kirchzarten aus, wo der Vater als Maler arbeitete. Der Beginn seiner Seelsorgsarbeit geht noch in die frühe Zeit der Jahrhundertwende zurück, eine Zeit, in der die Arbeit in den verschiedenen kirchlichen Vereinen einen großen Raum in der Pastoration einnahm. Auch der Jungpriester K. hatte sich auf diesem Gebiet ausgiebig zu engagieren. In Konstanz war ihm die Aufgabe gestellt, im rasch wachsenden Stadtteil Petershausen die Bildung einer neuen katholischen Kirchengemeinde in die Wege zu leiten. Es war für ihn eine bittere Enttäuschung, daß er nicht als erster Kurat in die neue Kuratie einziehen durfte, sondern stattdessen die abgelegene Schwarzwald-gemeinde Friedenweiler übernehmen mußte. Doch bald fühlte er sich auch hier am rechten Platz, er wäre sonst nicht so lange Zeit dageblieben. Friedenweiler verdankt ihm in seelsorglicher Hinsicht sehr viel. Zu der Arbeit auf der Kanzel und in der Schule, die er äußerst gewissenhaft nahm und die zweifellos gute Früchte trug, kam im Laufe der Zeit eine ständig weiterausgebaute Vereinsarbeit und Standesseelsorge. Pfarrer K. gründete den anfangs noch fehlenden Jugendverein und einen bald stattlichen Mütterverein. Manches Jahr leitete er selbst auch den Kirchenchor; bei seiner musikalischen Befähigung gelang es ihm, seinen Chor zur besten Sängergemeinschaft der ganzen Umgebung zu formen. Zu einer Zeit, wo dies noch nicht allgemein war, pflegte er bereits intensiv die Hausseelsorge, mit der er geschickt die Werbung für die katholische Presse und das religiöse Schrifttum verband. Die aufkommende eucharistische Bewegung fand in ihm einen unermüdlichen eifrigen Förderer; täglich pflegte er Beichtgelegenheit anzubieten. Ihm war auch die Sorge um die industrialisierte Filiale Eisenbach anvertraut; in den dreißiger Jahren schenkte er dieser Gemeinde die längst notwendige eigene Kirche, so daß nun die Filiale zur Kuratie erhoben werden konnte. Wie sehr sich der ganz in seinem priesterlichen Dienst lebende Pfarrer der Wertschätzung seiner Gemeinde erfreuen durfte, zeigte sich bei der Feier seines Goldenen Ortsjubiläums, bei dem ihm die Ehrenbürgerschaft von Friedenweiler verliehen wurde. Erzbischof Konrad Gröber hatte ihn schon lange vorher mit dem Titel eines Geistlichen Rates geehrt, nicht zuletzt für die sehr gewissenhafte Führung des Dekanatsamtes, das ihm im Jahr 1929 übertragen wurde und das er bis 1959 innehatte. Nach dem Diamantenen Priesterjubiläum im Jahr 1960 ließen die Kräfte immer mehr nach, nicht zu verwundern, war er doch inzwischen in das hohe Alter von 84 Jahren gelangt. Eine edle, bei Mitbrüdern und Volk in hoher Achtung stehende, tiefinnerliche Priesterpersönlichkeit ist mit ihm nach einem reich erfüllten Leben für Christus aus dieser Zeitlichkeit dahingeschieden. E. K.

Kurtz F r a n z (Ostpriester)

Geb. 1. 10. 1903 in Brinnitz/Oberschlesien, ord. 27. 1. 1929 in Breslau; Pfarrer in Angerbach (heute Rosmierz) 1938–1960; Aussiedlung 20. 5. 1960; Kurat in Pfaffenrot 1. 9. 1960. Gest. 30. 7. 1966 in Pfaffenrot, ebenda beerd.

Als Spätaussiedler kam der Verstorbene im Mai 1960 über das Lager Friedland in die Bundesrepublik. In seiner schlesischen Heimat war er zuletzt 22 Jahre Pfarrer im ehemaligen Angerbach, einer Gemeinde mit 3000 Seelen. Sein Heimatbischof anerkannte die treue Pflichterfüllung auf diesem

arbeitsreichen Posten durch Ernennung zum Geistlichen Rat. Als er zu uns kam, war er schon nicht mehr bei guter Gesundheit, so daß es ihm bald merkliche Mühe kostete, die Gemeinde Pfaffenrot (Filiale von Burbach) zu betreuen. Er tat dies mit allem guten Willen in seiner ruhig-vornehmen Art. Nach schwerer Erkrankung im Jahr 1965 leitete er die Pensionierung in die Wege, doch wurde er noch vorher von einem plötzlichen Tod in die bleibende Heimat heimgeholt.

E. K.

Moll Gottfried

Geb. 5. 6. 1904 in Mannheim, ord. 11. 3. 1928; Vikar in Tiengen (1928–1937); Hausgeistlicher im Bernhardusheim in Baden-Baden 20. 9. 1937, im Städt. Krankenhaus Waldshut 10. 8. 1938; Vikar in Waldshut 30. 4. 1943; Rektor an der Loretokapelle in Konstanz 11. 2. 1946–1. 1. 1947; außer Dienst; Ruhestand 1. 4. 1955 in Konstanz. Gest. 7. 10. 1966 in Konstanz (Städt. Krankenhaus), beerd. in Mannheim (Hauptfriedhof).

Wie das Verzeichnis der Dienststellen zeigt, war es dem leidgeprüften Verewigten nie vergönnt, einmal in seinem Leben auf selbständigem Posten rüstig als Seelsorger zu wirken. Wäre es nur auf die Gaben des Intellekts und des guten Willens angekommen, wäre dies ohne weiteres möglich gewesen, auch fehlte es ihm keineswegs an hoher Auffassung seines Berufes. Doch ein genügend großes Maß an gesundem Selbstvertrauen wie auch an Stärke der Nerven und innerer Widerstandskraft wollten sich trotz vielfältiger Bemühungen von ärztlicher und anderer Seite nie recht einstellen, ein Umstand, der die in ihm schlummernden Fähigkeiten zu echter pastoraler Hingabe nie voll zur Entfaltung kommen ließ. Was er zu leisten vermochte, gab er gern und fand auch damit Anerkennung. So in den langen Vikarsjahren in Tiengen, dann in Waldshut, zuerst im Dienste der Kranken, dann in der großen Stadtpfarrei; ein halbes Jahr leistete er von Waldshut aus auch willig Aushilfe in Dogern. Zu einer Verschlimmerung seines labilen Zustandes führte 1945 ein Verkehrsunfall in Waldshut, bei dem er eine Gehirnerschütterung erlitt. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte er in Konstanz. Die Nachwirkungen des erlittenen Unfalls machten die dauernde Betreuung der Konstanzer Loretokapelle unmöglich. So gab Gottfried M. Religionsunterricht an der Volksschule im Kloster Zoffingen und leistete, soweit ihm möglich, Beichtaushilfe im Münster, bis er unter dem Zwang seines die Gesamtpersönlichkeit immer schwerer bedrückenden Leidens den Ruhestand aufsuchte. Ein Sturz in der Wohnung führte zu einer Oberschenkelfraktur, deren Folgen er nicht mehr überstehen konnte. Ein ganz im Zeichen des Kreuzes stehendes Priesterleben ging damit zu Ende.

E. K.

Retzbach Blasius

Geb. 23. 2. 1897 in Gommersdorf, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Achern, Kappelrodeck, Freiburg (St. Martin 1922–1929); Pfarrv. in Steinbach b. Buchen 28. 11. 1929, hier invest. 15. 8. 1932; Pfarrer in Allfeld 25. 7. 1951; Verzicht und Mitarbeit in Krumbach (Filiale von Limbach) 29. 11. 1961. Gest. 1. 1. 1966 in Mosbach (Krankenhaus), beerd. in Gommersdorf.

„Klein von Gestalt, aber groß an guten Eigenschaften“, meinte der Rektor des Tauberbischofsheimer Konvikts zum Gymnasiasten Blasius R. Was diesen hervorragenden Priester in außergewöhnlichem Maß auszeichnete und

für die Seelsorge geradezu prädisponierte, war eine sonnig-frohe Gemütsart, ein aus lebendigster Gläubigkeit fließender Optimismus, eine große Güte und unermüdliche Hingabebereitschaft in seinem Dienst. Die langen Jahre in Freiburg-St. Martin brachten die in ihm angelegte persönliche Originalität der Seelsorge zur vollen Entfaltung. Wenn er dann auf die kleine Gemeinde Steinbach ging und dort 22 Jahre lang blieb, dann deswegen, weil er hier seine große Neigung zu auswärtiger missionarischer Arbeit in reichem Maß betätigen konnte. Dabei blieb der eigenen Gemeinde nicht das Geringste vorenthalten, ganz im Gegenteil, schon nach wenigen Jahren zeigte sich hier eine merkliche Steigerung des religiösen Lebens, vor allem was den Sakramentenempfang anging. Der Standesseelsorge bedurfte es in der kleinen Gemeinde und bei diesem unermüdlich von Haus zu Haus pastorierenden Pfarrer nicht. Es kam ja noch hinzu, daß er in seltener Weise die Gabe hatte, in Predigt und Katechese alt und jung mitzureißen und in ungemein lebendiger, volksnaher, origineller und packender Sprache die Seinen in die Welt des Glaubens und in das Leben mit der Kirche einzuführen. In vielen religiösen Wochen, Triduen und Exerzitien hat er auch in anderen Gemeinden, namentlich in der glaubensgefährdenden Nazizeit, Hervorragendes geleistet. Mit seinem stets heiteren Lächeln gab es bei ihm niemals Kontaktschwierigkeiten. Pfarrer R. verstand sich aber auch sehr gut auf den Umgang mit der Feder. Viele religiöse Beiträge in katholischen Zeitungen und Zeitschriften stammten aus seiner fleißigen Feder – wegen der Originalität ihrer Gedanken und Sprache wurden sie gern gelesen. Auf der zweiten größeren Pfarrei Allfeld organisierte er die fehlende Standesseelsorge und übernahm dazu die Mütter- und Frauenseelsorge des Dekanats. Erwähnenswert aus dieser Zeit ist ein Artikel von ihm in der Rhein-Main-Zeitung, in dem er mutig für eine Milderung der damals noch strengen Mischehengesetzgebung eintrat. Daß er damit recht hatte, zeigt die jüngste Entwicklung auf diesem Gebiet – damals aber trug es ihm noch einen Verweis ein. Nicht verschwiegen kann bleiben, daß Pfarrer R. viele Impulse zu seiner ungewöhnlich eifrigen Seelsorgsarbeit aus der Schönstatt-Bewegung erhielt. Mit großem Bedauern verfolgte man seinen um das Jahr 1960 einsetzenden Kräftezerfall, der ihm nur noch die Mitarbeit in Krumbach gestattete, sehr zu seinem eigenen Leidwesen, war er doch – so haben die ihn in Erinnerung, die ihn kannten – „Priester mit jeder Faser des Herzens“.

E. K.

Richard Wilhelm

Geb. 3. 2. 1907 in Basel, ord. 16. 3. 1930; Vikar in Hechingen, Singen (Peter und Paul), Konstanz (St. Gethard), Heidelberg (St. Bonifaz), Staufen, Mannheim (St. Sebastian), Baden-Lichtental; Pfarrv. in Hüfingen 4. 10. 1939, hier invest. 27. 4. 1941; Kapitelsdekan 7. 6. 1947; Direktor der St. Josefssanstalt in Herten 15. 4. 1953. Gest. 5. 2. 1966 in Freiburg (Klinik), beerd. in Herten.

Mit guten Talenten und schönem Erfolg absolvierte Wilhelm R., Sohn eines Zollbeamten, das Karlsruher Gymnasium. „Neu-Deutschland“ war nicht zuletzt beteiligt an der Weckung seines Priesterberufes. Wo immer er als Vikar wirkte, fiel sein froher Arbeitseifer auf, mit dem er alle ihm aufgetragenen Dienste gewissenhaft und mit wachsendem Geschick verrichtete. Ein Dienstzeugnis von seiner Prinzipalzeit sagt von ihm: „Zusammenfas-

send kann ich sagen, daß er so ziemlich der beste Vikar war, den ich bisher hatte. Er arbeitet auffallend leicht und sehr gern. Er greift zu, wo es Arbeit gibt, ohne erst auf einen Auftrag zu warten, und was er in die Hand nimmt, das ist besorgt. Er hat ein ausgezeichnetes Organisationstalent, bereitet, was er unternimmt, auf das Sorgfältigste und Gewissenhaftigste vor.“ In Konstanz wurde vor allem sein seelsorgliches Wirken im Städtischen Krankenhaus geschätzt. Mit seiner herzhaften Sprache und frohen Gemütsart verstand er sich auch aufs Beste mit den Kindern und der Jugend. Ihn ein Amt singen zu hören, war immer ein kleiner musikalischer Genuß, wie man an allen Orten seiner Wirksamkeit feststellte. Auch sonst lag ihm von Anfang an sehr viel an würdig-feierlich ausgestaltetem Gottesdienst, den Anliegen der liturgischen Bewegung brachte er viel Verständnis entgegen. Mit großer Energie und Zielstrebigkeit betrieb er in Hüfingen eine zeitnahe und gut organisierte Seelsorge, wobei er bei seiner guten Konstitution ein großes Pensum Religionsunterricht mühelos zu bewältigen vermochte. Noch mit verhältnismäßig jungen Jahren wurde er Dekan des Kapitels Donaueschingen. Eine noch größere Aufgabe harrte seiner in Herten, wo ihm die Leitung der St.-Josefs-Anstalt, des größten caritativen Hauses der Erzdiözese, übertragen wurde. In mehrfacher Hinsicht kamen in der eben überwundenen Nachkriegszeit auf den neuen Direktor bedeutsame Aufgaben zu: die großen landwirtschaftlichen Betriebe waren zu modernisieren, die Baulichkeiten instandzusetzen, die ärztliche und heilpädagogische Betreuung der Heiminsassen zu intensivieren, und vor allem war der herrschenden Platznot wegen ein großer Neubau nötig geworden, der unter ihm im „Heilig-Geist-Heim“ auf dem Markhof errichtet wurde und der die Leistungsfähigkeit der Anstalt wesentlich stärkte. Mit Geschick und zäher Ausdauer stellte sich Direktor R. diesen mit viel Verwaltung und Behördenbesuchen verbundenen Aufgaben, doch vergaß er nicht, daß er zuallererst an den Kindern und Jugendlichen der Anstalt Seelsorger und Erzieher zu sein hatte. Die geistlichen Mitbrüder schätzten an ihm seine kaum einmal versagte Hilfsbereitschaft. Die Ernennung zum Geistlichen Rat (1961) war Ausdruck des Dankes des Oberhirten an ihn, aber auch Zeichen der Wertschätzung der in diesem Hause unter schwierigen erzieherischen Umständen geleisteten caritativen Arbeit. Unerwartet überkam den impulsiv und tatkräftig seiner vielseitigen Aufgabe lebenden, bis dahin sehr robusten und stattlichen Mann ein schweres inneres Leiden, das ihn zuletzt – zu früh nach menschlichem Ermessen – der großen Heimfamilie für immer entriß.

E. K.

Ritsche Josef

Geb. 13. 4. 1905 in Meersburg; ord. 11. 3. 1928; Vikar in Elzach, Schutterwald, Mörsch, Baden-Oos, sodann nach einem halbjährigen Krankheitsurlaub in Neusatz und Bietigheim. Pfarrverweser in Riedheim/Hegau 1. 2. 1938; hier als Pfarrer investiert 7. 4. 1940; Ruhestand seit 1. 5. 1963; gestorben 24. 2. 1968; in Riedheim beerdigt.

Josef R. entstammt einer in einfachen Verhältnissen lebenden gläubigen Familie. Die Gymnasialstudien machte er in Konstanz (Konradhaus). Der Vater, im Beruf Straßenwart, umsorgte seine Familie mit viel Liebe und Güte in aller Einfachheit und stiller Bescheidenheit. Die Mutter, eine hochbegabte, geistig sehr regsame und aufgeschlossene Frau, hat dem Sohne

wertvolle Talente mit ins Leben gegeben. Still, bescheiden und gütig ist er den Menschen begegnet; sie brachten ihm Hochschätzung, Vertrauen und Liebe entgegen. Er hat die Welt und das Leben geliebt und wußte sie mit stets frohem Herzen als Geschenke Gottes zu schätzen; er hat sein frohes Herz auch im Angesicht des Todes bewahrt. Seine Begabung für Musik und bildende Kunst hat ihren Ausdruck in der würdigen und schönen Gestaltung des Gottesdienstes gefunden. Die Renovation der Pfarrkirche in Riedheim, nach seinen künstlerischen Ideen von langer Sicht geplant und vorbereitet, konnte er nicht mehr zu Ende führen. Der erste feierliche Gottesdienst nach vollendeter Renovation war die Totenfeier für ihn. – Seine 10jährige Vikarszeit hat er auf 7 Vikarsposten verbracht, unterbrochen durch einen halbjährigen Krankheitsurlaub. Sein 25jähriges Wirken als Seelsorger der Pfarrei Riedheim war, namentlich in den späteren Lebensjahren, erschwert durch die fortschreitende Krankheit. Unter großen Mühen hat er weit über seine Kräfte hinaus als Pfarrer von Riedheim, außerdem 20 Jahre lang als Seelsorger der Filialgemeinde Ebringen, auf seinem Posten ausgeharrt. Von seinem seelsorgerlichen Auftrag ließ er sich erst entbinden, als seine Kräfte vollkommen aufgebraucht waren und eine Heilung von der Krankheit nicht mehr zu erhoffen war. Die letzten Jahre seines Lebens, die er als Pensionär im Pfarrhaus in Riedheim verbrachte, waren ein bitterer Leidensweg. Josef Ritsche hat seine priesterlichen Aufgaben wie auch die geduldige Hinnahme seiner Krankheit und des erwarteten Todes als einen Auftrag seines göttlichen Meisters angenommen: „Wer sein Leben um meinethwillen verliert, wird es finden“ (Mt 10, 39).

Friedrich Welz

Ruf Hermann

Geb. 20. 12. 1886 in Waldkirch i. Br., ord. 5. 7. 1911; Vikar in Breisach, Haslach i. K., Schliengen, Bleichheim, Lippertsreute, Brühl, St. Leon; Pfarrv. in Ichenheim 19. 1. 1922, hier invest. 10. 6. 1923; Pfarrer in Niederwasser 15. 6. 1932, in Oberweier 24. 11. 1932; Pfarrer in Önsbach 17. 5. 1934; Dekan des Kapitels Achern 16. 1. 1945; Pfarrer in Stadelhofen 22. 11. 1951. Ruhestand 1. 7. 1956 in Önsbach. Gest. 20. 2. 1966 in Önsbach, ebenda beerd.

Wäre der Heimgegangene von kräftigerer Konstitution gewesen, namentlich hinsichtlich seiner Nerven, so hätte er sicher jede größere Aufgabe in der Stadtseelsorge oder auch im höheren Lehramt übernehmen können, waren doch seine geistige Fähigkeit und sein beruflicher Eifer überaus beachtenswert. Schon der Jungpriester hatte öfters unter geschwächten oder der Erschöpfung nahen Nerven zu leiden und mußte deswegen gelegentlich auch mit dem Dienst aussetzen. Die vielen Vikarsstellen haben in diesen hemmenden gesundheitlichen Umständen ihren Grund. Im übrigen aber legte er überall, namentlich in der schwierigen Arbeiterpfarre Brühl, großen Fleiß und Gründlichkeit des Arbeitens an den Tag: „Gründlichkeit in allen Dingen ist sein eigenstes Wesen“, meinte ein Prinzipal über ihn. Trotz des ausgesprochenen ersten Zuges in seinem Wesen fand er immer wieder verhältnismäßig leicht den Zugang zu den Menschen, auch zu den Kindern, denen er ein ausgezeichnete Katechet war. Zehn Jahre verbrachte er als Pfarrer in der konfessionell gemischten, arbeitsreichen Gemeinde Ichenheim-Dundenheim, bei alt und jung in hohem Ansehen stehend, dann aber war er so abgearbeitet, daß der Wechsel auf eine kleinere Pfarrei nötig war. Aber

weder in Niederwasser noch in Oberweier konnte er, wieder stark unter seinen geschwachten Nerven leidend, Fuß fassen, und in Önsbach war er kaum aufgezogen, als er längere Zeit in Erholung gehen mußte. Die folgenden Jahre brachten ihm mehr Ruhe und gestärkte Gesundheit, so daß auch das Amt eines Kapitelsdekans übernehmen und aufs äußerste gewissenhaft verwalten konnte. Verdienste erwarb er sich auch durch Übersetzung vieler Prozeßakten des Erzb. Offialates in das Lateinische. Erzbischof Gröber ernannte ihn zum Geistlichen Rat und Papst Pius XII. zum Päpstl. Geheimkämmerer. In Önsbach, wo er am längsten gewirkt und eine zweite Heimat gefunden hatte, verbrachte er den Ruhestand und fand dort auch die letzte Ruhestätte. E. K.

Sauter Anton

Geb. 18. 9. 1888 in Hechingen, trat mit 14 Jahren ins Zisterzienserkloster St. Josef in Echt (Lilbosch i. holländ. Limburg) ein, studierte daselbst im Colleg Bernardinum, wurde als P. Gabriel am 19. 7. 1914 ordiniert, war 1916–1918 beim Militär, dann eifriger Prediger und Beichtvater, trat 1927 auf eigenen Wunsch aus dem Orden aus, wurde probeweise Juli bis September 1927 in unserem Priesterseminar St. Peter umgeschult, dann 22. 9. 1927 Vikar in Kappelrodeck, Glottertal, Bühl/Klettgau, am 15. 11. 1932 inkardiniert, 1933 Vikar in Jestetten, 1933 Pfv. in Mainwangen, 1935 in Engelswies, 1936 in Bärental (Hohz.), investiert 27. 9. 1936, kam 8. 6. 1948 als Pfarrer nach Höfendorf, 7. 9. 1953 m. Abs. Pfv. in Hart, invest. 24. 4. 1955, pensioniert 1. 6. 1958 nach Oberachern, feierte 1964 das goldene Priesterjubiläum, starb in Achern am 11. 11. 1966, beerd. in Oberachern.

Außer ihm traten noch zwei seiner fünf Geschwister in den geistlichen Stand. Der Vater, Postmeister in Trillfingen, war eine Säule des katholischen Lebens und der Zentrums politik in Hohenzollern, der noch im hohen Alter gern den „Dies“ der Geistlichen besuchte. Da dem Sohn die Ordensregel nicht genug Gelegenheit zur Seelsorge bot, sich auch die Verhältnisse im Kloster nach dem Krieg geändert hatten, bemühte er sich um Aufnahme in den Seelsorgeklerus der Heimatdiözese, doch fiel ihm dann die Anpassung nicht ganz leicht. Sein vorgesetzter Pfarrer rühmte seinen Fleiß in Schule und Kirche, bei Betreuung der Jugend, der Ferienkinder und bei Lebensmittelsammlungen, was ihm Angriffe des Naziblattes „Der Alemanne“ einbrachte. In Bärental betreute er energisch die katholischen Vereine und erregte bald die Kritik der NS-Partei, was zu Verhören daselbst und in Sigmaringen führte, ohne daß S. „überführt“ werden konnte. Nach dem Krieg war sein Wirken durch die Gegnerschaft eines Gemeindebeamten erschwert, obwohl er sich in der Zeit der Besatzung und vorher für die Pfarrkinder an der Front sehr eingesetzt hatte. Kein Wunder, daß er schließlich zu einer gewissen Herbheit neigte, zumal sich Gebrechen des Alters nicht vermeiden ließen. In Höfendorf hat er sich um die Pfarrkirche und deren Turm sowie um die Marienkapelle verdient gemacht. Als später die Krankheit das Heimweh nach seinem Hohenzollern weckte, wurde er statt dessen bald in die bessere Heimat abberufen. Krs.

Schelb Dr. Bernhard

Geb. 18. 7. 1886 in Hofgrund, ord. 6. 8. 1909, Vikar in Glottertal, Osterburken, 21. 11. 1913 prov. Pfarrverw. daselbst, 4. 10. 1914 Krankheits-

urlaub, 15. 4. 1915 Hausgeistlicher in Hegne, 28. 10. 1915 Riegel zuerst Vikar und Stellvertreter des erkrankten Vorstandes, dann 1916 Kaplaneiv. und Vorstand des Erzb. Kinderheimes, auch kurz prov. Pfarrv., 16. 5. 1923 Pfarrverw. Fischbach, 13. 10. 1927 Pfarrverw. Bötzingen, 6. 5. 1928 Pfarrer daselbst, 1. 8. 1959 Ruhestand, wohnte im Pfarrhaus zu Riegel, dann in Herten-Markhof, dort 26. 7. 1966 gest. und in Hofgrund beerdigt.

Sch. entstammte einer sehr kinderreichen, kleinbäuerlichen Familie in Hofgrund, aus der schon ein alterer Sohn Martin († 1964) zum Priestertum emporstieg. Nach Vorbereitung durch Pfarrer Käser erwarb er sich die humanistische Bildung als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts im Berthold- und Friedrichsgymnasiums zu Freiburg, wo er 1905 absolvierte. An all seinen Posten wird er geschildert als eine stille, friedliebende, fromme und seeleneifrige Priesterpersönlichkeit. Um den armen Kindern in Riegel ein rechter Vater und Erzieher sein zu können, studierte er fleißig pädagogische Fragen. Auch später war er von Bötzingen aus jahrzehntelang jenem Kinderheim ein verstehender Beichtvater. Die günstige Lage des Pfarrhauses in Fischbach führte in zur Imkerei. Doch die Arbeit in der Diasporagemeinde Bötzingen mit der Filiale Eichstetten in schwieriger Zeit verzehrte seine Kraft; seine von Jugend an schwächliche Konstitution und zeitweise Kränklichkeit hemmte später seinen Eifer. Im Diasporaort Eichstetten baute er einen aus dem Krieg stammenden Lagerraum zu einer Kapelle um.

Neben seiner Wirksamkeit als Seelsorger widmete er sich mit besonderer Liebe und zähem Fleiß den kirchengeschichtlichen Studien unserer Heimat. Aufgrund einer Arbeit über das Inkusentum am Oberrhein (FDA NF. 41, 1941, 114/253) wurde am 21. März 1947 ihm von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg die Doktorwürde verliehen. In jahrelanger Arbeit durchforschte er sämtliche alten Beraine des Archidiakonats Breisgau Ort für Ort nach Flurnamen und Kirchenpatrozinien und konnte dadurch mehrere interessante Zusammenhänge aufdecken. In siedlungs- und patroziengeschichtlicher Hinsicht war er wohl der beste Kenner unserer Heimat. Er war ein fleißiger Mitarbeiter des Kirchenhistorischen Vereins und des Alemannischen Instituts und wurde oft von vielen aufgesucht in historischen, heimatlichen Fragen. Aus seiner Feder sind folgende weitere Schriften hervorgegangen:

1. Die St.-Sebastians-Bruderschaft in Königschaffhausen a. K. (FDA 65, 1937, 225–230).
2. Vom Werden der breisgauischen Dörfer im Mittelalter (Manuskript 1937).
3. Die untergegangenen Kirchen im Breisgau (Manuskr. 1945).
4. Kirchenpatrone und Flurnamen (Manuskr. 1945).
5. Heilige Brunnen im Breisgau aus vorchristlicher und christlicher Zeit (FDA 69, 1949, 204–227).
6. Zwei Siedlungen des Frühmittelalters auf dem Boden der Stadt Freiburg (Schauinsland 68, 1949, 3–20).
7. Bickenreute (FDA 73, 1953, 208–215).
8. Die alte Kirche in Norsingen (FDA 73, 1953, 215–219).
9. Das ursprüngliche Patrozinium von Pfaffenweiler i. Br. (FDA 73, 1953, 224–226).

10. Kinzingen = Kirchhofen: Ein Beitrag zur Orts- und Flurnamenforschung (Alemannisches Jahrbuch 1953, 163–165).

11. Die Matthiaskirche in Günterstal (Schauinsland 72, 1954, 38–42).

12. Zur Siedlungsgeschichte von Thringen (Thringen 962–1962, 7–24).

Dr. A. Futterer

Schottmüller E d u a r d

Geb. 22. 4. 1889 in Karlsruhe, ord. 31. 8. 1911; Vikar in Ballrechten, Neudenau, Wiesental, Weingarten b. Offenburg, Singen (1918–1923), zuerst an Peter und Paul, dann an Herz-Jesu; Präbenderverw. in Breisach 1923; Pfarrv. in Dauchingen 1927, in Adelsheim 13. 10. 1927, hier invest. 22. 4. 1928; Pfarrv. in Schwörstadt 8. 8. 1947, hier invest. 11. 4. 1948. Gest. 31. 5. 1966 in Säckingen, beerd. in Schwörstadt.

Realgymnasium in Karlsruhe und Universität in Freiburg gaben Eduard Sch. das geistige Rüstzeug zum Eintritt in den Seelsorgsdienst. Schon dem Jungpriester war es gegeben, sich nicht zuletzt wegen seiner musikalischen Begabung in den kirchlichen Vereinen sehr nützlich zu machen. In Singen baute er die Borromäusbibliothek zu einem außerordentlich wertvollen und mustergültig organisierten Instrument der Seelsorge aus. Hier entwickelte er sich auch zu einem gern gehörten, zeitnahen Verkünder des Gotteswortes. Für seine große, unverdrossene und selbstlose Arbeitswilligkeit zeugt die Tatsache, daß er zwanzig Jahre lang die sehr schwierige Diasporagemeinde Adelsheim betreute. Um den Getreuen seiner Gemeinde auch außerhalb des Gotteshauses immer wieder seelsorglich nahezukommen, veranstaltete er zahlreiche Pfarrfamilienabende, wobei er die modernen Hilfsmittel des Films, des Lichtbilds, der Schallplatte und des Laienspiels mit großem Sachverständnis einzusetzen wußte. Sch. war jahrelang der Dekanatspräses der Cäcilienvereine und der Pfarr-Borromäusvereine. Er war selbst ausübender Kirchenmusiker, spielte oft und gern in Gottesdiensten die Orgel und sorgte sich sehr um die Heranbildung junger Nachwuchskräfte für den Organistendienst. Mit dem gleichen Eifer nahm er sich um eine zeitgemäße Fortführung des Büchereiwesens an. Unzählige Stunden verbrachte er im Dienst am guten Buch und Schrifttum. Es zeigte sich hier eine seiner besonders ausgeprägten Charaktereigenschaften: seine zähe Beharrlichkeit und liebevolle Hingabe an Dinge, die ihm besonders lagen. In seltener Rüstigkeit wirkte er später noch neunzehn Jahre in Schwörstadt am schönen Hochrhein, wo man ihm die Erstellung eines neuen Schwesternhauses mit Kindergarten und Räumen für die Jugendarbeit verdankt. Ein plötzlicher Tod setzte seinem Priesterleben ein jähes Ende. E. K.

Schwaer A l f r e d

Geb. 31. 5. 1892 in St. Märgen, ord. 30. 6. 1915; Lazarettgeistlicher 1915–1919; Vikar in Zell i. W. und Mannheim-Neckarau; Diözesanmissionar 1921–1932; Pfarrer in Pforzheim-St. Franziskus 20. 11. 1932; Dekan des Kap. Pforzheim 31. 8. 1950; Superior im Mutterhaus Neusatzek 20. 10. 1957. Ruhestand 1. 8. 1964 in St. Märgen. Gest. 7. 11. 1966 in St. Märgen, ebenda beerd.

Ein Vikar von St. Peter gab dem kleinen Schwarzwälder Vorbereitungsunterricht auf die Untertertia des Berthold-Gymnasiums in Freiburg. Studium der Theologie und Priesterberuf standen bei ihm von jeher fest. Gleich nach

der Priesterweihe – mitten im Ersten Weltkrieg – kam der Neupriester zur Lazarettseelsorge in Offenburg. Erst nach Kriegsende durfte er als Vikar in Zell i. W. in die allgemeine Pfarrseelsorge, in der schon früh seine Veranlagung zu selbständigem und organisatorischem Arbeiten zu Tage trat. Mit diesem Talent ausgestattet, war Sch. der rechte Mann für das Freiburger Missionsinstitut. Zwei Spezialzweige der außerordentlichen Seelsorge waren ihm hier zehn Jahre lang anvertraut. Zuerst war dies die sehr eifrige Mitarbeit in der damals erfreulich aufblühenden Exerzitienbewegung. In allen Exerzitienhäusern der Erzdiözese war er bald ein gern gehörter Leiter der Kurse. Vor allem die Kurse der Frauen und Jungfrauen lagen ihm. Zur Klarheit der Darstellung kam eine warme, aus dem eigenen reichen Gemüt genährte, zu Herzen gehende Sprache hinzu. Aus seiner reichen Erfahrung schrieb er auch ein kleines Buch mit Anregungen und Gebeten für die Tage der Exerzitien. Zur Exerzitienarbeit kam hinzu der Dienst am guten Schrifttum. Mit großem Geschick und beachtlicher Sachkenntnis betreute er als Diözesanpreses der Borromäusvereine die Pfarrbibliotheken des Bistums. Die besten Mannesjahre aber schenkte er der Diaspora als Stadtpfarrer von St. Franziskus in Pforzheim. Mit seinem gewinnenden, gütigen und verständnisvollen Wesen hatte er bald den Zugang in alle Kreise der großen Pfarrei gefunden. Sch. gehörte zu den Seelsorgern, die schon sehr früh an der Erneuerung der Liturgie mitarbeiteten. Die eigene lebendige, christozentrisch ausgerichtete Frömmigkeit erschloß ihm den Weg zu den Reichtümern der Liturgie. Besonderes Merkmal seiner Pforzheimer Tätigkeit war ein gut funktionierendes System der Standesseelsorge, die er ganz auf Katholische Aktion einstellte. Zahlreiche, von ihm selbst gehaltene Einkehrtage für alle Stände leisteten namentlich in der schweren Zeit des Dritten Reiches wertvolle Dienste am inneren Ausbau der Gemeinde.

Am 22. Mai 1942 wurde Stadtpfarrer Sch. von der Gestapo für drei Wochen inhaftiert – er hatte die Verhaftung seines Vikars Habich in einer Art von der Kanzel verkündet, die von den nazistischen Machthabern als aggressiv empfunden wurde. Kurze Zeit darauf sprach das Karlsruher Unterrichtsministerium noch Schulverbot gegen ihn aus – nicht einmal das Betreten eines Schulhauses war ihm künftig gestattet. Der schwerste Schlag war aber für den unermüdlich Tätigen die weitgehende Zerstörung seiner Pfarrkirche und seines Pfarrhauses. Er selbst fand Unterkunft in einem Privathaus und Verköstigung im Krankenhaus St. Trudpert. Der Wiederaufbau von Kirche und Pfarrhaus und der pastorale Neubeginn nach dem totem Zusammenbruch verlangten nochmals den Einsatz aller Kräfte. Langsam ließen diese merklich nach, so daß der inzwischen auch mit den Dekanatsgeschäften betraute Seelsorger zu einer nicht mehr so strapaziösen Arbeit übergehen mußte, die er als Superior in Neusatzneck vorfand. Mit viel Hingabe und reifer Seelsorgserfahrung schenkte er dem Mutterhaus und den Schwesternstationen den Rest seiner ehemals so rüstigen Arbeitskraft. E. K.

Schwarz A l f o n s

Geb. 10. 1. 1893 in Jöhlingen, ord. 18. 6. 1922; Vikar in Mühlhausen (Waibstadt), Baden-Lichtental 1923–1928, Heidelberg-Jesuitenkirche; Pfarrv. in Sinsheim a. d. E. 7. 11. 1930, hier invest. 11. 9. 1932; Pfarrer in Ebersteinburg 3. 6. 1951; Kurat in Hofstetten 24. 4. 1959. Ruhestand 15. 10. 1963 in Jöhlingen. Gest. 28. 12. 1966 in Jöhlingen, ebenda beerd.

Mit einem guten Abitur des Rastatter Gymnasiums begann der aus einer kinderreichen Handwerkerfamilie kommende Alfons Sch. im Herbst 1913 das Theologiestudium, wurde aber ein Jahr später zum Militär eingezogen. Als Leutnant kehrte er nach vierjährigem Fronteinsatz und zweijähriger französischer Gefangenschaft zur Theologie zurück. Der ehemalige Offizier fand sich in seinem neuen Beruf als Seelsorger schon sehr bald gut zurecht. Man freute sich besonders über die lebendige und frische Art seiner Predigten und Katechesen und schätzte auch seine Arbeit im Gesellenverein. In Heidelberg hatte er die Verwaltung des dortigen Gesellenhauses, betreute hier auch das Gemeindeblatt und das Laienapostolat. Mit der an ihm gewohnten Energie und Schaffensfreude arbeitete er dann über zwanzig Jahre in der schwierigen Diasporagemeinde Sinsheim a. d. E. Die vielen gemischten Ehen, die Seelsorge in einer Filiale, in der Kreispflegeanstalt und dem Bezirkskrankenhaus, dazu Religionsunterricht in allen Schularten, nicht zuletzt eine gut ausgebaute Standesseelsorge forderten vom verantwortlichen Pfarrer ein hohes Maß an seelsorglichem Einsatz. Sch. fand dazu auch noch Zeit und Kraft, als Dekanatspräses der männlichen Jugend tätig zu sein. Im Laufe der Jahre erwarb er sich großes Ansehen in und außerhalb seiner Gemeinde, zumal in den schweren Nachkriegsjahren, als Ströme von Flüchtlingen in das Sinsheimer Sammellager kamen und karitativ und seelsorglich betreut sein wollten. Tagelang war Stadtpfarrer Sch. in den 51 Gemeinden des Kreises unterwegs, richtete Gottesdienststationen ein und verteilte amerikanische Liebesgaben. Die Übersiedlung in das kleinere Ebersteinburg brachte Entlastung, auf die Dauer aber infolge örtlicher Wirren keinen erfreulichen Aufenthalt, weshalb Sch. gern die Kuratie Hofstetten dagegen eintauschte. Den kurzen Ruhestand verbrachte der Heimgegangene in seiner Heimat Jöhlingen. E. K.

Stempfle H a n s

Geb. 18. 7. 1932 in Karlsruhe, ord. 3. 6. 1962; Vikar in Mannheim-Feudenheim. Gest. 17. 4. 1966 in Mannheim-Feudenheim, beerd. in Karlsruhe (Hauptfriedhof).

Nicht einmal vier Jahre durfte der mit ganzem Herzen an seinem Beruf hängende Jungpriester tätig sein, und schon holte ihn ein jäher Tod heim zum ewigen Hohepriester. Dabei war sein Weg zum Priestertum schwerer als bei vielen anderen. Nach harter und entbehrungsreicher Jugend trat er als Lehrling bei der Bundesbahn ein. Um später die höhere Laufbahn einschlagen zu können, bereitete er sich durch Abendkurse auf das Abitur vor. Jetzt aber setzte sich immer mehr der Gedanke an Theologie und Priestertum in ihm fest, den er dann auch in die Tat umsetzte. Im Vorkurs in Sasbach holte er Latein, Griechisch und Hebräisch nach und studierte darauf Theologie. Der Neupriester wurde zu Vertretungen in Mosbach und Hüfingen angewiesen und wurde dann Vikar in der arbeitsreichen Mannheimer Pfarrei Peter und Paul (Feudenheim). Hier verstand er es besonders gut mit den Kindern und der Jugend; seine natürliche Veranlagung, liebenswürdig und gütige Hilfsbereitschaft, ließ ihn leicht Kontakt zu jedermann finden. Groß war die schmerzliche Trauer, als völlig unerwartet am Weißen Sonntag ein heimtückisches Gehirnleiden das hoffnungsvoll begonnene Priesterleben beendete. E. K.

Stocker Gebhard

Geb. 28. 6. 1907 in Billafingen b. Überlingen, ord. 31. 3. 1935; Vikar in Staufen, Offenburg-Dreifaltigkeitspfarre, Forbach; Pfarrv. in Glashofen 24. 5. 1944, hier invest. 1. 8. 4. 1948. Gest. 4. 2. 1966 in Buchen (Krankenhaus), beerd. in Billafingen.

Nach privater Vorbereitung durch den Ortspfarrer kam Gebhard St. in das Konradihaus Konstanz und an das dortige Gymnasium. „Die gute, hilfsbereite Gesinnung“, die man schon am Seminaristen konstatierte, war keine Fehlprognose: Priester geworden, waren Güte und tätige Einsatz- und Hilfsbereitschaft Merkmale seines Wesens, die ihn die Wertschätzung seiner Vorgesetzten und aller ihm in der Seelsorge Anvertrauten gewinnen ließen. Sein persönliches Glaubensleben nährte schon der Jungpriester vornehmlich aus der Heiligen Schrift; in zahlreichen Bibelabenden und Bibelkursen suchte er auch anderen, den Weg zum Buch der Bücher aufzuzeigen. Einzige Pfarrei des arbeitsfreudigen und mit einem lebhaften Temperament ausgestatteten Seelsorgers war Glashofen. Mit seinen vier Filialschulen und fünf Filialkapellen war ihm hier ein weitausgedehnter Posten zugewiesen, auf dem nur ein Mann mit guter Gesundheit und außerordentlicher Schaffenskraft auf die Dauer bestehen konnte. Hier zweiundzwanzig Jahre treu und pflichtbewußt auszuharren, war keine geringe Leistung. Man schätzte ihn deswegen in allen Kreisen der Bevölkerung, und wenn er bei seiner temperamentvollen Art nicht jedes Wort auf die Goldwaage legte, so wußte doch jedermann, wie der Pfarrer es jeweils meinte. Jugendbetreuung und Erwachsenenbildung in Kolpingfamilie, Männerkreis, Kongregation und Mütterverein lagen bei ihm in besten Händen. Er verstand sich sehr gut auf Umgang und Kontaktnahme mit Menschen jeder Art. Im Gottesdienst war ihm guter Gesang der Gemeinde und des Chores ein unablässig und erfolgreich verfolgtes Anliegen. Ohne daß man es ihm anmerkte, hatte der unermüdlige große Arbeitseinsatz doch sehr an seinen Kräften gezehrt, so daß er nicht mehr imstande war, die schwere Krise eines Herzinfarkts zu überstehen.

E. K.

Störkle Berthold

Geb. 8. 8. 1908 in Oberschach, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Renchen, Schopfheim, Murg b. Säckingen, Baden-Lichtental; Kurat in Baden-Geroldsau 11. 4. 1940; Pfarrer in Nöggenschwil 6. 6. 1949; Pfarrv. in Kappel i. Schw. 28. 4. 1954, hier invest. 15. 4. 1956. Gest. 8. 3. 1966 in Kappel, ebenda beerd.

Nach den humanistischen Studien am Berthold-Gymnasium in Freiburg und dem Studium der Theologie kam Berthold St., Sohn eines treukatholischen Lehrers, auf vier Vikarsstellen, auf denen der praktisch veranlagte Jungpriester zur vollen Zufriedenheit aller tatkräftig in der Seelsorge mitarbeitete. Mit seiner ruhig-ernsten, vornehmen und gütigen Art verstand er es, schon als junger Priester sich Wertschätzung und Vertrauen zu erwerben und zu erhalten, was sich besonders deutlich zeigte, als St. von Nöggenschwil versetzt wurde und die ganze Gemeinde sich um sein weiteres Verbleiben in der Hotzenwaldgemeinde bemühte. Soweit es ihm der allgemeine Seelsorgsdienst erlaubte, stellte er sich mit großer Begeisterung und beachtlichem Können auch in den Dienst der Kirchenmusik. Selbst ein

ausgezeichneter Sänger und guter Orgelspieler, wußte er überall, wo er wirkte, unter Organisten, Chorleitern und Sängern Verständnis und Freude an Kirchengesang zu wecken und zu erhalten. Nicht zuletzt lag ihm die Pflege des Gregorianischen Chorals sehr am Herzen. Vor eine mühevollle Aufgabe war er in Kappel gestellt. Hier hatte er an Sonn- und Feiertagen zu trinitieren, und unter der Woche war ihm auch der Religionsunterricht in den zu Lenzkirch gehörigen Filialen Fischbach und Raitenbuch übertragen. Leider war er dieser physischen Beanspruchung auf die Dauer nicht gewachsen. Bereits um das Jahr 1960 stellten sich erste Herzbeschwerden ein, die den bisher so energisch seinem Dienst nachkommenden Seelsorger mehr und mehr behinderten. Längere ärztliche Behandlung in der Freiburger Medizinischen Klinik brachte einige Besserung, die aber zum großen Bedauern aller, die den guten Pfarrer näher kannten, nicht anhielt. E. K.

Ströbele Johannes

Geb. 2. 6. 1901 in Meersburg, ord. 19. 3. 1927; Vikar in Bonndorf, Röttenbach, Allfeld, Muggensturm; Hausgeistlicher im Institut St. Rafael in Heidelberg (1932–1938); Pfarrv. in Weiler 14. 7. 1938, in Ippingen 3. 4. 1940; Hausgeistlicher im Städt. Krankenhaus Baden-Baden 1. 9. 1946. Gest. 11. 12. 1966 in Baden-Baden (Krankenhaus), beerd. in Meersburg.

Konradhius und Gymnasium in Konstanz ebneten dem aus einer Handwerkerfamilie stammenden Johannes St. den Weg zu Theologie und Priestertum. Bereits auf der ersten Vikarsstelle zeigte sich, daß sein künftiger Lebensweg mit viel Leid und schwerem Kreuz gezeichnet sein würde. Was zunächst als große Gewissenhaftigkeit in Erscheinung trat, offenbarte sich als lähmende nervöse Störung. Die Vorschriften der Meß- und Brevierrubriken verursachten dem Jungpriester mancherlei Qualen. Fachärztliche Behandlung zwischen den einzelnen Vikarsposten brachte allmähliche Besserung des Zustandes, so daß der mit bestem Willen und guten Talenten ausgestattete Jungpriester im Schulinstitut St. Rafael in Heidelberg mit schönem Erfolg tätig sein konnte. In Weiler leitete er den Bau des Schwersternhaus und eine komplizierte Pfarrhausrenovation. Über sechs Jahre konnte St., trotz gelegentlicher Behinderung durch das alte Leiden, auch das kleine Ippingen in jeder Hinsicht gut betreuen. Besondere Umstände ließen es dann als ratsam erscheinen, daß St. sich auf das Angebot einließ, die Krankenseelsorge im Städtischen Krankenhaus Baden-Baden zu übernehmen. In der Tat war er hier wie kaum ein anderer am rechten Platz. Mit seiner großen eigenen Leiderfahrung stand er seinen Kranken allezeit mit verständnisvoller Einfühlung gegenüber. In den zwanzig Jahren seiner Krankenseelsorge durfte er vielen ein geschätzter priesterlicher Helfer sein. E. K.

Tröndle Leo

Geb. 11. 4. 1892 in Birndorf, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Bruchsal (St. Paul), Mannheim (Liebfrauen 1922–1929); Pfarrv. in Unteribach 18. 12. 1929, hier invest. 19. 4. 1931; Pfarrer in Denkingen 14. 4. 1937; Pfarrv. in Sentenhart 18. 4. 1950, hier invest. 14. 5. 1951. Ruhestand 1. 3. 1961 in Sentenhart. Gest. 2. 3. 1966 in Sentenhart, ebenda beerd.

Gewinnende Schlichtheit und selbstlos dienender priesterlicher Einsatz, wo immer man ihn hinstellte, kennzeichnen Wesen und Persönlichkeit des stillen

und nach innen gekehrten Schwarzwälders. Nach privatem Vorbereitungsunterricht kam T. an die Lendersche Lehranstalt nach Sasbach und für die zwei letzten Gymnasialjahre nach Freiburg (Friedrichs-Gymnasium und Konvikt). Nach zwei Jahren Theologie mußte er zum Militär einrücken, wo er zwei Jahre an der Westfront und weitere drei Jahre in englischer Gefangenschaft war. Als Vizefeldwebel entlassen, vollendete er sein Studium und begann in der schweren Nachkriegszeit seine seelsorgliche Tätigkeit. Sieben Jahre war er Vikar in der Großstadt Mannheim, sicher ein Zeichen für eine gute pastorale Qualifikation. Krieg und Großstadtdienst hatten aber die Gesundheit des allseits geschätzten Seelsorgers so geschwächt, daß er nur in einer kleineren Gemeinde auf die Dauer durchhalten konnte. So versah er acht Jahre das abgelegene Unteribach, dreizehn Jahre das kleine Denkingen und elf Jahre die Gemeinde Sentenhart: „Ein Mann aus dem Volk für das Volk“, wie er einmal charakterisiert wurde. Seinen Predigten rühmte man Zeitnähe, seinen Katechesen große Kindertümllichkeit nach. In seiner Freizeit widmete er sich gern und fleißig dem weiterbildenden Studium. Eine zähe Energie half ihm, trotz mehrmaliger schwerer Erkrankung immer wieder die geliebte Arbeit aufzunehmen, bis er 1961 die dafür nötige Kraft nicht mehr besaß. Mit großer, vorbildlicher Geduld schickte er sich in die lange letzte Krankheitszeit, in dieser ganz reif geworden für den Heimgang in die Ewigkeit.

E. K.

Ulsamer G e b h a r d , Dr. rer. nat.

Geb. 13. 9. 1895 in Gerichtstetten, ord. 15. 4. 1934; Vikar in Kirchzarten; Lehramtsassessor in Mannheim und Gaggenau; Pfarrv. in Altheim b. Walldürn 20. 9. 1939, hier invest. 11. 5. 1941; Pfarrer in Nesselried 5. 11. 1952. Ruhestand 22. 10. 1963 in Ottersdorf. Gest. 7. 1. 1966 in Ottersdorf, ebenda beerd.

Gründe persönlicher und zeitbedingter Art waren es, die den Lebensweg des Heimgegangenen ziemlich bewegt gestalteten. Mit einem sehr guten Abitur des Rastatter Gymnasiums begann U., Sohn einer tiefgläubigen Lehrersfamilie, 1914 das theologische Studium. Schon ein Jahr später mußte er zum Militärdienst. Erst im Dezember 1918 konnte er das Studium wieder aufnehmen, doch schien ihm seine Berufsfrage noch nicht geklärt genug, um sich in St. Peter auf die Weihen vorzubereiten. So entschloß sich U. zu einem weiteren Studium, und zwar in Mathematik und Naturwissenschaften, das er in den Jahren 1921–1925 betrieb und mit „vorzüglich“ als Gesamtprädikat abgeschlossen hat. In den folgenden Jahren war er Lehramtsreferendar in Freiburg (Rotteck-Oberrealschule) und in Weinheim. Im Staatsexamen (1927) erwarb er sich die Lehrbefähigung in Erdkunde und Botanik (mit Zoologie) als Hauptfächern und in Mathematik als Nebenfach. In diesem Fächern unterrichtete U. als Lehramtsassessor in Sinsheim a. d. E. und in Heidelberg (Oberrealschule). Im Jahre 1929 wurde er zum Dr. rer. nat. promoviert. Die Dissertation behandelte „Das Markgräfler Hügelland“. Der Gedanke an das Priestertum keimte nun wieder neu auf, und mit 39 Jahren trat U. dann auch wirklich an den Weihealtar. Zur Vollendung der theologischen Studien und zum Empfang der Weihe war er aus dem Staatsdienst vorübergehend beurlaubt. Nach einem Vikarsjahr in Kirchzarten meldete er sich zum Dienst an Höheren Schulen zurück mit der Absicht, hauptamtlicher Religionslehrer zu werden. Inzwischen war aber das Dritte

Reich errichtet, und jetzt bestand kein Interesse mehr für hauptamtliche Religionslehrer an Höheren Schulen. So wurde U. im Juni 1935 nur zur Erteilung weltlichen Unterrichts wieder in den Staatsdienst aufgenommen. Er war als Lehramtsassessor in Mannheim und Gaggenau tätig, schon nicht mehr in gesicherter Stellung, trat doch die Tendenz zur Entfernung der Geistlichen Lehrer an Höheren Schulen immer deutlicher in Erscheinung. Auf den 4. September 1939 wurde U. tatsächlich seines Dienstes enthoben, nachdem er das Ansinnen des Ministeriums, aus dem Priesterstand auszuschneiden, entschieden zurückgewiesen hatte. Ein sehr offenes Protestschreiben des Erzbischofs Konrad Gröber an den Reichsminister für Wissenschaft in Berlin konnte an der diskriminierenden Maßregelung auch nichts mehr ändern. Ohne innere Verbitterung nahm U. noch im gleichen Monat den ungewohnten allgemeinen Seelsorgsdienst auf, zuerst als Pfarrverweser, dann als Pfarrer in Altheim und Walldürn. Seine ruhige Wesensart, sein unverdrossener Arbeitswille und seine gediegene priesterliche Frömmigkeit machten ihn bei Pfarrangehörigen und geistlichen Mitbrüdern in gleicher Weise geschätzt und beliebt. Versuche, nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in den Höheren Schuldienst zu kommen, schlugen fehl, und so blieb U. in der Seelsorge. Als die Gesundheit nachließ, zog er auf das kleine Nesselried, wo er nochmals zehn Jahre lang treu und opferwillig weiterarbeitete. Ein zunehmendes Herzleiden zwang ihn in den Ruhestand, den er nur etwas mehr als zwei Jahre genießen durfte.

E. K.

Wolf Wilhelm

Geb. 18.6.1881 in Grosselfingen, ord. St. Peter 5.7.1904, Vikar in Klosterwald, Nordrach, Gengenbach, 1.9.1908 Pfv. Stein b. Hechg., 28.4.1910 Hausen i. Kill., invest. 6.12.1910, 16. (21.) 11.1926 Tanheim, goldenes Priesterjubiläum 1954, Ruhestand 1.11.1954 Hechingen, diamantenes Jubiläum 1964; gest. Krankenhaus St. Elisabeth in Hechingen 3.7.1966, beerd. Hechingen 6.7.1966.

Mit fünf Geschwistern aus einer Lehrerfamilie stammend (2 folgten wieder dem Beruf des Vaters), besuchte der geweckte Wilhelm die Lendersche Anstalt in Sasbach und dann das Gymnasium und Konvikt zu Rastatt, wo er mit dem späteren Kardinal Bea 1900 das Abitur machte. Auf den Neupriester aus Burladingen (damals wirkte der Vater dort) wartete sowohl in Klosterwald als auch in Nordrach eine Pfarrei mit einem schwerkranken Pfarrer und aller Arbeit. Predigt und Gesang fielen ihm leicht, Berufseifer, Befähigung und Wandel waren vorzüglich, so daß er bald die Pfarrei Stein mit Filialen und nachher Hausen mit Starzeln und Killer gut versorgen konnte, zumal ihn der Vater auch musikalisch ausgebildet hatte. Schriftstellerisch betätigte sich Wolf mit vielen volkstümlichen und heimatkundlichen Beiträgen unter dem Decknamen „Pink“ in der katholischen Tageszeitung „Der Zoller“. Er war für Altertümer interessiert, kannte sich auch gut in Heilkräutern aus. Viel Anklang in Vereinen fand seine für einfachere Verhältnisse berechnete Bearbeitung von Calderons „Das große Welttheater“. Regelmäßige Spaziergänge, Gartenarbeit und eine Hobelbank sorgten für gesunden Ausgleich und Abwechslung seiner geistigen Betätigung. In Thanheim galt er als Verkörperung von Gerechtigkeit und Wohlwollen, ja als ruhender Pol in der Gemeinde. Auch als Pensionär ruhte er nicht, half regelmäßig im

Beichtstuhl und am Altar aus. Nur die Gebreusten des Alters hinderten ihn später, den Schönheiten der Natur nachzuspüren und wie früher geologischen und altertümlichen Funden seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ein schmerzhaftes Leiden beendete schließlich sein irdisches Leben und öffnete die Tür zum ewigen. Krs.

1967

Amann Max

Geb. 29. 12. 1907 in Burgweiler, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Emmendingen, Ladenburg, Baden-Baden (St. Bernhard), Heidelberg (Jesuitenpfarre); Pfarrv. in Mannheim-Feudenheim 20. 1. 1943, hier invest. 12. 10. 1947. Gest. 27. 10. 1967 in Mannheim-Feudenheim, ebenda beerd.

Die Vorsteher im Priesterseminar sagten im voraus, Max A. werde in seinem späteren Beruf einmal „gut brauchbar werden“. Wo immer er in den 35 Jahren seiner Tätigkeit weilte, hat sich diese Prognose stets neu bestätigt. Schon der Gymnasiast und Zögling des Konstanzer Konradhauses fiel durch gute Leistungen und gediegene charakterliche Veranlagung angenehm auf. Die Vikarjahre haben dann die in ihm angelegten menschlichen und beruflichen Qualitäten in stetiger Weiterentwicklung zu schöner Entfaltung gebracht, so daß sich der Jungpriester überall der Wertschätzung der Prinzipale und Gemeinden erfreuen durfte. Man war angenehm berührt von seinem freundlichen, höflichen und bescheidenen Wesen und nicht weniger von seiner sehr zuverlässigen, gediegenen Arbeit. Kindertümliche Katechese und zeitgemäße, religiös ausgerichtete Jugendarbeit waren seine Stärke. Mit Geschick und Erfolg stellte er auch sein musikalisches Talent in den Dienst der Seelsorge. In Baden-Baden und Heidelberg leitete er einen Kinderchor, mit dem er wertvolle Beiträge für das Gemeindeleben in und außerhalb der Kirche beizusteuern verstand. Schon früh hatte er sich auch dem Anliegen der liturgischen Bewegung geöffnet; in liturgischen Gruppen führte er in ein tieferes Verständnis der Liturgie ein. „Ein Mann der Ordnung und der Pünktlichkeit“, wie einmal von ihm heißt, war er in Heidelberg schließlich der rechte Mann zur gewissenhaften Leitung des dortigen Kolpinghauses. Als er dann mitten im Zweiten Weltkrieg nach Mannheim-Freudenheim berufen wurde, war Max A. bereits im Besitz großer pastoraler Erfahrung. Es zeigte sich schon bald, daß diese arbeitsreiche Gemeinde der Mannheimer Außenstadt bei ihm in guten Händen lag. Trotz leichter Gehemmtheiten fehlte es in keiner Weise am Kontakt zu allen Schichten der Bevölkerung. Ohne dort durch besondere Aktivität aufzufallen, hat er in unverdrossener zielklarer und zeitgerechter Arbeit in schweren Zeiten seiner großen Gemeinde und darüber hinaus auch der Mannheimer Gesamtkirchengemeinde viele gute Dienste geleistet. Mit großem Bedauern verfolgte man das Nachlassen seiner Kräfte, ein Prozeß, der sich nicht mehr aufhalten ließ und nach drei Jahren dem Leben des beliebten Pfarrers ein Ende setzte. E. K.

Bartelt Wilhelm

Geb. 19. 6. 1887 in Rastatt, ord. 6. 7. 1910; Vikar in Breisach, Kooperator in Konstanz, Münsterpfarre (1910–1911, unter C. Gröber), Vikar in Karlsruhe (St. Stephan). Feld-Divisionspfarrer (9. 10. 1914 bis 23. 12. 1918). Vikar in Muggensturm (1919), Baden-Baden, Stiftskirche (1920–1921), Pfarrverweser

in Lenzkirch (1921), Pfarrer daselbst (1922–1932), in Niederschopfheim (28. 9. 1932, investiert 2. 10. 1932, bis 1948), in Holzhausen (27. 10. 1948, investiert 7. 11. 1948). Als Pensionär in Staufen seit 1. 9. 1958, zog 1965 ins Veronikaheim in Bühl, wo er am 8. 5. 1967 verstarb. Beerdigt am 11. 5. 1967 in Niederschopfheim. Seit 1940 Definitor und Schulinspektor im Kapitel Offenburg. Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem am 27. 3. 1942. Seit 1948 Prosynodalrichter. Ehrenbürger der Gemeinde Niederschopfheim.

Geistlicher Rat Wilhelm B. war der Sohn des protestantischen Trompeters und späteren Kantiniers August B. im 2. Badischen Feldartillerieregiment Nr. 30 in Rastatt und wurde gegen den Willen seines Vaters und seiner katholischen Mutter Priester. Obwohl kein Zögling des dortigen Gymnasialkonvikts, verkehrte er seit seiner Erstkommunion in diesem Hause, wie Rektor Holl in seinem Gutachten über den Abiturienten B. vermerkt. Auf der anderen Seite wirkte auch die militärische Tradition des Elternhauses nach; denn B. meldete sich nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs freiwillig zum Militärdienst und begleitete die 47. Reservedivision in Sigmaringen an die Westfront in die Kämpfe um Verdun, zog mit ihr nach Ostpolen und Rußland, dann wieder in den Westen an die Aisne und Marne, und erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse und den Orden vom Zähringer Löwen mit Schwerter I. Klasse. Seine Gesundheit war gut, litt jedoch gelegentlich unter dem Übermaß geistiger Tätigkeit; nur seine Stimme hätte man sich kräftiger gewünscht. Allgemein wurde sein ruhiges Wesen hervorgehoben; im Skrutinialbericht bescheinigten ihm die Vorsteher des Theologischen Konvikts Mangel an Temperament! Dabei war er bei aller Ruhe und Mäßigung sehr fest und konsequent, so daß er in Konstanz und in Lenzkirch auf Schwierigkeiten stieß und verleumdet wurde. Frömmigkeit, tadelloses Verhalten als Priester, solides Wissen auf allen Gebieten der Theologie, Arbeitseifer wird ihm von allen Dekanen bescheinigt, auch wenn ihn nicht alle von Anfang an verstanden haben. Zugegeben, daß sein Wesen etwas trocken war und sein Urteil über Personen und Sachen bei seiner pedantischen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe stets sehr abgewogen und differenziert gewesen ist, war er doch ein lebenswürdiger und geselliger Mensch, der nicht nur die Musik, sondern auch gute Zigarren liebte. Schon im Theologenkonvikt leitete er den vierstimmigen Chor; er spielte auf der Orgel, auf dem Harmonium und auf dem Klavier und – was nur wenige wußten – besonders gern auf dem Cello.

Da der Verwalter seines Nachlasses inzwischen auch verstorben ist, war es leider nicht möglich, ein Verzeichnis der Publikationen von B. zu erstellen; dies muß einer eingehenderen Würdigung des Verstorbenen, als sie hier geschehen kann, vorbehalten bleiben. Unübersehbar ist die Zahl seiner Artikel in der Katholischen Arbeiterzeitung, in der Zeitschrift „Das Dorf“, wo er unter dem Pseudonym „Wilhelm von Penkum“ schrieb, und im „Konradsblatt“. Ich lernte B. als Neupriester kennen, weil ihm im Kapitel Offenburg die homiletische Fortbildung des jungen Klerus anvertraut war. Nach einer Probepredigt in Niederschopfheim zeigte er mir zwei Dinge, die selten sind und B. charakterisieren: In seinem Bücherschrank hatte er ein Fach für solche Bücher, die er noch nicht durchgelesen hatte; erst nach beendigter Lektüre stellte er sie in seine Bibliothek ein; er sagte zu mir, so würde er sich selbst zur Gewissenhaftigkeit erziehen! Sodann zeigte er mir sein Predigtjournal, in dem alle von ihm gehaltenen Predigten numeriert

waren; die in seiner „Heimatkunde von Niederschopfheim“ auf Seite 270–271 angegebenen Nummern der Heimatpredigten aus der Geschichte der Pfarrei Niederschopfheim beziehen sich auf dieses Journal. Dadurch war er imstande, sich zu vergewissern, ob er über diesen Gegenstand schon einmal gepredigt hatte. Er arbeitete nach einem großangelegten Predigtplan, der es ihm erlaubte, die ganze Hl. Schrift, die Dogmatik, die Moral, die Kirchengeschichte usw. in einem längeren Turnus durchzupredigen. Den Stil seiner Predigt charakterisiert vielleicht sein Geständnis, als ich wieder einmal eine Probepredigt hielt und eine erbauliche Geschichte als Exempel einflocht: er gönne seinen Niederschopfheimern diese Abwechslung, denn er selbst brächte dies nicht fertig. Daß B. auch historisch arbeitete und mit Methode und Erfolg die Archive durchging, offenbarte sich mir, als ich dem nunmehrigen Pensionär in unserem Kapitel wieder begegnete. Leider war es ihm nicht vergönnt, das Archiv des Landkapitels Neuenburg mit der Perfektion zu ordnen, wie er in Holzhausen jenes des Kapitels Waldkirch mustergültig geordnet hat. Auf dem Dies pflegte er auch stets über die neueste Literatur zu berichten, vor allem auf exegetischem Gebiet. Die katholische Landvolkbewegung hatte in ihm einen besonderen Förderer; er hat in zahlreichen ländlichen Seminaren gesprochen. Was er sprach, war immer druckreif. Es genüge ein Hinweis auf den Nachruf aus der Feder von Franz Nadler im „Konradsblatt“. B. war bestimmt nicht eitel, aber vielleicht schwebte ihm der dänische Bauernpastor Grundvig vor; jedenfalls erwähnte er diesen bedeutenden dänischen Theologen öfters in Gesprächen mit mir. Daher erklärt sich wohl auch die innige Freundschaft gerade zu Franz Nadler, der in seiner Grabrede gestand, an B. einen Vater verloren zu haben. Wenn B., den man immer wieder für eine Stadtpfarrei empfohlen hat, oder von dem ein Dekan schrieb: „Er ist das, was man einen modernen Seelsorger nennt“, trotzdem auf dem Land blieb, dann war dies von ihm gewollte Entscheidung. Trotzdem wäre er für die Stadt befähigt gewesen, denn es wurde ihm immer wieder sein Einsatz für die kirchlichen Vereine, für die Caritasarbeit usw. bescheinigt. Dazu kam in Lenzkirch die Herausgabe eines Gemeindeblattes, das er redigierte. Ein Dekan, der im Urteil über B. sehr kritisch war, das daher besonders wiegt, berichtete wörtlich nach Freiburg: „Er arbeitet wohl am meisten von allen Geistlichen des Kapitels.“

Die Schilderung wäre unvollständig ohne Erwähnung seiner vielleicht etwas trockenen, aber asketisch wertvollen und vor allem sehr praktischen Exhorten an die Priester bei den monatlichen Versammlungen der Marianischen Kongregation.

Seine Schriftstellerei – fast alle drei Jahre gab er um Dispens vom Bücherverbot ein – erschöpfte sich nicht nur in Zeitschriftenartikeln; drei stattliche Bände aus der Feder eines so viel beschäftigten Seelsorgerspriesters sind eine Leistung, die nicht einmal jeder akademische Lehrer vorweisen kann. Der Kommentar zum Lukas-Evangelium auf 240 Seiten in der vom Herder-Verlag herausgegebenen „Freiburger Bibel“, in der Reihe „Die Heilige Schrift für das Leben erklärt“ Band 12, erschien 1936. Es gab damals Leute, die sich darüber mokierten, daß ein Dorfpfarrer einen Bibelkommentar schrieb. Dabei war gerade für B. die Aufgabe nicht leicht, obwohl er praktischer Seelsorger war; denn er stellte als Exeget höchste Ansprüche an sich und seine Zuhörer; sein Kommentar ist daher alles andere als eine

Sammlung von erbaulichen Betrachtungen eines Landpfarrers. Die Lebensnähe seines Kommentars besteht lediglich darin, daß auf alles rein Literarische, was nur den Gelehrten interessiert, verzichtet wurde; die Fragen der Schrifterklärung selbst stehen auf der Höhe des damaligen Standes der Forschung. Der Kommentar erlebte mehrere Auflagen. Auch sein „Handbuch zur Schulbibel in organischer Verbindung mit den Lehrstücken und Merksätzen des Katechismus“, erschienen bei Herder 1956, erlebte nach einem Vierteljahr im April 1957 eine zweite, unveränderte Auflage. B. hat auf diesen 473 Seiten das nachgeholt, was viele Seelsorger in Kastners Handbuch zur Schulbibel vermißten (desgleichen die Lehrer) und weshalb sie immer noch gern zu Knechts Kommentar zur Biblischen Geschichte griffen, obwohl dort vieles mehr als überholt war. Die „Heimatkunde von Niederschopfheim“, die er Weihnachten 1963 in Staufen vollendete, erschienen 1964 – als Manuskript bei Herder gedruckt und vom Bürgermeisteramt ausgeliefert – enthält auf 275 Seiten und 22 Abbildungen auf acht Tafeln eine Fülle von ortsgeschichtlichem Material und ist eine mustergültige Dorfchronik, wie man sie sich nur wünschen mag. Meisterhaft hat B. das Archivmaterial in eine lesbare, gut gegliederte Darstellung gebracht, was in dieser Literaturgattung leider nicht immer der Fall ist. Er wollte mit dem Heimatbuch, das keine Zinsen trägt, „die rechnerisch sichtbar werden“, die „Liebe zur Heimat“ wecken. Besondere Erwähnung verdient das schon genannte Verzeichnis seiner Heimatpredigten in Niederschopfheim zwischen 1933 und 1947; es sind deren 46 in 15 Jahren. Die erste trägt die Nr. 1098, die letzte die Nr. 1986; mit anderen Worten: B. hat in diesen Niederschopfheimer Jahren (16) mindestens zweitausend Predigten gehalten, also jeden Sonn- und Feiertag wenigstens zwei verschiedene Predigten. TK

Beuschlein Alois

Geb. 13. 4. 1891 in Impfingen, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Schliengen, Friedenweiler, Schonach, Konstanz (Dreifaltigkeit), Offenburg (Hl. Kreuz); Pfarrv. in Siegelsbach 15. 10. 1926, hier invest. 25. 11. 1928; Dekan des Kapitels Waibstadt 11. 1. 1940; Pfarrv. in Gamburg 20. 12. 1945, hier invest. 23. 3. 1946. Ruhestand 1. 11. 1940 in Gamburg (Schloß). Gest. 1. 7. 1967 in Tauberbischofsheim (Krankenhaus), beerd. in Impfingen.

Ein lebhaftes Temperament, ein heiteres Gemüt und eine kernhafte Frömmigkeit waren das Erbe, das Alois B. aus seiner fränkischen Heimat und seinem schlichten Elternhaus ins Leben mitnahm. Ein Bruder war ihm auf dem Weg zum Priestertum bereits vorangegangen. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges begann er, auf dem Gymnasium in Tauberbischofsheim und durch das übliche theologische Studium dazu vorbereitet, seine seelsorgliche Laufbahn. Der lebensfrohe, Optimismus ausstrahlende Jungpriester war bald ein geschickter Katechet, und nicht weniger wußte er, wie man mit den jungen Menschen in den kirchlichen Jugendvereinen und im fortbildenden und beruflichen Religionsunterricht umgehen mußte, um sie im Glauben zu festigen. Die Pflege des Vereinswesens, für die Kirche in damaliger Zeit von großer Bedeutung, war bis in die Zeit des Dritten Reichs seine besondere Sorge. Inzwischen war B. nach über zwölf Vikarsjahren nach Siegelsbach gekommen. Mit reifer Erfahrung und zielklarem Weitblick ging er schon in den ersten Jahren seines dortigen Wirkens daran, der Diasporafiliale Rappenu mit einem Kirchnenneubau einen festen kirchlichen

Mittelpunkt zu geben. Das Gemeindeleben selbst fand durch ihn im Volks-, Mütter- und Jugendverein in klug den Zeitverhältnissen angepaßter Weise Förderung und beträchtliche Vertiefung. Pfarrer B. verstand sich in jeder Hinsicht aufs beste mit den ihm Anvertrauten, nicht nur als Seelsorger, auch in vielen anderen mehr weltlichen Dingen konnte er raten und helfen, dank mannigfacher handwerklicher Kenntnisse und technischer Begabung. Er selbst war ein eifriger Bienenzüchter. Während fünf schwerer Jahre führte er das Dekanat Waibstadt (1940–1945), und sicher wäre er an der Spitze des Kapitels geblieben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges näher in seine Heimat, auf die Pfarrei Gamburg, zu gehen. Fast zwanzig Jahre arbeitete er hier und in den zwei zur Pfarrei gehörenden Filialen. Viele Jahre hindurch hatte er jeden zweiten Sonntag zu trinieren, nachdem in das Filial Höhefeld zahlreiche Flüchtlinge gekommen waren. Als guter Sanger und Musiker nahm er sich verständnisvoll und Begeisterung weckend der Kirchenchöre des Kapitels an, bis ihm, dem bisher allzeit so Gesunden und Schaffensfrohen, vom Jahre 1962 an allmählich die Kräfte nicht mehr wie bisher zur Verfügung standen und er deshalb auch bald in den Ruhestand gehen mußte. Die Gemeinde Gamburg, mit der er im Laufe der Jahre immer tiefer verwachsen war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Ein inneres Leiden, das die letzten Jahre seines Lebens trübte, führte zum Tod des allseits geschätzten, ehemals so vital im Leben stehenden guten Priesters und hilfsbereiten Menschen.

E. K.

Braun Adolf

Geb. 26. 4. 1915 in Zusenhofen, ord. 2. 4. 1940; Sanitätsdienst 1940 – 1944, russ. Kriegsgefangenschaft; Hausgeistl. Lindenberg b. St. Peter 1. 5. 1946; Vikar in Appenweier, Lauf, Weingarten b. Bruchsal, Singen (St. Joseph), Mannheim (Herz-Jesu); Pfarrer in Röhrenbach 14. 11. 1952; Pfarrer in Großweier 15. 4. 1959. Gest. 3. 12. 1967 in Freiburg (Chirurgische Klinik), beerd. in Zusenhofen.

Wie viele seiner Kursgenossen, kam Adolf B. vom Weihealter weg sofort zum Militärdienst als Sanitätssoldat. Als solcher hat er den ganzen Rußlandfeldzug mitgemacht, geriet in Gefangenschaft, aus der er im November 1945 als kranker Mann entlassen wurde. Die gesundheitlichen Schäden aus Krieg und Kriegsgefangenschaft haben sein ganzes späteres Schaffen beeinträchtigt und dürften wohl auch der Grund für seinen frühen Tod gewesen sein. Bei seiner ausgezeichneten Begabung, bereits auf dem Gymnasium in Rastatt zu Tage getreten, und seiner echt seelsorglichen Grundeinstellung wäre er sicher der Mann für einen großen Posten gewesen. Aber auch so leistete er überall, wo er wirkte, gediegene Arbeit. Bereits nach kurzer Zeit hatte er in der Seelsorge Fuß gefaßt, am besten im badischen Mittelland, aus dem er selbst stammte und dem er sich sehr innig verbunden fühlte. Ein sehr guter Katechet, ein gehaltvoller Prediger, der in volkstümlicher Sprache die Zuhörer ohne großen rhetorischen Schwung zu packen verstand, ein gern aufgesuchter Beichtvater und gütiger Krankenfreund: so wird Vikar Adolf B. immer wieder geschildert. Ebenso wird sein Hang zu Wissenschaft und Studium oft erwähnt und die Meinung vertreten, er eigne sich für Posten, wo er geistig viel geben müsse. Doch sein eigener Wunsch ging zur Seelsorge auf dem Land, nicht nur wegen seiner reduzierten

Arbeitskraft, sondern auch weil diese Arbeit seinem Wesen mehr entsprach. Sieben Jahre arbeitete er auf seine ruhige und wohlüberlegte Art in der weit verzweigten Pfarrei Röhrenbach. Im Laufe der Jahre schien seine Gesundheit sich soweit gebessert zu haben, daß er sich zur Übernahme einer größeren Landgemeinde anbot. Tatsächlich war er in Großweier selbst kaum mehr beschäftigt, aber viele Aushilfen in Nachbarpfarreien kamen ständig hinzu, ebenso das Amt als Männerseelsorger im Dekanat Achern. Im Februar 1967 mußte er wegen eines Leberleidens erstmals aussetzen, nach kurzer Zeit trat dieses Leiden in verschlimmelter Form wieder auf und führte nach einem Monat schweren Leidens zum Tod des allseits sehr beliebten Seelsorgers. E. K.

Breitner Vinzenz

Geb. 12. 6. 1890 in Östringen, ord. 7. 7. 1914, Vikar in Bermatingen (1914–1917), „provisorischer“ Pfarrverweser daselbst (April bis Dezember 1917), Mimmehausen (1917–1918), Krankheitsurlaub in Hegne, Vikar in Müllheim (1919–1920), Neuhausen b. Pforzheim (1920–1923), Hemsbach (1923–1926,) Pfarrer in Lausheim, investiert 9. 5. 1926, als Pfarrverweser mit Absenz in Kommingen (1932), Pfarrer in Ippingen, investiert 5. 6. 1933, in Wettelbrunn, investiert 21. 4. 1940, als Pensionär in Reichenbach bei Lahr 1. 5. 1962, im Vinzentiushaus in Oppenau März 1964. Gest. 4. 1. 1967 in Oppenau, beerdigt in Östringen 9. 1. 1967.

B. war der Sohn eines Landwirts und besuchte bis zum 14. Lebensjahr die Volksschule in Östringen. Durch Privatunterricht bereitete er sich auf den Eintritt in die Untertertia des Gymnasiums Rastatt vor, wo er auch Zögling des Gymnasialkonvikts war, und legte 1910 das Abitur ab. Als Unterländer wurde er als junger Priester am Bodensee für zu „schnell“ empfunden und als Sanguiniker charakterisiert, in späteren Jahren als Phlegma; beides Fehlerurteile nach Meinung derer, die ihn kannten. Zweifellos gehörte er zu den Stillen im Land, der Posten ohne Vereine vorzog, nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus ehrlicher Selbsteinschätzung. „Manchmal zu bedächtig“, ein Mensch, der „sich nicht aufregt“, der als Autofahrer „die Vorsicht selbst“ war, aber auf der anderen Seite ein „in jeder Hinsicht tadelloser Priester“, mit besonderer Liebe zu den Kranken. Im Grunde war er ein innerlicher Mensch, der schon als junger Priester sich eine große asketische Bibliothek zulegte, andauerndes Interesse am Weiterstudium zeigte und daher sich auch besonders der Borromäusbibliotheken annahm. Die Vorbereitung auf die Predigt kostete ihn viel Zeit, nicht nur wegen des Memorierens. Als letzten Wunsch erbat er sich von seinem Oberhirten die Erlaubnis, das Brevier auf deutsch beten zu dürfen, damit er andächtiger beten könne als bisher. B., der für seine Zeit außerordentlich lange auf einen selbständigen Posten warten mußte, wollte er nirgends zu lange bleiben, und meldete sich daher 1953 nach Ittendorf, ohne Erfolg. Mit dem Nationalsozialismus geriet er in Lausheim, Ippingen und Wettelbrunn in Konflikt und wurde 1942 in Schutzhaft genommen und erhielt Schulverbot. Seine Gesundheit war scheinbar eine gute; aber seit einer Kropfoperation in Konstanz hatte er eine schwache Stimme. Als Pensionär wurde ihm wegen einer Arthrose der Gang zur Pfarrkirche zu schwer, so daß er in ein Haus mit Hauskapelle ziehen mußte. Eine Gehirnblutung führte zum Tode. TK

Deichelbohrer Karl

Geb. 21. 1. 1896 in Großweier, ord. 6. 7. 1924; Vikar in Löffingen, Ettenheim, Lahr, Mannheim (Untere Pfarrei 1927 – 1933); Pfarrv. in Rauenberg 30. 11. 1933, in Dallau 15. 5. 1935; Pfarrer in Bühlertal 22. 4. 1936; Pfarrer in Pfaffenweiler bei Freiburg 15. 4. 1953. Ruhestand 1. 9. 1966. Gest. 8. 7. 1967 in Freiburg (Univ.-Klinik), beerd. in Großweier.

Nach dem Kriegsabitur in Rastatt (1915) mußte Karl D. von der Schulbank weg zum Militärdienst an der Westfront, wo er im Mai 1917 in Kriegsgefangenschaft geriet, aus der er erst im Februar 1920 entlassen wurde. So war er bereits 28 Jahre alt, als er ordiniert wurde. Krieg und Gefangenschaft haben ihn zum männlich-energischen, selbständig denkenden und handelnden Mann gemacht – so schildern ihn schon die ersten Berichte aus seiner Vikarszeit. In Mannheim hatte er Gelegenheit, in jeder Hinsicht sich reiche Seelsorgserfahrung zu sammeln. Als gern gehörter Prediger verstand er sich auf sehr gute Veranschaulichung der stets klar gegliederten Gedanken, seinem Religionsunterricht wußte er Wärme und Lebendigkeit zu geben, in seiner Vereinsarbeit offenbarte er soziales Verständnis und nicht geringes Organisationsgeschick. Die Hauptarbeit seines Lebens leistete D. als Pfarrer in Bühlertal. Mit einem klaren Blick und gesundem praktischen Urteil führte er die große Gemeinde durch die schweren Zeiten des Dritten Reiches, des Zweiten Weltkrieges und der entbehrungsreichen Nachkriegszeit, anfangs noch mit einem Vikar, von 1942 an jedoch ohne einen solchen. Er stand gleich zu Beginn seiner dortigen Tätigkeit vor der großen Aufgabe eines Kirchenneubaus in Oberbühlertal, wo die Bevölkerung besonders stark angewachsen war. In den Jahren 1936–1938 wurde dieses neue Zentrum kirchlichen Lebens geschaffen. In den ersten Jahren nahm er sich als Dekanatspräses mit Eifer der Jungmännerarbeit an, in späteren Jahren war er als Dekanatsobmann für das Männerwerk tätig. Auch am sich neu bildenden politischen Leben der Nachkriegszeit nahm D. aktiven Anteil. Die gehäufte Arbeitslast zehrte allmählich stark an seinen Kräften, so daß er sich nach einem leichteren Posten umsah und diesen im breisgauischen Pfaffenweiler erhielt. Hier war er auch um die Förderung des wirtschaftlichen Fortschritts der Winzergemeinde bemüht. Nicht einmal ein volles Jahr war ihm zuletzt im Ruhestand vergönnt. Ein schweres inneres Leiden führte zum Tod des bei Mitbrüdern und Kirchenvolk gleich verehrten, ehemals so aktiven Seelsorgers.

E. K.

Dorner Hermann Heinrich

Geb. 31. 1. 1911 in Mannheim, ord. 19. 3. 1939; Vikar in Wiesental bis April 1940, Wehrdienst als Sanitäter, dann Kriegspfarrer, Juli 1945 Vikar in Steinbach b. Bühl, Okt. 1945 in Mannheim-Seckenheim, Sept. 1947 Religionslehrer an der Gewerbeschule in Mannheim und gleichzeitig Vikar an Hl. Geist, Januar 1952 Studienrat, 12. 12. 1956 Stadtpfarrer an Herz-Jesu, investiert 10. 2. 1957. Gest. in Mannheim 23. 1. 1967, daselbst beerd. 27. 1. 1967.

D. war Sohn eines Werkmeisters, besuchte zunächst die Bürgerschule, dann das Realgymnasium, bis wirtschaftliche Schwierigkeiten ihn zwangen, wieder die Volksschule zu besuchen, an der er die Sprachklasse durchlief. Nach der Schulentlassung trat er in einer Fabrik in die kaufmännische Lehre

ein, besuchte die Pflichthandelsschule und war bei der Lehrfirma bis November 1931 als Buchhalter tätig. Da er schon als Lehrling „Lust und Liebe zum Priesterberuf“ empfand, nahm er am Abendunterricht in einem Privatinstitut teil, das ihn in kurzer Zeit zum Einjährigen an der Oberrealschule in Mannheim und Ostern 1932 zum Abitur an der Oberrealschule in Heidelberg führte. Sofort machte er sich ans Lateinische und Griechische – er hatte inzwischen seinen kaufmännischen Beruf trotz guter Aussichten aufgegeben – und wollte schon 1933 in beiden Sprachen das Abitur ablegen; doch verlangte man von ihm, sich vor der Aufnahme in das Theologische Konvikt, dem Vorkurs an der Lenderschen Anstalt in Sasbach zu unterziehen, die ihn als „Mann mit eisernem Fleiß und Ausdauer, völlig offen und ehrlich“ charakterisierte und ihm „starkes Pflichtbewußtsein“ und „Führerqualitäten“ bescheinigte; hatte er doch in Mannheim neben dem Abendstudium Zeit für die katholischen Jugendvereine. „Sollte nur etwas mehr für seine Gesundheit tun.“ Schon Theologiestudent, legte er 1935 in Sasbach auch das Hebraikum mit der Note „gut“ ab. Seine Selbstsicherheit als Außenseiter und Spätberufener wurde nicht überall gern gesehen. 1936/37 studierte er in Münster i. W. Von seinem Wirken als Kriegspfarrer geben seine eindrucksvollen Berichte und noch mehr die zahlreichen Anfragen nach dem Krieg wegen seiner Anschrift beredtes Zeugnis. Zuletzt Divionspfarrer, kam er von Rußland über Ungarn in den Westen, wo er in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Ein guter Prediger, eifriger Krankenseelsorger, erfolgreicher Leiter kirchlicher Vereine, war er besonders befähigt für die Jugend. 1949 wurde er Dekanatsjugendseelsorger von Mannheim. Obwohl seine Begabung für die Fachschulen offenkundig war, zog es ihn zur Verwaltung einer großen Pfarrei mit Arbeiterbevölkerung. Er wirkte auch als Studienrat in der Pfarrseelsorge mit. Ende 1956 bekam er die große Herz-Jesu-Pfarrei in Mannheim und konnte sich so noch nützlich machen, auch über die Pfarreigrenzen hinaus für die Seelsorge in der Stadt beziehungsweise im Dekanat. Der Tod ereilte ihn am Fuß der Pfarrhaustreppe, als er gerade den Kaplan gebeten hatte, ihn wegen Unwohlseins im Religionsunterricht zu vertreten. TK

Dreher Joseph

Geb. 31. 3. 1878 in Wintersulgen, ord. 2. 7. 1903; Vikar in Freiburg (Herz-Jesu), Karlsruhe (St. Bernhard); Pfarrv. in Bretten 15. 2. 1910, hier invest. 24. 8. 1911; Pfarrer in Konstanz (Dreifaltigkeit) 24. 9. 1922. Ruhestand 1. 8. 1959 in Konstanz (Marienhaus). Gest. 11. 2. 1967 in Konstanz, beerd. in Röhrenbach-Heiligenberg.

Viele Jahre gehörte Stadtpfarrer Joseph D. zu den bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten der Bodenseemetropole, wo er fast 45 Jahre seines priesterlichen Lebens zugebracht hat. Der sehr gut begabte, aus kleinen ländlichen Verhältnissen kommende Junge war nacheinander Schüler an den Gymnasien in Ravensburg, Konstanz und Rastatt. Aus der theologischen Studienzeit behielt er namentlich Franz Xaver Kraus zeitlebens in dankbarer, ehrender Erinnerung – dessen Bild hing über seinem Schreibtisch. Schon am Jungpriester in Freiburg trat eine besondere seelsorgliche Befähigung deutlich in Erscheinung: „In Kirche und Schule wie in Vereinen hat sein priesterliches, von der Kraft der Überzeugung getragenes Wort

Kinder und Erwachsene oft tief ergriffen“ – so sein erster Prinzipal im Zeugnis nach dreijähriger Vikarstätigkeit. Veranlagung und zielstrebige Weiterbildung, nicht nur in theologischer, sondern auch in allgemeiner Literatur, machten aus ihm im Laufe der Jahre den hervorragenden Katecheten, wie er vielen für immer in der Erinnerung bleiben wird. Auch in den kirchlichen Jugendvereinen war er vor allem Religionslehrer auf seine ganz eigene Weise: nicht abstrakt dozierend, sondern lebensnah und aus gelebtem Glauben heraus fuhrte er in die Welt des Glaubens ein, dabei immer die jugendliche Psyche klug im Auge behaltend. Ein neues Arbeitsfeld tat sich ihm in der Diaspora von Bretten auf. Ob seines gegen jedermann gleich freundlichen Wesens, in dem menschliche Güte und Anteilnahme immer wieder dankbar empfunden wurden, war er schon nach kurzer Zeit in allen Kreisen der Bevölkerung, nicht nur in seiner Gemeinde, geschätzt und beliebt. Dankbar erinnert sich die Diasporapfarrei seiner Anstrengungen um den Bau des Gemeindehauses mit Kindergarten, Vereinslokalen, Schwesternwohnung und Altersheim. Wäre der Erste Weltkrieg nicht dazwischen gekommen, wäre Stadtpfarrer D. auch an die Lösung der zweiten großen Bauaufgabe gegangen, an die Errichtung einer neuen Pfarrkirche mit Pfarrhaus, die vorbereitenden Planungen haben ihn noch beschäftigt. Nach zwölfjähriger Seelsorge in der Diaspora kam er 1922 an die Dreifaltigkeitskirche in Konstanz, wo Conrad Gröber sein Vorgänger war. In dessen Nachfolge einzutreten, erforderte den ganzen Einsatz aller seiner Kräfte. Nach wenigen Jahren hatte sich die Gemeinde mit ihrem neuen Pfarrer nicht nur etwa abgefunden, sie erbaute sich vielmehr in des Wortes schönster Bedeutung an seinem priesterlichen Leben und Wirken. Auch hier waren Katechese, volkstümliche, gehaltvolle Predigt und zielstrebige Vereinsarbeit die Schwerpunkte seiner ganz auf das Wesentliche ausgerichteten seelsorglichen Arbeit. Mehr im Stillen blieb sein intensives caritatives Wirken in allen menschlichen Nöten, sei es im verborgenen Helfen von Mensch zu Mensch, sei es in den caritativen Häusern der Wessenberg-Waisenanstalt und des Herz-Jesu-Heims für Fürsorgepfleglinge, sei es in seinen „Kartoffelaktionen“ in der schweren Notzeit der Nachkriegsjahre. Nicht zuletzt deswegen hat ihn Erzbischof Gröber zum Geistlichen Rat ernannt. Reisen und intensive Lektüre weiteten immer mehr seinen Blick und verhalfen ihm zu einer erstaunlichen Vertrautheit mit der Vergangenheit und Gegenwart in Welt und Kirche. Ohne je in der Treue zu seiner Kirche sich etwas zu vergeben, war Stadtpfarrer D. schon lange vor dem Zweiten Vatikanum ein Mann wohlthuender Toleranz und Offenheit für alle Andersdenkenden, nicht zuletzt für die zahlreichen Konstanzer Juden, deren schweres Los in der Hitlerzeit ihm tief zu Herzen ging. Seine ausgereifte menschliche und priesterliche Persönlichkeit brachte es mit sich, daß er immer mehr zu der starken, den Klerus der Stadt zusammenhaltenden und aneifernden Gestalt wurde, deren Rat und Meinung viel galt. Nicht zuletzt war er den eigenen Kooperatoren Vorbild und väterlich wohlwollender Freund. Eine Charakterisierung aus der Endzeit seines Wirkens lautet: „Ein Priester von großer asketischer Höhe und imponierender seelsorglicher Wirkung.“ Eine gute Gesundheit während seines ganzen Lebens ermöglichte ihm das stetige Weiterarbeiten bis in das hohe Alter. Auch die ersten Jahre seines Ruhestandes im Konstanzer Marienhaus verbrachte er noch in

erstaunlicher Rüstigkeit. Der Rest seines Lebens aber war getruibt durch fortschreitenden Alterszerfall, den er geduldig und aus der Kraft tiefer Christusverbundenheit ertragen hat. E. K.

Färber Adalbert Alois

Geb. 21. 6. 1902 in Betenbrunn; Abitur 16. 3. 1923 in Konstanz; ord. 11. 3. 1928; Vikar in Stühlingen, Baden-Lichtental, Freiburg-Haslach; Pfarrverw. in Heinstetten 1. 10. 1937, hier inv. 27. 4. 1941. Gest. 13. 7. 1967 in Singen, beerd. 17. 7. 1967 in Heinstetten.

Schon dem Vikar und vor allem dem Pfarrer A. F. sagte man eine eigentümliche Kontaktfähigkeit, besonders zu den einfachen Volksschichten, und eine sichere Witterung für kommende kirchliche Entwicklungen nach.

In seiner ersten und einzigen Pfarrei Heinstetten auf dem Heuberg achtete er bei Aufstellung des Stundenplans für den Religionsunterricht darauf, daß er jeden Tag mit den Kindern zusammenkam, entweder in der Kirche oder in der Schule. Sein Ziel war, womöglich aus jedem Buben einen Ministranten, aus jedem Mädchen eine Vorbeterin zu machen. Seine abwechslungsreiche Gestaltung des Gottesdienstes war bekannt. Bald lag seine Pfarrei im Kirchgang und im Sakramentenempfang relativ weit an der Spitze des Dekanates Meßkirch. Es sprach sich herum, daß A. F. ein besonderes Gespür für volksfrommes Brauchtum hatte. Seine Mitbrüder achteten ihn als „vorbildlichen Seelsorger“. Seine Predigtweise war ungekünstelt, aber zeit- und lebensnah. Man wurde inne, daß ein Bibelwort zu glühen und zu leuchten begann, wenn er es auszulegen und anzuwenden suchte.

Eine besondere Befähigung war dem Lehrersohn A. F. für die Formung und Führung der Jugend eigen. Er hatte die seltene Gabe, das Gute in einem Menschen zu entdecken und zu fördern und entwickelte sich beinahe zu einem Meister der Einzelseelsorge. Eine Gesinnungs- und Wahlverwandtschaft verband ihn mit dem unvergessenen Alfred Beer. Immer wieder wurde A. F. für eine größere Pfarrei „mit Jugendbetrieb“ vorgeschlagen. Prälat Schuldis holte ihn zu Tagungen für Landseelsorge. Es zeigte sich aber hier, wie auch anderswo, daß man die Art des Pfarrers von Heinstetten nicht kopieren konnte und daß das Geheimnis seiner Erfolge in seiner Persönlichkeit lag. Er suchte damals schon, die jungen Menschen zu einer bewußten Mündigkeit zu führen und nahm gelassen auch eine Anwendung dieser Mündigkeit in Kauf, die gegen seinen Wunsch und Willen ging. Er wußte es zu erreichen, daß fast alle Brautpaare an einer Brautleutewoche teilnahmen.

Zum Schluß lebte er mit seinen Pfarrangehörigen wie mit einer großen Familie. Kein Leid und keine Freude seiner Heinstetter waren ihm fremd. Er trug sie alle in seinem Herzen, übte oft und oft die Kunst des Verstehens und Verzeihens und war Tag für Tag darauf bedacht, irgendeinem Menschen eine kleine Freude zu bereiten. Ein sprechendes Zeugnis seiner Volksverbundenheit sind die über 3000 Feldpostbriefe, welche die Heinstetter Soldaten ihrem Pfarrer sandten.

Am 15. August 1941 nahm ihn die Gestapo für drei Wochen in Haft, weil er an Christi-Himmelfahrt festtäglichen Gottesdienst gehalten hatte. Alle Hinweise darauf, daß ihn die entgegengesetzte Anordnung erst nach vollendetem Gottesdienst erreicht hatte, nützte nichts.

Im Jahre 1956 traf ihn der Wunsch der Kirchenbehörde, sich um eine größere Pfarrei zu bewerben. Es kam dann aber nicht soweit. Nun erweiterte A. F. seine Pfarrkirche und schuf gleichzeitig einen Gemeindesaal unter dem Kirchenraum. Es folgte die Renovierung des Pfarrhauses.

Abwechslung und Freude zugleich, aber auch Anspannung und Arbeit brachten die vielen Besuche aus allen Schichten der Bevölkerung. Es ist staunenswert, wie viele Menschen von ganz verschiedener Geistigkeit in dem abgelegenen Pfarrhaus Ruhe, Aussprache und Wegweisung suchten.

A. F. war es eben in besonderer Weise gegeben, Mitmenschlichkeit, Brüderlichkeit, Großherzigkeit und Geborgenheit auszustrahlen und für alle Suchenden und Zweifelnden ein verstehendes Wort zu finden. So wurde sein früher Tod weit über den Kreis der Pfarrangehörigen hinaus bedauert. Denn A. F. war vielen Menschen als „*amoris vicarius Christi*“ begegnet.

Hermann König

Faller Karl

Geb. 11. 11. 1888 in Neusatz, ord. 2. 7. 1913; Vikar in Ettenheim, Militärdienst 1914 – 1919, Vikar in Mannheim (Hl. Geist); Kurat in Pforzheim-Brötzingen 19. 11. 1925, hier invest. 2. 7. 1944. Ruhestand 1. 12. 1963 in Winden. Gest. 5. 4. 1967 in Winden, beerd. in Neusatz.

Ausgezeichnete geistige Begabung und großer Fleiß machten es möglich, daß der Heimgegangene in acht Monaten vom Heimatpfarrer auf die Untertertia in Sasbach vorbereitet werden konnte. Abitur machte der körperlich unansehnliche Gymnasiast in Rastatt. Ein Jahr vor dem Ersten Weltkrieg wurde er zum Priester geweiht. Wie so viele Jungpriester von damals, wurde auch Karl F. zum Militärdienst einberufen, den er als Krankenwärter und Lazarettgeistlicher fast fünf Jahre lang in allseits anerkannter Treue und Umsicht abgeleistet hat. In Mannheim lernte er dann die Probleme moderner Großstadtseelsorge kennen. Wegen seiner großen Schlichtheit und persönlichen Bescheidenheit erfreute sich Vikar F. in der Hl.-Geist-Pfarrei größter Beliebtheit. Nicht zuletzt in diesen sechs Mannheimer Jahren kamen seine Kräfte zu jener vollen Entfaltung, die dann gleichsam vom ersten Tag an am Kuraten von Pforzheim-Brötzingen in Erscheinung trat. Mit beispielhafter Zähigkeit, Umsicht und Arbeitsfreudigkeit ging er hier an den seelsorglichen Ausbau der noch ganz jungen Gemeinde. Immer wieder hört man, wie er seine Leute in den Gottesdiensten zu ziehen verstand, besonders nachdem an Stelle der bisherigen Notkirche die neue stattliche Antoniuskirche getreten war (1935). Vorher wurde unter Kurat F. auch das längst nötige eigene Pfarrhaus gebaut. Die geistige und religiöse Formung der Diasporagemeinde verlangte damals dringend ein intensives Arbeiten in den kirchlichen Vereinen. Mit zäher Beharrlichkeit verfolgte der Kurat, von 1936 mit dem Titel „Pfarrer“ ausgezeichnet, auch auf diesem Gebiet seine vorausschauenden Ziele und erreichte unverkennbar einen gewissen Hochstand des gesamten pfarrlichen Lebens. Dessen Seele, das spürten alle, war der unermüdet tätige Pfarrer, der die kleinsten Dienste in der Seelsorge mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Hingabe leistete, mit der er an die großen Aufgaben heranging. Im Zweiten Weltkrieg ging ein großer Teil des äußeren Aufbauwerks in schweren Bombenangriffen in Trümmer. Pfarrkirche, Pfarrhaus und Schwesternhaus waren zerstört und mußten nach dem Krieg unter schwierigsten Umständen wiedererrichtet werden. Ohne zu

zögern, ging Pfarrer F., inzwischen sechzig Jahre alt, an diese neue Aufgabe. Und als im Stadtteil Dietlingen die Zahl der Katholiken größer geworden war, nahm er auch hier den Bau einer Filialkirche in Angriff und schenkte damit seinen dort lebenden Pfarrkindern einen würdigen kirchlichen Mittelpunkt. So sind es ganz große Verdienste, die sich der Verstorbene um Pforzheim-Brötzingen in den 37 Jahren seiner äußerst pflichttreuen Tätigkeit erworben hat. Noch mit 70 Jahren verkündete er regelmäßig das Wort Gottes, hielt zehn Stunden Religionsunterricht und Sonntag für Sonntag drei Gottesdienste – dank einer guten Gesundheit, die ihm allzeit beschieden war. Die Ernennung zum Geistlichen Rat (1963) war die hochverdiente Anerkennung einer selten hingebungsvollen Seelsorgetätigkeit. Den Ruhestand verlebte Stadtpfarrer F. bei Verwandten in Sinzheim-Winden. Ein Herzversagen setzte seinem arbeitsreichen Leben ein plötzliches Ende, nachdem er zwei Tage zuvor noch das heilige Opfer gefeiert hatte.

E. K.

Fettig Johann Friedrich

Geb. 23. 5. 1877 in Karlsruhe, ord. 2. 7. 1907, Vikar in Herrschried, Rickenbach, Neuhausen b. Pforzheim, Schönau i. Schw., Oberrotweil, Ettenheim; Pfarrverweser in Allfeld (1915–1918), Stein a. K. (1918–1919), Kurat in Wagenschwend (1919 – 1925), Pfarrer in Schönau b. Heidelberg, investiert 18. 10. 1925, Pfarrverweser in Esslingen b. Tuttingen 28. 10. 1936, investiert 28. 8. 1938, pensioniert 1. 10. 1962 auf der nicht mehr besetzten Pfarrei Heckfeld. Gest. 25. 7. 1967 im Krankenhaus in Lauda, beerdigt 27. 7. 1967 in Heckfeld. Definitor und Rechnungsinspektor im Kapitel Geisingen.

F. war der Sohn eines aus Rastatt stammenden Schuhmachers und späteren Kassendieners in Karlsruhe und war zunächst im Bekenntnis seiner protestantischen Mutter getauft worden, wurde aber alsbald katholisch erzogen. Nachdem er die erweiterte Volksschule in Karlsruhe sieben Jahre besucht hatte, erlernte er dort vier Jahre lang den Beruf eines Lithographen; nach einem weiteren Gehilfenjahr daselbst zog er als Geselle zunächst nach Konstanz, dann nach Basel, wo sein Wunsch, Priester zu werden, den er schon als Lehrling hegte, zur völligen Klarheit reifte. Nach nur dreivierteljährigem Privatunterricht in Karlsruhe und in Tauberbischofsheim wurde er in die Untersekunda des dortigen Gymnasiums und im darauffolgenden Jahr in das Gymnasialkonvikt aufgenommen und legte 1903 das Abiturientenexamen ab. Es ist nicht ganz leicht, das Leben des Jubilars, der neunzig Jahre erreichte und, obwohl er Spätberufener war, sogar das diamantene Priesterjubiläum feiern konnte, gerecht zu beurteilen. Unbestreitbar war F. ein Priester von „untadelig klerikalem Wandel“. Seine Erscheinung war die eines freundlichen und hilfsbereiten Menschen. Seine Gesundheit, die in Schönau i. Schw. vorübergehend gelitten hatte, erwies sich als so robust, daß ihn erst die Schwäche des Alters ins Grab brachte. Er war, wie ein Dekan berichtete, „in seiner Art gewissenhaft, erzogen aus der guten alten Schule des Konviktes vor dem Ersten Weltkrieg mit jener bewußten rechten Strenge“. Auf der anderen Seite war F. aber sehr modern, besaß er doch schon sehr früh eine Schreibmaschine, erlernte er den italienischen Arbeitern zuliebe Italienisch, brauchte schon, als es noch selten war, das Auto und fuhr noch als Greis das Kraftrad. Gerne half er in der

Nachbarschaft aus. Freilich ging er im heiligen Eifer, den auch sein Oberhirte anerkannte, zu weit und schaffte sich viele Ungelegenheiten und gab Anlaß zu Verleumdungen und Prozeßklagen. Mit zunehmendem Alter wurde er unbeweglicher. Aber seine wahre Größe bewies er, als er von Wagenschwend nach Schönau b. Heidelberg zog und gleichzeitig sich auf Wunsch der Behörde von seiner evangelisch gebliebenen Mutter trennte und als er, ebenfalls auf Wunsch seines Oberhirten, sich ohne Widerspruch um die Pfarrei Esslingen bewarb. In Heckfeld erwarb sich der Jubilar alle Sympathien und trotz seines hohen Alters große Verdienste. TK

Fleck Friedrich

Geb. 3. 9. 1887 in Nollingen, ord. 2. 7. 1912; Vikar in Schluchsee, Schwarzach, Forbach; Krankheitsurlaub 1917 – 1919; Vikar in Buchenbach, Appenweier, Strümpfelbrunn, Münchweier; Pfarrverw. in Neudingen 22. 10. 1925, in Urach 29. 4. 1926, hier invest. 13. 11. 1927; Pfarrv. in Mühlingen 3. 4. 1936, hier invest. 18. 10. 1936; Pfarrv. in Beuren a. Aach 30. 6. 1949, hier invest. 23. 4. 1950. Ruhestand 1. 4. 1960 in Villingen. Gest. 12. 11. 1967 in Villingen, ebenda beerd.

Still und schlicht, oft von schwankender Gesundheit, aber allzeit um gewissenhafte Erfüllung der ihm übertragenen Aufgaben bemüht, so ging der Heimgegangene durch sein priesterliches Leben. Er war nacheinander Schüler an der Realschule in Waldshut, in Sasbach und am Rastatter Gymnasium. Die Anfangsjahre in der praktischen Seelsorge fielen Friedrich F. nicht ganz leicht. Gehemmtheit als Folge schwacher Nerven und damit verbundene Ängstlichkeiten beeinträchtigten immer wieder sein Arbeiten. Nach fünf Jahren mußte er für längere Zeit aussetzen, konnte aber in dieser Zeit immerhin von Heitersheim aus in den kleinen Pfarreien Wettelbrunn und Grunern mitarbeiten. Auch auf den vier folgenden Vikarsposten tat er, was in seinen Kräften stand. Nach den langen dreizehn Vikarsjahren brachte das selbständige Leben und Arbeiten auf eigenen Pfarreien allmählich gesundheitliche Kräftigung und größere berufliche Gewandtheit. In kurzer Zeit hatte er sich sowohl in Neudingen wie in Urach die Sympathie der Leute erworben. Man schätzte an ihm sein still-freundliches Wesen, seine ruhige Art zu arbeiten, und nicht zuletzt seine gediegene priesterliche Haltung. Jetzt fand er sich auch ganz gut mit der Arbeit in den kirchlichen Vereinen zurecht. Hier strebte er vor allem religiöse Vertiefung der Gläubigen an. Außerliche Aktivität lag ihm nicht. In ähnlicher Weise pastorierte F. in Mühlingen, auch hier sorgte er sich neben der allgemeinen Gemeindeseelsorge um die einzelnen Stände. Nach dreizehn Jahren kamen allmählich Altersbeschwerden und Nachlassen der Kräfte, aber die kleine Pfarrei Beuren im Hegau konnte er immerhin noch elf Jahre betreuen. Auch in seinem Ruhestand, den er bei einer Schweser in Villingen verbrachte, leistete er in der dorten Münsterpfarre noch manche guten Dienste. Still, wie er gelebt, schied er aus dieser Zeitlichkeit. E. K.

Föry Emil

Geb. 1. 1. 1889 in Malsch b. Ettlingen; ord. 2. 7. 1913; Vikar in Schuttern, Donaueschingen, Engen, Freiburg i. Br. (St. Johann), Mannheim (Obere Pfarrei); Pfarrer in Honau 24. 5. 1926; Pfarrverweser mit Absenz in Leibertingen 3. 8. 1933, hier investiert 22. 4. 1934; Pfarrer in Großweier

19. 4. 1950; pensioniert 15. 4. 1959, Ruhestand in Malsch. Gest. 8. 5. 1967 in Karlsruhe, Vinzentiuskrankenhaus, beerdigt 12. 5. 1967 in Malsch.

Sohn eines Landwirts, wurde F. nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule dort in Privatstunden auf den Eintritt in die Quarta des Gymnasiums in Rastatt 1902 vorbereitet, das er 1909 mit dem Reifezeugnis verließ. Ein fähiger, frommer, äußerst gewissenhafter Priester, war er schon als junger Mann in allem sehr entschieden und streng, vielleicht zu streng, und daher oft verkannt. Er lebte „echt priesterlich“, war dabei aber ein Politiker und Kämpfer für die geschichtliche Wahrheit. Als Diskussionsredner auf einer nationalsozialistischen Versammlung 1930 brachte er durch entstellte Wiedergabe seiner Darstellung der Besetzung Belgiens durch die Deutschen in der rechtsradikalen Presse viele Offiziere und Soldatenverbände gegen sich auf. Der „Fall Föry“ beschäftigte sogar den Reichstag. Kein Wunder, daß er im Dritten Reich Schulverbot erhielt. Seine Erfahrung im Rechnungswesen kam auch Mitbrüdern zugute; als Pensionär half er aus, wo er konnte, nie fehlte er auf dem Dies. Von kerngesunder Natur, zwang ihn ein Augenleiden infolge hohen Blutdrucks zur Pensionierung. TK

Gebert Johannes

Geb. 30. 9. 1901 in Freiburg, ord. 5. 4. 1925; Vikar in Kappelrodeck, Herrenwies, Neudorf, Oberschopfheim, Obergrombach, Ottenhöfen, Osterburken; Pfarrv. in Osterburken 8. 11. 1934, hier invest. 13. 4. 1936; Pfarrer in Kappel i. T. 22. 10. 1947; Superior im Kloster Neusatzeck 1. 8. 1964. Gest. 5. 12. 1967 in Neusatzeck, beerd. ebenda.

Aus einer frommen, einfachen Handwerkerfamilie kommend, besuchte der Verstorbene zuerst das Realgymnasium, dann das Bertholdgymnasium in Freiburg. Mit froher, aus seinem lebhaften Temperament und seiner gediegenen Frömmigkeit fließenden Begeisterung ging Johannes G. als Jungpriester an die Arbeit, zuerst immer nur jeweils kurzfristig an der Seite eines kranken Pfarrers, so daß ein eigentliches Einarbeiten in die praktische Seelsorge nicht leicht war. Erst in Ottenhöfen wurde er als Vikar seßhafter, und hier erwies er sich mehr und mehr als ein in jeder Hinsicht sehr befähigter Mann der seelsorglichen Praxis, nicht zuletzt in der Führung der Mannesjugend, was ihn einmal vorübergehend kurz in Schutzhaft brachte. Zu voller Entfaltung kamen seine pastoralen Fähigkeiten in Osterburken, wo er Nachfolger des von den Nazis inhaftierten Pfarrers Deppisch wurde. Sei es, daß G. noch von Ottenhöfen her bei den braunen Machthabern verdächtig erschien, sei es, daß sein sehr eifriges, die Gemeinde sichtlich befestigendes Wirken ihnen ein Dorn im Auge war, auf jeden Fall hatte die Gestapo ihn mehrmals im Verhör und sprach auch 1938 eine sechsmonatige Gefängnisstrafe gegen ihn aus, die aber unter eine Amnestie fiel. Trotz dieser politischen Behinderung arbeitete Pfarrer G. energisch und zielklar weiter. Schon zuvor hatte er das Schwesternhaus mit Kindergarten erweitert und erneuert. Er verstand sich sehr gut auf den Umgang mit den Kindern, und auch als Prediger wußte er in seiner lebendigen, zeitnahen und auf das praktische Christenleben abzielenden Darstellungsweise viel Gutes zu wirken. Mit seinen im Feld stehenden Pfarrkindern führte er eine rege Korrespondenz. Es war ihm nicht zuviel, im Dekanat auch die Leitung der Jungmännerseelsorge zu übernehmen. Schließlich fand er noch Zeit und

Kraft zu ortsgeschichtlichen Studien. Sehr viel verdankten ihm die zahlreichen in Osterburken angesiedelten Ostflüchtlinge, für die er wie ein Vater besorgt war. Dieser aufreibende pausenlose Einsatz machte sich aber doch sehr in gesundheitlicher Hinsicht bemerkbar, so daß ihm der Wechsel auf die kleinere Gemeinde Kappel angezeigt erschien. Die drei letzten Lebensjahre widmete er als Superior dem Kloster Neusatzek. Auf einer Dienstreise ereilte ihn ein plötzlicher Herztod. E. K.

Gersitz J o s e f

Geb. 11.10.1901 in Mannheim, ordin. 11.3.1928; Vikar in Kirchdorf, Gerchsheim, Schwarzach, Odenheim; Registrator im Erzb. Ord. 27.8.1930, Ordinariatssekretär 10.11.1932. Ruhestand 1.8.1967. Gest. 8.11.1967 in Freiburg/Br., ebenda beerd. (Hauptfriedhof, Rondell).

Nach den kurzen Jahren seelsorgerischer Wirksamkeit wurde G. zuerst aushilfsweise in die Verwaltungstätigkeit des Ordinariats gerufen, blieb aber auf Grund seiner dort gezeigten Fähigkeiten für dauernd diesem Zweig kirchlichen Lebens verpflichtet. Dort oblag ihm bald, die ganze eingehende und ausgehende Post zu betreuen, so daß er sich eine große Kenntnis dessen, was geht und läuft, aneignete. Je länger er an dieser Stelle wirkte, um so fähiger war er, interne Auskünfte und Hinweise zu geben. Seiner großen Verschwiegenheit nach außen war man immer sicher. Eine Hauptaufgabe war die Erstellung des jährlich erscheinenden Schematismus der Erzdiözese und dessen laufende Ergänzung. – Seitdem die Bombenschläge das St.-Josefs-Krankenhaus zerstört haben und zwingen, in der Nachbarschaft einen Notbetrieb zu eröffnen, stellte er sich hier zur seelsorgerischen Mitarbeit zur Verfügung. Von da an war viel Zeit der Betreuung der Kranken und Sterbenden, aber auch der dort tätigen Schwestern gewidmet, und es knüpfte sich zwischen ihm und den Vinzenzschwestern und ihrem Mutterhaus ein erfreuliches Band des Zutrauens und der Hilfsbereitschaft. Begreiflicherweise hat man in den langen Jahren des sich immer mehr steigernden Leidens gerade auch im St.-Josefs-Krankenhaus alles getan, um ihm diese harte Zeit zu erleichtern. Ein überraschender Tod hat ihn von seiner Bedrängnis erlöst.

Wolfgang Müller

Göbel H e i n r i c h

Geb. 3.9.1907 in Tauberbischofsheim, ord. 6.3.1932; Vikar in Gommersdorf, Nußbach, Bad Krozingen, Ilwesheim, Stockach, Herrischried, Gernsbach; Pfarrv. in Hügelsheim 16.10.1940, hier invest. 31.1.1944; Pfarrer in Ittendorf 24.11.1947; Pfarrer in Kilsheim 19.2.1953. Ruhestand 7.9.1966 in Überlingen a. S. Gest. 4.3.1967 in Meersburg (Krankenhaus), beerd. in Königshofen.

Mit gutem Erfolg absolvierte Heinrich G. das Gymnasium in Tauberbischofsheim, schon früh ganz vom Gedanken an das Priestertum erfüllt. Der anpassungsfähige, geistig rege und bewegliche Sohn des Frankenlandes fand sich als Jungpriester und Vikar überall gut zurecht. Nach einigen Jahren hatte er sich namentlich in die Arbeit an der männlichen Jugend so gut eingelebt, daß er im Kapitel Stockach deren Dekanatsseelsorger wurde, in der Zeit des Dritten Reiches eine Aufgabe, die viel Klugheit und Umsicht erforderte. Den aktuellen Problemen der Seelsorge und des kirchlichen Lebens widmete er als Pfarrer in Hügelsheim seine ganze Aufmerksamkeit,

auch hier um die zeitgemäße Jugendseelsorge besonders bemüht. Nach dem Krieg trat bei dem noch nicht Vierzigjährigen erstmals eine Herzkrise in Erscheinung. Auf der kleinen Pfarrei Ittendorf besserte sich der Zustand, so daß der sich immer noch jugendlich fühlende Pfarrer abermals die Dekanatsseelsorge der männlichen Jugend übernehmen konnte. Mit Freude und Geschick nahm er sich dort auch der stilgerechten Erneuerung der schönen barocken Dorfkirche an. Sobald der arbeitsfreudige Seelsorger neue Kraft in sich fühlte, trieb es ihn wieder zu einer größeren Aufgabe. In Kilsheim, wo schon immer ein reges kirchliches Leben war, ging es vor allem darum, die Seelsorge der einzelnen Stände zu intensivieren, was für den Pfarrvorstand eine Menge laufender Arbeit an Planung, Organisation und Durchführung mit sich brachte. Schon nach wenigen Jahren zeigte sich aber, daß des Pfarrers Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nicht in dem Maß zurückgekehrt waren, daß ihm ein unbehindertes Wirken möglich war. Nur dank laufender ärztlicher Betreuung und dank der Aufbietung großer persönlicher Energie konnte er der in Kilsheim ständig wachsenden Aufgabe nachkommen und sogar noch eine umfassende Kirchenerneuerung durchführen. Als er dann vorzeitig in den Ruhestand ging, waren seine Kräfte bereits derart aufgezehrt, daß er eine an sich nicht gefährliche Gallenoperation nicht mehr überstand.

E. K.

Grom Konrad

Geb. 11. 3. 1893 in Jungnau, ord. 23. 7. 1915 in Gorheim durch Titularerzbischof Dionys Schuler OFM, Vikar i. Sigmaringen, Emmendingen, 1925 Pfarrvikar Wyhl, 20. (31.) Mai 1926 Pfarrer i. Stein b. Hechg., 12. (16.) Juni 1940 Harthausen a. d. Sch., 1954 Kammerer, 1965 gold. Priesterjubil., Ruhestand 1. 10. 1965; am 14. 12. nach Ulm/Donau zu seinem Bruder; gest. daselbst an Herzlähmung 20. 12. 1967, beerd. Jungnau 23. 12.

Grom war schon als Schüler des Sigmaringer Gymnasiums und Zögling des Fidelishauses wegen eines Herzfehlers vom Turnen befreit. Von 1911 an studierte er in Freiburg, dann St. Peter, konnte aber wegen seiner Jugend noch nicht mit seinem Kurs die Priesterweihe empfangen. Nach päpstlicher Dispens von 20 Monaten weihte ihn in Gorheim der Exgeneral des Franziskanerordens. Außerordentlich begabt und beflügelt von heiligem Idealismus warf sich der Neupriester mit größtem Eifer in die Seelsorge in Sigmaringen mit Schmeien, später in Emmendingen und Wyhl, wo der Pfarrer wegen Krankheit abwesend war. Vierzehn Jahre wirkte er in schwerer Zeit in Stein mit seinen 2 Filialen, wo er als erster Pfarrer der Gegend ein Auto benutzen durfte. Den Schikanen des Nazi-Regimes wußte er kraftvoll und klug zu begegnen. Dann arbeitete er segensreich ebenso 25 Jahre im kleineren Harthausen. Grom (oder „Grömlle“, wie ihn seine Konfratres dank seiner körperlichen Kleinheit und Originalität liebevoll nannten) war ein glänzender Katechet und Prediger, der Pointen wie Abraham a St. Clara liebte. Sein heiteres und leutseliges Wesen neigte später, als das Herzleiden zunahm, etwas zu Pessimismus, ohne daß er jedoch seinem Amt als guter Hirt und sorgender Vater untreu wurde. Die Menschenherzen für Christus zu gewinnen, war sein ganzes Streben. An äußeren Arbeiten renovierte er die vom Vorgänger Miller verlängerte Pfarrkirche in Harthausen, erneuerte die Nothelferkapelle, vergrößerte das Schwesternhaus mit dem Kindergarten. Was er aber an stiller Seelsorgearbeit in über 50

Jahren seines Priestertums für Gott und die Kirche geleistet hat, ist in einem anderen Buch aufgeschrieben, wo ihm niemand den ewigen Lohn streitig machen wird. Krs.

Grussy Ludwig

Geb. 25. 2. 1911 in Freiburg, ord. 27. 3. 1938; Vikar in Kirchdorf; Krankheitsurlaub; Hausgeistl. Lindenberg b. St. Peter 1939, in Baden-Baden (Krankenhaus) 1941, in Herten (St. Josefsanstalt) 1946; Spiritual am Mutterhaus der Vinzentinerinnen in Freiburg 30. 11. 1949. Ruhestand 15. 2. 1961. Gest. 15. 9. 1967 in Freiburg (St.-Josefs-Krankenhaus), ebenda beerd. (Hauptfriedhof).

Der Weg zum Priestertum ging bei Ludwig G. über einen mehrere Jahre ausgeübten weltlichen Beruf. Nach dem Abitur am Freiburger Bertholdgymnasium 1929 wurde er Mitarbeiter seines Vaters als Bücherrevisorgehilfe. Nebenher hörte er wirtschaftswissenschaftliche Vorlesungen an der Universität. Befriedigung allerdings fand der religiös lebendige Neudeutsche, dem der unvergeßliche Alfred Beer viel galt und gab, bei dieser Tätigkeit nicht. Der Gedanke an das Priestertum trat immer lebendiger hervor, und so kam G. nach reiflicher Überlegung zum Studium der Theologie und zur Priesterweihe. Treffend charakterisierte man ihn im Seminar mit den Worten: „Er ist eine stille und innerliche Natur von idealem Sinn.“ Von dieser Seite brachte er sicher beste Voraussetzungen für ein gedeihliches seelsorgliches Wirken mit. Seine Gesundheit freilich war von Anfang an allerlei Schwankungen unterworfen. Die Anweisung nach Kirchdorf in das rauhe Klima der Baar war deshalb keine glückliche Sache. Der sehr arbeitswillige, wegen seiner Bescheidenheit und Freundlichkeit geschätzte Jungpriester mußte diesen Posten schon nach sieben Monaten verlassen und in ärztliche Behandlung gehen. Der mit keiner großen Arbeit verbundenen Stellung auf dem Lindenberg, aber auch dem anstrengenderen Dienst in Baden-Baden konnte er jetzt über Jahre hinweg zu allseitiger Zufriedenheit gerecht werden. Der Wechsel nach Herten erfolgte mit Rücksicht auf die in Basel lebenden alten Eltern, die er damals nur von einem nahe gelegenen Grenzort aus besuchen konnte. Mit der gleichen stillen, opferbereiten Hingabe, mit der er bisher im Rahmen seiner Kräfte sein Bestes gegeben, versah G. zuletzt zwölf Jahre lang im Freiburger Mutterhaus den Spiritualdienst, ein kluger Helfer und Berater, ein Vorbild lebendiger Frömmigkeit. Im Ruhestand war er noch im Heilig-Geist-Stift seelsorglich tätig, bis der Tod ihn von unheilbarem Leiden erlöste. E. K.

Haaf Hubert

Geb. 18. 1. 1914 in Kappel a. Rh., ord. 2. 4. 1940; Wehrmachtssdienst (Sanität) 1940–1944, Kriegsgefangenschaft 1944–1947; Hausgeistl. Lindenberg b. St. Peter 9. 10. 1948; Krankheitsurlaub; Hausgeistl. in Herten (St. Josefsanstalt) 23. 1. 1950; Vikar in Jechtingen 7. 12. 1955, hier Pfarrv. 20. 11. 1956; Pfarrv. in Aichen 3. 5. 1960, hier invest. 13. 5. 1962. Gest. 28. 2. 1967 in St. Peter, beerd. in Kappel a. Rh.

Vier Jahre Wehrmachtssdienst, zumeist im Rußlandfeldzug, und drei Jahre russischer Gefangenschaft haben den körperlich keineswegs robusten Jungpriester physisch und psychisch so sehr mitgenommen, daß die Folgen wie dunkle Schatten über dem späteren Leben und Wirken lagen. Nach den

vorbereitenden Studien in Ettenheim und Sasbach, dem theologischen Studium in Freiburg und Münster folgte auf die Priesterweihe alsbald die Einberufung zum Militär. Ofters teilte der Sanitäter Hubert H. mit, welche Freude es ihm machte, an hohen Festtagen als Priester unter seinen Kameraden wirken zu dürfen und wie sehr er sich nach diesem Dienst in der Heimat sehne. Als er Ende 1947 aus Rußland heimkehrte, war freilich an die Aufnahme der heimatlichen Seelsorge nicht zu denken. Erst nach längerer Erholung und nochmaligem Krankheitsurlaub war er soweit hergestellt, daß er in der Anstalt Herten seinen ersten Seelsorgsposten beziehen konnte. Ständig unter den Folgen der gesundheitlichen Kriegsschäden leidend, tat er hier, was in seinen Kräften stand, ein in sich gekehrter, sehr williger, höflicher, innerlich auch heiterer, aber eben kranker Jungpriester an der Seite eines alternden Direktors. Begreiflich, daß er nach fünf Jahren gern in die allgemeine Seelsorge überwechselte. In Jechtingen und namentlich in Aichen, wo er die Gemeinde Krenkingen mitzusehen hatte, wirkte er in schlichter, treuer Pflichterfüllung, was der seelsorgliche Alltag von ihm verlangte. Daß er hier bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit ging, zeigte sein plötzlicher Tod auf der Heimfahrt von Freiburg nach Aichen. In St. Peter, wo er sich auf das Priestertum vorbereitete, vollendete er sein Leben: Ein Herzinfarkt im Auto führte zum jähen Ende des guten, leidgeprüften, seeleneifrigen Priesters.

E. K.

Hesch Wilhelm

Geb. 10. 2. 1900 in Karlsruhe, Priesterweihe 6. 7. 1924 in St. Peter, zunächst bis 6. 5. 1925 unter Gewährung eines Krankheitsurlaubs Seelsorger im Kurhaus Rabenfels in Schönau, danach krank in seiner Heimat Schielberg; als Krankenhauseelsorger 11. 1. 1926 an St. Josef Walldürn, 5. 12. 1928 am Städtischen Krankenhaus Baden-Baden, 6. 4. 1932 am Neuen und Alten Vinzentiushaus Karlsruhe; 16. 9. 1936 Kurat in Oftersheim, dort am 25. 4. 1948 als Pfarrer investiert; 15. 12. 1959 wurde H. Dekan des neu gebildeten Landkapitels Schwetzingen; 1. 7. 1964 Ernennung zum Geistlichen Rat; gestorben 21. 7. 1967 in Karlsruhe, beerdigt am 25. 7. 1967 in Schielberg.

Nach Vorbereitung durch seinen Heimatpfarrer kam der aus einfachen Verhältnissen kommende aufgeweckte Knabe – sein Vater war Schuhmachermeister in dem abgelegenen Schielberg, einem Dorf kleiner Landwirte und Arbeiter voll guter Tradition – in die Lendersche Anstalt und von der Obersekunda ab ins Gymnasium nach Freiburg. Der Abschluß seiner Gymnasialzeit fiel noch in die letzten Kriegsmonate mit vorläufigem Abitur, Militärdienst und nochmaligem Schulbesuch. Studien in Freiburg und St. Peter. Die ersten Jahre nach seiner Priesterweihe waren von einem versteckten Lungenleiden überschattet, das er aber überwinden konnte, obwohl nie etwas Durchgreifendes dagegen geschah. Er fand Verwendung in der Krankenhauseelsorge, in der sich sein unermüdlicher Eifer hervorragend bewährte. Nach der Übernahme der Kuratie (später Pfarrei) Oftersheim bewährte er sich trotz seines ständig moderner Therapie unterstellten Leberleidens in vollem Einsatz (bis zu 25 Schulstunden, große Vereinstätigkeit, viele Aktionen außerordentlicher Seelsorge). Er gab in 31 Jahren seiner Pfarrei das Beste, was er geben konnte. Seine korrekte

Lebensführung und seine unermüdliche Hingabe fanden in der Ernennung zum Dekan eine sichtbare Anerkennung. Sein langwieriges Herzleiden hat bei einer fälligen Staroperation die nötige Widerstandskraft vermissen lassen und zu einem raschen Tod geführt. H. hat trotz vieler großer gesundheitlicher Schwierigkeiten sich eine ungeminderte Tätigkeit im Dienste der Seelsorge abgerungen.

Wolfgang Müller

Himmelsbach Anton

Geb. 8. 6. 1885 in Langenhardt, ord. 6. 7. 1910; Vikar in Baden-Lichtental, Ettlingen, Appenweier, Bühlertal, Mörsch (1915–1921); Kurat in Obertsrot 14. 7. 1921; Pfarrer in Sasbach b. A. 18. 4. 1929. Ruhestand 1. 10. 1956 in Nußbach, später in Mahlberg. Gest. 10. 12. 1967 in Bühl (Veronikaheim), beerd. in Prinzbach.

Eine eigegeprägte Persönlichkeit mit Zügen ins Originelle, so wird Pfarrer Anton H. in der Erinnerung vieler weiterleben, namentlich in Sasbach, wo er 27 Jahre als pflichteifriger Seelsorger wirkte. An der Lenderschen Anstalt in Sasbach hatte er die humanistischen Studien begonnen und in Rastatt mit sehr gutem Erfolg abgeschlossen. Die vielen von ihm belegten Seminarübungen an der Universität entsprangen echtem wissenschaftlichem Interesse, wie er denn auch später sich ständig weiterzubilden suchte. Daß ein tüchtiger Seelsorger in ihm steckte, erwies sich vor allem in der langen Vikarszeit in Mörsch, wo er neben sehr viel Religionsunterricht sich mit ganzer Hingabe der Vereine der Mannesjugend annahm. Seiner volksnahen Art nach paßte er vorzüglich für die Seelsorge auf dem Land. So fühlte er sich in Obertsrot ganz auf dem rechten Platz. Bald hatte er hier festen Fuß gefaßt, wiederum waren es die kirchlichen Vereine, über die er die aufstrebende Gemeinde religiös zu formen verstand. Wie schon in Mörsch, übernahm er auch als Kurat in Obertsrot die Dekanatsseelsorge der Mannesjugend. Einzige Pfarrei, auf die H. investiert wurde, war Sasbach mit den beiden Filialen Obersasbach und Sasbachried: ein großes Arbeitsfeld, das einen erfahrenen und leistungsfähigen Pfarrer erforderte. Das gut ausgebaute kirchliche Vereinswesen nahm auch hier den Seelsorger stark in Anspruch. Hinzu kam der Kirchenbau in Obersasbach in den Jahren 1938/39, mit dem Anton H. sich dort ein bleibendes Andenken geschaffen hat. Ob seines leutseligen, gutmütigen, allzeit hilfsbereiten Wesens erwarb er sich immer mehr die Wertschätzung seiner Pfarrangehörigen, die auch wußten, wie sie des Pfarrers Eigenheiten verstehen und nehmen mußten. Seine Mithruder im Dekanat wählten ihn zu ihrem Kammerer (1942). Ein Unfall mit dem Fahrrad im Jahr 1956 auf dem Weg nach Sasbachried zum Gottesdienst hatte solche Folgen, daß er den aktiven Dienst aufgeben mußte. Zur Feier seines Goldenen Priesterjubiläums kehrte er nochmals nach Sasbach zurück. Die letzten Lebensjahre, reich an allerlei Gebrechen, machten ihn immer mehr zum unermüdlichen Beter und gottergebenen Dulder.

E. K.

Hirtler Adolf

Geb. 5. 1. 1888 in Buchheim Pfr. Hugstetten; ord. 2. 7. 1913; Vikar in Sasbach a. K., Urloffen, Emmendingen, Schutterwald, Burkheim, Ebnet, Kollnau; Kurat in Gutach i. Br. 15. 5. 1924, 1938 zum Pfarrer ernannt; nach Erhebung zur Pfarrei 18. 9. 1959 erster Pfarrer. Zuruhesetzung 1. 10. 1964, Pensionär

daselbst und hier gest. 4. 11. 1967 und beerdigt 8. 11. 1967. Ehrenbürger der Gemeinde Gutach i. Br.

H. war ein Wirtssohn und besuchte acht Jahre die Volksschule in Buchheim. Pfarrer Dr. Siebert bereitete ihn auf die Quarta am Progymnasium der Lenderschen Anstalt vor, in die er 1902 eintrat. 1907 ging er zum Gymnasium in Rastatt über und besuchte die beiden Primen, war Zögling des dortigen Konvikts und legte 1909 das Abitur ab. Schon als Student hatte er ein Nierenleiden, das einen Aufschub des Dienstantritts des Neupriesters notwendig machte und auch seiner Laufbahn nicht förderlich war, weil man ihm solche Vikarsstellen geben mußte, die nicht in Städten und ohne Filialen waren. Er war ein begabter und eifriger Priester mit Sinn für die Praxis und wußte Freundlichkeit mit Takt in der richtigen Weise zu verbinden. Dabei war er gewandt, resolut, ein froher Mensch von lebhaftem, glücklichem Naturell und hatte ein „sonniges Gemüt“. Als Vikar in Kollnau war er an der Vorbereitung der Filiale Gutach zum selbständigen Seelsorgebezirk beteiligt, wurde deren erster Kurat und später Pfarrer und erbaute dort die jetzige Kirche. Er war in dieser Fabrikgemeinde an der Elz „der rechte Mann am rechten Platz“. Ein Herzleiden machte ihm immer mehr zu schaffen und zwang ihn zur Pensionierung. Er ist auf der Straße, vor der Kirche tot zusammengebrochen. 47 Jahre hat er in Gutach segensreich gewirkt. TK

Hock Vinzenz

Geb. 19. 8. 1895 in Richelbach (Bayern), ord. 15. 6. 1919; Vikar in Emmendingen, Schuttern; Krankheitsurlaub 1920 – 1922; Vikar in Neckargemünd (1922–1929); Pfarrv. in Stetten b. Engen 2. 5. 1929; Pfarrer in Tiefenbronn 25. 8. 1932; Pfarrer in Herbolzheim (Jagst) 3. 3. 1943; Pfarrer in Menningen 14. 12. 1955. Ruhestand 1. 8. 1964 in Dörlesberg. Gest. 16. 7. 1967 in Tauberbischofsheim (Krankenhaus), beerd. in Dörlesberg.

Innerlichkeit und tiefe Religiosität, fast ängstliche Gewissenhaftigkeit in der seelsorglichen Arbeit waren Merkmale im lauterem Wesen des Verstorbenen. Im Kriegsjahr 1915 machte Vinzenz H. in Tauberbischofsheim sein Abitur. Vom Militärdienst konnte er freigestellt werden, und somit begann er nach vier Jahren Theologie in Emmendingen die Arbeit in der Pastoration. Es zeigte sich aber schon nach einem Jahr, daß seine Konstitution den psychischen und physischen Belastungen des Berufs noch nicht gewachsen war. Erst nach längerem Urlaub und ärztlicher Behandlung konnte er in Neckargemünd die Arbeit wieder aufnehmen. Hier legte er in sieben Vikarsjahren den Grund zu seiner später so gediegenen und gewissenhaften Berufsausübung. Obwohl kein eigentlich aktiver Typ, gelang es ihm, auch in den kirchlichen Vereinen erfolgreich zu wirken; mehr freilich lag ihm die stillere Tätigkeit im Beichtstuhl und bei den Kranken, auch war ihm die wissenschaftliche Weiterbildung in stillem Studium ein tägliches Bedürfnis – ein ausgezeichneter Pfarrkonkurs legt Zeugnis davon ab. Konnte er in der kleinen Pfarrei Stetten gesundheitlich sich weiter festigen, so stellte die Seelsorge in Tiefenbronn wieder größere Anforderungen an ihn, doch er war ihnen elf Jahre lang so gut gewachsen, daß er nicht nur eine eifrige Standesseelsorge unter den Frauen und der Jugend betreiben konnte, sondern auch noch Zeit und Kraft zur Mitarbeit in katholischen Presseorganen und zu vielen sehr gediegenen Führungen durch die

kunsthistorisch so bedeutende Pfarrkirche fand. Zu seiner Amtszeit wurde der gotische Hochaltar des Lukas Moser vom damals noch unbekanntem Restaurator Hübner erneuert. In Herbolzheim schuf er den dringend notwendigen Kindergarten. Als neuerliche gesundheitliche Schwankungen auftraten, ging Pfarrer H. auf die kleine Pfarrer Menningen, wo er nochmals mit vorbildlichem Eifer ans Werk ging. Die drei Jahre seines Ruhestandes waren eine Zeit mancher innerer und äußerer Leiden, die den edlen Priester vollends läuterten für den Heimgang zu seinem Gott

E. K.

Johmann Jakob

Geb. 15. 3. 1890 in Mannheim; ord. 2. 7. 1913; Vikar in Offenburg (Hl. Kreuz), Heidelberg (Jesuitenkirche), Durlach; Pfarrkurat in Grötzingen (1925/40); Pfarrer in Mannheim (St. Joseph) 9. 4. 1940; Pfarrverweser in Flehingen 1. 6. 1944, hier Pfarrer 23. 3. 1946; Zuruhesetzung 1. 9. 1962, Pensionär in Dörnigheim Kr. Hanau (Hessen), ab März 1964 in Karlsruhe-Rüppurr. Gest. 6. 12. 1967 in Karlsruhe, beerdigt 11. 12. 1967 in Grötzingen. Definitor in Mannheim 1942–1944.

J. war Sohn eines Schreiners aus Allfeld bei Mosbach und einer Pfälzerin und besuchte zwei Jahre die Volksschule in Mannheim, dann die Bürgerschule, ging aber bald über zum Realgymnasium und wollte nach vier Klassen von dort in die Obertertia des Gymnasiums übertreten, doch reichte die Vorbereitung im Griechischen durch das Institut Sigmund nicht aus. J. mußte mit der Untertertia beginnen. 1909 legte er am Karl-Friedrich-Gymnasium die Reifeprüfung ab. Von guter Gesundheit, ruhigem Wesen und gewandtem Auftreten in der Gesellschaft, wurde er wiederholt für „größere Posten“ vorgeschlagen. Die Predigt fiel ihm leicht. In Offenburg meldete er sich während des Weltkriegs freiwillig zum Dienst als Lazarettgeistlicher. Man gab ihm daher in Heidelberg die Vikarswohnung in St. Anna (Marienhaus), womit die Klinikseelsorge verbunden war. In Durlach oblag ihm die Aufgabe, in der Filiale Grötzingen die Gründung einer selbständigen Kuratie vorzubereiten. Die Errichtung der dortigen Kirche (1930/31) ist ihm zu verdanken. Am 8. 7. 1938 wurde ihm der Titel „Pfarrer“ verliehen. Die Übernahme einer Großstadtpfarrei in Mannheim nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges währte nur bis nach der totalen Ausbombung, nachdem er sich um den Wiederaufbau der Kirche nach ihrer ersten Zerstörung „sehr viel Mühe gegeben“ hatte. Verkennung und Verleumdungen sind auch ihm nicht erspart geblieben. Zu diesem Kreuz gesellten sich körperliche Leiden, die ihm nur einen kurzen Ruhestand beschieden.

TK

Kast Hermann

Geb. 1. 9. 1888 in Ebersweier, ord. 2. 7. 1912; Vikar in Busenbach, Ettlingen; Krankheitsurlaub 1913/14; Hauskaplan auf Schloß Möggingen 1914 – 1918; Vikar in Arlen, Schuttern; Rektor am Knabenheim Mariahof in Hüfingen 8. 7. 1920; Päpstl. Geheimpfarrer 17. 11. 1959. Ruhestand 30. 10. 1962 in Hüfingen. Gest. 21. 6. 1967 in Freiburg (Loretto-Krankenhaus), beerd. in Hüfingen.

Der Name Hermann K. bleibt für immer aufs innigste mit der Geschichte des Erziehungsheims Mariahof in Hüfingen verbunden, hat er doch hier über vierzig Jahre äußerst erfolgreich unter seinen schwererziehbaren Buben mit beinahe charismatischem Geschick gewirkt: seine eigentliche Lebensaufgabe.

Freilich gingen acht Jahre ständig von Kränklichkeit getrüben priesterlichen Hilfsdienstes voraus, vier Jahre als Hauskaplan und Erzieher in der Familie des Grafen von Walterdorff auf Schloß Möggingen. Die Hoffnung, nun den physischen Anstrengungen der allgemeinen Seelsorge gewachsen zu sein, erfüllte sich nicht. Da fügte es sich, daß man im Knabenheim Mariahof in Hüfingen, das der Caritasverband Freiburg vom badischen Staat zur Leitung übernommen hatte, einen geistlichen Rektor brauchte. Die Wahl fiel auf den rekonvaleszenten Vikar K., und schon nach kurzer Zeit zeigte es sich, daß man mit ihm den rechten Mann für diese seelsorgliche und erzieherische Spezialaufgabe gefunden hatte. Vor die Aufgabe gestellt, wuchs er im Laufe weniger Jahre so sehr in sie hinein, daß er schon 1936 vom Waisenhausverband Deutschlands zum Ersten Vorsitzenden gewählt wurde. Mit den Praktikern der Heimerziehung sich auszutauschen, war ihm von Anfang an ein ständiges Bedürfnis. Ebenso groß war sein Interesse an der einschlägigen Fachliteratur; in seiner reichhaltigen Privatbibliothek fehlte keines der zahlreichen Werke der Pädagogik. Obwohl das Hüfinger Heim für eine moderne Erziehungsweise höchst ungeeignet war, so hat Rektor K. doch aus ihm eine Stätte allseits anerkannter heilpädagogischer Tätigkeit gemacht. Eine erste grundlegend wichtige Maßnahme war die Aufteilung der großen Bubenschar in Gruppen mit je einer betreuenden Erziehungsschwester. Um seine Hilfskräfte weiterzubilden und mit einheitlichen Erziehungsmethoden vertraut zu machen, hielt er mit ihnen regelmäßige Erziehungskonferenzen ab. Für jeden Jungen wurde ein eigener Erziehungsbogen angelegt, auf dem ganz individuelle Erziehungsmaßnahmen vermerkt wurden. Sorgfältige Beobachtung des einzelnen war die Voraussetzung für solche individuelle Erziehungsweise. Rektor K. kannte die „Seinen“, weil er allezeit um sie herum war, nicht nur in Kapelle und Unterricht, sondern auch täglich bei Spiel und Sport, und nicht zuletzt im Einzelgespräch. Gerade seine Buben brauchten viel Freude, wenn sie gedeihen sollten, und so versuchte er immer wieder, ihnen Freude zu machen. Welch ein Jubel, wenn er ihnen seine Leica-Bilder vorführte, Aufnahmen aus dem Leben und Treiben im Heim! Oder wenn er ganze Körbe mit Kirschen aus seiner Heimat verteilte! Stiller Mittelpunkt des Heims war aber die vom Rektor dem Verständnis der Buben gemäß neugestaltete Kapelle. Hier seine Zöglinge zu Christus zu führen und zu einer innigen Muttergottesverehrung anzuleiten, war sein zielstrebiges, echt priesterliches Bemühen.

Rektor K. hat in Hüfingen ein praktisches Modell gültiger, aus christlichem Geist geformter Heilpädagogik geschaffen. Sein Heim und seine Arbeit haben von staatlicher wie kirchlicher Seite große Anerkennung gefunden. Erzbischof Gröber ernannte ihn zum Geistlichen Rat, Papst Pius XII. zum Geheimkämmerer, Staatspräsident Wohleb verlieh ihm den Titel „Professor“, und von der Bundesregierung erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Die Gemeinde Hüfingen und die Heimatgemeinde Ebersweier ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger. Freilich wäre aus Mariahof nie das geworden, was es unter Rektor K. tatsächlich wurde, wenn ihm nicht allezeit treue und gleichgesinnte Lehr- und Erziehungskräfte zur Seite gestanden hätten. Deren Verdienste gebührend hervorzuheben, hat der Rektor nie unterlassen. Etwa 1500 Knaben sind unter ihm durch das Heim gegangen. In jedem von ihnen sah er, mochten sie noch so verwahrlost sein, das Ebenbild Gottes

entgegenleuchten, wie er einmal dem Erzbischof versicherte: „Darum fühle ich mich jedem einzelnen Kind in priesterlicher Verantwortung zutiefst verpflichtet.“ Das waren keine leeren Worte, sondern Ausdruck einer Gesinnung und Haltung, die in vielen Jahren, oft unter schwierigen Zeitumständen, sich eindrucksvoll bewährt haben. E. K.
Vgl. auch Alois Eckert, Rektor Hermann Kast †, in der Zeitschrift „Jugendwohl“, 48 (1967) 328–330.

Kengelbach Gustav Wilhelm

Geb. 1. 5. 1882 in Baden-Baden; ord. 5. 7. 1905; Vikar in Weingarten b. Offenburg, Philippsburg, Heidelberg-Jesuitenkirche; Pfarrverweser in Bühl b. Offenburg 22. 8. 1911, Salem Okt. 1912, hier investiert 23. 7. 1914; Pfarrer in Merdingen 7. 7. 1927; Pfarrverweser mit Absenz in Sölden 29. 5. 1947, investiert 29. 6. 1947. Kam 1. 9. 1956 als Pensionär auf die Kaplanei in Kirchhofen, Ende 1961 in das St.-Carolus-Haus in Freiburg. Gest. 8. 11. 1967 in Freiburg, beerdigt 11. 11. 1967 in Sölden.

K. war der Sohn eines Hausmeisters (herzoglichen Kammerdieners) in Baden-Baden und besuchte zunächst die Volksschule, trat 1892 in die Quinta der dortigen Oberrealschule mit Realgymnasium ein und wollte nach der Obersekunda in die Unterprima des humanistischen Gymnasiums übertreten, was wegen mangelnder Kenntnisse in Latein und Griechisch nicht möglich war, so daß er die Obersekunda wiederholen mußte. Erst 1901 bestand er das Abitur mit der Note „gut“ und erhielt die Hochschulreife. Sein sehr lebhaftes Naturell – ein ausgesprochener Sanguiniker – hat ihn nie zu weiteren Studien hingezogen; dabei war er ein guter Prediger und eifriger Katechet, von tiefer Frömmigkeit, fast zu gut mit den Kindern und ausdauernd am Krankenbett. In Philippsburg gehörte die Mitarbeit in der Lateinschule zu seinen Obliegenheiten, in Heidelberg als Vikar in St. Anna ein Teil der Klinikseelsorge. Als „Münsterpfarrer“ in Salem hatte er zwar ein gutes Verhältnis zum Standesherrn, aber schwierige Seelsorgsverhältnisse angesichts der vorwiegend nichtkatholischen Diener- und Beamtschaft. Er war eine stattliche Erscheinung, immer sehr würdig und gewinnend, leutselig und wohlwärtig. Ein Augenleiden und andere Gebrechen des Alters nahmen ihn selbst in die Schule des Leidens. In den beiden letzten Lebensjahren war das Sehvermögen so gemindert, daß er nicht mehr zelebrieren konnte. TK

Kraus Albert

Geb. 13. 11. 1891 in Bühlertal; ord. 12. 6. 1921; Vikar in Sasbach b. Achern, Freiburg-Herdern (1922 – 1925), Weinheim; Pfarrverweser in Rotenfels 1930, als Pfarrer investiert 14. 8. 1932, Pfarrer in Balg 12. 5. 1948; Pensionierung 1. 9. 1959; lebte in Bühlertal im Ruhestand, wo er am Fronleichnamstag 25. 5. 1967 verstarb; beerdigt in Bühlertal-Obertal 29. 5. 1967.

K. entstammte einer Landwirtsfamilie mit acht Kindern. Im achten Volksschuljahr wurde er durch Pfarrer Sester auf den Eintritt in die Lendersche Anstalt vorbereitet, die er nach vier Jahren mit dem Gymnasialkonvikt in Rastatt vertauschte, um die vier letzten Klassen des dortigen Gymnasiums zu besuchen. Nach der Reifeprüfung 1913 begann er das Theologiestudium in Freiburg, das Ende 1914 durch den Kriegsdienst bis Ende 1918 unterbrochen wurde. K., der 1917 Leutnant wurde und das

Eiserne Kreuz I. und II. Klasse erhielt nebst Zähringer Löwen-Orden und Kriegsverdienstmedaille, nahm an den bekannten Schlachten des Ersten Weltkriegs im Westen teil. Ein Sturz vom Pferd brachte ihm Kopfschmerzen, die ihn sein ganzes Leben nie mehr verließen. Um so erstaunlicher ist, daß der als „sehr nervös“ geschilderte Kandidat für das Priesterseminar in St. Peter auf allen Posten gesundheitlich durchhielt, bis der Arzt die Zuruhesetzung gebot. Seine Art war „soldatisch entschlossen und bestimmt“, aber mild und freundlich. Die Standesseelsorge war ihm ein Herzensanliegen, ebenso die Christenlehre. Als Pensionär nahm er sich besonders der Kranken im Bühlertäler Krankenhaus an und war ein gesuchter Beichtvater. TK

Kunz R u d o l f

Geb. 21. 4. 1908 in Friesenheim, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Sinzheim b. Bühl, Karlsruhe (St. Elisabeth), Ladenburg; Pfarrv. in Ottenheim 23. 10. 1940; Pfarrer in Steinbach b. Bühl 17. 4. 1947. Gest. 29. 5. 1967 in Steinbach, ebenda beerd.

In Freiburg, Lahr und abermals in Freiburg oblag der Heimgegangene den Gymnasialstudien. Theologie studierte Rudolf K. in Freiburg und Tübingen. Als Jungpriester bewältigte er dank guter Gesundheit und gediegenen Fleißes mit erfreulichem Erfolg die an ihn gestellten Aufgaben, namentlich in Unterricht und Seelsorge an den Kindern und an der ihm anvertrauten Jugend. Obwohl mehr eine ruhig-stille und nach innen gekehrte Natur, fehlte es keineswegs an Kontakt und Zugang zu den Menschen. Mit Freude und Geschick mühte er sich, selbst ein guter Sänger und Orgelspieler, um den kirchlichen Gesang, und Mitarbeit beim Schmuck des Gotteshauses und bei feierlicher Gestaltung der Gottesdienste war ihm ein wahres Herzensbedürfnis. Eine sehr schwere Zeit wurde für ihn die Tätigkeit als Pfarrverweser in Ottenheim unter den auf zahlreiche Diasporaorte verteilten Pfarrangehörigen. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges erlitten Pfarrkirche und Pfarrhaus schwere Kriegsschäden, so daß längere Zeit nur noch der Keller des Pfarrhauses einigermaßen bewohnbar war. Verständlich, daß der in den Nerven mitgenommene und empfindsam gewordene Seelsorger nach sieben Jahren auf eine andere Stelle strebte. In der großen Gemeinde Steinbach fand er, was ihm vorschwebte. Ohne Vikar betreute er fast zwanzig Jahre lang diese Pfarrei, auf der ein großes Unterrichtsdeputat zu bewältigen und eine an den Zeitbedürfnissen orientierte Standesseelsorge durchzuführen war. Ohne nach außen hin viel Aufhebens zu machen, aber zielstrebig und energisch, tat er opferwillig sein Möglichstes, wobei der Neubau des „Marienheims“ als Stätte für die Kleinkinderbetreuung, für die Jugendarbeit und die außerkirchliche Sammlung der Gemeinde besonders hervorzuheben ist. „Er geht ganz auf in der Arbeit“, heißt es einmal von ihm. Die zwei letzten Jahre freilich waren eine Zeit äußerst schmerzlichen Leidens. Mitten aus den Arbeiten einer umfassenden Kirchenrenovation wurde Pfarrer K. in die Ewigkeit heimgeholt. E. K.

Lehn E d m u n d

Geb. 16. 8. 1896 in Kirrlach; ord. 1. 7. 1923; Vikar in Ebringen, Schopfheim; Pfarrverweser in Gündelwangen, hier investiert 19. 11. 1933; Pfarrer mit Absenz in Hettigenbeuren 25. 11. 1936, hier investiert 27. 3. 1938; gest.

1. 4. 1967 in Buchen, beerdigt 4. 4. 1967 in Hettigenbeuren. Definitor im Kapitel Buchen seit 1942.

L. war Sohn eines Wagners, besuchte acht Jahre die Volksschule, erhielt Lateinunterricht und trat in die Untertertia des Gymnasiums in Rastatt ein, wo er auch Zögling des Konvikts war. In der Unterprima 1916 zum Kriegsdienst eingezogen, wurde er zweimal verwundet, bekam 1919 das Abitur „geschenkt“, um sich sofort dem Studium an der Universität widmen zu können. „Pfälzer Blut und doch mehr schmerzmütig“, charakterisierte ein Dekan sein ruhiges, in sich gekehrtes, zugleich energisches und freundliches Wesen. Das 1936 wegen eines Zwischenfalls in Gündelwangen ausgesprochene Schulverbot wurde auf Druck der Bevölkerung von Hettigenbeuren wieder zurückgenommen trotz der Angriffe seitens der NS-Presse. Da der kleinen Odenwaldgemeinde im Hinblick auf die Folgen der Priestermangels kein neues Pfarrhaus bewilligt wurde und L. zum Tausch mit einer anderen ebenfalls nicht mehr zu besetzenden Pfarrei nicht bereit war, harnte er bis zum Tod in der schlechten Wohnung aus. Die guttatsweise Mitversorgung der bayerischen Filiale Zitterfelden (Diözese Würzburg) mußte er freilich bei dem sich verschlimmernden Kriegsleiden aufgeben. TK

Maier Wilhelm

Geb. 2. 3. 1893 in Tauberbischofsheim; ord. 20. 6. 1920; Vikar in Odenheim, Neudingen, Kirrlach, Gernsbach; Pfarrverweser in Hausen vor Wald 6. 12. 1928, hier investiert 6. 10. 1929, mit Absenz in Windschlag 22. 10. 1936, hier investiert 5. 9. 1937; Stadtpfarrer in Grünsfeld 16. 10. 1946, investiert 17. 11. 1946; zur Ruhe gesetzt 1. 10. 1962 mit Wohnsitz in Tauberbischofsheim; hier gest. 7. 7. 1967 und beerdigt 10. 7. 1967. Definitor des Kapitels Lauda 25. 10. 1950.

M. war Landwirtssohn, besuchte fünf Jahre die Volksschule, trat dann ins Gymnasium seiner Vaterstadt ein und legte 1912 das Abitur ab. Zunächst nur bedingt zum Theologiestudium zugelassen, wurde er erst nach dem ersten Semester in das Theologische Konvikt aufgenommen. Das Studium wurde von 1915–18 vom Dienst als Militärkrankenwärter unterbrochen. Mit guter Befähigung für den Seelsorgeberuf ausgestattet, von kräftiger Gesundheit und ruhigem Charakter, konnte M. mitunter auch scharf werden und nach außen gelegentlich schroff erscheinen, aber er verstand es, andere zu überzeugen und für sich zu gewinnen. Trotzdem blieben ihm schwere Verleumdungen nicht erspart. In Windschlag erhielt er 1941 Schulverbot. Zielbewußte Arbeit im Weinberg des Herrn, verbunden mit mannafter, solider Frömmigkeit, war sein Streben. Hatte seine Gesundheit nur im rauhen Klima der Baar vorübergehend gelitten, stellten sich mit 68 Jahren Atemnot und Herzbeschwerden ein, die ihn zur Pensionierung zwangen. Von einer Wallfahrt nach Maria-Zell kehrte er so angegriffen zurück, daß er wenige Tage später verstarb. TK

Nägele Franz Xaver

Geb. 1. 12. 1883 in Löffingen, ord. 4. 7. 1906; Vikar in Todtmoos, Schönwald, Durrloch; Pfarrv. in Bühlertal 5. 3. 1913, in Hornberg 6. 10. 1914, in Unterkirnach 10. 5. 1916; Pfarrer in Herten 22. 7. 1917; Pfarrer in Neuweier 11. 1. 1931. Ruhestand 16. 11. 1953 in Oberhausen, dann (ab 1959) in Ebersweier. Gest. 2. 6. 1967 in Ebersweier, beerd. in Neuweier.

Vom Ortspfarrer vorbereitet, kam der Kaufmannssohn Franz X. N. zuerst an die Stella Matutina in Feldkirch und dann an das Gymnasium in Freiburg, wo er Zögling des dortigen Konvikts war. Kunstgeschichte und christliche Archäologie waren die Lieblingsbeschäftigung des Theologiestudenten. Als Jungpriester war er bald in allen Zweigen der Seelsorge gut eingelebt. Man schätzte seinen pflichtbewußten Arbeitseifer, sein freundliches Entgegenkommen, sein volksverbundenes Wort auf der Kanzel und seine kindertümlichen Katechesen. In den fünf Jahren seiner Vikarstätigkeit in Durlach brachte er unter schwierigen Verhältnissen einen Arbeiter- und Jugendverein zu beachtlicher Blüte. Auch die Pfarrei Herten war kein leichtes Arbeitsfeld. Die Jugendarbeit war in der von kirchenfeindlichen Kräften durchsetzten Gemeinde besonders schwierig. Seinem energischen und ausdauernden Bemühen war die Bildung eines blühenden Jugendvereins und einer starken Jungfrauenkongregation zu verdanken. Mit seinem ruhigen, festen und doch liebenswürdigen Wesen war er zuletzt in der ganzen Gemeinde außerordentlich geschätzt und beliebt, auch in der großen St.-Josefs-Anstalt, wo er wöchentlich die Beichten der zahlreichen Schwestern hörte. Mit einer kräftigen Gesundheit ausgestattet, war es ihm vergönnt, nach Herten auch in Neuweier lange Jahre die hier noch umfangreichere Seelsorgearbeit gut zu bewältigen. Die religiös eifrige Gemeinde wollte auch regelmäßig in den zahlenmäßig starken Standesvereinen betreut sein; der berufserfahrene und aufgeschlossen mit der Zeit mitgehende Pfarrer war dieser Aufgabe bestens gewachsen. Ganz schwer wurde es jedoch, als Pfarrer und Gemeinde gegen Ende des Zweiten Weltkrieges vor den Trümmern der zerstörten Pfarrkirche standen. Die Turnhalle diente nun lange Zeit als Notkirche. Nach Kriegsende hieß es, an den Kirchenneubau heranzugehen. Unter vielen Schwierigkeiten und jahrelangem Einsatz an Zeit und Kraft meisterte Pfarrer N., inzwischen weit über sechzig, auch diese Aufgabe. Freilich, kurze Zeit darauf war er den weiterwachsenden Seelsorgspflichten in Neuweier nicht mehr gewachsen. Doch auch im Ruhestand blieb ihm noch soviel Initiativkraft, daß er in Ebersweier die Vergrößerung der Kirche durchführen konnte. Schon 1947 hatte Erzbischof Gröber ihn zum Geistlichen Rat ernannt.

E. K.

Schweizer Karl

Geb. 31. 3. 1888 in Stegen, ord. 2. 7. 1912; Vikar in Oberwinden, Karlsruhe-Daxlanden; Pfarrer in Bernau 30. 7. 1924; Pfarrer in St. Blasien 27. 12. 1935; Kurat in Häusern 24. 4. 1951. Gest. 11. 7. 1967 in Waldshut (Krankenhaus), beerd. in Häusern.

Nach den humanistischen und theologischen Studien, beide in Freiburg absolviert, begann der Jungpriester im schönen Elztal die Arbeit in der Seelsorge, „ein frommer Mann, fleißig, von wohlthuender Bescheidenheit und gewinnendem Wesen“, wie es von ihm heißt. Zehn Jahre wirkte Karl Sch. als Vikar in Karlsruhe, mehr als einmal vom Pfarrer auf seinem Posten gehalten, als er versetzt werden sollte. Seiner ganzen Veranlagung nach war er aber doch mehr für die Landseelsorge geschaffen, wie sich klar in Bernau zeigte. Man hörte ihn gern auf der Kanzel, und wie hier war ihm auch in der Schule das Talent einer volkstümlichen und doch gediegenen Rede zu eigen. Vor allem aber war es das kirchliche Vereinswesen, das Pfarrer Sch.

in Bernau auf- und ausbaute und zu beachtlicher Blüte brachte. Groß war sein Einfluß auch in den nichtkirchlichen dörflichen Vereinen. Immer wieder wird von seinem geradezu übereifrigen Arbeitsdrang gesprochen, so daß ihm die eigene Pfarrei zu klein wurde und er zusätzlich zahlreiche außerpfarrliche Dienste übernahm, sei es als Dekanatspräses der Jungmannvereine, sei es als ständiger Beichtvater im nahen St. Blasien oder als Leiter von Einkehrtagen für Schulentlassene und Jugendliche. Noch mehr Verantwortung und Arbeit bürdete sich Pfarrer Sch. im Kurort St. Blasien auf. Er übernahm hier zur Pfarrseelsorge die Seelsorge im Militärlazarett, die religiöse Betreuung der Ordensschwestern in den verschiedenen Sanatorien, die Vorträge in den monatlichen Kongregationen der Kapitelsgeistlichen und ließ sich auch mit der Dekanatsleitung der Männer- und Frauenseelsorge beauftragen. Kein Wunder, daß unter solcher Arbeitslast die Gesundheit, namentlich des Nervensystems, allmählich merklich abnahm und ein Zusammenbruch nur durch den Wechsel auf einen kleineren Posten vermieden werden konnte. Der von Erzbischof Gröber zum Geistlichen Rat ernannte verdienstvolle Seelsorger erholte sich wieder, so daß er noch manches Jahr als Kurat in Häusern-Blasiwald in der bei ihm gewohnten Weise weiterwirken konnte. Auch hier allezeit zu jeglicher Aus- und Mithilfe bereit, die „personifizierte Güte“, wie er mehrmals in amtlichen Berichten genannt wird, gab er bis ins hohe Alter sein Bestes, ein wahrhaft guter und getreuer Knecht seines Herrn.

E. K.

Seitz Konstantin

Geb. 3. 6. 1892 in Erfeld; ord. 2. 7. 1916; Vikar in Hockenheim (1916/18), Schwetzingen, Seckenheim, Wertheim; Kurat in Niederhausen 4. 10. 1927; Pfarrverweser in Großrinderfeld 28. 11. 1929, hier investiert 19. 3. 1936; Pfarrer in Windischbuch 1. 4. 1943; Pfarrverweser mit Absenz in Kützbrunn 27. 4. 1949, hier invest. 23. 4. 1950; Zuruhesetzung 1. 8. 1961 mit Wohnung in Kützbrunn, nach Buchen umgezogen 24. 5. 1965, hier gest. 11. 10. 1967, beerdigt in Erfeld 14. 10. 1967.

S. war Landwirtssohn und wurde vom Ortspfarrer auf den Eintritt in die Quarta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim 1905 vorbereitet, gleichzeitig war er im dortigen Konvikt. Ängstlich veranlagt, bereitete ihm die Berufsfrage viele Bedenken, die durch zwei Bruchoperationen als Primaner verstärkt wurden, aber dann kam Lebensfreude in ihn und er bestand 1912 das Abitur. Seine Fähigkeiten lagen auf dem praktischen Gebiete, vor allem in der Katechese, doch vernachlässigte er das Weiterstudium nicht. Nach anfänglichen gelegentlichen Rückschlägen kräftigte sich seine Gesundheit so, daß man ihm arbeitsreiche Posten zumuten konnte. Sein Wesen war energisch, freundlich und klug, und er verstand es, in einer Gemeinde mit verworrenen Verhältnissen das Vertrauen zum Priesterstand wiederherzustellen. Auch als guter Prediger wurde er geschätzt. Mit der Zeit trat aber seine Anlage zur Skrupulosität, besonders beim Brevierbeten, immer stärker in Erscheinung, so daß der Nervenarzt auf Einschränkung desselben dringen mußte. Auch andere Gebrechen stellten sich ein wie Herzleiden und zerebrale Sklerose, so daß der würdige und eifrige, fromme und besonnene Priester immer mehr in seiner Tätigkeit gehemmt wurde und zuletzt auch den Anforderungen kleinster Pfarreien nicht mehr genügen konnte. So konnte er, wie ihm sein

Oberhirte schrieb, jeden Tag sein Leiden auf die Opferpatene legen. Als einziger seines Kurses feierte er 1966 das Goldene Priesterjubiläum und starb als letzter des Kriegsweihejahrgangs 1967. TK

Thimm Karl, Dr. theol.

Geb. 3. 8. 1909 in Pomehnen Kr. Königsberg/Ostpr.; ord. 28. 10. 1934 in Rom; Bischöfl. Kaplan in Frauenburg 1935/36; Studienurlaub in München; Kaplan an der Propsteikirche in Königsberg Sept. 1939/42; Pfarrer in Lichtfelde Kr. Marienburg 1942/45; Kooperator in Zell am See (Salzburg/Osterreich) April bis August 1945; Pfarrvikar in Markelfingen 1945/46; Pfarrverweser in Wasenweiler 1. 10. 1946; Religionslehrer am Gymnasium in Freiburg Nov. 1947; Studienrat 1. 9. 1950, Oberstudienrat 26. 10. 1959; Ruhestand 15. 5. 1965. Gest. 18. 10. 1967 in Freiburg, beerdigt 20. 10. 1967.

Der Ostpriester T. schloß seine humanistischen Studien in Königsberg mit der Reifeprüfung 1927 ab und studierte zunächst drei Semester Jura. Hierauf entschloß er sich zum Theologiestudium und wurde ins Germanicum in Rom zum philosophischen und theologischen Studium an der päpstlichen Gregoriana entsandt. In Rom empfing er auch die Priesterweihe. Nach der Rückkehr aus der Ewigen Stadt war er 1935 und 1936 persönlicher Kaplan von Bischof Maximilian Kaller von Ermland. Von 1936–1939 war er zu Studien bei Professor Th. Steinbüchel in München beurlaubt; die Promotion erfolgte nach Schließung der dortigen Theologischen Fakultät bei Professor Th. Müncker in Freiburg mit einer Dissertation über: „Die Autonomie der praktischen Vernunft in der Philosophie und Theologie des Hermesianismus“ im Sept. 1939. Den philosophischen Doktorhut und das Lizentiat in der Theologie hatte er schon in Rom erworben. Wieder in Ostpreußen, wurde er nach kurzer Kaplanszeit in Königsberg zu Beginn des Krieges Pfarrer in einer kleinen Gemeinde, die sich nach der Flucht völlig zerstreute. Nur kurze Zeit in Österreich, wo er nicht bleiben durfte, wandte er sich an die Erzdiözese Freiburg, die ihn aufnahm. Von Anfang an wünschte man ihn als Religionslehrer für ein Freiburger Gymnasium; aus familiären Rücksichten beehrte er aber eine Pfarrei, die ihm keine Wohnungssorge bereiten würde. Endlich fand sich eine Wohnung und zugleich ein Posten am Kepler-Gymnasium bei freiwilliger Mithilfe in der Herz-Jesu-Pfarrei. Ein heimtückisches Venenleiden erforderte 1957 die Amputation des einen und 1964 des anderen Beines. Mit großer Ergebung ertrug er diese Prüfung, die ihn 1965 zum Ruhestand zwang und von der ihn der Tod im 59. Lebensjahr erlöste. TK

Walter Anton Georg Wilhelm

Geb. 3. 6. 1893 in Laudenbach (Bergstraße); ord. 18. 6. 1922; Vikar in Bad Dürkheim, Mannheim-Untere Pfarrei und Heidelberg-Hl. Geist; Religionslehrer an der Gewerbeschule in Heidelberg 2. 5. 1927; Religionsprofessor daselbst 1. 10. 1927; Standortpfarrer in Ludwigsburg 1. 4. 1935; Wehrkreispfarrer VI in Münster i. W. 1. 3. 1936; Wehrmachtsdekan 1941. Jugoslawische Gefangenschaft 10. 5. 1945; zum Tode verurteilt 27. 11. 1949; in die Heimat entlassen 19. 5. 1951; Religionslehrer am Gymnasium Villingen 17. 6. 1952; Geistl. Rat 10. 10. 1952; Ehren-Conventualkaplan des Malteserordens 13. 10. 1952; Ruhestand in Villingen 1. 5. 1953; Pfarrverweser in Weitenung

18. 12. 1954; Capellanus navigantium 29. 9. 1957; Ruhestand in Freiburg-Haslach 15. 5. 1960; gest. in Freiburg-Haslach 3. 8. 1967, beerd. in Lautenbach/Renchtal 8. .8. 1967.

Schon am Gymnasium in Mannheim erwies sich W. als „brauchbarer Kerl“, der sich als „Schlepper und Beitreiber“ zum Jugendverein etc. nützlich machte. Nach der Reifeprüfung oblag er kurzen volkswirtschaftlichen und humanistischen Studien und trat dann ins Priesterseminar zu Straßburg ein. Bei Kriegsausbruch 1914 meldete er sich als Freiwilliger. Am 1. September 1919 wurde er als Leutnant d. R. entlassen und kam zum Theologiestudium nach Freiburg. Konviktsdirektor Bilz war über die hohen Kriegsauszeichnungen seines neuen „Alumnen“ nicht wenig erstaunt: „So, den ‚Zähringer Löwen‘ haben Sie auch! Was noch?“ –

Als Vikar wirkte W. in Bad Dürkheim, Mannheim-St. Sebastian und Heidelberg-Jesuitenkirche. Überall fielen sein lebhaftes Naturell, seine Gewandtheit und Beweglichkeit auf. Als Religionslehrer in Heidelberg übte er jenen „merkwürdigen Einfluß“ aus, der seinen Mitbrüdern immer wieder Verwunderung abnötigen sollte. Er achtete bei seinen Schülern auf strenge Disziplin und war doch überall geschätzt und verehrt. Ausgerüstet mit Milde und Geduld, leitete er jahrelang das kath. Jugendsekretariat in Heidelberg, war Gaupräsident der DJK und Mitglied im Jugend- und Wohlfahrtsausschuß. Im Laufe der Zeit wuchs er auch in die politische Arbeit hinein, hielt Vorträge bei der „Badenwacht“ und engagierte sich zugunsten der Zentrumsparlei. Beim Neuaufbau der Wehrmacht erbat Wehrkreispfarrer Stump die Erlaubnis zum Übertritt Walters in die Militärseelsorge. Für diese Spezialarbeit sei es wichtig, Geistliche zu haben, „die ein Soldatenherz im Leibe tragen und mit Freude sich auf die militärische Jugend einstellen“. W. nahm die Berufung gerne an, wurde Standortpfarrer in Ludwigsburg und avancierte bis zum Wehrmachtsdekan. Als solcher kam er bei Kriegsende in Gefangenschaft.

Hier hatte er die ersten zwei Jahre lang fast täglich die Gelegenheit zur Zelebration. Aus Stipendiegeldern konnte er seinen hungernden Kameraden mit Nahrungsmitteln, Medikamenten und Verbandsstoffen beistehen. Auch zwölf Erstkommunionen fallen in diese Zeit.

Eine strengere Behandlung erwartete ihn ab 1. 8. 1947 im Offizierslager Versac. Bald aber konnte er wieder zelebrieren. Bald konnte er in Zusammenarbeit mit Abt Adalbert von Neipperg ein Art „Stacheldraht-Universität“ aufbauen helfen und den Kameraden mit theologischen Vorträgen dienen.

Der 28. Oktober 1948 brachte mit dem Transport in das Untersuchungsgefängnis die härteste Zeit der Gefangenschaft. Priesterliche Tätigkeit war fast unmöglich. Im November 1949 erreichten die Verhöre, aber auch die Mißhandlungen, den Höhepunkt. Wiederholt wurde ihm klargemacht, er sei eigentlich „nur im Nebenamt“ Geistlicher, in Wirklichkeit aber „Spion“ gewesen. Die schlimmsten Anklagen aber waren vom Haß gegen das Priestertum eingegeben. Inmitten harter Folterungen gestand W. schließlich Dinge ein, die er nie getan. Nur wie durch einen dumpfen Nebel hindurch konnte er sich später an dieses „Geständnis“ erinnern. Es genügte zum Todesurteil als „Kriegsverbrecher“. Monatlang erwartete er die Vollstreckung. Schließlich wurde ihm die Begnadigung zu lebenslänglicher Haft

mitgeteilt. Von Fall zu Fall konnte er anderen Todeskandidaten mit einem Worte der Schrift, mit einem Gebet, dann und wann auch mit einer persönlichen Aussprache beistehen. Viele aber richteten sich an seinem Beispiel der Geduld und des Gottvertrauens auf.

Nach der Entlassung fand er die erste Erholung auf Burg Vischering beim Grafen von Westphalen. Doch sollte er bis an sein Lebensende an den Folgen der Mißhandlungen zu tragen haben. Etwa nach Jahresfrist nahm er die Tätigkeit als Religionslehrer wieder auf, diesmal am Gymnasium in Villingen. Mit Ende des Schuljahres aber mußte er, nach eingehender Untersuchung als „dauernd dienstunfähig“ befunden, diese Tätigkeit aufgeben.

Um so erstaunlicher ist es, was W. in seinem Ruhestand noch zu leisten vermochte. Landauf, landab hielt er Einkehrtage und Exerzitien für Männer und Jungmänner, half jahrelang bei Schulentagen aus und war immer zur Mitarbeit im Beichtstuhl und auf der Kanzel bereit. Er konnte keine Bitte abschlagen.

Von weitreichendem Einfluß war die Tätigkeit Walters unter den Heimkehrern. Bereits 1953 hielt er bei der ersten internationalen Tagung der Kriegsteilnehmer in Lourdes die Totengedenkrede. Als „Heimkehrer aus Passion“ wurde er immer wieder zu den großen Deutschlandtreffen des VdH gerufen. Sein ökumenischer Ruf: „Bauet Brücken zueinander!“ fand begeisterten Widerhall. Die Trauer um seinen plötzlichen Tod war ehrlich und tief. Viele Heimkehrer hatten in W. einen Mann gesehen, dessen ganzes Wesen „Kraft und Demut zugleich“ war.

Einen besonderen Wirkungsbereich fand W. in der Seelsorge an den Auswanderern. Etwa zwanzig Auswanderertransporte begleitete er nach Kanada und in die USA. Die Meerfahrt tat seinen Bronchien gut, gab ihm aber auch Gelegenheit, in viele Menschenschicksale hineinzuschauen, zu helfen und zu trösten. Seine Tätigkeit wurde mit der Ernennung zum „Capellanus navigantium“ belohnt.

Erzbischof Wendelin Rauch ernannte ihm zum Geistl. Rat, und zwar „in Anerkennung der Verdienste um die religiöse Unterweisung der Jugend, in Würdigung der umfangreichen und verantwortungsvollen seelsorgerlichen Tätigkeit in der ehemaligen deutschen Wehrmacht und unter den Kameraden in jahrelanger harter, entbehrungsreicher, martervoller Gefangenschaft sowie im Hinblick auf die bisherige tadelfreie priesterliche Haltung und kirchentreue Gesinnung“. Kurz darauf ernannte der Malteser-Ritterorden W. zum Ehren-Conventualkaplan. Am 31. Januar 1957 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz I. Klasse überreicht.

A. W. war im Grunde seines Wesens ein sonniger Mensch. Wie oft wußte er eine Debatte mit dem versöhnlichen Vorschlag zu beenden: „Mach, was du willst, und auch daran bist du nicht gebunden!“ Ihm lag alles daran, den Dreiklang von Friede, Freiheit und Freude nicht zu trüben. Hier leuchtet jene letzte Weisheit auf, die aus bittersten Erlebnissen gespeist und verklärt ist und über den Dingen des Alltags steht.

Professor Walter hatte das Charisma, die verschiedensten Menschen in ihren verschiedensten Lebenslagen anzusprechen und zu verstehen. Er hatte einen besonderen Blick für das, was in dieser Stunde, in dieser Situation zu tun war. Im Lichte des Glaubens betrachtete er jede Lebenslage als von Gott

„gegeben“ und von Gott „aufgegeben“. Sein Lieblingsgebet: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!“ begleitete ihn auf allen Stationen seines priesterlichen Wirkens.
Hermann König

Weimert Johann Franz

Geb. 11. 10. 1892 in Brehmen b. Tauberbischofsheim; ord. 18. 6. 1922; Vikar in Ettligen, Karlsruhe-St. Bonifaz (1922/27); Präfekt im Gymnasialkonvikt zu Freiburg 20. 9. 1927; Vikar in Neuenburg, zunächst zur Aushilfe 12. 12. 1930, für dauernd April 1931; Kurat in Mannheim-Wallstadt 8. 9. 1931; Pfarrer in Diersburg 23. 5. 1937. Gest. 22. 7. 1967 in Diersburg, daselbst beerdigt 25. 7. 1967. Definitor seit 1954. Ehrenbürger von Brehmen.

W. war der Sohn eines Waldhüters in der Filiale Brehmen der Pfarrei Pülfringen, der früh seine Mutter verlor, während sein Vater zur Zeit seines Eintritts ins Theologische Konvikt schon in hohem Alter stand und langjähriger Stiftungsrat war. Er besuchte acht Jahre die Volksschule, bekam vom Ortpfarrer Privatunterricht im Latein und wurde 1907 in die Quarta in Tauberbischofsheim aufgenommen und gleichzeitig ins Gymnasialkonvikt; 1914 erhielt er das Reifezeugnis und begann in Freiburg mit dem Theologiestudium, das von Ostern 1915 bis Januar 1919 durch den Heeresdienst unterbrochen wurde. Als Teilnehmer an schweren Schlachten im Westen wurde er dreimal verwundet, erhielt das Eiserne Kreuz II. Kl. und wurde 1918 Vizefeldwebel und Offiziersaspirant. Er wurde mit seinem starken Kurs von meistens Kriegsteilnehmern 1922 zum Priester geweiht. Erst etwas über ein Jahr Vikar in Karlsruhe, wurde er zum Präfekten in Tauberbischofsheim ernannt, was er dankend mit dem Hinweis, daß er die Großstadtseelsorge kaum kennengelernt habe und daß er in einer Vertrauensstellung so nahe bei seiner Heimat kaum die nötige Autorität haben werde, ausschlug. Vier Jahre später wurde er dann in Freiburg Präfekt, aber es zog ihn bald wieder in die Seelsorge. Die längste Zeit seines Lebens, 31 Jahre, war er Pfarrer in Diersburg und hatte ein gutes Verhältnis zum dortigen Patronatsherrn. W. war ein ausgesprochener Melancholiker und wie häufig – auch bei einigen seiner Kursgenossen – zugleich mit Sinn für Humor. Als Priester war er musterhaft, sehr fromm und sehr pünktlich und voll Eifer, und war in seiner näheren Umgebung ein gesuchter Beichtvater. Seine ursprünglich gute Gesundheit nahm seit der Operation 1952 ab, und auch die dreimalige Kriegsverletzung durch Schußwunden oder Granatsplitter trug das ihre dazu bei, aber er schonte sich nie und schien äußerlich gesund; er hatte immer, schon als Student, ein gerötetes Gesicht. Im 75. Lebens- und 46. Priesterjahr ereilte ihn zu Hause am frühen Morgen der Tod. Bei seiner Beisetzung durfte laut seines Testaments keine Grabrede gehalten werden. Er war Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde gewesen. TK

1968

Bär Karl Gottlieb

Geb. 30. 12. 1880 in Freiburg i. Br., ord. 5. 7. 1905. Vikar in Waldulm, Herrischried (1905), Mundelfingen, Gündelwangen (1906), hier Pfarrvikar bis 1908, Vikar in Offenburg-Hl. Kreuz (1908), Staufen i. Br. (1910), Pfarrverweser in Adelsheim (1911), Wertheim (1913), hier Pfarrer seit 14. 2. 1915 bis zu seinem Verzicht am 15. 12. 1939. Starb als Pensionär in

Wertheim 22. 8. 1968 im dortigen Krankenhaus. Beerdigt in Wertheim 26. 8. 1968. Definitor und Schulinspektor im Kapitel Tauberbischofsheim (1934 bzw. 1929). Ehrenbürger der Stadt Wertheim (1960).

B. entstammt einer Arbeiterfamilie in unmittelbarer Nähe der alten Mariahilfkapelle in der Oberwiehre in Freiburg, in welcher er als Ministrant diente und wo in ihm der Wunsch aufkeimte, Priester zu werden, was seine Eltern nur unter großen Entbehrungen ermöglichen konnten. Zeit seines Lebens war er ein guter Sänger und hatte Freude an den heiligen Riten. Ebenso erfreute er sich einer guten Gesundheit. Das Studium am Freiburger Gymnasium, wo er 1901 das Abitur machte, fiel ihm zunächst sehr schwer; er blieb ein Mann der Praxis. Er wurde als „selbstbewußter“ Priester geschildert, in jüngeren Jahren als „Sanguiniker“, in späteren als „Phlegmatiker“; er hatte sein ganzes Leben unter sehr unterschiedlicher Beurteilung zu leiden und wurde schwer verleumdet. Sein Arbeitseifer, sein Geschick für die praktische Seelsorge sowie seine tadellose priesterliche Aufführung wurden von seinen Prinzipalen stets hervorgehoben. Die längste Zeit seines Lebens verbrachte er in Wertheim, wo er auf Wunsch angesehenere Mitglieder der dortigen Diasporagemeinde nach zweijährigem Verweserdienst die Pfarrstelle erhielt und damit schwere Aufgaben in mehrfacher Hinsicht übernahm, denen er wohl nicht auf allen Gebieten gewachsen war. Der Amotion entging er durch seine Resignation. Trotzdem erfreute er sich bei Katholiken und Protestanten großer Beliebtheit. Vor allem während der nationalsozialistischen Herrschaft stellte er seinen Mann. Auch in den Notzeiten nach beiden Weltkriegen und als amtlich bestellter Flüchtlingskommissar (1916) für die Elsässer hat er sehr vielen geholfen. Aus ähnlichen Motiven wurde er nach 1945 in den Aufsichtsrat der Wertheimer Volksbank gewählt. Zwar lehnte er 1941, als die Wiederverwendung in der Seelsorge im Gang war, die Übernahme zweier kleiner Pfarreien in der Wertheimer Umgebung ab – die einzige Stelle, um die er sich bewarb, war Wettelbrunn (1937)! – half aber überall bereitwillig aus. Seiner Herkunft aus bescheidensten Verhältnissen bewußt, hat er jungen Menschen zum Studium verholfen und drei zum Altar geführt. TK

Berger Ferdinand

Geb. 1. 7. 1884 in Markdorf (Fitzenweiler), ord. 6. 7. 1909; Vikar in Hohentengen, Todtnau, Oberhausen b. Eendingen; Kurat in Niederhausen 1. 5. 1915; Pfarrv. in Bettmaringen 7. 8. 1925; Pfarrer in Grafenhausen i. Schw. 5. 5. 1927; Pfarrer in Mauenheim 27. 4. 1938. Ruhestand 1. 10. 1959 in Mauenheim, später in Markdorf (Altersheim). Gest. 27. 12. 1968 in Markdorf, ebenda beerd.

Mit vierzehn Jahren trat Ferdinand B., von Geistlichen der Heimat vorbereitet, in die Quarta des Rastatter Gymnasiums ein; die oberen Klassen machte er in Konstanz als Zögling des wiedereröffneten neuen Konradhauses. In treuer, stiller Pflichterfüllung wirkte er auf seinen drei Vikarsposten, ohne dabei größere Aktivität entfalten zu können, was eben in seiner ganzen Natur nicht angelegt war. Ein Prinzipal berichtete: „Ihm ist nichts zuviel. Er übernimmt jede Arbeit zu jeder Zeit und vollführt sie nach Kräften.“ Bereits mit sechs Dienstjahren wurde er selbständiger Kurat in Niederhausen. In den zehn Jahren seiner dortigen Tätigkeit suchte er der halb ländlichen,

halb industriellen Gemeinde nicht zuletzt durch außerordentliche Seelsorgsveranstaltungen und eifrige Arbeit in den Standesvereinen zu dienen, stieß freilich gelegentlich auch auf Widerstand und Anfeindung, was ihm wohl erspart geblieben wäre, hätte er mehr die Gabe geschickten Taktierens besessen. Dagegen wurden von ihm öfters sehr gute Konferenzarbeiten verfaßt. Nach zwei Jahren vorübergehender Tätigkeit in Bettmaringen wurde ihm 1927 die arbeitsreiche Pfarrei Grafenhausen übertragen. Hier wurden die Übergangsjahre in das Dritte Reich für den pflichteifrigen Seelsorger zu einer Zeit heftiger Anfeindung; auch die Nazipresse („Alemanne“ in Freiburg) griff ihn in gehässiger Weise an. Nicht selten bekamen Seelsorger auf dem Land die Heimtücke der braunen Machthaber besonders schmerzlich zu spüren. Der Wechsel auf die kleinere Gemeinde Mauenheim brachte wohl ein vermindertes Arbeitspensum, aber nicht die erhoffte Ruhe vor neuen Schikanen seitens der Partei. Ein Verstoß gegen das Züchtigungsrecht in der Schule brachte ihm im Herbst 1941 das staatliche Schulverbot ein. Über zwanzig Jahre blieb Pfarrer B. auf seiner abgelegenen Pfarrei, wofür ihm anlässlich des Goldenen Priesterjubiläums Erzbischof Schüpfle besonders dankte. Auch im Ruhestand half er seelsorglich noch mit, bis er hochbetagt verschied.

E. K.

Beuchert E d m u n d

Geb. 24. 8. 1888 in Neusaß, Gemeinde Gerolzahn, Pfarrei Glashofen, ord. 2. 7. 1913, Vikar in Ladenburg, Militärkrankenwärter (1915), Feldgeistlicher, 6. 1. 1919 aus dem Heeresdienst entlassen, Vikar in Villingen (1919/22), Hausgeistlicher an der Josephsanstalt in Herten (1922/24), Pfarrverweser in Minseln (1924/25), Kaplaneiverweser in Kirchhofen (1925/27), Pfarrer in Krensheim (investiert 27. 11. 1927) bis zur Pensionierung (1. 5. 1964), im Ruhestand daselbst bis zum Tod. Gest. 22. 3. 1968 in Tauberbischofsheim, Krankenhaus, beerdigt 26. 3. 1968 in Krensheim.

B. war der Sohn eines Landwirts und durchlief alle Klassen der Volksschule in Reinhardsachsen, als ihn ein Lehrer zum Studium ermunterte. Ein Geistlicher bereitete ihn in Walldürn auf den Eintritt in die Untertertia in Tauberbischofsheim vor, wo er auch dem Erzb. Gymnasialkonvikt angehörte (1903/09). Bis ins hohe Alter geistig rüstig und rege, hat er schon seit seiner Zeit als Neupriester regelmäßig um Indexerlaubnis eingegeben und sogar aus dem Feld eine interessante Abhandlung von zwölf Seiten über die Kinderbeichte zwecks Verlängerung der Cura eingereicht. Sein Charakter wurde stets als offen, klar, fest, bestimmt geschildert, seine Gewissenhaftigkeit besonders hervorgehoben. Seine Gesundheit war nicht die beste, wie die vielen ärztlichen Atteste bescheinigen. 1915 wurde er zum Dienst in den Lazaretten in Mannheim und in Heidelberg eingezogen, kam dann zum Türkenkommando in Berlin und von da nach Aleppo in Syrien. Sein Dienst als Feldgeistlicher begann 1917 in Mesopotamien, seine Ernennung erfolgte 1918 zusammen mit seiner Versetzung nach Litauen. Krank kehrte er heim und konnte eine Vikarsstelle in Mannheim nicht antreten. Öfters benötigte er Krankheitsurlaub. Musikalisch, ein guter Sänger, war er Dekanatspräses der Kirchenchöre und beschaffte für Krensheim bald nach seinem Aufzug eine neue Orgel. Desgleichen begann er alsbald, sowohl für die gute Presse zu werben wie für sie zu schreiben; 1948 erbat er sich erneut die Erlaubnis, an

den „Fränkischen Nachrichten“ in Tauberbischofsheim mitarbeiten zu dürfen. Als Bezirkspräses des Borromäusvereins nahm er an dessen Huldigungsfahrt nach Rom (1935) teil. Auch den Standesvereinen widmete er sich mit Hingabe. So ersetzte er, was ihm trotz Begabung wegen eines Leidens von Jugend an versagt war, wie ihm sein Oberhirte zum Goldenen Priesterjubiläum bestätigte. TK

Bockel Heinrich Albert

Geb. 17. 10. 1883 in Straßburg, ord. 6. 7. 1909; Vikar in Überlingen a. S., Meersburg, Freiburg Herz-Jesu; Diözesanmissionar in Freiburg seit 28. 4. 1914; Rektor des Erzb. Missionsinstituts (Erzb. Seelsorgeamt) vom 1. 6. 1921 bis 1. 7. 1967, seitdem im Ruhestand; gest. 24. 5. 1968 in Freiburg (Loretto-Krankenhaus); beerdigt in Freiburg (Hauptfriedhof).

Die äußeren Lebensdaten von Heinrich Albert Bockel sind rasch aufgezählt: Bis zu seinem 14. Lebensjahr besuchte B. die Volksschule in seinem elsässischen Heimatort Pfettisheim, wohin seine Eltern übergesiedelt waren. Nach privater Vorbereitung besuchte er von Ostern 1898 an die Quinta des Bischöflichen Gymnasiums in Straßburg und wechselte im Jahr darauf zur Lenderschen Lehranstalt in Sasbach über. In den beiden letzten Schuljahren besuchte er das Gymnasium in Rastatt, wo er die Reifeprüfung mit „sehr gut“ ablegte. Da seine Mutter Badnerin war und er in den Dienst der Erzdiözese treten wollte, erwarb B. sich das badische Staatsbürgerrecht und trat 1905 in das Theologische Konvikt in Freiburg ein. Nach seiner Priesterweihe wirkte er als Vikar in Überlingen, Meersburg und Freiburg Herz-Jesu. Im April 1914 wurde B. als Diözesanmissionar an das Erzb. Missionsinstitut angewiesen, wo er während des Ersten Weltkriegs zunächst als Volksmissionar, in der Soldatenseelsorge und im Aufbau des Exerzitienwerkes wirkte, bis er 1921 als Rektor die Leitung des Missionsinstituts übernahm. Unermüdlich war B. in den schweren Aufbaujahren nach dem Krieg unterwegs zu Volksmissionen, Einkehrtagen, Exerzitien und anderen Veranstaltungen der außerordentlichen Seelsorge. Dazu kam die Herausgabe eigener Zeitschriften: „Nazareth“ für die Frauen und Mütter, „Maria und Martha“ für die weibliche Jugend, die Werkhefte „Seelsorge in der Zeit“ u. a. mehr. Die besondere Sorge von Direktor Bockel galt der Exerzitienbewegung und den beiden Exerzitienhäusern „Haus Lindenberg“, dessen Neuaufbau unter ihm erfolgte, und dem Haus „Maria Trost“ in Neckarelz, das er erweitern und umgestalten konnte. Schwer war für B. und seine Mitarbeiter im Missionsinstitut die Seelsorge während des Dritten Reiches. Jetzt, wo nur noch eine „rein religiöse“ Wirksamkeit möglich war, waren die Missionen, religiösen Wochen und Triduen in Stadt und Land der weiten Erzdiözese um so notwendiger.

In Anbetracht seiner Verdienste wurde Bockel, der 1933 zum Geistlichen Rat ernannt worden war, 1943 mit dem Titel „Päpstl. Geheimkämmerer“ ausgezeichnet. Ein schwerer Schicksalsschlag war für Bockels Aufbauwerk die Freiburger Bombennacht vom 27. 11. 1944, der auch das Missionsinstitut in der Schloßbergstraße 26 zum Opfer fiel. B. zog vorübergehend mit dem Missionsinstitut auf den Lindenberg und nach Kriegsende in eine Privatwohnung in die Schwaighofstraße, bis er an Weihnachten 1949 mit dem Missionsinstitut die neuen Räume in der Wintererstraße 1 beziehen

konnte. Die folgenden Jahre brachten für den weit über 60jährigen Rektor des Seelsorgeamtes, wie das Missionsinstitut inzwischen genannt wurde, nochmals eine völlig neue Aufgabe: Die Organisation der neu aufkommenden Gebietsmissionen in der Erzdiözese. Wieder war B. zu vielen Konferenzen landauf und landab unterwegs. „Herr, laß mich nicht müde werden“, sagte er bei seinem 50jährigen Priesterjubiläum. Und so wirkte er, wenn auch mehr und mehr mit geschwächter Gesundheit und verminderter Arbeitskraft, weiter, bis ihn sein Oberhirte im Sommer 1967 endgültig von seinem Amt entpflichtete. Er blieb in der Wintererstraße wohnen, bis ihn ein Jahr später – nach kurzem Krankenhausaufenthalt – Gott in die Ewigkeit heimrief. Von den 59 Priesterjahren gehörten 54 dem unmittelbaren Dienst der Erzdiözese. Durch sein freundliches Wesen und seine gütige, väterliche Art war er überall hoch geschätzt und geachtet. Er hat sich um die Erzdiözese große Verdienste erworben. Sein Grabstein auf dem Freiburger Hauptfriedhof trägt das Bild der Gottesmutter vom Lindenberg, bei der er sich in vielen schweren Stunden Kraft und Hilfe erbetet hat. HK

Dauß Rudolf

Geb. 28. 9. 1901 in Mannheim, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Fautenbach, Waldshut (1932–1938), Karlsruhe-Bulach, Ettenheim; Kaplv. in Endingen a. K. 9. 10. 1940; Pfarrv. in Sulz b. Lahr 15. 5. 1946, hier invest. 20. 4. 1947; Dekan des Kapitels Lahr 7. 10. 1954. Gest. 19. 12. 1968 in Offenburg (Josefskrankenhaus), beerd. in Sulz.

Nach dem Besuch des Realgymnasiums in Mannheim und des Gymnasiums in Baden-Baden, wo der Vater zuletzt Mathematikprofessor war, studierte Rudolf D. zuerst an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, wo er bereits vor dem Abschlußexamen als Eisenbahningenieur stand, als er nach reiflicher Überlegung zum Studium der Theologie überging. Erste Impulse zu dieser Hinwendung empfing er aus dem Einleben in die Liturgie der Kirche. Diese war es auch, auf die das geistliche Leben und das praktische Wirken des Jungpriesters maßgebend ausgerichtet war. Dazu kamen als besonders gepflegte Arbeitsgebiete die Seelsorge an den Kindern, mit denen es der stets freundliche und schlichte Vikar sehr gut verstand, sowie die Arbeit an Pfarrbibliotheken. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab er sich in Endingen besondere Mühe um den Neuaufbau der Jugendarbeit. Mit gereifter Seelsorgserfahrung kam D. sodann nach Sulz, wo er in der großen und infolge der gemischten Konfessionsverhältnisse schwierigen Gemeinde ein reiches Arbeitsfeld vorfand. Dank seiner kräftigen Gesundheit und seiner überlegten, gewissenhaften Arbeitsweise hatte er sich bald die Position zu erfolgreicher Seelsorge geschaffen, in deren Mitte gediegene Wortverkündigung und schöne Gottesdienstgestaltung standen, ohne jedoch die Standeseelsorge zu vernachlässigen. Das Vertrauen der Mitbrüder und der Kirchenbehörde beriefen den leutseligen, mit den Verhältnissen des Kapitels Lahr inzwischen vertraut gewordenen Pfarrer zum Amt des Kammerers und dann des Dekans. In der Zeit seiner Dekanatsführung gelang es, in vier Gemeinden die bis dahin bestehenden Simultankirchen durch gemeindecigene Gotteshäuser zu ersetzen. Die Pfarrei Sulz verdankt ihm außer der Auflösung des Simultaneums die gründliche Renovation der Pfarrkirche und den Neubau eines Kindergartens mit Gemeindesaal. Die Ernennung zum

Geistlichen Rat erreichte ihn, als er bereits von einem schweren, heimtückischen Leiden gezeichnet war, das 1964 erstmals auftrat und vier Jahre später zu seinem Tod führte. Eine vorbildliche Priestergestalt ist mit Dekan D. dahingeschieden. E. K.

Dufner Julius

Geb. 31. 1. 1876 in Freiburg i. Br., ord. 5. 7. 1900; Vikar in Schönau i. W., Kirchen, Rielasingen, Gernsbach, Rickenbach, Lörrach, Sinzheim, Steinbach, Zeutern, Mannheim-Sandhofen, Gemmingen, Königshofen, Mannheim-Waldhof, Elzach (1905–1908), Oberried, Grafenhausen/Schw.; außer Dienst 1910–1926; Kaplv. in Eigeltingen 12. 7. 1926, in Veringendorf 4. 1. 1928; Pfarrv. in Hammereisenbach 11. 7. 1929. Ruhestand 1. 8. 1931 in Waldkirch i. Br. Gest. 26. 11. 1968 in Waldkirch, ebenda beerd.

Als Julius D. nach einem langen, an Leid und Prüfungen überreichen Leben die Augen schloß, war er mit 93 Lebens- und 68 Priesterjahren der älteste Priester unserer Erzdiözese. Bei seinem Eintritt ins Leben war Heinrich Hansjakob Pfarrer an St. Martin in Freiburg; hier wohnten die Eltern, und hier hatte der Vater eine kleine Schuhmacherei. Am Gymnasium der Breisgaumetropole holte er sich die humanistische Ausbildung, um dann hier Theologie zu studieren. Die Vikarsjahre führten ihn kreuz und quer durch die ganze Diözese immer wieder auf einen neuen Posten, am längsten wirkte er in Elzach, für das er bis ins Alter eine große Anhänglichkeit hatte. Überall gab er sich sichtliche Mühe zu treuer und gewissenhafter Erfüllung seiner seelsorglichen Pflichten, was immer wieder Anerkennung fand. Nach neun Dienstjahren brach für ihn eine lange Zeit des Leidens an, über zwölf Jahre mußte er außer Dienst gehen, denn ein schweres Kopfleiden machte ihm jede anstrengende, länger andauernde geistige Tätigkeit unmöglich. Ein Glück, daß er in dieser Zeit der Prüfung noch den guten Vater in Freiburg hatte. Für einige Zeit kam er nach diesem langen Zwischenraum zur Aushilfe nach Krozingen, doch erst 1926 konnte er wieder auf eine eigentliche Dienststelle gehen. Das alte Leiden in Verbindung mit weiteren Komplikationen verhinderte aber den so sehr erwünschten Aufzug auf eine eigene Pfarrei. Es blieb nur noch als Ausweg der Ruhestand übrig, für den sonst noch sehr rüstigen und kräftigen Mann ein schwerer Entschluß. Viele Jahre ging er in Waldkirch täglich zu früher Morgenstunde in das St.-Nikolaus-Spital zur heiligen Messe, und als er altershalber dazu nicht mehr in der Lage war, feierte er täglich mit großer Andacht und Hingabe in seiner Wohnung das hl. Opfer, damit der Kirche weiterhin dienend und zugleich sich vorbereitend für ein gutes Sterben. E. K.

Feicht Kaspar (Ostpriester)

Geb. 31. 12. 1897 in Apatin (Batschka in Jugoslawien), ord. 1. 7. 1923 in Peács (Fünfkirchen, Ungarn), emeritierter Dekan, Pfarrer i. R. in Mohács, zuletzt Administrator in Darda, pensioniert 1. 3. 1960, nach Deutschland übersiedelt Mai 1960, Flüchtlingspriester in Mosbach, Kommodant in Krumbach, Pfarrei Limbach (1961), zuletzt in Altlußheim (1961). Gest. 4. 3. 1968 in Speyer, St.-Vinzentius-Krankenhaus, beerdigt 7. 3. 1968 in Altlußheim.

F. (sein Name wurde im Taufbuch 1927 in Feucht geändert) Gaspar stammt von einem Bauernhof in der Batschka und wurde in Fünfkirchen von Bischof Julius v. Zichy zum Priester geweiht. Schon 1949 erstmals wegen

Krankheit in den Ruhestand versetzt, wurde er nach seiner Wiederaktivierung (1951) 1960 endgültig pensioniert. Da seine Verwandten – außer zwei Brüdern in Amerika – und zahlreiche Pfarrkinder in Deutschland wohnten, verließ er Ungarn und kam nach Mosbach. Wegen Wohnungsschwierigkeiten konnte er nicht sofort, wie beabsichtigt, nach Altlußheim ziehen, sondern mußte mit Krumbach vorliebnehmen. Sowohl hier wie in Altlußheim leistete er bereitwillig Aushilfe, soweit es seine Gesundheit erlaubte. Er verstarb nach einer Darmoperation. Nach seinem Tode hat sich die Erzdiözese Fünfkirchen für die Mithilfe des Verstorbenen in der Seelsorge bedankt. TK

Fink Karl

Geb. 4. 4. 1900 in Villingen, ord. 19. 3. 1926, Hausgeistlicher in Menzenschwand (1926–34), Krankheitsurlaub in Villingen, Vöhrenbach, Jordanbad, Bonndorf, Neusatzeck, Heiligenberg (1930–36), Vikar in Busenbach, Freiburg-Littenweiler; Pfarrverweser in Biesendorf (1941–46), Vikar in Seebach bei Ottenhöfen (1946), Krankheitsurlaub ab 1947 in Todtmoos, St. Blasien, Rosenharz bei Ravensburg, St. Peter, Hausgeistlicher in Lindenberg bei St. Peter (1950), Vikar in Freudenberg (1951), Krankheitsurlaub ab 1951 in Würzburg, Lohr/Main, Wasach b. Oberstdorf/Allgäu, Villingen, Oberharmersbach-Zuwald und ab 1954 für immer in Villingen. Gest. in Villingen 4. 2. 1968, beerdigt daselbst 7. 2. 1968.

F. war der Sohn eines Lokomotivführers in Villingen. Besuchte hier das Realgymnasium und legte ein Jahr nach dem Abitur 1920 die Ergänzungsprüfung im Griechischen am Gymnasium in Donaueschingen ab. Im 7. Semester des Theologiestudiums trat eine Lungentuberkulose auf, die in Davos vermeintlich geheilt wurde. Hinzu trat eine Nervenschwäche. Seine berufliche Verwendung war infolge seines andauernden Leidens sehr begrenzt. Dies hat den geistig sehr Interessierten und Belesenen schwer bedrückt. Nur in dem kleinen Biesendorf war es ihm vergönnt, etwas zu leisten, freilich überschattet von seinem kranken Zustand, vom Schulverbot im Dritten Reich und von ängstlicher Gewissenhaftigkeit, die ihn antrieb, seine schriftlichen Verwaltungsgeschäfte zwar mustergültig, aber bis zur körperlichen Erschöpfung zu führen. Schon sein erster Posten als Hausgeistlicher an einem Erholungsheim in Menzenschwand war zu schwer für ihn und wurde durch Kuraufenthalte in Wörishofen und Arosa unterbrochen. In den letzten Jahren seines Lebens verschlummerte sich nicht nur seine Nervosität, auch ein Leberleiden trat hinzu. Wissend um die Last, die er anderen bereitete, suchte er „durch ein geduldiges Kreuztragen . . . mit Gottes Gnade vieles zu sühnen“. Bis ein Jahr vor seinem Tode, der ihn vom irdischen Leiden erlöste, hat er im Heiliggeist-Spital in Villingen, dem dortigen Altersheim, seines Priesteramtes gewaltet. TK

Fleig Paul

Geb. 27. 6. 1887 in Tennenbronn, ord. 5. 7. 1911; Vikar in Bleichheim, Karlsruhe-Beiertheim; Kurat in K.-Beiertheim 5. 11. 1923, hier invest. 13. 1. 1946. Ruhestand 13. 1. 1962 in Tennenbronn. Gest. 29. 6. 1968 in Tennenbronn, ebenda beerd.

Der Verstorbene gehört zu den Geistlichen, die das katholische Leben in der ehemaligen Landeshauptstadt während eines halben Jahrhunderts maßgebend mitgestaltet haben. Seine humanistischen Studien machte der auf

dem Casimirhof in Tennenbronn geborene Jungmann in Rastatt, nachdem der Heimatpfarrer ihn auf die Obertertia vorbereitet hatte. Nach der Priesterweihe kam er für ein halbes Jahr nach Bleichheim, dann aber zu Beginn des Jahres 1912 nach Karlsruhe-Beiertheim, damals sicher nicht ahnend, daß diese Gemeinde nun der Ort seines gesamten künftigen priesterlichen Wirkens werden würde. Als Vikar F. hier begann, war Beiertheim einige Jahre erst nach Karlsruhe eingemeindet worden. Das kirchliche Leben stand noch in den Anfängen – 1915 wurde die Nockirche St. Michael fertiggestellt, wobei der sehr praktisch veranlagte, arbeitsfreudige Vikar energisch mitanpacken mußte. Schon in diesen frühen Jahren erwarb er sich „hohe Achtung“ in der werdenden Gemeinde, wie es einmal ausdrücklich von ihm heißt. Die ausgeprägte Fähigkeit zu selbständiger Arbeit kam namentlich in der vorbildlichen Führung des Pfarrjugendvereins zum Ausdruck, den der Vikar zu schöner Blüte brachte. Als Kurat nahm er sich mit gleichem Geschick des Müttervereins und der Jungfrauenkongregation an, zweier Seelsorgsinstrumente, die in damaliger Zeit und erst recht in einer im Aufbau begriffenen Gemeinde von unschätzbarem Werte waren. Über diese sorgsam gepflegten kirchlichen Vereine verwuchs Kurat F. immer inniger mit dem aktiven Teil der Gemeinde. In ähnlicher Weise wirkte er in den verschiedenen Schulen, in denen er einen immer wieder lobend hervorgehobenen, sorgfältig und ganz auf das praktische religiöse Leben abzielenden Religionsunterricht erteilte. Im Laufe der Jahre wurde er ein wahrer Meister des Religionsunterrichts, namentlich an den Fortbildungsschulen, in denen er es mit der heranwachsenden Jugend seiner Gemeinde zu tun hatte. Und diese Gemeinde wurde immer größer; bald war der Stadtteil Weiherfeld von so vielen Katholiken bewohnt, daß in den dreißiger Jahren dort eine eigene Kirche gebaut werden mußte. Als Anerkennung für solche seelsorgliche Aufbauarbeit verlieh ihm Erzbischof Gröber den Titel eines Stadtpfarrers (1937). Wie ein Vater stand er während der schweren Kriegszeit mit ihren vielfachen Feindangriffen und sonstigen Nöten in seiner großen Gemeinde: „Für alle will ich dasein“ – war die Devise des mitfühlenden, von großer Güte und Hilfsbereitschaft erfüllten Stadtpfarrers. Nach dem Krieg waren zum Teil bedeutende Bauschäden an Pfarrkirche, Pfarrhaus und den drei pfarreigenen Kindergärten zu beseitigen – auch hier kannte er nur unermüdlichen opfervollen Einsatz. In den Nachkriegsjahren plante er noch den Bau einer neuen, den Größenverhältnissen der Gemeinde endlich angepaßten Pfarrkirche; die Grundstücksverhandlungen konnte er noch einleiten. Längere Zeit hatte Stadtpfarrer F. vertretungsweise das Stadtdekanat Karlsruhe zu leiten; auch andere überpfarrliche Aufgaben lagen bei ihm in guten Händen. Großes Vertrauen hatte er sich auch als Beichtvater in manchen Karlsruher Schwesternhäusern erworben. Eine allzeit gute Gesundheit hatte ihm eine so vielfältige und über fünf Jahrzehnte sich erstreckende gesegnete Tätigkeit möglich gemacht. Die Ernennung zum Geistlichen Rat durch Erzbischof Hermann Schäufler war Dank und Anerkennung des Oberhirten für solch seltene Ausdauer im seelsorglichen Dienst. Noch sechs Jahre durfte er im Ruhestand verbringen, bei guter Rüstigkeit auch hier immer wieder zum aushelfenden Dienst bereit. An seinem Namenstag beschloß er hochbetagt sein vorbildliches Leben und Wirken.

E. K.

Freischlag Wilhelm

Geb. 15. 12. 1891 in Werbach, ord. 30. 6. 1915, zum Militärdienst eingezogen 1. 5. 1915, Lazarettgeistlicher 20. 1. 1916, Feldgeistlicher 9. 5. 1917, aus der Lazarettbehandlung entlassen 24. 2. 1919, Vikar in Mannheim, Hl. Geist (1919), St. Trudpert (1920), Krankheitsurlaub, Vikar in Forbach (1920), Krankheitsurlaub in St. Blasien (1921), Hausgeistlicher am Vinzentiuskrankenhaus in Karlsruhe (1922–1932), Spiritual in Bühl, Kloster Mariahilf (seit 1932), pensioniert 1. 7. 1961 in Bühl. Gest. 13. 7. 1968 in Bühl, beerdigt daselbst 17. 7. 1968, Klosterfriedhof. Erzb. Geistlicher Rat 1. 10. 1947.

F. war der Sohn eines Kaufmanns in Werbach und sollte entweder Kaufmann oder Kaminfeger werden! Mit acht Jahren verlor er den Vater; sein Pate, Oberlehrer Baumeister in Wertheim unterstützte die Mutter in der Kindererziehung, Kaplan Baumeister bereitete F. auf die Quinta des Lyzeums in Wertheim vor. Von der Quarta an besuchte er das Gymnasium in Tauberbischofsheim und war Zögling des Gymnasialkonvikts. Über seine Studienjahre in Freiburg und St. Peter hat F. selbst in der kleinen Schrift für seine Kursgenossen „Fünfundzwanzig Priesterjahre in bewegter Zeit 1915–1965“ berichtet. Er gehörte zu jenen Neumatrikulierten, die 1911 im neuen Kollegiengebäude in Freiburg ihr Studium begannen. Im Weltkrieg kurz vor der Priesterweihe eingezogen als Rekrut, dann zur Weihe wieder entlassen, war er zuerst im Sanitätsdienst, dann in der Heeresseelsorge in der 20. Infanteriedivision und erhielt das Eisernes Kreuz II. Klasse, das Ritterkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen, das Frontkämpferkreuz und die österreichisch-ungarische Kriegserinnerungsmedaille. Schon auf seinem ersten Vikarsposten in Mannheim fing er zu kränkeln an und bat um seine Versetzung in den Schwarzwald. Dies war bedauerlich, da seine Fähigkeiten auf allen Gebieten der Seelsorge gut entwickelt waren. Fortgesetzte katarrhalische Erkrankungen vereitelten seine Verwendung als Vikar in einer Stadt und später die Übernahme einer, wenn auch noch so kleinen Pfarrei. Wiederholt suchte er in Davos Linderung seiner Beschwerden. F. leistete als Spiritual Außergewöhnliches sowohl durch Vorträge wie durch Rundbriefe. Von einer seiner Predigten (1941) wünschte Erzbischof Gröber die Versendung an alle Klöster der Diözese. Auch im Landkapitel schätzte man ihn als Prediger und übertrug ihm die homiletische Fortbildung der Neupriester. Auf dem Dies hielt er wertvolle Vorträge und am Realgymnasium in Bühl erteilte er in den Oberklassen einen gediegenen Religionsunterricht. Bekannt war er als Schriftsteller. Aus seiner Feder stammten außer der schon genannten Jubiläumsschrift für seine Kursgenossen:

Glauben Sie an einen Gott? Gottesbekenntnisse großer Männer, Herold-Verlag, München 1936.

Die Pfarrkirche in Moos zum Tage ihres 150jährigen Bestehens. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. Concordia-Bühl/Baden 1938.

Männer vor Gott und Volk. Lebensbilder großer deutscher Soldaten und Freiheitskämpfer. Otto Müller, Salzburg-Leipzig 1939.

Pfarrer und Pfarrgemeinde. Aus den Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Anton Müller von Mühlacker i. Wttbg., Unitas-Bühl/Baden 1941.

Dem Herrn geweiht. Ansprachen bei klösterlichen Feierlichkeiten. Unitas-Bühl/Baden 1948.

Braut Christi. Leben und Wirken der „Barmherzigen Schwestern“, Calig/Freiburg, Filmband 1949.

Das Kloster Maria Hilf Bühl i. B. Unitas-Bühl 1949.

Die acht Seligkeiten in Wort und Bild. Concordia-Bühl 1952.

Aus dem Taubertal. Erinnerungen aus der Kindheit und der frühesten Jugendzeit. Concordia-Bühl 1956.

Tätigkeitsgebiete der Ordensprovinz Baden-Hessen. Sonderheft Nr. 3/1956 „An den Quellen des Erlösers“. Zeitschrift der Niederbronner Schwestern.

Das Kloster „Maria Hilf“ Bühl i. B. und die Ordensprovinz Baden-Hessen 1919–1949–1959. Bühl/Baden 1959.

Priesterlicher Eifer, große Begabung, Gewissenhaftigkeit und ein gütiges Wesen waren in F. vereint. Hinzu kommt bei diesem von Krankheit gezeichneten Menschen ein echtes Mitfühlen mit den zahllosen Patienten, denen er auf seinem Lebensweg begegnete. Nicht vergessen ist seine Aufopferung für die von ihm betreuten Schwestern in den Kampfjahren des Dritten Reiches und in den Notjahren nach dem Krieg. TK

Friedrich J o h a n n (Ostpriester)

Geb. 23. 12. 1883 in Vukovar (Jugoslawien), ord. 7. 7. 1907; Vikar 1907 – 1914; Feldkaplan 1914 – 1918; Pfarrer in Sarvás 1919 – 1944; Ausweisung Oktober 1944; Expositus in Neureuth b. Karlsruhe 1. 8. 1946. Ruhestand 1. 3. 1950 in Epfenbach, Kreis Sinsheim, später in Graz. Gest. 29. 5. 1968 in Graz, beerd. in Graz (Zentralfriedhof).

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam Pfarrer F., ein Donauschwabe, zusammen mit seinen deutschstämmigen Pfarrangehörigen im Zuge der Aussiedlungsaktionen nach Thüringen. Sofort setzte er sich hier in der Seelsorge und caritativen Betreuung seiner Landsleute ein. Im Laufe des Jahres 1946 kamen diese in den nordbadischen Raum, wohin ihnen Pfarrer F. folgte. Von Karlsruhe-Knielingen aus nahm er sich eifrig seiner in zahlreichen Gemeinden wohnhaft gewordenen Pfarrkinder an, bis er in Neureuth als Expositus einen festen Wohnsitz und Stützpunkt für seine Flüchtlingsseelsorge erhielt. Gerne half er auch da und dort in der übrigen Seelsorge aus. Den Ruhestand in Epfenbach gab er auf, um in Graz bei seinen leiblichen Schwestern den Lebensabend verbringen zu können. Bis zuletzt oblag er hier kirchengeschichtlichen und mathematischen Studien. Ein Jahr nach der Feier des diamantenen Priesterjubiläums ging er in die Heimat des Himmels ein, aus der es keine Vertreibung mehr gibt. E. K.

Fromhold L o r e n z

Geb. 7. 2. 1884 in Krautheim, ord. 5. 7. 1911, Vikar in Urloffen, Ebnet, Kürzell, Pforzheim-St. Franziskus, Kirchzarten, Elzach; Pfarrverweser in Leimen (1920), Pfarrer daselbst 26. 10. 1924 bis zur Pensionierung 1. 5. 1954. Pensionär in Nußloch, ab 1. 5. 1959 in Krautheim. Gest. 28. 1. 1968 in Krautheim, beerdigt daselbst 31. 1. 1968. Ehrenbürger der Stadt Krautheim.

F. war der Sohn eines Glasers und durchlief die ganze Volksschule und trat mit 16 Jahren in die Quarta in Tauberbischofsheim ein. Er spielte mit dem Gedanken, in einen Orden einzutreten; eine seiner sechs Schwestern war in einem Kloster in Wien. Die Vorsteher des Theologischen Konvikts stellten im Skrutinium fest, daß sein Talent größer sei, als die Abituriumsnote vermuten ließ. „Eine Nathanaelseele, unschuldig und fromm, lebenswürdig

macht er seinem Namen alle Ehre.“ Doch konnte er auch ebenso fest auf seiner Meinung beharren. „Nicht immer sind Sie in Ihren Bemühungen verstanden worden. Zu der großen und verantwortungsvollen Arbeit im Weinberg des Herrn kam das Leid der Verkennung und Anfeindung. Doch Sie gingen unbeirrt Ihren Weg der Treue, der oft genug auch ein Weg des Kreuzes wurde“, schrieb ihm sein Oberhirte zum goldenen Priesterjubiläum. Ein fleißiger und frommer Priester, ein guter Sänger vor dem Herrn, freigiebig, aber nicht immer aufgeschlossen für die sich wandelnden Zeitverhältnisse, wohl „fortiter in re“, aber nicht immer „suaviter in modo“. Um seine Pfarrkirche in Leimen hat er sich große Mühe gegeben. TK

Hermann Otto (Priester im Bistum Meissen)

Geb. 2. 10. 1905 in Überlingen a. S., ord. 26. 3. 1933 in Bautzen; Vikar in Zittau/Sa., Schirgeswalde/Oberlausitz; Pfarrvikar und Pfarrer in Neugersdorf/Sa. (1939 – 1967). Ruhestand 1. 8. 1967 in Gengenbach. Gest. 30. 6. 1968 in Gengenbach, ebenda beerd.

Am Friedrichs-Gymnasium in Freiburg und am Gymnasium in Offenburg absolvierte Otto H. die humanistischen Vorstudien und studierte dann Theologie in Freiburg. Im Sommer 1930 – das Seminarjahr in St. Peter hatte eben begonnen – mußte er zu einer schwierigen Kieferhöhlenoperation, die die Rückkehr in den Seminarkurs unmöglich machte. Während der Rekonvaleszenz gab H. in Sasbach aushilfsweise Unterricht in Latein, Griechisch und Französisch. Inzwischen kam es zu einer Übereinkunft mit dem Bischof von Meissen, dem späteren Erzbischof Conrad Gröber, sich für dieses priesterarme Diasporabistum weihen zu lassen. Fern seiner Heimat hat der Heimgegangene 34 Jahre lang treu und opferwillig unter schwierigen Verhältnissen seiner Kirche gedient, bis er, durch Arbeit und Krankheit völlig erschöpft, die ständig wachsende Gemeinde Neugersdorf (16 000 Einwohner) nicht mehr betreuen konnte. Die Ärzte rieten zur Übersiedlung in die Bundesrepublik, um die schwer angeschlagene Gesundheit besser wiederherstellen zu können. Seinem Gesuch um Aufnahme in die Erzdiözese wurde großzügig sofort entsprochen. Wenn möglich, sollte der Heimgekehrte später eine kleine Pfarrei übernehmen, doch schon ein Jahr nach der Übersiedlung führte sein schweres Leiden (Zucker) zu seinem Tod. Seine Kursgenossen von ehedem haben Otto Hermann wegen seines kameradschaftlichen, sympathischen Wesens und wegen seiner aufgeschlossenen geistigen Interessiertheit in guter Erinnerung. E. K.

Höfler Hugo

Geb. am 15. 3. 1898 in Rothenlachen, Pfarrei Wald (Hz.), ord. 1. 7. 1923; Vikar Karlsruhe (St. Bernhard), 1. 2. 1924 Präfekt im erzbischöflichen Konvikt Tauberbischofsheim; Krankheitsurlaub 1929; 9. 1. 1930 Vikar Villingen Münster; 28. 10. 1931 Leiter des Gesellenhauses in Offenburg und stellvertretender Religionslehrer an der Gewerbeschule; 1. 1. 1933 dort staatlicher Religionslehrer; 3. (14.) Mai 1939 Münsterpfarrer Breisach; 1947 Geistlicher Rat; 19. 11. 1947 Pfv. Überlingen a. B., invest. 9. Mai 1948; 1952 Dekan d. Kap. Linzgau; 11. 4. 1961 Pfv. Hagnau, invest. 28. 5. 1961; Ruhestand 15. 10. 1965, Ehrendekan; wohnte kurz in Würzburg, dann Radolfzell; daselbst gest. 26. 3. 1968; beerd. 29. 3. 1968 Breisach, Münster St. Stephan.

Als Bub des Grenzbeamten Karl H. folgte er seinem Vater an verschiedene Orte: Singen, Lörrach, Grenzach, Basel, Radolfzell, besuchte 1911 die Untertertia zu Konstanz als Schüler des erzb. Konvikts. Nach dem Abitur 1917 meldete er sich zum Wehrdienst und wurde 1919 als Unteroffizier entlassen, worauf er in Freiburg das Studium der Theologie aufnahm. Schon damals zeigte er einen gediegenen männlichen Charakter, kernige Frömmigkeit mit ausdauerndem Fleiß, der ihm später die Arbeit als Vikar, Präfekt und Religionslehrer in allen Sparten leicht machte. Besonderes Geschick für Jugendliche zeichnete ihn auch später noch aus. Die Evakuierung der Bevölkerung sowie die Beschießung und weitgehende Zerstörung Breisachs, des Pfarrhauses und seines Münsters gegen Kriegsende haben ihm begreiflicherweise gesundheitlich schwer zugesetzt, so daß er sich 1947 mit Rücksicht auch auf seine Eltern um eine Stelle in Nähe des Bodensees bemühte, zumal die grundlegenden Wiederaufbauarbeiten in Breisach geleistet waren. Auch in Überlingen bemühte er sich erfolgreich um die Standesseelsorge. Überall durfte er als Seelsorger und Dekan segensreich tätig sein, stand in bestem Ansehen bei der Bevölkerung und Beliebtheit bei den Mitbrüdern. Um so schwerer traf ihn im Laufe der letzten Jahre ein immer stärker werdender skrupulöser Zustand mit starken Depressionen, die ihn bewogen, den Oberhirten um seine Pensionierung zu bitten, die ihm nicht lange zuteil war. Die Stadt Breisach gewährte ihrem beliebten Ehrenbürger die letzte Ruhestatt in ihren Mauern. Krs.

Huber L u d w i g

Geb. 22. 8. 1896 in Meßkirch, ord. 6. 7. 1924; Vikar in Forchheim, Gengenbach, Offenburg (Dreifaltigkeit); Pfarrv. in Gaggenau-Ottenau 19. 10. 1933, hier invest. 5. 5. 1935; Pfarrer in Altdorf 20. 5. 1947; Pfarrv. in Weildorf b. Haigerloch 19. 4. 1950; Pfarrer in Oberlauchringen 17. 8. 1952; Klosterpfarrer in Baden-Baden (Guter Hirte) 27. 11. 1957. Ruhestand in Baden-Baden 15. 11. 1967. Gest. 31. 8. 1968 in Baden-Baden (Theresienheim), beerd. in Gaggenau-Ottenau.

Der Lehrersohn machte in Karlsruhe 1914 das Kriegsabitur und war darauf vier Jahre lang beim Militär. Sein reges theologisches Interesse unterstreichen die zahlreichen von ihm mitgemachten Seminarübungen. „Eine aufrichtige Seele mit guten, gewinnenden Formen, bescheiden, tieffromm, anspruchslos“, so wird der die Kursgenossen um Haupteslänge überragende Jungpriester charakterisiert. Schon nach drei Jahren hatte er sich beachtliches Geschick zu selbständigem Arbeiten erworben. Von drei Vikarsposten haben ihn Pfarrer und Gemeinden jeweils nur ungern scheiden gesehen; seine reife, ruhige, ganz auf seinen Dienst eingestellte Persönlichkeit wirkte nachhaltig auf alle, die mit ihm zu tun hatten. Seine seelsorgliche Befähigung zeigte sich noch überzeugender in Gaggenau-Ortenau, wo er während der Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges unter schwierigen Umständen eine vorbildliche Gemeindepastoration betrieb. Ludwig H. war Mitglied der Schönstadt-Bewegung und empfing von hier starke, ihn selbst und seine Arbeit befruchtende Impulse. Er gehörte zu jenen Priestern, die schon in den dreißiger Jahren regelmäßige Bibelabende hielten, in etwa eine Ergänzung seiner ausdauernden Bemühung um die Förderung des Eucharistieempfangs. Überpfarrlich war er jahrelang als Dekanatspräses der Jungfrauenkongregation und der Pfarrhaushälterinnen

tätig. Dem Ausmaß solcher Arbeitsfülle war er nach vierzehn Jahren nicht mehr gewachsen, darum wechselte er nach Altdorf, von wo er allerdings schon nach drei Jahren infolge längerer Erkrankung auf das kleine hohenzollerische Weildorf ging. Gesundheitlich wieder etwas gefestigt, war er noch fünf Jahre mit gewohntem Eifer in Oberlauchringen tätig. Dann freilich kamen neue gesundheitliche Schwierigkeiten und ließen den Wechsel auf die ruhigere Stelle am Kloster zum Guten Hirten in Baden-Baden als ratsam erscheinen. In seiner ruhigen Besonnenheit und Güte versah er hier noch zehn Jahre lang in aller Stille treu und aus großer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis seinen Dienst an den sozialgefährdeten Mädchen des Hauses, denen er vor allem in seinem gediegenen Religionsunterricht neuen Halt und innere Festigung zu geben wußte. Eine schwierige Operation im Sommer 1967 zwang ihn, in den Ruhestand zu gehen, doch waren die Kräfte zu sehr aufgezehrt, im Jahr darauf erlosch dieses beispielhafte Priesterleben.

E. K.

Kaiser Ernst Friedrich

Geb. 30. 5. 1912 in Freiburg i. Br., ord. 7. 3. 1937, Vikar in Steinbach bei Bühl, Achern, Pforzheim-St. Franziskus, Mannheim-Käfertal, Karlsruhe-St. Elisabeth; Rektor im Kolpinghaus und Religionslehrer an der Gewerbeschule (1946), Vorlesungen an der Hochschule für Musik (kirchenmusikalisches Seminar, 1948), Übernahme in das Beamtenverhältnis unter Ernennung zum Studienrat (1952), zum Oberstudienrat befördert 20. 12. 1960, gest. 25. 1. 1968 in Karlsruhe, beerdigt in Holzhausen bei Freiburg 30. 1. 1968.

K. war der Sohn eines aus Achern gebürtigen Gendarmen und verbrachte seine frühe Kindheit in dem vom Ersten Weltkrieg hart mitgenommenen Neuenburg am Rhein. Die Volksschule besuchte er in Offenburg. Wegen des von der Regierung befohlenen passiven Widerstands wurde sein Vater von den Franzosen schwer bestraft und er mit seiner Mutter aus Offenburg 1923 ausgewiesen. In Villingen besuchte er das Realgymnasium, legte 1932 dort das Abitur ab und fast gleichzeitig die Ergänzungsprüfung im Griechischen am Berthold-Gymnasium in Freiburg. Im wurde ein „übermittleres Talent“ und Eignung für „bessere“ Posten bescheinigt. Besonders seine Begabung als Sänger (Tenor) wie als Dirigent des vierstimmigen Chors der Alumnus wurden hervorgehoben. Strebsam, fast ehrgeizig, besonders in der Gestaltung von Katechese und Predigt, dazu gewandtes und gemessenes Auftreten waren seine vielversprechenden Anlagen, die er dann auch in seinen 31 Priesterjahren verwirklichte. In allen Vereinen, in den Schulen, als „geisterfüllter Verkünder des Gotteswortes“, als Verwalter eines Kolpinghauses mit 170 Insassen, als Hochschullehrer für Musik, als Kirchenchordirigent, als Leiter von Einkehrtagen für Männer, Frauen, Lehrerinnen, Kirchenchöre, als Exhortator für Ordensschwester, Seelsorghelferinnen, im Konvertitenunterricht und als allzeit bereiter Aushelfer an der Pfarrei St. Bonifaz in Karlsruhe stellte er seinen Mann. Von Pforzheim aus 1940 für kurze Zeit zum Wehrdienst eingezogen, wurde aber wegen seines gesundheitlichen Zustands wieder entlassen; im übrigen hielt er aber wider Erwarten bis zuletzt durch. Mit Oberstudienrat K. ist ein freundlicher und lebhafter Mensch, ein frommer und zugleich kontaktfreudiger Priester, ein guter Lehrer und kluger Berater und Erzieher allzu früh von uns geschieden.

TK

Krapf Burkhard

Geb. 10. 6. 1929 in Freiburg i. Br., ord. 5. 6. 1966; Vikar in Ringsheim, Karlsruhe-Daxlanden. Gest. (tödlicher Unfall) 16. 12. 1968 in Neewiller bei Lauterbach (Elsaß), beerd. in Bad Peterstal.

Der allzu früh Heimgegangene stammte aus einer evangelischen Pfarrersfamilie. Das humanistische Gymnasium besuchte er in Offenburg. Nach dem Abitur studierte er zuerst evangelische Theologie in Heidelberg, wandte sich dann aber dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg zu, in der Absicht, später Lehrer zu werden. Katholisierende Neigungen traten nun immer stärker zu Tage, vor allem war es die Liturgie der Kirche, die den Suchenden stark in ihren Bann zog. Der Entschluß zur Konversion reifte auf seinem ersten Dienstort als Lehrer, in Wolfach, heran. In der Abteikirche Seckau trat er 1959 zur katholischen Kirche über, schon jetzt den Gedanken an das Priestertum in Erwägung ziehend. Letzte Klarheit hierüber kam ihm in Bad Peterstal, wo er ebenfalls als Lehrer tätig war. Er begann 1961 in Freiburg das theologische Studium, in der frohen Hoffnung, dann in dem nach langem Umweg endlich gefundenen Lebensberuf tätig sein zu können. Sein kurzes seelsorgliches Wirken in Ringsheim und Karlsruhe berechnete zu den besten Erwartungen für eine gesegnete priesterliche Tätigkeit – Gott hat es anders gefügt. Auf winterlich vereister Straße verunglückte er mit dem Auto so schwer, daß er noch am selben Tag verstarb.

E. K.

Landis Eugen Karl

Geb. 24. 1. 1892 in Schopfheim, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Mannheim (Herz-Jesu), 1914 – 1921; Präses des katholischen Gesellenvereins und Bezirkspräses der Mannesjugend in Mannheim 1921 – 1932; Pfarrer in Obertsrot (Murgtal) 1932 – 1942; Pfarrer in Schuttern 1942 – 1952; Pfarrer in Hofgrund (Schauinsland) 1952 – 1957; 1. 11. 1957 Ruhestand in Freiburg (St. Urban). Gest. 15. 3. 1968; beerd. 18. 3. 1968 in Freiburg.

Aus einer einfachen Handwerkerfamilie stammend, besuchte Landis zunächst in Schopfheim zwei Klassen der Realschule; der dortige Reallehrer Metzger, Vater des im Dritten Reich hingerichteten Dr. M. J. Metzger, bereitete den begabten, strebsamen Jungen auf das humanistische Gymnasium vor; 1910 bestand er das Abitur am Friedrichs-Gymnasium in Freiburg. In seinem Entschluß, Priester zu werden, war er nie wankend geworden. Am 7. 7. 1914 wurde er zum Priester geweiht. Zum 30. 7. 1914 wurde er, der jüngste seines Kurses, als Vikar nach Mannheim (Herz-Jesu) angewiesen, mit Kriegsausbruch trat er die Stelle in der damals größten und auch schwierigsten Pfarrei der Erzdiözese an. Eine Fülle von Arbeit erwartete den Neupriester: 24 Stunden Religionsunterricht als Wochendeputat, ein blühendes Vereinsleben, ein Jugendverein mit 300 Mitgliedern. Mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit und Bestimmtheit erfüllte er seine Aufgaben. Die Treue und Anhänglichkeit vor allem der Mannesjugend begleitete ihn das ganze Leben hindurch. Bald fielen sein organisatorisches Geschick, seine Begabung in Predigt und Katechese, sein nimmermüder Einsatz auf. 1921 wurde er Präses des katholischen Gesellenvereins und Bezirkspräses der Mannesjugend mit Sitz im Gesellenhaus Mannheim. Neue Aufgaben warteten auf ihn: der Aufbau einer starken Organisation, Stärkung und

Verankerung des Glaubens in den weltanschaulich sehr bewegten zwanziger Jahren; die Ausrichtung des süddeutschen Gesellentages mit einem Festzug, wie ihn Mannheim nicht oft in seiner Geschichte gesehen hat; der Bau eines neuen Gesellenhauses, da das alte den Anforderungen der Zeit nicht mehr gewachsen war. Er wurde dazu als Religionslehrer an das Lehrerinnenseminar berufen, eine Aufgabe, die er nach dem Zeugnis des Schulinspektors in ganz vorzüglicher Weise erfüllte. Dann kam die wirtschaftliche Krise der Jahre 1930/32. Die wachsende Arbeitslosigkeit und sonstige Schwierigkeiten bestimmten ihn, in die ordentliche Seelsorge zurückzukehren. Am 27. 4. 1932 zog er in Obertsrot-Hilpertsau als Pfarrkurat auf. Die Mannheimer Ereignisse hatten ihn sehr mitgenommen; trotzdem begann er mit ungebrochenem Eifer die Seelsorgearbeit. Er baute die Standesorganisationen aus, gründete einen blühenden Jungmännerverein, half überall gerne aus, wo man den bewährten Prediger und Redner brauchte. Sein unerschrockenes Eintreten für die Rechte der Kirche, die Freiheit der Glaubensverkündigung führte zu Konflikten mit den Machthabern des Dritten Reiches. 1937 erhielt Pfarrer Landis Schulverbot; das eingeleitete Strafverfahren wurde nach einem Jahr eingestellt, das Schulverbot nach drei Jahren aufgehoben. Sein katechetischer Eifer konnte nicht gehemmt werden; er sammelte Schüler und Schülerinnen zu Seelsorgestunden in der Pfarrkirche; nahezu alle kamen. Die Treue des überwiegenden Teiles der Pfarrangehörigen ließ die Kirchenfeindschaft der wenigen Gegner bedeutungslos werden. 1941 regten sich die Kirchenfeinde wieder; am Fronleichnamfest, das als Feiertag abgeschafft war, hatte Pfarrer Landis um 9 Uhr ein heilige Messe für die älteren Pfarrangehörigen gefeiert; für dieses „Verbrechen“ wurde er für zehn Tage in Schutzhaft im Gefängnis zu Rastatt genommen. Die Treue und dankbare Anhänglichkeit der Gläubigen waren dem Verfolgten Trost und Freude.

Am 29. 11. 1942 wurde er in Schuttern als Pfarrer investiert. Schon als Theologe hatte E. K. Landis großes Interesse an der Kirchengeschichte gezeigt; Professor Pfeilschifter war sein verehrter Lehrer, in dessen Seminar er während seiner Freiburger Studienzeit arbeitete. So war es ihm eine Freude, in dem historisch so bedeutsamen Schuttern mit dem ehemaligen Benediktinerkloster als Pfarrer tätig zu sein. Er vertiefte sich in die Geschichte der frühen Abtei, erforschte die baulichen Überreste des einstigen Klosters und machte die bewegte Vergangenheit des Ortes für die heutige Seelsorge lebendig. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief in zum Kammerer und Dekanatsfrauenseelsorger; er war eifriger Mitarbeiter eines katechetischen Arbeitskreises. Die lebendige Anteilnahme seiner Pfarrangehörigen war ihm immer wieder Ansporn und Verpflichtung trotz seiner angegriffenen Gesundheit.

Auf ärztlichen Rat suchte der nun 60jährige Besserung und Heilung in den heimatlichen Schwarzwaldbergen. Am 25. 5. 1952 wurde er als Pfarrer in Hofgrund investiert. Aber auch hier konnte er sich keine Ruhe gönnen. Der Strukturwandel der Landwirtschaft, der Übergang zum Fremdenverkehrsort stellten neue Aufgaben, die er mit Geschick und arbeitsbereitem Einsatz, getragen vom Vertrauen der Gemeinde, erfüllte; auch für die wirtschaftlichen Anliegen der Höhengemeinde war er sehr aufgeschlossen. Das alte, längst zu klein gewordene Kirchlein mußte durch eine neue Kirche ersetzt werden, die trotz vieler Schwierigkeiten zur Freude der Pfarrgemeinde und

der Gäste 1956 vollendet wurde. Diese mannigfaltigen Arbeiten zehrten an seiner Gesundheit; mehrfach mußte er das Krankenhaus aufsuchen. Zum 1. 11. 1957 beantragte er seine Pensionierung. Pfarrer Landis schied von Hofgrund mit dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben: die neue Kirche war gebaut, die Schulden waren dank der Hilfe der Behörde, der großen Opferbereitschaft der Gemeinde und des Einsatzes eigener Mittel bezahlt. Die dankbare Gemeinde verlieh ihm aus Anlaß seines goldenen Priesterjubiläums das Ehrenbürgerrecht.

Den Ruhestand verbrachte Pfarrer Landis in Freiburg-Herdern. Jederzeit war er gerne zur Aushilfe auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule bereit. Er hielt Exerzitien für Schwestern, die weibliche Jugend, war als Fastenprediger gesucht und gern gehört. Er konnte manchmal im Scherz sagen, daß er von seinem „Ruhestand“ noch nicht allzu viel gemerkt habe. Die letzten Jahre seines Lebens waren von Krankheit überschattet; mehrere Schlaganfälle machten ihm jede seelsorgliche Arbeit unmöglich. Er durfte in seinem Zimmer zelebrieren, das war ihm Hilfe und Trost im schweren Leid. Am 15. 3. 1968 wurde er in die ewige Heimat abgerufen. Am 18. 3. wurde er auf dem Hauptfriedhof in Freiburg beigesetzt. Im Testament hatte er sich jeden Nachruf verboten, so nahmen viele Freunde und Gläubige aus allen Orten seiner früheren Wirksamkeit schweigend und trauernd von diesem wahrhaft guten Hirten Abschied. E. Reitingер

Lubomski Alexander (Ostpriester)

Geb. 2. 3. 1893 in Danzig, ord. 23. 6. 1918 in Pelplin, Vikar in Czersk/Westpreußen (1918 – 1919), Zoppot (1919 – 1923), Danzig-Königliche Kapelle (1923 – 1926), Oliva-Kathedrale (1926 – 1935); hier gleichzeitig Religionslehrer am Gymnasium und Zeremoniar an der Kathedrale. Caritasdirektor, Rendant der Bistumskasse, Examinator, Notar am Bischöflichen Gericht und Censor librorum (ab 1935), Kanzler des Bistums Danzig 1. 4. 1939 und zugleich des Bistums Kulm 5. 12. 1939 bis 1945. Pfarrverweser in Mrzezino/Pomerellen, Diözese Kulm (1945 – 1946), von den Polen ausgewiesen 1. 9. 1946. Subsidiar in Oberkassel bei Bonn (1946 – 1948), in Bad Godesberg-Rüngsdorf an St. Andreas (1948 – 1950), Pfarrverweser in Fischbach b. Villingen 1. 5. 1950, hier gest. 16. 2. 1968 und beerdigt 19. 2. 1968. L. war Mitglied des Zentralrats des Deutschen Caritasverbandes bis zu seinem Tode. Verleihung des Titels „Pfarrer“ 1. 9. 1959.

L. war ein stiller, sehr gewissenhafter, äußerst korrekter Ostpriester, der in seiner Heimatdiözese stets auf arbeits- und volkreichen Posten verwendet wurde, von durchschnittlich 7 000–12 000 Seelen. Daneben entwickelte er auch Talente auf dem Gebiet der Verwaltung und übernahm hier dank einer guten Gesundheit vielfältige Aufgaben. Auch das Amt eines Schriftleiters des Danziger Sonntagblattes kam hinzu. Gerne erzählte er von seinem Bischof Splett, mit dem er die Leidenszeit nach dem Krieg teilte, und verteidigte dessen Ehre. Im Zusammenhang mit dem Prozeß gegen Bischof Splett war er vom 9. 8. bis 20. 11. 1945 in polnischer Untersuchungshaft, wurde nach seiner Entlassung Pole, aber trotzdem am 17. 6. 1946 erneut verhaftet und ausgewiesen. Da er neben deutsch fließend polnisch sprach und schon im Danziger Freistaat beide Sprachen in der Seelsorge verwendete, hoffte er sehr, auch unter den neuen Verhältnissen in seiner Heimat bleiben zu können.

In Fischbach fiel es ihm im Anfang sehr schwer, den richtigen Kontakt zu gewinnen, aber dann brach auch dort das Eis. Er hat das dortige Pfarrhaus renoviert und die Kirchenrenovation in Angriff genommen. Mustergültig ordnete er die Archive im Landkapitel Villingen und gab auf meine Anregung hin die Agenda Fischbachensis im „Freiburger Diözesanarchiv“ (82.83. Band Seite 299–329) heraus. TK

Lurz A l f o n s

Geb. 18. 2. 1912 in Lauda, ord. 17. 12. 1939; Vikar in Hundheim, Limbach, Weingarten, Ballenberg, Waldkirch, Münchweier, Radolfzell, Waibstadt, Plankstadt, Ersingen, Mannheim-Untere Pfarrei; Pfarrv. in Worblingen 19. 10. 1950; Pfarrer in Edingen 10. 10. 1954. Ruhestand 1. 4. 1967 in Waldprechtsweier bei Malsch. Gest. 30. 12. 1968 in Waldprechtsweier, beerd. in Edingen.

Nach dem Abitur (1933) am Gymnasium Tauberbischofsheim kam Alfons L., Sohn eines Lokomotivführers, zuerst zum Arbeitsdienst und zu einem vormilitärischen Sportkurs. Obwohl der Gedanke an Theologie und Priestertum schon früh aufgetaucht war, ging er doch erst für einige Semester zum Studium der Rechtswissenschaften nach Würzburg. Erst dann wechselte er zur Theologie über, nicht zuletzt unter dem Anruf der Kampfzeit des Dritten Reiches. Der von übernatürlicher Denkart und Gesinnung geprägte Jungpriester brachte besten Willen, Fleiß und Eifer mit in die Seelsorgsarbeit, aber Herz und Nerven begannen schon nach dem ersten Dienstjahr unter den physischen Belastungen eines großen Vikarsdeputats stark zu leiden, so daß mehrmalige Erholung nötig wurde und die große Anzahl der Vikarsposten zustande kam. Gegen die höheren Orts erfolgte Einschätzung als Hypochonder wußte sich der überforderte Jungpriester energisch zu wehren. Obwohl es ihm nie vergönnt war, auf einem Vikarsposten einmal längere Jahre zu bleiben und dadurch zu ruhiger Stetigkeit des Arbeitens zu kommen, erwarb er sich durchaus die erforderliche Erfahrung, um selbständig eine Gemeinde mit Geschick und Erfolg zu betreuen. Das zeigte sich in Worblingen, wo durch ihn Sakramentenempfang und Jugendseelsorge besondere Pflege erfuhren. Eine erstaunlich große Leistung schaffte Alfons L. in Edingen, nicht nur in der allgemeinen Seelsorge, die in der großen Gemeinde viel Zeit und Kraft erforderte, sondern auch im organisatorischen Ausbau der Pfarrei. Hier sind die Gründung der Kolpingfamilie und eines Kreises „Junge Familie“ zu erwähnen. Vor allem aber wird Pfarrer L. in Edingen in bestem Andenken bleiben durch die außerordentlich rege Bautätigkeit, die er dort entfaltete. Es war ein ganzes Gemeindezentrum, das er im Laufe der Jahre geschaffen hat: das „Haus der hl. Familie“ mit Kindergarten und Versammlungsräumen (1957/58), die neue Bruder-Klaus-Kirche (1958 – 1960), Pfarrhaus und Schwersternhaus (1960), Inneneinrichtung der neuen Pfarrkirche (bis 1966). Ein erster Herzinfarkt im Jahre 1962 ging auf die außerordentliche Belastung in diesen schweren Arbeitsjahren zurück. Als 1967 die Belassung eines Vikars auf der Pfarrei nicht mehr möglich war, ging der abgearbeitete Pfarrer in den vorläufigen Ruhestand, wie er glaubte, in Wirklichkeit erteilte ihn in Waldprechtsweier, wohin er sich zurückgezogen hatte, ein zweiter Herzinfarkt, von dem der erst 57jährige sich nicht mehr erholte. E. K.

Maier Ernst

Geb. 22. 4. 1894 in Giersbach (Pfarrei Herrischried), ord. 18. 6. 1922; Vikar in Leutkirch, Schonach, Biberach, Radolfzell, Murg, Au a. Rh., Kirrlach; Krankheitsurlaub (1928); Krankenhausgeistlicher in Singen 16. 9. 1928. Gest. 29. 7. 1968 in Singen (Krankenhaus), beerd. in Herrischried.

Bis Obersekunda war der ernstveranlagte, fleißige Hotzenwälder Schüler in Sasbach, dann als Zögling des Knabenkonvikts am Freiburger Berthold-Gymnasium. Nach dem Abitur (1914) kam die Einberufung zum Heeresdienst, den Ernst M. volle vier Jahre, die meiste Zeit an der Westfront, abzuleisten hatte. Daß die ganze Kriegszeit über der Gedanke an das Priestertum wach blieb, spricht eindeutig für die Echtheit seines Berufes. Freilich fiel dem Jungpriester das Einleben in den Seelsorgsdienst mit seinen mannigfachen Obliegenheiten nicht gerade leicht, was einmal mit seinem zu großer Zurückgezogenheit neigendem Wesen zusammenhing, zum anderen aber auch von den großen Kriegsstrapazen herkam. Vom besten Willen und tiefer Religiosität beseelt, gab er sich sichtliche Mühe und erzielte auch allmählich anerkennenswerte Gewandtheit in seinem Beruf. Im Jahre 1928 kam jedoch ein nervöses Leiden zum Ausbruch, von dem ein kluger und wohlwollender Prinzipal richtig vermutete, daß es voraussichtlich für lange Zeit die Arbeit in der allgemeinen Pfarrseelsorge unmöglich machen werde. Im Jugendheim Singen, wohin er nach einiger Besserung seines Leidens angewiesen wurde, war er dann freilich gar nicht am rechten Platz. Es war für ihn die richtige Lösung, nach zwei Jahren (1930) in das Stadtische Krankenhaus überzusiedeln, wo er ohnehin schon die Seelsorge an den Kranken zu besorgen hatte. Anfangs schien es, als ob das hemmende Nervenleiden die Arbeit im Krankenhaus auf die Dauer nicht erlauben würde, aber ein Angebot zur Übernahme einer Sekretärsstelle im Erzbischöflichen Ordinariat lehnte M. ab und versuchte es weiter in allmählich größer werdenden Singener Krankenhaus – und es ging! Im Laufe der Jahre fand er sich immer besser in seine oft recht diffizile Aufgabe hinein. Unzähligen Kranken hat er in den vierzig Jahren seiner Tätigkeit religiösen Trost gespendet, am Krankenbett und in der Hauskapelle. „Wir sind froh um diese Kraft“, heißt es mehr als einmal in Berichten, war Pfarrer M. ja auch gern zu Aushilfen bereit, soweit er dazu in der Lage war. Ein schlichter, frommer, in mancherlei Leid gereifter Priester ist mit ihm dahingegangen. E. K.

Miltner Joseph

Geb. 5. 3. 1909 in Dossenheim, ord. 22. 3. 1936; Vikar in Wyhl a. K., Gengenbach, Mannheim (Hl. Geist), Bruchsal (St. Paul), Jestetten, Rickenbach, Altdorf, Rot b. Wiesloch; Pfarrv. in Eichtersheim 27. 4. 1949; Pfarrv. in Deggenhausen 9. 1. 1952, hier invest. 22. 3. 1953; Pfarrer in Steinbach i. K. 14. 6. 1966. Gest. 25. 3. 1968 in Steinach, beerd. in Dossenheim.

Sein Weg zum Priestertum verlief nicht ganz geradlinig. Nach dem gut bestandenen Abitur in Tauberbischofsheim (dort Zögling des Konvikts) studierte Joseph M. zuerst ein Jahr lang Germanistik, und während des theologischen Studiums kam es zweimal zu je ganzjährigen Unterbrechungen, das erste Mal wegen einer Kniekapselentzündung, das zweite Mal, um sich völlige Klarheit über seine Berufung zu verschaffen – in dieser Zeit

absolvierte er einen Jahreskurs am caritaswissenschaftlichen Institut der Universität Freiburg. Mit frohem Schaffensdrang und schönen Erfolgen arbeitete sich der Jungpriester in die Seelsorge ein, doch zeigte sich schon bald, daß es mit seiner Gesundheit nicht zum Besten stand. Wenn er dann trotzdem, obwohl auf die reduzierte Arbeitskraft aufmerksam gemacht, auf so schwierige Posten wie Mannheim-Hl. Geist und Bruchsal angewiesen wurde, so konnte die Folge dieser Fehlmaßnahmen nur noch stärkere Beeinträchtigung seiner Leistungsfähigkeit sein. Auch die in Eichtersheim an ihn gestellten Anforderungen – schwerste Diaspora, viel Außendienst, Betreuung von Flüchtlingen in vier verschiedenen Gemeinden, ein großes Unterrichtsdeputat – gingen über seine physischen und nervlichen Kräfte. Erst in Deggenhausen konnte er sich seelsorglich in einem ihm gemäßen Rahmen betätigen, und hier entfaltete er auch in mehrfacher Hinsicht über manche Jahre hinweg eine recht zielbewußte, den örtlichen Verhältnissen gut angepaßte zeitgemäße Landseelsorge. Zwei Verkehrsunfälle behinderten ihn jeweils nur kurze Zeit in seinem in der Hauptsache auf gediegene Verkündigung und vermehrten Sakramentenempfang konzentrierten Wirken. Freilich haben die andersgearteten Alemannen des Linzgaus den etwas impulsiven und rasch entschlossenen Pfälzer nicht immer recht verstanden, was diesen einige Male nach einer Pfarrei im Unterland Umschau halten ließ. Als er dann im Sommer 1966 die Pfarrei Steinach übernahm, schien es, daß er, gesundheitlich inzwischen gefestigter, hier die ihn erwartenden Aufgaben erfüllen könne. Doch der Schein trog, ein plötzliches Herzversagen riß den eifrigen Seelsorger mitten aus seiner Arbeit heraus.

E. K.

Mors Andreas

Geb. 26. 1. 1913 in Ablach, ord. 22. 3. 1936; Vikar in Hechingen, Blumberg, 24. 9. 1940 Militärdienst, 8. 5. 1945 bei Lemberg in russische Gefangenschaft, Rückkehr 3. Mai 1947, Vikar in Vilchband seit 19. 1. 1948, Bietigheim 6. 4. 1948, Pfv. Wilflingen bei Rottw. 15. 3. 1949, invest. 4. 5. 1952, Krankheitsurlaub Baden-Baden 14. 3. 1956, Mainz 19. 11. 1959, Heverlee (Leuven in Belgien) 27. 4. 1960, Ruhestand 1. 10. 1961 Achberg-Esseratsweiler, gest. Heilstätte Lautrach bei Memmingen 2. 5. 1968, beerd. 7. 5. Ablach.

Er besuchte die Volksschule Ablach, wurde von Pfarrer Schon auf die Untertertia des Gymnasiums Sigmaringen vorbereitet, das er als Fahrschüler 1925 bis 1931 besuchte. Dann studierte er in Innsbruck, Freiburg und St. Peter, wo er sich als etwas verträumter, aber aufrichtig frommer und kirchlich denkender Alumnus für die Seelsorge als überaus geeignet erwies. In Hechingen nahm er sich besonders des Jugendvereins an. Er studierte viel, predigte gut, war ein begeisterter Sportler und Alpinist, der seinen Körper eisern trainierte. Dann mußte er in den Krieg, wo er in Rußland 1941 als Sanitäter das Eiserne Kreuz II. erhielt und 1942 zum San.-Unteroffizier befördert wurde. In den mörderischen Kämpfen bei Lemberg geriet er mit seiner Einheit in Gefangenschaft. Unsägliches hatten er und die anderen an Hunger und Kälte in verschiedenen Lagern auszustehen, was die Gesundheit des hünenhaften Mannes ruinierte. Das konnte natürlich auch die folgende Arbeit von täglich 15 Stunden auf einer landwirtschaftlichen Kolchose nicht ändern. Ins Lager zurückgekehrt, wo die Männer wieder unter unsäglichem Leiden und Entbehrungen dahinvegetierten, konnte er als Sanitäter seinen Kameraden viel Gutes tun. In die Heimat zurück kam 1947 nur eine

menschliche Ruine. Müdigkeit, schlechter Schlaf und ein entsetzliches Asthma quälten ihn, als er in Vilchband den erkrankten Pfarrer vertreten mußte. Trotzdem wirkte er in Katechese und Predigt gut, wenn auch zum Singen das Gehör und der rechte Stimmumfang fehlten. Staunenswert, wie er in Wilflingen neben der Seelsorge noch eine neue Kirche bauen und sich der Jugend und Manner besonders annehmen konnte. Aber es war zuviel: Lunge, Herz und Leber waren zu sehr geschädigt. Dazu machten ihn die vielen Medikamente noch süchtig, so daß er sich auf die kleine Pfarrei Esseratsweiler zur Ruhe zu setzen, beziehungsweise in verschiedenen Heilstätten Genesung zu suchen gezwungen sah, bis der Tod ihm als Freund erschien. In der Heimat fand er sein Grab, das eine bleibende Anklage gegen den unsinnigen Krieg bleiben wird. Krs.

Neuhäuser Hermann Wilhelm

Geb. 21. 9. 1902 in Straßburg i. E., ord. 10. 3. 1929, Vikar in Ladenburg (1929 – 1932), Anstaltsgeistlicher am Kindererholungsheim auf dem Heuberg bei Stetten a. k. M., Kriegspfarrer (1940), Pfarrverweser in Siegelsbach (1945), Rauenberg (1950), hier als Pfarrer investiert 29. 10. 1950. Verzicht und vorläufige Zuruhesetzung 15. 10. 1961, seit Ende November in Bietigheim bei Rastatt, seit Ende 1962 in Rottenmünster; hier gest. 16. 5. 1968, beerdigt in Kuppenheim 22. 5. 1968.

N. war der Sohn eines aus Anhalt stammenden protestantischen Grenzzollbeamten, der den Entschluß seines Sohnes, statt eines militärischen Berufes den eines katholischen Priesters zu ergreifen, begrüßte; seine katholische Mutter stammte aus Kuppenheim, das ihm nach der Ausweisung seiner Familie aus Lothringen zur Heimat wurde. Nach dem Besuch der Volksschulen in Xanrey bei Château-Salins und in Busendorf bis 1914 kam er auf die Militärvorschule zu Erfurt, einer katholischen Zweigschule der Militärschule in Annaburg; der Unterricht erfolgte in der katholischen Bürgerschule in Erfurt. Seinen „Drang zum Priesterstand“ offenbarte er dem dortigen Dompfarrer, auf dessen Rat er Ostern 1917 die Anstalt in Erfurt verließ. In Busendorf erteilte ihm ein Kaplan Privatunterricht in Latein und bereits im September wurde er in die Quarta des Gymnasiums in Rastatt und in das Gymnasialkonvikt aufgenommen. Sein Wirken als Priester war tadellos, aber überschattet von dem tragischen Ende in geistiger Umnachtung. Schon an seiner ersten Stelle wurde rasche Ermüdung bei größeren Anstrengungen und Nervosität festgestellt. Dies war bei den anerkannt hervorragenden menschlichen Qualitäten dieses Priesters und in Anbetracht seiner Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten bedauerlich. Als Kriegspfarrer hatte er sich an der Ostfront soviele Sympathien erworben, daß nach Kriegsende immer wieder seine Anschrift von ehemaligen Soldaten beim Ordinariat erfragt wurde. In Rauenberg hatte er ein sehr großes Pensum, vor allem in der Schule und in den Vereinen, zu bewältigen und führte es auch durch. Er war ein stiller Mensch, immer ruhig abwägend, etwas melancholisch, klagte aber nicht, obwohl es sich nicht mehr verheimlichen ließ, daß die Arbeitslast zu schwer für ihn war. Trotz eines Krankheitsurlaubs kam der Verfall schneller als erwartet. Die Pensionierung war unvermeidlich. Eine Unruhe und Ängstlichkeit war über ihn gekommen, die Pensionierung machte ihn noch unsicherer, und ein

Wandertrieb erfaßte ihn; zuletzt blieb nur die Einweisung in eine Nervenheilstalt übrig. Ein hartes Los für einen so eifrigen Priester! Das dankbare Volk aus seinen beiden Pfarrgemeinden nahm bei seiner Beisetzung bewegten Abschied von seinem ehemaligen Seelenhirten. TK

Roos Alois Valentin

Geb. 10. 6. 1907 in Balsbach, Pfarrei Wagenschwend, ord. 15. 4. 1934, Vikar in Urloffen (1934 – 1936), Schönau i. Schw. (1936 – 1941), Ubstadt, Karlsruhe-Daxlanden (1941 – 1944), Pfarrverweser in Ilvesheim (1944), hier investiert 1. 12. 1946, Pfarrverweser in Büchenau (1958), hier investiert 24. 5. 1958, gest. in Büchenau 31. 12. 1968, beerdigt in Wagenschwend 5. 1. 1969.

R. war der Sohn eines Bäckers und besuchte sechs Jahre lang die Volksschule der Filiale Balsbach, bekam Lateinunterricht und trat 1920 in die Quinta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim und in das dortige Gymnasialkonvikt ein. Nach dem Abitur 1928 belegte er als Externer im WS 1928/29 die Vorlesungen aus der Theologie und entschloß sich erst Ostern 1929 endgültig zum Theologiestudium und trat in das Collegium Borromaeum in Freiburg ein. Von nur mittlerer Begabung ist R. „durch schlichtes und stetiges Arbeiten zu ganz ordentlichen Erfolgen“ gelangt. Sein wahrer Charakter und seine Fähigkeiten wurden erst in der Seelsorgepraxis kund und zeugten von echt priesterlicher Gesinnung und Gewissenhaftigkeit. Mit den Kindern verstand er es besonders gut. In Schönau hatte er Gelegenheit, seine Eignung für einen selbständigen Posten zu beweisen. Ilvesheim erlebte unter ihm die Entwicklung vom Dorf am Großstadtrand zu einer großen Wohngemeinde für Pendler, so daß es für seine Gesundheit geratener schien, mit einer Landpfarrei in höherer Lage zu tauschen. 1967 suchte er im Lungen- und Herzsanatorium Löwenstein bei Heilbronn seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, mit nur geringem Erfolg. Eine erneute Herzerkrankung brachte ihn in die Zweite Medizinische Klinik in Karlsruhe. Wieder in seine Pfarrei zurückgekehrt, ereilte ihn der Tod auf der Kanzel mitten in der Silvesterpredigt. TK

Ruf Wolfgang, Dr. theol.

Geb. am 9. 6. 1919 in Radolfszell, 1940 – 1945 Wehrdienst, Ordination am 25. 3. 1949, Vikar in Gengenbach 1949 – 1951, Heidelberg (Hl. Geist) 1951 – 1953, Studentenpfarrer in Freiburg 1953 – 1968, 1958 in Freiburg zum Dr. theol. promoviert, vom 1. 3. 1968 bis zum Tod am 6. 10. 1968 Studentenpfarrer in Konstanz.

W. R. war eine in vieler Hinsicht ungewöhnliche Persönlichkeit. Mit Intelligenz und Mut hat er sich gegen Widerstände zum Studium der Theologie entschlossen. Die fünf Jahre Wehrdienst in Rußland und zuletzt in Italien haben ihn in äußerster Bewährungsproben geführt. Er hat als Student der Theologie bittere und gefährliche Demütigungen ertragen müssen und ging ungebrochen daraus hervor. Zuletzt als Leutnant in Oberitalien trat er entschieden gegen jede Unmenschlichkeit auf. Mehrere Dörfer im Bezirk Udine verdanken ihm die Rettung vor der Zerstörung in der letzten Phase des Krieges. Davon hat er nur selten erzählt.

Als Theologiestudent nach dem Ende des Krieges wurde er bald AStA-Vorsitzender und als solcher eine junge, aber treibende Kraft im

Wiederaufbau der Universität Freiburg. Aus dieser Zeit stammen seine Freundschaft z. B. mit Professor Constantin von Dietze, dem damaligen Rektor der Universität, und viele Kontakte mit anderen Professoren aller Richtungen.

Nach den Vikarsjahren in Gengenbach und in Heidelberg-Hl. Geist (bei Prof. R. Hauser) wurde er am 1. 3. 1953 Studentenpfarrer in Freiburg und blieb es bis 1968. In diesen Jahren entfalteten sich die entscheidenden Kräfte seines Lebens.

Er lebte voll in der Universität und ihrem ungeheuren geistigen Spannungsfeld. Er nahm aktiv teil an der intensiven und beunruhigenden und auch krisenträchtigen Entwicklung der Universität in diesen Jahren. Er war auf eine ungewöhnliche Weise vertraut mit den literarischen, philosophischen und künstlerischen Kräften der Gegenwart. Er kannte vieles, von Bertolt Brecht bis Pasternak, von Heidegger und Jaspers bis Ernst Bloch, er war persönlich bekannt mit Kokoschka und anderen Künstlern und er hatte auch sonst viele persönliche Beziehungen zu bedeutenden Geistern der Zeit.

Seine Promotion 1958 über den ersten der großen Tübinger Theologen – Sebastian von Drey, mit dem ihn eine offene Kongenialität verband – war nur eine, wenngleich wichtige Stufe in einem fortwährend sich erneuernden, erweiternden und vertiefenden Bildungsprozeß.

Seine Aufgabe als Studentenpfarrer begriff er im weitesten Rahmen. Er hat in seinem Beitrag: „Studentenseelsorge und Universität“ in dem Band: *Katholische Studentenseelsorge; Geschichte und Gestalt*. Hrsg. von P. Benkart und W. Ruf, Paderborn 1965, S. 202 ff. seine Gesichtspunkte dargelegt. Es ging ihm darum, die Studentenseelsorge aus aller Enge bloßer Individualseelsorge oder einem bloß gruppenspezifischen und darum gettohaften Bewußtsein herauszuführen, die jungen Akademiker zu bewegen „zu handelnder Teilnahme aller einzelnen wie der Gruppen am Gesamtprozeß der Gesellschaft“ (zitiert nach Karl H. Pähler, *Stimmen der Zeit*, 80, 1954/55, 167–177). Die jungen Studierenden sollten zu einem lebendigen Bereich offener, dialogischer Auseinandersetzung mit den gesellschaftsrelevanten Kräften der modernen Wissenschaft werden. Die Studentengemeinde sollte in dieser Zielrichtung zugleich Vorort und Vorhut jener Auseinandersetzung sein, in die die ganze Kirche heute hineingestellt ist. Darum wollte W. R. Hochschulgemeinde, nicht nur Studentengemeinde, darum pflegte er die Kontakte mit zahlreichen Professoren und Assistenten, darum wollte er eine offene Gemeinde, „mehr Ferment als Institution“ (a. a. O., 235), „nicht einem festen Bau vergleichbar, eher einem leichten Zelt oder einem Netz, dessen Knoten Geist, Pneuma und Brüderlichkeit sind“ (a. a. O., 235).

Wolfgang Ruf hat die Grundsätze einer solchen modernen Auffassung konsequent in konkreter Arbeit durchgeführt und realisiert und darin Leitformen moderner, seelsorgerlicher Praxis an einem wichtigen Knotenpunkt des Lebens der Kirche in unserer Gesellschaft entwickelt.

So nimmt er nicht wunder, daß er 1957 zum Vorsitzenden der Studentenpfarrerkonferenz in Deutschland gewählt und 1961 wiedergewählt wurde. Er gehörte diesem wichtigen Gremium bis zu seinem Tode als Mitglied des Ältestenrates an. In diesem Bereich war er einer der führenden Köpfe für ganz Deutschland. 1959 wurde er aufgefordert, die Leitung des

Cusanuswerkes zu übernehmen, er hat die ehrenvolle Aufforderung aber abgelehnt zugunsten seiner Aufgabe in der Hochschulgemeinde.

Er war auch ein großartiger, persönlicher Seelsorger, für sehr viele und zum Teil geistig hervorragende Menschen. Er besaß eine elementare menschliche Verstehensfähigkeit für alle Probleme und Lebenslagen, eine schöpferische Phantasie ohne gleichen, die immer wieder Lösungen fand, wo sie verstellt schienen, er hatte den Mut zu unkonventionellen Wegen und Lösungen und die Besonnenheit, die dafür sorgte, daß diese doch immer im Rahmen der gemeinsamen Kirche blieben. Er war in hohem Maße des Geschenkes der Freundschaft fähig. Er hat Unzähligen neuen Mut zum Glauben gemacht und ihnen geholfen, christlichen Glauben als eine befreiende und nicht als eine beengende Größe zu verstehen.

Er hat in Freiburg damit angefangen, mit evangelischen Pfarrern und Studenten zusammenzuarbeiten, und er war der Initiator schöner gemeinsamer Veranstaltungen. Unermüdlich war sein Einsatz für persönliche Probleme und für soziale und materielle Notlagen.

Es war ihm eine starke musische Kraft gegeben, die ihm bei alledem half. Es gibt herrliche und eigenwillige Zeichnungen und Aquarelle von ihm, und man erzählt, daß er, wenn die Stunde danach war, in einen musikalischen Ablauf mit kräftigen rhythmischen Akzenten eingreifen konnte und so die Sache erst in Schwung brachte. Überhaupt verstand er sich darauf, Feste zu feiern bei kleinen und großen Anlässen.

Außerlich vollendete er sein Werk in Freiburg durch die Konzeption und dann die Durchführung des Baues des Gemeindezentrums Collegium Sapientiae in Lorettostraße 20 a. Das Haus wurde 1968 eröffnet und ist seither ein lebendiger Mittelpunkt des Gemeindelebens.

Die Eröffnung des Collegium Sapientiae in Freiburg war zugleich seine Abschiedsfeier von Freiburg. W. R. übernahm zum 1. 3. 1968 die Stelle eines Studentenpfarrers an der neuen Universität Konstanz. In Konstanz erreichte ihn im Mai 1968 eine Anfrage, ob er zur Übernahme einer frei werdenden Dozentur für Katholische Theologie an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg bereit sei. Er hat das Angebot abgelehnt, er wollte ganz für die Sache des Evangeliums im Rahmen einer so neuen Universität dasein. Er begriff schnell, daß es sich in Konstanz um ein, wie er schreibt, „Zentrum der zweiten Aufklärung“ handle, eine Herausforderung auch für die Kirche. Und er schreibt, er sei bereit, mit der katholischen Universitätsgemeinde diese Herausforderung anzunehmen. (Brief vom 29. 5. 1968 bei den Personalakten des Erzbischöflichen Ordinariates.) Er kam sehr schnell mit den führenden Leuten der kühnen Konstanzer Neugründung in Kontakt, und er entwickelte nicht weniger schnell und mit sicherer Hand einen neuen Stil von Gottesdienst und von Seelsorge und überhaupt von christlicher Präsenz in der Universität.

Aber schon im September desselben Jahres erkrankte er an einer schweren Hepatitis. Schon in den Jahren vorher hatte er öfters Krankheitsurlaub nehmen müssen wegen verschiedener fiebriger Erkrankungen. Die Kräfte des von so außerordentlicher Vitalität erfüllten Mannes waren schnell erschöpft. Er ist am 6. 10. 1968 in Konstanz gestorben.

Viele trauerten an seinem Grab. Professor Dr. Gerhard Heß, der Rektor der Universität Konstanz, sagte von ihm: „Mit Pfarrer Ruf ist ein Mann

von uns gegangen, der in ungewöhnlicher Weise die Universität auf ihre Stellung in einer Gesellschaft zu weisen verstand, die nach seiner Einsicht in der Bedrohung wie im Reichtum ihrer Vielfältigkeit existiert... Er wurde, der von der Wissenschaft kam und seinen sicheren Grund im Glauben bewahrte, zu einem beunruhigenden und doch festen Mittelpunkt in der Universität.“ Und Hans Herbert Götz hat am 9. 10. 1968 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ von ihm geschrieben: „Seine Lebensfackel brannte immer an beiden Enden.“

Der Predigt beim Totengottesdienst habe ich das Wort aus dem 2. Korintherbrief (2 Kor 3, 6 und 17) zugrundegelegt: „Er hat uns befähigt, Diener eines neuen Bundes zu sein, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes, denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“

Bernhard Welte

Sälzler Felix

Geb. 13. 5. 1874 in Wiesental, ord. 5. 7. 1900; Vikar in Mannheim (Herz-Jesu), Pfarrv. in Oberwolfach 1. 5. 1907, in Mörsch 7. 5. 1908, in Söllingen 21. 5. 1912, in Laufenburg 28. 1. 1915, Pfarrer in Todtmoos 26. 5. 1918, Pfarrer in Steinach 10. 11. 1921, Pfarrerv. in Kappelwindeck 14. 6. 1923, hier invest. 1. 1. 1924. Ruhestand 1. 10. 1954 in Überlingen a. S. Gest. 18. 3. 1968 in Überlingen, beerd. in Kappelwindeck.

In Felix S. begegnet uns ein Original, wie es nur eine längst vergangene Zeit hervorbringen konnte, eine eigenwillig geprägte Persönlichkeit mit manchen unverkennbaren guten Seiten, aber auch mit ihren rauen Ecken und Kanten. Der aus einer kinderreichen, in kleinen Verhältnissen lebenden bäuerlichen Familie stammende „Felix“ war Schüler in Sasbach und Rastatt. Die sieben Vikarsjahre verbrachte er in der Mannheimer Neckarvorstadt, wohin er, wie sich bald zeigte, ausgezeichnet paßte. „Er ist ein Mann, zu jeder Arbeit bereit“, schrieb sein Prinzipal. Unter den Arbeitern und Armen fühlte er sich besonders in seinem Element. In seinem Arbeiterverein und seiner Vinzenzkonferenz herrschte reges Leben dank seines energischen, temperamentvollen Einsatzes. Auch in Mörsch, seiner ersten selbständigen Stelle, war er zunächst sicher am rechten Platz, um den damals stark vordringenden Einfluß der zu jener Zeit völlig kirchenfeindlichen Sozialdemokratie einzudämmen: „Die Sozzen hassen und fürchten ihn“, heißt es einmal aus dieser Zeit. Allerdings wurde der streitbare Mann jetzt auch zu einer heftig umstrittenen Persönlichkeit. Seine Gegner ließen nicht nach, bis sie den unbequemen Mann zur Gemeinde hinausgedrängt hatten. Ein nicht unbeträchtliches Teil Schuld mußte sich freilich S. selbst zuschreiben. In Sachen Zucht und Ordnung in Kirche und Schule überspannte er zweifellos den Bogen und lieferte dadurch öfters selbst Anklagematerial gegen ihn. Wenn es in der Folgezeit da und dort wieder zu Schwierigkeiten, Spannungen und Anfeindungen kam, lag die Ursache dafür sicher abermals nicht nur auf der Seite seiner Ankläger. Die Art und Weise, wie er den Leuten derb und ungeschminkt die Wahrheit sagen konnte, wie er auch jetzt wieder vom damals noch erlaubten Züchtigungsrecht in der Schule Gebrauch machte, oder wie er gegen Mißstände vorging, entbehrte sicher nicht einer gewissen Originalität, konnte aber ebenso auch den Betroffenen auf die Nerven gehen. Man nahm ihm auch übel, daß er bei der damals noch

äußerst vorsichtig betriebenen sexuellen Aufklärung etwas weiter ging als andere. Erst in Kappelwindeck sollte Pfarrer S. dann wirklich seßhaft werden. In den ersten zehn Jahren seiner dortigen Tätigkeit gab es zwar auch noch Reibereien, doch obsiegte in dem streitbaren Kämpfer allmählich größere Zurückhaltung und Vorsicht. Als Religionslehrer blieb er allerdings unerbittlich streng, und so war es eigentlich vorauszusehen, daß er im Dritten Reich Schulverbot erhielt, seitens der braunen Machthaber wohl auch ein Racheakt für manche auf sie gemünzte Bemerkungen und Anspielungen. In der Nachkriegszeit konnte er, inzwischen über siebenzig Jahre alt, die Seelsorgsarbeit noch neun Jahre weiterführen, allerdings unterstützt durch Vikare aus Bühl für Unterricht, Christenlehre und Gruppenarbeit. Originelle Predigten, in denen S. die Zuhörer zu fesseln verstand, werden noch lange in der Erinnerung an ihn haften bleiben. Erst mit achtzig Jahren konnte sich der immer noch impulsive und agile Seelsorger zum Rücktritt aus dem aktiven Dienst entschließen. Im schönen Überlingen verbrachte er noch einen geräumigen Lebensabend, auch hier durch mancherlei priesterliche Mithilfe in der Münsterpfarrei weiterhin tätig und geistig noch so rege und rüstig, daß er auch anspruchsvolle theologische Werke zu studieren in der Lage war. Ein letztes Mal brachte der unverwüsthliche Felix S. Bekannte und Freunde zum Schmunzeln, als er ihnen seine selbstverfertigte Todesanzeige ins Haus schicken ließ mit der Mitteilung, seine „ewig junge Seele“ habe nun „ihren alten Leib, den sie 93 Jahre lang belebt hatte, für den Rest der Zeit verlassen“.

E. K.

Sauer Eugen

Geb. 20. 7. 1907 in Mühlhausen b. W., ord. 6. 3. 1932; Vikar in Rotenfels, Elzach, Mannheim-Neckarau, Schopfheim, Freiburg (St. Urban); Pfarrrv. in Güttingen 23. 10. 1940; Pfarrer in Murg 28. 6. 1942. Gest. 23. 10. 1968 in Waldshut (Krankenhaus), beerd. in Mühlhausen.

Aus einer kinderreichen Familie kommend, war Eugen S. zuerst an der Lehranstalt in Sasbach und dann am Gymnasium in Rastatt als Zögling des dortigen Konvikts. Auf der ersten Vikarsstelle hatte der Jungpriester die große Filialgemeinde Bischweier selbständig zu betreuen, wobei ihm liturgische Gestaltung der Gottesdienste besonders am Herzen lag. Mit seiner energischen, temperamentvollen und doch wieder recht zugänglichen Art kam er aber auch in der Jugendseelsorge gut zurecht. Auch mit Bibelstunden fand er guten Anklang. Die Pfarrverweserstelle im kleinen Güttingen konnte den arbeitsfreudigen und leistungsfähigen Seelsorger nicht befriedigen. Dagegen war er dann in Murg, wo noch die Filiale Niederhof zu versorgen ist, am rechten Platz. Nach einigen Jahren hatte er die nicht leichte Pfarrei fest in der Hand. Viel Sorgfalt verwendete er auf eine zeitgemäße, nach Inhalt und Form gut durchdachte Predigt, mit der er in den Wirren der Nazizeit, des Krieges und der Nachkriegszeit der Gemeinde festen religiösen Halt zu geben wußte. Zielbewußt und auf die Zeitbedürfnisse abgestellt war auch seine Arbeit in der Schule und unter der Jugend. Durch sein klares und sicheres Auftreten verschaffte er sich die nötige Autorität und durch die selbstlose, ausdauernde Hingabe an seinen Dienst beachtliches Ansehen und die Anhänglichkeit aller Gutesinnigen. Daß kein Pfarrer es allen recht machen kann, mußte freilich auch er erfahren, aber ohne innerlich sich verbittern zu lassen, blieb er, entgegen dem Rat der

Kirchenbehörde, auf seinem Posten, und Pfarrer S. folgte hier einem richtigen inneren Instinkt. Zwar überkam ihn in den Jahren 1950 – 1952 eine schwere gesundheitliche Krise, doch kehrte zuletzt die frühere Schaffenskraft wieder soweit zurück, daß es ihm möglich wurde, in Murg noch bedeutende Bauarbeiten in Angriff zu nehmen und glücklich zu vollenden. 1954/55 wurde unter ihm der Neubau der Kirche in Niederhof aufgeführt, dann folgte der Bau eines neuen Kindergartens, 1964/65 wurde die Pfarrkirche innen vollständig renoviert und schließlich das Vinzentiushaus (Altersheim) gründlich umgebaut. Dann allerdings war er am Ende seiner Kräfte. Die Komplikationen eines operativen Eingriffs führten zum schmerzlich bedauerten Tod des um Murg sehr verdienten Seelsorgers. E. K.

Schlegel A l f o n s

Geb. 22. 7. 1880 in Konstanz, ord. 4. 7. 1906; Vikar in Oberried, Ottersweier, Schliengen, Schutterwald, Ebringen, Schopfheim (1909 – 1913); Pfarrv. in Minseln 25. 9. 1913, hier invest. 4. 1. 1920; Rektor an der Josefsanstalt in Herten 14. 2. 1924; Pfarrer in Rheinfelden-Warmbach 10. 3. 1935. Ruhestand 1. 10. 1948 in Säckingen (Kinderheim St. Fridolin). Gest. in Säckingen 1. 3. 1968, beerd. in Säckingen (alter Friedhof).

Mehrmalige Versetzungen des Vaters, eines Bahnstationsverwalters, brachten es mit sich, daß der Verewigte zuerst Schüler am Gymnasium in Freiburg, dann in Sasbach und schließlich am Gymnasium in Lörrach war, wo er das Abitur machte. Das Studium der Theologie unterbrach er zur gründlicheren Klärung der Berufsfrage auf ein Jahr, in dem er als Finanzgehilfe in Konstanz tätig war. Die Vikarsjahre waren öfters durch Krankheit und Erschöpfungszustände getrübt, sehr zum Leidwesen des von idealer Berufsauffassung erfüllten, gläubig eifrigen, bescheidenen und jedermann freundlich begegnenden Jungpriesters. Seine ganze Kraft setzte er dann elf Jahre lang in der zwar nicht großen, aber um so schwierigeren, religiös lauen Dinkelberggemeinde Minseln ein, in der schon kleine Erfolge nur mit großem, ausdauerndem, zielstrebigem Einsatz zu erreichen waren. Der übernatürlich denkende Seelsorger ließ sich nicht entmutigen. Wiederum elf Jahre wirkte Alfons Sch. in der großen Josefsanstalt in Herten, wo der alternde Gründer der Anstalt, Prälat Fünfgeld, eine tüchtige Kraft brauchte, um die wachsenden Aufgaben in Verwaltung, Seelsorge und Erziehung zu bewältigen. In jeder Hinsicht rechtfertigte der Rektor das in ihn gesetzte Vertrauen, und er war zuletzt so sehr mit der Anstalt verbunden, daß es für ihn eine schmerzliche Enttäuschung war, als er sie bei Berufung eines neuen Anstaltsleiters verlassen mußte. Wenn er dann als Pfarrer nach Rheinfelden-Warmbach ging, dann deswegen, weil er von hier aus weiter als Beichtvater in der Anstalt wirken konnte. Im übrigen traf er auf der neuen Pfarrei einen ähnlich schwierigen „Steinbruch“ wie in Minseln an. Daß er auch hier lange Jahre treu ausharrte, ehrt diesen selbstlosen Priester außerordentlich, denn dazu braucht es viel innere Kraft und Selbstbescheidung. Eine Freude war es dann aber für ihn, als er nach der Pensionierung in das Kinderheim St. Fridolin in Säckingen übersiedeln konnte, wo er wieder, ähnlich wie in Herten, sich sozialgeschädigten Kindern widmen konnte. Dazu war er auch im Säckinger Caritassekretariat noch eifrig tätig. Der Bau des Kindererholungsheims in Segeten ist weithin ihm zu verdanken – eine im Alter erfreulich gefestigte Gesundheit machte ihm diese segensreiche Tätigkeit

möglich. Bis zuletzt am Geschehen in Welt und Kirche interessiert teilnehmend, erreichte der von allen geschätzte und beim diamantenen Priesterjubiläum allseits verdient geehrte fromme Priester das hohe Alter von 88 Lebensjahren. E. K.

Schmidt Wilhelm Heinrich

Geb. 12. 9. 1894 in Neckargemünd; ord. 18. 6. 1922; Vikar in Odenheim, Kirrlach, Ballrechten, Karlsruhe-Daxlanden, Pfarrverweser in Heildesheim 12. 3. 1931, investiert 20. 11. 1932, Pfarrer in Erlach b. Oberkirch 13. 10. 1957. Gest. 22. 8. 1968 bei Bohlsbach (Unfall), beerd. in Erlach 26. 8. 1968.

S. war Sohn eines Konvertiten und Erzb. Oberbausekretärs in Heidelberg und verlor früh seine Mutter, die er sehr vermißte und deren Verlust ihn seelisch heimatlos machte, wie er selbst bekannte. Seine Jugend verbrachte er in Neckargemünd, Rastatt, Heidelberg und Mannheim; an den beiden letzten Orten besuchte er die Volksschule. 1905 trat er in die Sexta in Tauberbischofsheim ein und fand im Gymasialkonvikt wieder ein Zuhause. Im Juli 1914 erhielt er das Reifezeugnis und wollte sich ganz dem Theologiestudium widmen, als er Anfang 1915 vom Militärdienst als Kanonier unterbrochen wurde. Er stand immer an der Westfront, wurde Vizewachtmeister und erhielt drei Auszeichnungen. Nach seiner Weihe gab sich der große, schwächliche, im Auftreten bescheidene und fast schüchterne Neupriester seinem Priesterideal mit mehr Eifer hin, als seine Fähigkeiten zuließen. Früh fand er den Anschluß an die Schönstatt-Bewegung. Seinen Charakter zu beschreiben, war nicht leicht; er wurde amtlich als Phlegmatiker, als Sanguiniker, als Choliker und als Melancholiker bezeichnet! Er war eben wortkarg und ging lange nicht aus sich heraus. „In sich selbst gespalten. Schwarzseher und doch Draufgänger“ hat ihn jemand geschildert. Er war bestimmt kein Optimist, sondern Pessimist durch und durch, besonders in seinen Predigten. War er in jungen Jahren verdächtig, ein Nierenleiden zu haben, so bot er im Alter einen sehr rüstigen Anblick. In Heildesheim verwaltete er zeitweise Helmsheim mit, in Erlach half er in der Umgebung aus und versah zuletzt die Pfarrei Tiergarten mit. Sein Unfalltod bei Bohlsbach im eigenen Kraftwagen, durch falsches Überholen des Entgegenkommenden verursacht, hinterließ im vorderen Renchtal eine Lücke. Oft verkannt, verleumdet, auch von der Gestapo öfters heimgesucht, durfte er seinem göttlichen Meister auch dieses Kreuz nachtragen. TK

Söhner Theodor

Geb. 19. 8. 1907 in Waldmühlbach, ord. 30. 4. 1933, Vikar in Jöhlingen (1933 – 1936), Bleichheim, Winterspüren, Rastatt-St. Alexander (1936 – 1940), Mannheim-Neckarau (1940 – 1942), Flehingen, Dittwar, Pfarrkurat in Karlsruhe-Grünwinkel (21. 10. 1942), nach der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei hier investiert 15. 1. 1950. Zuruhesetzung 30. 4. 1968, beerd. in Karlsruhe-Grünwinkel 30. 10. 1968.

S. war der Sohn eines Landwirts in Waldmühlbach, wo er sechs Jahre die Volksschule besuchte und dann in das Gymnasialkonvikt in Tauberbischofsheim und in das dortige Gymnasium eintrat und 1928 das Abitur ablegte. Seine Mutter hatte er sehr früh verloren. Infolge seines Magenleidens hatte er ein „altes Gesicht“, litt unter Operationsfolgen, ab 1964 mußte er sich

immer wieder nach Ebersteinburg in das dortige Krankenhaus begeben, wo er schließlich den Folgen eines Gehirnschlags erlag. Sein Charakter wurde sehr verschieden beurteilt, aber im Grunde durchweg positiv; sein Eifer und sein Temperament sowie seine klare Linie waren unverkennbar. Größten Wert legte er auf einen würdigen Gottesdienst. Seine Predigten waren gehaltvoll und praktisch zugleich. Es drängte ihn immer in die Stadtseelsorge, für welche er nach dem Urteil der meisten prädestiniert war. Im Eifer für die Grünwinkler und ihre Sorgen im Krieg und nach dem Krieg hat sich verzehrt. Mehr als 10 000 Mark hat er aus der eigenen Tasche in einen Pfarrsaal gesteckt. Mit der neuen St.-Josephs-Kirche und dem neuen Pfarrhaus und mit der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei hat er sich ein Denkmal gesetzt. TK

Sohm Heinrich Josef Hermann

Geb. 14. 3. 1886 in Freiburg i. Br., ord. 6. 7. 1910, Vikar in Neuhausen bei Villingen, Pfullendorf, Mannheim-Neckarau, Bietigheim, Weinheim, Rust, Militärkrankenwärter, Feldlazarettgeistlicher (1914 – 1918), Vikar in Freiburg-Herdern, Krankheitsurlaub, Tischtitulant in Rust (1919), Pfarrverweser in Schönau bei Heidelberg (1919 – 1920), Zcutern (1920 – 1922), Pfarrer in Werbachhausen, investiert 1. 6. 1922, Eberbach, investiert 19. 11. 1933, mit Absenz Pfarrverweser in Röttenbach bei Neustadt 4. 11. 1937, hier investiert 4. 12. 1937. Kam als Pensionär nach Freiburg-Littenweiler 8. 5. 1957, Umzug nach Werbachhausen 1963, starb im Krankenhaus zu Würzburg 9. 4. 1968, beerd. in Werbachhausen 15. 4. 1968. Definitor des Kapitels Neustadt 15. 11. 1948.

S. war der Sohn eines Bahnbeamten und besuchte wegen der Versetzung seines Vaters an die Station Heitersheim die nähergelegene Volksschule in Eschbach, dann in Breisach, trat hier 1895 in die Bürgerschule ein und besuchte nach der Versetzung des Vaters an die Eisenbahndirektion in Karlsruhe die dortige Bürgerschule, von welcher auf das Gymnasium überging. Nach absolvierter Untersekunda trat er 1902 auf eigenen Wunsch in das Gymnasialkonvikt in Rastatt und in die dortige Obersekunda ein. Wegen einer Erkältung ernstlich erkrankt, schied er 1903 von Rastatt und legte 1906 das Abitur in Karlsruhe ab. Seine Gesundheit war immer schwächlich, in späteren Jahren hatte er ein Basedowleiden und erlitt im November 1959 einen Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte, so daß er nicht mehr zelebrieren konnte. S. war ein guter Prediger und Katechet, sein Wesen war zwar cholertisch, aber auch sehr leutselig und wohlthätig. Er wurde viel angefeindet und verleumdet wegen seines geraden Wesens. Musikalisch sehr begabt, bewandert in der kirchenmusikalischen Literatur, war er Dekanatspräses der Cäcilienvereine im Kapitel Tauberbischofsheim. Ein großer Förderer der Herz-Jesu-Verehrung und der oftmaligen und frühen hl. Kommunion. TK

Sommer Eugen

Geb. 25. 2. 1886 in Sandhofen, ord. 1. 7. 1908; Vikar in Walldorf, Ladenburg, Wiesental, Ulm b. O., Rheinfeldern, Bohlingen, Mosbach, Oberhausen; Militärgeistlicher 1914 – 1919; Kaplv. in Tiengen 25. 3. 1919; Pfarrv. in Bietigheim 10. 11. 1921, hier invest. 10. 9. 1922. Ruhestand 10. 10. 1952 in Sulz b. Lahr. Gest. 5. 10. 1968 in Sulz, ebenda beerd.

Nach zweijährigem Vorbereitungsunterricht trat Eugen Sommer in die Untertertia des Rastatter Gymnasiums ein, das er mit gutem Abgangszeugnis verlassen konnte. In der Theologenzeit beschäftigte er sich auch mit Orientalia (Syrisch und Armenisch). Leider war seine Gesundheit nicht die beste, so daß ihm die physischen und psychischen Belastungen des Seelsorgsdienstes mehrere Jahre recht zu schaffen machten. Als Lazarettgeistlicher in Heidelberg an selbständiges Arbeiten gewöhnt, sagte ihm nach dem Krieg der Dienst in Tiengen in untergeordneter Stellung nicht mehr zu, so daß ihm die Versetzung nach Bietigheim, zuerst als Pfarrverweser, dann als Pfarrer, willkommen war. Hier fand er allerdings ein ziemlich schwieriges Arbeitsfeld vor, doch hatte er nach etlichen Jahren dank seiner zähen, zielbewußten, ruhigen und überlegten Arbeitsweise die Pfarrei fest in der Hand. Seine gediegenen theologischen und allgemeinen Kenntnisse halfen ihm, in Predigt, Christenlehre und Schule sehr ersprießlich zu wirken, aber auch in den damals stark aufblühenden Standesvereinen das kirchlich-religiöse Leben in der Gemeinde wirksam zu fördern. Viele Jahre betreute er einen großen Mütterverein, eine ansehnliche Jungfrauenkongregation und einen Männer- und Arbeiterverein. Erfolgreich war auch sein zielstrebiges Bemühen um das gute Buch und die katholische Presse. Nebenher übersetzte er Homilien Mesrops aus dem Armenischen, die Simon Weber herausgab (1927). Pfarrer Sommer war außerdem von den ersten Vikarsjahren an auch intensiv als ausübender Kirchenmusiker tätig. Er brachte dazu gute Befähigung und großes Verständnis mit, wie sich vor allem in Bietigheim zeigte, wo er fast zehn Jahre den Organistendienst und die Leitung des Kirchenchors besorgen mußte, aber auch in Tiengen und Oberhausen war er in ähnlicher Weise eifrig tätig. Ein physischer Zusammenbruch war die Folge dieser über seine Kräfte gehenden Beanspruchung. Auch im langen Ruhestand in Sulz hatte er oft am schweren Kreuz einer ins Gemüt wirkenden Nervenschwäche zu leiden. Drei Monate nach dem diamantenen Priesterjubiläum wurde er hochbetagt aus dieser Zeitlichkeit abberufen.

E. K.

Steidle Hermann Alfred

Geb. 14. 5. 1886 in Epfenhofen; ord. 6. 7. 1910; Vikar in Erzingen (Klettgau), Hüngheim, Dettingen (Hz.), Grosselfingen, Ottersweier, Bietigheim bei Rastatt; Militärkrankenwärter (1915/1918); Vikar in St. Trudpert (1919/1920), Schwarzach, daselbst Pfarrvikar, Vikar in Donaueschingen (1920/1922); Pfarrverweser in Bleichheim 2. 3. 1922, als Pfarrer hier investiert 9. 11. 1924, Pfarrer in Winterspüren 13. 10. 1938, investiert 30. 10. 1938. Ruhestand 1. 7. 1959 in Geißlingen (Klettgau). Gest. daselbst 19. 1. 1968, hier beerdigt 23. 1. 1968.

S. war Sohn eines Zollbeamten, besuchte in Waldshut und Singen die Volksschule, trat 1898, im zwölften Lebensjahr in die Quinta des Gymnasiums in Rastatt und in das dortige Konvikt ein und hatte bereits ein klares Berufsziel als Priester, dem er durch das Abitur „einen großen Schritt näher“ kam (1906). Dies zeigte sich auch darin, daß der nur mäßig Begabte an der Universität sehr gute Noten erlangte. Ähnlich war es dann in der Praxis: gewissenhaft, tadellos in seinen Obliegenheiten, aber nicht davon ausgeschöpft, so daß man glaubte, er gehöre in die Stadt. So fotografierte er und machte Lichtbilder, als dies bei einem Landgeistlichen fast unerhört

war. Freiwillig meldete er sich zur Heeresseelsorge, blieb aber während des ganzen Krieges im Sanitätsdienst in der Heimat. Erst als selbständiger Seelsorger konnte sich der etwas verschlossene und oft verkannte Priester entfalten und seine Fähigkeiten entwickeln, aber es zeigte sich, daß seine Gesundheit ihm Grenzen setzte. Hatte man ihn ursprünglich als langweilig beurteilt, so zeigte sich immer mehr sein Temperament und seine Energie, aber im Grunde war er eine ernste, ruhige Natur. Als Pensionär nahm er sich ein kleines Auto (nachdem er sich in Winterspüren sofort ein Motorrad angeschafft hatte), um aushelfen zu können. Auf seinen Grabstein wünschte er sich das Bild des Guten Hirten, dem er allzeit nacheiferte. TK

Ullrich Hermann

Geb. 10. 2. 1902 in Freiburg i. Br., ord. 5. 4. 1925; Vikar in Lahr, Reichenbach, Freiburg (St. Martin 1927 – 1935); Kuratin Albbuck 12. 6. 1935; Pfarrer in Stühlingen 15. 4. 1946, hier invest. 29. 6. 1947. Gest. 17. 1. 1968 in Stühlingen, ebenda beerd.

Am Realgymnasium I in Mannheim erwarb sich der Heimgegangene, Sohn eines Postmeisters, das Abitur. Schon als Theologe gewandt in Auftreten und Rede, fiel ihm der Übergang in die Seelsorgspraxis leichter als manchen anderen. Mit seinem freundlichen Wesen verbunden mit ausgesprochen weicher Gemütsart, fand der Jungpriester überall guten Zugang zu den Menschen, namentlich zu den Kindern und der Jugend. Lange Jahre verbrachte er an St. Martin in Freiburg, damals die größte Pfarrei der Stadt. Geschick und pastorale Einfühlung bekundete er in der nicht leichten Seelsorge an der Universitäts-Frauenklinik. Aber auch sonst bot sich ihm hier ein reiches Feld zu intensiver zeitgemäßer Seelsorgsarbeit unter der vorbildlichen Leitung des früh verstorbenen seeleneifrigen Stadtpfarrers Albert Bickel. Vor einer schwierigen Aufgabe stand Hermann U. in Albbuck, der schnell emporgewachsenen Industriegemeinde am Hochrhein. Es gelang seiner Tatkraft, hier unter sehr schweren Umständen (Nazizeit!) die neue Kirche zu bauen und damit der hauptsächlich aus Zugewanderten bestehenden Gemeinde einen anziehenden geistigen Mittelpunkt zu schaffen. Schaffensfreudig wie er war, stellte er sich auch dem Dekanat zur Verfügung als Bezirkspräses der Cäcilienvereine und Dekanatsleiter der Jungmänner- und Männerseelsorge. Bei einem Fliegerangriff auf das Dorf im Zweiten Weltkrieg leistete er vorbildliche Mithilfe bei der Bergung der Verschlütteten und Schwerverwundeten. Mancherlei Anfeindung und Verkennung mußten ihm, der in Albbuck seine ganze Kraft hingegeben hatte, besonders wehtun. Trotzdem wäre er gerne hier geblieben, ging dann aber doch willig auf den nächsten Posten nach Stühlingen, um mit gleichem Optimismus die hier auf ihn wartenden Aufgaben anzupacken. Ein großes Pensum Religionsunterricht beanspruchte viel Zeit und Kraft, dazu kam der Ausbau einer zeitgemäßen Standesseelsorge, die gerade an einem Ort wie Stühlingen nicht fehlen durfte. Auch betreute er, wie früher im Kapitel Waldshut, im Dekanat Stühlingen die Kirchenchöre und die Männerseelsorge. Wohlgelungene Renovationen der Pfarrkirche in Stühlingen und der Filialkirche in Eberfingen sowie die Außenrenovation des Pfarrhauses und die Schaffung schöner Naturanlagen um Kirche und Pfarrhaus herum sind gleichfalls seinem unternehmungsfreudigen Einsatz zu verdanken. Gesundheitliche Behinderungen vom Jahre

1958 an zwingen allmählich zu mehr Schonung, und vielleicht hätte der Umzug auf die kleine Pfarrei Lienheim, der ihm nahegelegt wurde, doch im Interesse der Erhaltung seiner Arbeitskraft gelegen. Ein plötzlicher Tod setzte seinem frohgemuten Schaffen ein jähes Ende. E. K.

Vogel Carl Georg

Geb. 18. 3. 1879 in Frohnstetten; ord. 2. 7. 1902; Vikar in Gammertingen, Inneringen, Hechingen, Breisach, Sigmaringen; 9. 1. 1906 Pfv. Krauchenwies, 20. 9. (17. 10.) 1906 Pfr. Wald (Hz.); 17. 5. (2. 6.) 1918 Straßberg; 1920 Vorsitzender d. hohz. Zentrumspartei; 1922 Mitglied des hohz. Kommunallandtages; 1926 Direktor der hohz. Landeskommunalverwaltung bis 1933; Kammerer 1933 – 1946; Geistlicher Rat 1935, 1940 Nazihaft (7 Monate bis 5. 1. 1941) wegen Abhörens ausländischer Sender, 1949 päpstlicher Geheimekammerer; 30. 3. 1951 Ruhestand in Owingen bei Haig; 1954 Bundesverdienstkreuz; 1962 diamantenes Priesterjubiläum; er zog im Januar 1968 ins Altenheim „Eugenienstift“ Hechingen, wo er am 13. Mai 1968 starb. Beerd. Straßberg 16. Mai.

Als Sohn eines aus Melchingen beziehungsweise Hausen i. K. stammenden Lehrerehepaars besuchte er nach der Volksschule 1888 das Gymnasium Sigmaringen als Zögling des Fidelishauses, wechselte 1895 an das Gymnasium Rottweil um, studierte nach dem Abitur in Freiburg und St. Peter. Als Vikar erhielt er die besten Zeugnisse und meisterte ohne Mühe die ausgedehnte Pfarrei Wald dank seiner glänzenden Begabung, Klugheit und Leutseligkeit. Sein scharfes Urteil, leichte Rednergabe und umfassendes Wissen wurden allseits gerühmt. Mit großem Fleiß und zielbewußter Energie arbeitete er sich rasch und sicher in die hohz. Verwaltungsaufgaben ein, so daß er in den elf Jahren seiner Amtstätigkeit der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der hohz. Selbstverwaltung Richtung und Prägung seiner starken Persönlichkeit gegeben hat. Dem Fürsorge- und dem Krankenwesen galt seine Arbeit in hohem Maße. Davon zeugte der fortschrittliche Um- und Ausbau und die Einrichtung des Landeskrankenhauses in Sigmaringen nach modernen ärztlichen Grundsätzen. Die Spar- und Leihkasse wuchs aus der Rolle eines Spar- und Darlehensinstitutes für notleidende Landeskinder hinaus und vollendete ihre Entwicklung zur Hohenzollerischen Landesbank, die den veränderten wirtschaftlichen Bedürfnissen von Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie Hohenzollerns nach dem Ersten Weltkrieg Rechnung tragen konnte. Die zweckmäßigen Umbauten ihrer Geschäftsräume besonders in Sigmaringen und Hechingen erinnern ebenfalls an den fortschrittlichen Sinn des baufreudigen Landesdirektors. Klar und besonnen im Urteil, von sachlichen Beweggründen geleitet, jedem gesunden Fortschritt aufgeschlossen, allen unsicheren Versuchen abgeneigt, ein Mann des Maßes und der Mitte, wußte er in klugem und sicherem Verhandeln allen Stellen gegenüber die wesentlichen Belange der Selbstverwaltung Hohenzollerns vollauf zu wahren. Persönlich uneigennützig und selbstlos war ihm als überzeugtem Demokraten klar, daß sein Platz bei jeder Gelegenheit nur an der Seite des Volkes sein konnte. Im Jahre 1933 widersetzte er sich dem Aufziehen der Hakenkreuzfahne auf dem Landeshaus in Sigmaringen und fand damit keinen Platz mehr im öffentlichen Leben des Nazireiches. Mit ganzer Kraft widmete er sich nun wieder der Seelsorge und Jugenderziehung, der Pflege der Kirchenmusik als

Leiter des Kirchenchors und seinem Kammereramte. Schon gleich nach dem Ersten Weltkrieg hat er unter den schwierigen Umständen der Inflation die Pfarrkirche erweitert und durch Maler H. A. Bantle verschönern lassen. Im Jahre 1940 holte die Nazi-Staatsanwaltschaft zum Schläge aus gegen den früheren Zentrumsolitiker und seinen Gesinnungsgenossen, Pfarrer Paul Birkle. Vogel wurde (mit anderen) am 21. Mai 1940 durch drei Gestapobeamtete verhaftet und nach Stuttgart geschleppt. Das dortige Sondergericht unter dem berüchtigten Cuhorst verurteilte ihn am 5. September (mit noch drei anderen Geistlichen) zu zehn Monaten Gefängnis wegen Abhörens ausländischer Sender. Die Untersuchungshaft wurde ihm angerechnet und nachher drei Monate gnadenhalber erlassen. Er bekam Schulverbot und zwei Jahre lang mußte er jeweils seinen Aufenthaltsort dem Staatsanwalt in Stuttgart melden. Doch das katholische Volk sah in dem ihm angelasteten Sachverhalt kein Vergehen, sondern nahm den geliebten Seesorger mit Freude und ungemindertem Vertrauen wieder auf. Als Ratgeber in der Landesverwaltung war er nach dem Kriege unentbehrlich. Als sein geschwächtes Augenlicht innerhalb zehn Jahren mehr und mehr nachließ, suchte er 1951 um die Pensionierung nach und zog nach Owingen, dem Herkunftsort seiner Hauserin. Im Jahre 1954 erhielt er in Anbetracht seiner großen Verdienste um das Land das Bundesverdienstkreuz.

Vogel ist ohne Zweifel für die Kirche und seine Heimat Hohenzollern eine der verdienstvollsten Persönlichkeiten. Die Gemeinde Straßberg gewährte ihrem Ehrenbürger die letzte Ruhestätte. Krs.

Weibel Peter

Geb. 29. 11. 1895 in Reilingen; ord. 6. 7. 1924; Vikar in Eberbach, Karlsruhe-St. Bernhard (1925/1933); Kurat in Oberscheidental 9. 11. 1933; Pfarrer in Stettfeld 12. 8. 1943. Zuruhesetzung 1. 11. 1964; Pensionär in Reilingen Anfang Januar 1965; hier gest. 14. 3. 1968 und beerdigt 18. 3. 1968.

Sohn eines Landwirts, der vor Ablegung des Abiturs verstarb, hat W. zunächst bis zum 14. Lebensjahr die Volksschule besucht und wurde vom Kuraten seiner Heimat auf den Eintritt in die Quarta des Gymnasiums in Rastatt vorbereitet (1909); gleichzeitig wurde er Zögling des dortigen Konvikts. Seit Herbst 1914 Primaner, wurde er Ostern 1916 zur Notreifepfprüfung zugelassen und gleich zum Heer eingezogen. Aus dem Feld suchte er um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie nach. Bald darauf geriet er in der Sommeschlacht am 14. Oktober 1916 in englische Kriegsgefangenschaft, aus der er am 9. November 1919 entlassen wurde. Sofort nahm er das Studium auf. Von mittlerer Begabung, war W. literarisch sehr interessiert und betreute musterhaft die große Borromäusbibliothek. Dazu erweiterte er sein Wissen auf sozialem Gebiet, um ein „guter Arbeiterpräses“ zu werden. Als Alumnus zunächst etwas „finster“ dreinblickend, kam sein lebhaftes Temperament schon im Priesterseminar zum Vorschein, und es zeigte sich, daß seine guten Anlagen, in Verbindung mit seinem freundlichen und bescheidenen Wesen, bei größter Gewissenhaftigkeit einen in der Praxis brauchbaren Priester ergeben würden. Schien er im Konvikt an Blutarmut zu leiden, so erwies sich seine Gesundheit bis auf seine Stimme als sehr zufriedenstellend. Doch das rauhe Klima im Odenwald machte ihm sehr zu schaffen, so daß er sich lange, aber vergebens um eine andere Pfarrei bemühte. Ruhig und überlegt, grundsatztreu war seine

Pastoration. Nachdem sich eine Kreislaufstörung immer stärker geltend machte, mußte er aufgeben und verstarb nach kurzem Ruhestand. TK

Weimann Maximilian Ludwig August

Geb. 19. 8. 1893 in Eberbach; ord. 17. 6. 1917; Vikar in Sinzheim, Baden-Baden-U. L. Frau, Konstanz-Münster; Kurat in Villingen-St. Fidelis 14. 7. 1927, nach der Erhebung zur Pfarrei erster Stadtpfarrer 1. 10. 1937, Pfarrer von Villingen U. L. Frau 6. 5. 1942, investiert 20. 9. 1942, Definitor 9. 11. 1942, Dekan 11. 8. 1947. Erzb. Geistlicher Rat ad honorem 19. 8. 1952. Verzicht 16. 7. 1962, Ruhestand 1. 2. 1963, am gleichen Tag zum Ehrendekan ernannt, lebte in Villingen. Bundesverdienstkreuz I. Klasse Dezember 1963; Ehrenbürger der Stadt Villingen für 40jährige Tätigkeit daselbst 17. 6. 1967. Gest. 5. 1. 1968 in Villingen, daselbst beerdigt 10. 1. 1968.

W. war der Sohn eines Rheinschiffers und Restaurateurs und verlor mit sechs Jahren seine Mutter, mit zwölf Jahren seinen Vater. Die Stiefmutter erzog die sieben Waisen im Geist der Eltern. Ein Onkel war Lehrer und Organist in Mannheim, ein anderer Pfarrer in Distelhausen; zwei Brüder ergriffen den Lehrerberuf, einer trat ins Konvikt in Tauberbischofsheim ein, als W. es 1913 mit dem Reifezeugnis verließ. Als Theologiestudent zeigte er besonderes Interesse für historische Studien und soziale Fragen. Freundliches und energisches Wesen, lebhaft und gefühlsbetont, doch voll Würde und gepflegten Umgangsformen, dabei leutselig gegen jedermann, und mit vielem Verständnis für die Kunst und die Denkmalpflege, das war sein Charakter. Zwar versuchten Verleumder, seine priesterliche Ehre anzutasten, doch jedesmal prallte ihr Lügengewebe an seinem echt priesterlichen Wandel und an seiner Gewisshaftigkeit ab. Gesundheitlich ging es ihm weniger gut. Schon auf seinem ersten Posten mußte er sich im Krankenhaus in Baden-Baden behandeln lassen und anschließend sich in Bad Rippoldsau einer Kur unterziehen. Kaum nach Baden-Baden versetzt, wurde er in Villingen operiert und war längere Zeit beurlaubt. Schon in Sinzheim war er in den Standesvereinen sehr rührig. Nach ganz kurzer Tätigkeit als Kooperator in Konstanz wurde er erster Kurat der neuen Kuratie St. Fidelis in Villingen. Die Ernennung zum Münsterpfarrer geschah gegen seinen Willen auf Wunsch von Erzbischof Dr. Gröber. Die Errichtung der Brunder-Konrads-Kirche in Villingen ist im wesentlichen sein Werk. Nie haben ihm die Villingen sein Eintreten für sie bei der Übergabe der Stadt an die Franzosen vergessen. Die letzten Jahre vor seinem Verzicht auf die Münsterpfarrei und das Dekanat waren von seinem Zuckerleiden überschattet. Ihm sind viele Ehrungen zuteil geworden; er hat sie redlich verdient. TK

Wickenhauser Hermann

Geb. 1. 10. 1904 in Menningen, ord. 16. 3. 1930; Vikar in Pforzheim-Brötzingen, Freiburg (St. Konrad); Präses im katholischen Lehrlingsheim in Freiburg 15. 9. 1932; Pfarrv. in Burgweiler 12. 7. 1939, hier invest. 13. 12. 1942. Ruhestand 1. 7. 1967 in Burgweiler und Billafingen bei Überlingen. Gest. 25. 12. 1968 in Billafingen, beerd. in Burgweiler.

Die Gymnasialstudien machte Hermann W. zuerst in Sasbach, dann am Berthold-Gymnasium in Freiburg als Zögling des dortigen Knabenkonvikts. Nach guter Abschlußprüfung studierte der körperlich kräftige und geistig lebendige Abiturient zuerst Altphilologie, wurde sich dann aber über seinen

geistlichen Beruf endgültig klar. Wie man im Priesterseminar über ihn urteilte, war der Jungpriester tatsächlich „ein fleißiger Schaffer, der auch vor angestrengter Arbeit sich nicht scheut“. Seine Eignung für Seelsorge und Erziehung an der männlichen Jugend war so ausgeprägt, daß man ihn schon nach kurzer Vikarszeit zum Dekanatspräses der männlichen Jugend in Pforzheim machte. Noch verantwortungsvoller und ungleich schwieriger war der Auftrag, der ihm als Leiter des Lehrlingsheims in Freiburg übertragen wurde. Sieben Jahre lang waltete er dieses Amtes, wußte dabei geschickt, Autorität und gesellige Leutseligkeit zu verbinden und bewährte sich nicht zuletzt auch in der kaufmännischen Geschäftsführung des Hauses. Wenn das Heim in der Nazizeit, in der alle kirchliche Jugendarbeit besonders scharf überwacht wurde, weiterbestehen konnte, hatte Präses W. sicher manches dazu beigetragen. Die längste Zeit seiner seelsorglichen Tätigkeit – volle 28 Jahre – schenkte er der ausgedehnten Pfarrei Burgweiler. Der Übergang in die Pfarreseelsorge, die er als Vikar nur kurze Zeit kennengelernt hat, bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten. Die Ungezwungenheit und Freundlichkeit seines Umgangs mit den Menschen, seine volkstümliche Art in Rede und Auftreten bahnten ihm den Weg zu alt und jung. Bald war er mit Land und Leuten so vertraut, daß man mit seinem Verbleiben als gesetzter Pfarrer gerne einverstanden war. Als guter Musiker übernahm er auch die Leitung des Kirchenchors, als niemand mehr dafür da war. Nach dem Krieg ging er umsichtig und energisch an den Wiederaufbau der kirchlichen Jugendarbeit und Standesseelsorge – beide paßte er ausgezeichnet den örtlichen Verhältnissen an. Als ein Gichtleiden die Arbeit immer mehr erschwerte und 1967 noch ein Herzinfarkt dazukam, schied der alleits verehrte „Leutpriester“ aus dem aktiven Dienst, doch schon ein Jahr darauf starb er am Weihnachtstag im Billafinger Kaplaneihaus. E. K.

Wildschütte Viktor

Geb. 15. 7. 1913 in Pforzheim, ord. 19. 3. 1939; Vikar in Waldkirch i. Br., Bruchsal (St. Peter), Mannheim (Liebfrauen); Religionslehrer an den Gewerbeschulen in Mannheim 1. 10. 1946; Studienrat an der Gewerbeschule I Mannheim 30. 4. 1953; Pfarrer in Forst 9. 12. 1956. Gest. 6. 5. 1968 in Pforzheim (Krankenhaus S. Trudpert), beerd. in Pforzheim.

Schon früh erwachte in dem aufgeweckten Jungen der Gedanke an das Priestertum, weshalb Viktor W. nach einigen Jahren an das Gymnasium in Pforzheim überwechselte. In der früh vaterlos gewordenen Familie lernte er schon als Kind den ganzen Ernst des Lebens kennen, was zweifellos sein Wesen stark mitprägte und wohl das christlich-soziale Denken und Mitfühlen grundlegte, das sein späteres seelsorgliches Arbeiten auszeichnen sollte. Bereits als Gymnasiast arbeitete er mit großer Hingabe in der Jugendbetreuung mit, so daß man von ihm voraussagte, er werde „ein sehr wertvoller Seelsorger“ werden. Diese frühe Prognose bestätigte sich voll und ganz auf den drei arbeitsreichen Vikarsposten, auf denen der innerlich solide, charakterlich früh gefestigte, von ernster Lebens- und Berufsauffassung erfüllte Jungpriester sich rasch in eine zeitnahe, selbstlose und gewinnende Seelsorgspraxis einlebte. Schon nach einem Dienstjahr konnte man ihm das Amt eines Dekanatsjugendseelsorgers anvertrauen. Daß er für die Jugendarbeit hervorragende Befähigung mitbrachte, erwies sich besonders deutlich auf seinen zwei Mannheimer

Posten. In vielen Einkehr- und Schulungstagen sammelte er nach dem Zweiten Weltkrieg katholische Jugend um sich. Religiöse Formung, soziale Gesinnung und apostolisches Engagement waren die großen Ziele dieser intensiven, mit vielen Opfern und Enttäuschungen verbundenen Jugendarbeit. Die Beförderung zum Studienrat für das Fach Religion an der Mannheimer Gewerbeschule war eine verdiente Anerkennung seines erfolgreichen Einsatzes im Dienste der durch die modernen Umweltschancen immer mehr bedrohten Jugend. Freilich war er sich bewußt, daß sein künftiger Platz doch nicht an der Schule, sondern in der allgemeinen Seelorge sein würde. Vorerst jedoch blieb er mit ganzem Herzen seiner Jugend verpflichtet, und in Mannheim und Umgebung bedeutete dies seelsorglichen Einsatz unter der Arbeiterjugend. Viktor W. wurde der erste Gebietskaplan der Christlichen Arbeiterjugend in unserem Bistum. Es war Pionierarbeit, die hier zu leisten war, ganz im Sinne des Gründers der C. A. J., des genialen Joseph Cardijn. Mit beispielhaftem Elan ging W. an diese zeitnotwendige Aufgabe heran. Man staunt über das Ausmaß an persönlichem Einsatz, das er neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit als Religionslehrer zu bewältigen verstand. Jahrelang verging keine Woche, in der er nicht ein- oder zweimal seine freien Abende und Wochenende in den Dienst dieser Arbeit stellte, vom apostolischen Wunsch beseelt, die Kirche in Industrie und Arbeiterschaft mehr präsent zu machen. Als dann durch ihn die Grundlagen geschaffen waren, auf denen im Bistum weitergearbeitet werden konnte, zog er wieder in die Pfarrseelsorge und übernahm die große Gemeinde Forst, die er zwölf Jahre lang in zielklarer, ruhig-überlegter und gewinnender Art betreute, auch hier noch als Dekanatsführer der C. A. J. der früheren Arbeit verbunden. Sämtliche Stände erfuhren durch ihn wertvolle, ihrer Eigenart und ihren besonderen Bedürfnissen entsprechende Förderung. Gesundheitliche Störungen im Jahre 1964 konnte Pfarrer W. noch einmal überwinden. Als er aber später abermals erkrankte, konnten alle ärztlichen Anstrengungen gegen das schwere innere Leiden nichts mehr ausrichten. Im besten Mannesalter schied der pflichteifrige Priester und gütige Mensch aus dieser Zeitlichkeit.

E. K.

Wölfler Josef

Geb. 21. 1. 1896 in Hofstetten; ord. 1. 7. 1923; Vikar in Stein bei Hechingen, Trochtelfingen, Wyhl a. K., Todtnau, St. Blasien; Pfarrverweser in Hubertshofen 10. 8. 1933, als Pfarrer investiert 15. 4. 1934; Pfarrverweser mit Absenz in Grüningen bei Donaueschingen 15. 10. 1952, als Pfarrer investiert 6. 4. 1953. Zuruhesetzung 1. 11. 1967. Ruhestand in Grüningen. Hier gestorben 2. 3. 1968, daselbst beerdigt 6. 3. 1968.

W. war das jüngste von sechs Kindern eines Landwirts in der Filiale Hofstetten der Pfarrei Haslach i. K., welcher noch vor dem Eintritt des Sohnes in das Theologische Konvikt verstarb. Klein und schwächlich nach überstandener Rachitis in frühester Kindheit, blieb er zu Hause, besuchte Volksschule und Fortbildungsschule und arbeitete auf der Landwirtschaft bis zum 16. Lebensjahr, in dem er in die Quarta der Lenderschen Anstalt in Sasbach eintrat und bis Obertertia blieb. Im September 1914 wechselte er über zum Berthold-Gymnasium in Freiburg und war gleichzeitig Zögling des Gymnasialkonvikts. Im Juli 1917 bestand er als Unterprimaner die außerordentliche Reifeprüfung, wurde zum Militärdienst eingezogen, blieb

aber wegen seiner schwachen Gesundheit im Garnisonsdienst der Geschwaderschule in Paderborn bis Dezember 1918. Hatte ihn die Natur schon bisher etwas stiefmütterlich behandelt und blieb es so im Studium wie in der Praxis, so war der stille und ruhige, wenn auch empfindliche Mensch in dem stets engen Kreis, in dem er sich bewegte, sehr eifrig, freundlich und leutselig und wirkte mit Ausdauer. In Fragen des Gottesdienstes verzehrte er sich geradezu in pedantischem Eifer. Für „einfache Landposten“ als geeignet befunden, hatte er stets Stellen mit Filialen, aber er tat es gerne – wie er in seiner Bitte um die Pfarrei Grüningen schrieb – die erste Stelle ohne! –, weil er in Hofstetten selbst in einer Filiale aufgewachsen war. Altersschwäche und Urämie machten dem Leben dieses schlichten, frommen und guten Seelsorgers ein Ende. TK

Zimmermann L i n u s

Geb. 9. 2. 1911 in Hof Weickerstetten bei Königheim; ord. 7. 3. 1937; Vikar in Neudorf (1937/39), Nordrach (1939/40), Sanitätsdienst in Belgien und Rußland, englische Kriegsgefangenschaft, Vikar in Schriesheim (1946/47), Ziegelhausen (1947/50); Pfarrverweser in Unterschüpf 13. 7. 1950, hier investiert 4. 5. 1952. Gest. 16. 6. 1968 in Ober Roden über Offenbach, beerdigt 19. 6. 1968 in Königheim.

Z. war Sohn eines Landwirts und besuchte sechs Jahre die Volksschule in Königheim. Zunächst Zögling des Gymnasialkonvikts in Tauberbischofsheim und Schüler des dortigen Gymnasiums, wechselte er nach dem frühen Tod seines Vaters im Interesse der Mithilfe in der elterlichen Landwirtschaft auf das Gymnasium in Wertheim über, wo er 1932 das Abitur ablegte. Während seines Universitätsstudiums war er zwei Semester (1934/35) als Externer in Würzburg. Z. war mehr ein Mann der Praxis, aber fleißig, charakterlich zuverlässig, gutwillig, bescheiden und freundlich. Als Sanitäter leistete er im Kriegslazarett an der Ostfront tüchtige Seelsorgearbeit, die von jedermann akzeptiert wurde. Schwer verwundet geriet er in englische Kriegsgefangenschaft und mußte sich in Göttingen einer Gesichtsoperation unterziehen. Auch den Keim zu einem sich verschlimmernden Herzleiden hatte er sich geholt, das er zuletzt in Bad Mergentheim behandeln ließ und das ihn dienstuntauglich machte. Daß er die schwierige Diasporapfarrei Unterschüpf mit vier Ortschaften und einem großen Deputat an Religionsstunden meisterte, bis er nicht mehr konnte, war eine große Leistung. Aber hilfsbereit und offen wie er war, klagte er nicht. Größten Wert legte er auf einen würdigen Gottesdienst. Da er sich von den Folgen des Herzinfarkts nicht mehr erholte, der Dienst an der Gemeinde immer mühseliger wurde, und er morgens eine Stunde zum Ankleiden brauchte, suchte er bei einem sehr empfohlenen Arzt im Hessischen Heilung. Dort angekommen, erteilte ihn der Tod beim Auspacken seines Koffers. Noch in den letzten Tagen mit der Ausstattung seiner Kirche beschäftigt (Tabernakel), hat er sich buchstäblich im Eifer für den Herrn verzehrt. TK

1969

Albietz Friedrich Alois

Geb. 18. 12. 1889 in Öflingen, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Lörrach-Stetten, Lörrach (St. Bonifaz), Gengenbach, Baden-Baden (B. M. V. 1922–1927); Pfarrkurat in Hörden 13. 1. 1927; Pfarrer in Schönau i. W. 17. 5. 1937;

Pfarrer in Obergrombach 10. 4. 1939; Pfarrv. in Überlingen a. R. 21. 10. 1955, hier invest. 2. 4. 1956. Ruhestand 15. 10. 1961 in Gengenbach. Gest. 7. 12. 1969 in Gengenbach, ebenda beerd.

Sasbach und Rastatt waren die Stätten, an denen der Heimgegangene seine Gymnasialzeit verbrachte. Der Anfang seiner beruflichen Tätigkeit fiel mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zusammen, was den Beginn nicht unbeträchtlich erschweren vermochte. An den beiden ersten Vikarposten in Lörrach bemühte sich A. mit Fleiß und Hingabe um die grundlegenden Kenntnisse und ersten Erfahrungen in den verschiedenen Zweigen der Seelsorge. Ein freundlich-gefälliges, leicht den Kontakt zu den Menschen findendes Wesen, verbunden mit gewinnender Dienstfreudigkeit, befähigten ihn auf den folgenden Stellen in Gengenbach und Baden-Baden zur Bewältigung eines großen Arbeitspensums – Energie und guter Wille halfen ihm, gelegentliche gesundheitliche Behinderungen verhältnismäßig schnell zu überwinden. Besonders fand sein Wirken in Baden-Baden Dank und Anerkennung. Die erste selbständige Stelle als Kurat in der ländlichen Industriegemeinde Hörden verlangte viel zielbewusstes seelsorgliches Planen und Arbeiten, namentlich auch auf dem Gebiet der Vereinspflege und Standesseelsorge. Kurat A. gab auf dem schwierigen Posten zehn Jahre lang in jeder Hinsicht sein Bestes. Wenn er dann nur zwei Jahre als Pfarrer in Schönau wirkte, lag dies an seiner nicht mehr festen Gesundheit. Er mußte aus diesem Grund die leichtere Pfarrei Obergrombach aufsuchen, wo er sechzehn Jahre umsichtig und gewissenhaft, trotz öfteren gesundheitlichen Schwankungen, tätig war. Die Sorge um zeitgemäße Betreuung der einzelnen Stände lag ihm sehr am Herzen. Längere Zeit hindurch hielt er jede Woche für einen interessierten Kreis eine sorgfältig vorbereitete Bibelstunde. In den Jahren 1954/55 übernahm er die zusätzliche Arbeitsbelastung einer gründlichen Kirchenrenovation. Die Gemeinde dankte ihm dafür durch Ernennung zum Ehrenbürger. Dann aber vermochte er nur noch im kleinen Überlingen a. R. für einige Jahre weiterzuarbeiten, nicht ohne Erfolg, wie die auch hier durch ihn erfolgte Erneuerung der Kirche zeigt. Die acht Ruhestandsjahre waren ausgefüllt mit hilfsbereiter Mitarbeit im Mutterhaus Gengenbach. E. K.

Bachstein Anton

Geb. 15. 3. 1902 in Mannheim, ord. 19. 3. 1927; Vikar in Löffingen, Donaueschingen, Mühlhausen b. W., St. Peter, Bad Dür rheim, Bruchsal (U. L. F.); Pfarrv. in Neunkirchen 2. 6. 1937; Pfarrer in Wahlwies 8. 11. 1950; Krankenhauspfarrer in Bruchsal 30. 4. 1957. Gest. 9. 12. 1969 in Bruchsal (Krankenhaus), ebenda beerd.

Mit dem Abitur der Mannheimer Oberrealschule und der Ergänzungsprüfung in Griechisch kam Anton B. zum theologischen Studium. Die allgemeine körperliche Konstitution ließ zu wünschen übrig, auch gab es bei dem sonst in Benehmen und Berufsausübung schon früh sehr gewandten Jungpriester unterschiedlich starke Zustände skrupulöser Ängstlichkeit, die ihn namentlich in der Arbeit in den kirchlichen Jugendvereinen behindern konnten. Der Donaueschinger Prinzipal Dr. Feuerstein hob bei ihm eine „vorzügliche Predigt- und Lehrgabe“ hervor und seine Fähigkeit, „in philosophisch vertiefter Einstellung zu allen Problemen der Gegenwart“ ein klärendes Wort zu sprechen, für das gewöhnliche Kirchenvolk freilich war

das mitunter zu hoch. Wäre es auf ihn angekommen, so hätte er die Arbeit als Religionslehrer der allgemeinen Seelsorge vorgezogen: „Seine Freunde sind die Bücher“, schreibt ein anderer Chef. Die erste selbständige Stelle erhielt er in Neunkirchen, einer Diasporagemeinde mit zahlreichen Filialorten, in die nach dem Krieg manche katholische Flüchtlinge kamen. Der seelsorgliche Dienst bedeutete hier harte, opfervolle und oft nur wenig erfolgreiche Arbeit. „Dieses äußerst schwierige Diasporagebiet“ (Dekanatsbericht 1950) betreute B. als Pfarrverweser dreizehn Jahre lang, dann zog es ihn in eine mehr katholisch geprägte Landschaft. Da es mit Bad Krozingen nichts wurde, ging er nach Wahlwies, wo er – wie in Neunkirchen – vor allem durch seine Predigtstätigkeit viel Gutes stiftete. Mit der Treue und Gewissenhaftigkeit, die sein bisheriges Wirken kennzeichneten, versah er vom Jahr 1957 an die Seelsorge am Städtischen Krankenhaus in Bruchsal, inzwischen selbst bereits mit Gebrechlichkeit und Krankheit behaftet, doch immer noch so weit bei Kräften, daß er seinen Dienst mit der an ihm gewohnten Willigkeit und gewinnenden Güte versehen konnte, bis eine akute Form von Leukämie zu seinem Tode führte.

E. K.

Banholzer G u s t a v , Dr. rer. pol.

Geb. 17. 2. 1886 in Zell i. W., ord. 2. 7. 1912; Vikar in St. Trudpert, Untergrombach; Direktor des Augustinusheimes Bruchsal 1. 4. 1918; Pfarrv. in Neusatz 22. 1. 1920; Präbende verw. in Breisach 14. 4. 1921; Missionsprokurator in Graz 10. 10. 1923; Pfarrv. in Geisingen 26. 3. 1924, in Stettfeld 16. 9. 1925, in Schutterwald 5. 5. 1926, hier invest. 1. 6. 1930; Pfarrv. in Balg 30. 11. 1933, in Murg 7. 11. 1934, hier invest. 24. 3. 1935. Ruhestand 1. 4. 1942 mit Wohnsitz in Säckingen (von 1940 an). Gest. 4. 8. 1969 in Säckingen, ebenda beerd.

Gustav B., Schüler am Freiburger Bertholdgymnasium und Zögling des dortigen Konvikts, hatte einige Schwierigkeiten, mit seinem unruhigen Naturell fertig zu werden, eine Aufgabe, die ihm in gewissem Sinn das ganze spätere Leben hindurch geblieben ist. Ein starker Drang zu äußerer Aktivität trat schon in seiner theologischen Studienzeit hervor und prägte erst recht das seelsorgliche Wirken des jungen Vikars. In Jugend- und Gesellenvereinen war er ganz in seinem Element, aber auch auf der Kanzel entwickelte er sich zu einem gern gehörten Prediger, nur unterliefen ihm gelegentlich auch Äußerungen, aus denen ihm unliebsame Schwierigkeiten entstanden. Soziale Fragen fanden immer mehr sein waches Interesse. An der Universität Gießen promovierte er im Jahr 1926 zum Dr. rer. pol. mit einer vorzüglichen Arbeit über „Die Wirtschaftspolitik Augusts, Grafen von Limburg-Stürm, des zweitletzten Fürstbischofs von Speier (1770–1797)“. Geradewegs auf seine seelsorglichen und sozialen Ziele lossteuernd, kam es aber nicht immer zur wünschenswerten und für ein erfolgreiches Wirken unerläßlichen Harmonie mit seiner Umwelt. In Schutterwald geriet er dadurch in einige Nöte, als es darum ging, das von ihm mit großer Tatkraft gebaute Gemeindehaus St. Jakob finanziell über Wasser zu halten. Auch in Murg fehlte es nicht an Schwierigkeiten. Die in Murg ansässige NSDAP-Kreisleitung hatte ein besonders wachsames Auge auf ihn und sorgte dafür, daß er bereits im Jahr 1935 Schulverbot bekam. Eine schwere Zeit mit viel Leid und Not waren die Jahre 1942–1945. Fast ein Jahr verbrachte er davon

als Häftling im Konzentrationslager Dachau. Nach einer schweren Erkrankung wieder zu neuen Kräften gelangt, entfaltete B. als Ruhestandsgeistlicher in Säckingen neue Initiativen. Er übernahm den Vorsitz im Aufsichtsrat der „Neuen Heimat“ für den Kreis Säckingen, er gründete die Ludwig-Herr-Caritasstiftung mit dem Ziel, im Westteil der Stadt eine Schwesternstation mit Kindergarten zu errichten, ein Vorhaben, das schon bald verwirklicht werden konnte und sich auch für die Seelsorge als sehr nützlich erwies – B. richtete in St. Elisabeth regelmäßigen Sonntagsgottesdienst ein. Auch für den Bau der neuen Pfarrkirche zum Hl. Kreuz war er eifrig mittätig. Ein längeres Krankenlager nahm ihn nochmals in die Schule des Leidens, bevor er seine an Jahren, aber auch an Arbeit und Unruhe reiche irdische Wanderschaft beschließen durfte. E. K.

Berberich Theodor

Geb. 30. 4. 1892 in Vollmersdorf, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Friedrichsfeld, Karlsruhe (St. Bonifaz 1921–1926), Konstanz (Dreifaltigkeit); Pfarrv. in Vöhrenbach 18. 12. 1929, hier invest. 20. 9. 1931. Ruhestand 1. 4. 1967 in Vöhrenbach. Gest. 14. 7. 1969 in Vöhrenbach, ebenda beerd.

Nach privatem Vorbereitungsunterricht besuchte der Heimgegangene als Konviktszögling das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Nach zwei Jahren Theologie wurde Theodor B. eingezogen und hatte von Mai 1915 bis 1919 als Krankenwärter Heeresdienst in Lazaretten der Heimat und an der Front zu leisten. So kam es, daß er bereits 29 Jahre alt war, als er in den Seelsorgsdienst eintrat. Lebhaften und gewandten Wesens, fand er sich hier bald gut zurecht. Die Vikarsposten in Karlsruhe und Konstanz boten alle Gelegenheit, für die gesamte Seelsorge reiche Erfahrungen zu sammeln und die eigene Individualität hierbei zu entfalten. B. wurde in diesen Jahren eine Seelsorgerpersönlichkeit, die klar die konkreten Aufgaben erkannte und diese klug und geschickt anzupacken verstand. Als Prediger und Katechet wirkte er vor allem durch persönliche Wärme und Überzeugung. Als er nach seiner Vikarszeit Pfarrverweser in Vöhrenbach wurde, dachte er sicher nicht daran, daß er hier vierzig Jahre bleiben würde, davon 38 Jahre im aktiven Dienst an der besonders in der Nachkriegszeit beträchtlich wachsenden Gemeinde. Durch zahlreiche außerordentliche Veranstaltungen, Einkeritage, religiöse Wochen, Schulungskurse, gelang es ihm, dem religiösen Leben seiner Pfarrei neue Impulse zu geben, und er selbst tat alles, um diese lebendig zu erhalten und zu vertiefen, wobei er ein großes Maß an Zähigkeit und Ausdauer in der systematischen Verfolgung seiner Ziele an den Tag legte. Nicht zuletzt ist es diese klare Zielstrebigkeit, die ihn als Seelsorger besonders auszeichnete. In die Standesseelsorge baute er schon früh die liturgische Schulung ein, als Freund von Beuron holte er sich dort oft neue Anregungen und Hilfen. Auch Bibelabende kamen dazu, als in der Nazizeit die frühere Vereinsarbeit immer mehr unmöglich gemacht wurde. Nach dem Krieg kam mit dem wirtschaftlichen Aufstieg die Zeit näher, da man an die Verwirklichung eines in Vöhrenbach schon lange geplanten Vorhabens denken konnte: In den fünfziger Jahren wurde die neue große Pfarrkirche nach den Plänen des Freiburger Architekten Schröder erstellt. Trotz allmählich nachlassender Kräfte nahm Stadtpfarrer B. die mannigfachen Mühen auf sich, die damit mehrere Jahre hindurch für ihn verbunden waren. Eine schönere Krönung dieses ganz in den Dienst der Sache Gottes gestellten

Seelsorgerlebens konnte es nicht geben. Das muß auch die politische Gemeinde erkannt haben, als sie Pfarrer B. zu ihrem Ehrenbürger machte. Es wird ihm wegen seines gesegneten Wirkens während so langer und in mehrfacher Hinsicht sehr bewegter und schwieriger Jahre ein dankbares Andenken gesichert sein.

E. K.

Bernauer Ernst

Geb. 30. 11. 1889 in Birkendorf, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Hochsal, Freiburg-Zähringen, Herbolzheim i. Br., Mannheim (Herz-Jesu); Pfarrv. in Dauchingen 2. 12. 1926; Pfarrer in Gernsbach 27. 7. 1927. Ruhestand 15. 10. 1964 in Meersburg. Gest. 28. 12. 1969 in Meersburg, beerd. in Gernsbach.

Vom Heimatpfarrer vorbereitet, kam Ernst B. nach Sasbach und zur Vollendung der humanistischen Studien nach Freiburg an das Berthold-Gymnasium. Gute musikalische Begabung trat schon in der Studienzeit in Erscheinung. Im ganzen späteren Leben stellte er dieses besondere Talent gern in den Dienst der Seelsorge. Unmittelbar zu Beginn des Ersten Weltkrieges geweiht, war seine erste seelsorgliche Tätigkeit als Vikar in Hochsal gute Gelegenheit zur Entfaltung eigener Initiativen, war ihm doch hier die neuerrichtete Kuratie in Albruck zu selbständiger Betreuung anvertraut. Die Vikarsjahre in Herbolzheim und Mannheim nutzte er zielbewußt und fleißig zur Vervollkommnung seiner guten Befähigung als Prediger und Katechet, aber auch zur gründlichen Einarbeitung in die verschiedenartigen Formen und Methoden neuzeitlicher Standesseelsorge. Als er mit dreizehn Dienstjahren nach Gernsbach kam, brachte er alle Voraussetzungen mit, um der ihm hier gestellten schwierigen Aufgabe gerecht werden zu können. Körperlich kräftig und gesund, ausgestattet mit klarem Blick für die Erfordernisse moderner Seelsorge und ebenso ein Mann großer Energie und Tatkraft, hat er in Gernsbach von Anfang an eine sehr rege Tätigkeit entfaltet und 37 Jahre lang treu und in selbstloser Gesinnung durchgehalten. Die Anfangsjahre brachten manche Schwierigkeiten mit der aufkommenden Hitlerbewegung; Anpöbelungen und Verleumdungen in Naziorganen hatten aber nur ein um so treueres Zusammenhalten von Gemeinde und Pfarrer zur Folge. Dies zeigte sich auch bei der Durchführung einer umfassenden Kirchenrenovation in den Jahren 1936/37. Als die Behinderung der bisherigen kirchlichen Vereinsarbeit durch das Dritte Reich zu pastoralen Umstellungen zwang, sorgte Pfarrer B. durch immer wieder durchgeführte religiöse Wochen und Einkeritage für Erhaltung und Kräftigung wachen gläubigen Sinnes und Lebens in seiner Gemeinde. Er nahm ebenso, obwohl bereits nicht mehr ein Junger, energisch die Anliegen der liturgischen und biblischen Bewegung auf. In regelmäßigen Bibelabenden und liturgischen Stunden hat er weiteren Kreisen Freude und Sinn für Gottes Wort und die Liturgie der Kirche vermittelt. Er verstand es, die Gemeinde auch für den Volkschoral im Gottesdienst zu erwärmen und zu schulen. Die langen Jahre unermüdlichen, vielseitigen Wirkens haben ihm in allen Kreisen der Bevölkerung immer mehr Verehrung und Vertrauen eingebracht: „Eine ehrfurchtgebietende Priestergestalt voll Mut und Tatkraft“ – heißt es einmal kurz und treffend von ihm. Wo immer er um Rat und Tat gebeten wurde, stellte er sich zur Verfügung, so zur seelsorglichen Betreuung der Pfarrhaushälterinnen des Dekanates, zur

musikalischen Weiterbildung der jungen Organisten und Chorleiter wie auch zur Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrer. Ein großes Verdienst erwarb er sich in den letzten Jahren seiner Gernsbacher Tätigkeit durch den Kirchenneubau in der Filiale Lautenbach. Als er mit 75 Jahren aus Gernsbach schied, durfte er dies im Bewußtsein tun, „in der geliebten Seelsorge“ sich mit allen Kräften eingesetzt zu haben „für unsern Herrn und Meister“ (Brief an den Erzbischof auf dessen Gratulationsschreiben zum Goldenen Priesterjubiläum 1964). Den Ruhestand in Meersburg nutzte er zu weiterem bereitwilligen Dienen, bis ihn im April 1969 eine schwere Krankheit befiel, von der er nicht mehr genes. Eine kraftvolle Seelsorgerpersönlichkeit, die bereits im Jahr 1947 durch Verleihung des Titels eines Geistlichen Rates geehrt wurde, ist mit Ernst B. aus diesem irdischen Leben geschieden. E. K.

Büche Josef

Geb. 10. 12. 1888 in Horheim, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Neuhausen b. Villingen, Reicholzheim, Oberbühlertal, Wiesloch b. Heidelberg (1919–1925), Furtwangen; Pfarrv. in Untermettingen 7. 9. 1927, hier invest. 10. 6. 1928; wegen Krankheit außer Dienst 25. 4. 1938, wohnhaft in Kiesenbach-Albruck, später in Öflingen; Pfarrv. in Amoltern a. K. 21. 10. 1954. Gest. 1. 3. 1969 in Endingen (Krankenhaus), beerd. in Amoltern.

Der talentierte, aus bescheidenen ländlichen Verhältnissen kommende Hotzenwälder kam, von Heimatpfarrer vorbereitet, an die Sasbacher Lehranstalt und zur Vollendung der Gymnasialstudien nach Rastatt. Als er in die Seelsorge eintrat, stand man unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der mit seinen vielfachen Nöten und Schwierigkeiten die Pastoration vor allem für Anfänger nicht unwesentlich erschwerte. Sowohl in Oberbühlertal wie in Wiesloch, wo Josef B. über sechs Jahre Vikarsdienst leistete, traten sein beruflicher Eifer, Arbeitswilligkeit und Hilfsbereitschaft angenehm in Erscheinung, so wenn er als Vikar von Oberbühlertal sofort bereit war, Altschweier weitgehend mitzuversehen und auch in Bühlertal monatelang einzuspringen, als dies in den beiden Pfarreien nötig geworden war. Mit Geschick und viel Fleiß sorgte er sich auf beiden Vikarsposten um die vor allem in der Nachkriegszeit so dringend notwendig gewordene seelsorgliche Erfassung der männlichen Jugend. In Wiesloch bildete ein großes Schuldeputat einen weiteren Schwerpunkt seiner Arbeit. Von hier aus betrieb Josef B. historische und kunstgeschichtliche Studien an der Universität in Heidelberg, ein Hobby, das er mit Liebe und großem Interesse für immer beibehielt. Auch in neueren Sprachen suchte er sich weiterzubilden. Erst mit dreizehn Dienstjahren kam er dann auf seine erste selbständige Stelle nach Untermettingen – die Vikarszeit dauerte damals allgemein fast doppelt so lange wie heute. Mit dem ihm eigenen Elan ging er an die Arbeit in den vier verschiedenen politischen Gemeinden. Instandsetzungs- und Erneuerungsarbeiten an der Pfarrkirche und an der Filialkapelle von Obermettingen nahmen ihn über mehrere Jahre stark in Anspruch. Wenn er nach elf Jahren von Untermettingen weg in den einseitigen Ruhestand gehen mußte, so lag die Ursache hierfür in schwerer gesundheitlicher Schädigung infolge eines Sturzes vom Fahrrad, aber auch in sehr gehässigen Angriffen von nationalsozialistischer Seite. Als er sich einigermaßen erholt hatte, begann er, Seelsorgsaushilfen, bald da bald dort,

zu übernehmen. Auf diese Weise kam er im Laufe der Jahre als gern gesehener „Nothelfer“ in zahlreiche Pfarreien. Kirchenbehörde und erkrankte Mitbrüder wußten diese selbstlose priesterliche Hilfsbereitschaft wohl zu schätzen. Auch ein Brandunglück, das ihn seines meisten Mobiliars und anderen Besitzes beraubte, konnte ihn an dieser seiner neuen Aufgabe nicht behindern. Wie sehr dieser bescheidene, bei allen Eigenheiten seines Charakters im Grunde so gütige Priester an seinem Berufe hing, zeigte sich, als er mit 66 Jahren nochmals in Amoltern eine Pfarrstelle übernahm und mit seltener Treue und Hingabe bis ins hohe Alter betreute. Dankbar denkt die kleine Winzergemeinde vor allem an den unermüdlichen Eifer, mit dem ihr Seelsorger die Pfarrkinder innen und außen von Grund auf erneuerte und dabei manche eigene finanzielle Mittel großmütig beisteuerte. Umfangreiches, im Laufe der Zeit angesammeltes archivalisches und kunstgeschichtliches Studienmaterial konnte Pfarrer B. freilich nicht mehr, wie er wollte, ordnen und bearbeiten. Ein ganz im Glauben verwurzelter, der Kirche treu ergebener und persönlich selten anspruchloser Priester ist mit ihm dahingegangen.

E. K.

Bürkle Karl

Geb. 22. 9. 1890 in Schutterwald, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Seefeld, Plankstadt; Militärdienst Okt. 1915–Nov. 1918; Vikar in Oberwolfach, Sulz, Haslach i. K., Oberkirch, Ettligenweier, Berghaupten; Kurat in Baiertal 27. 7. 1927; Pfarrer in Iffezheim 30. 11. 1933; Pfarrer in Waltersweier 15. 7. 1953. Ruhestand 1. 4. 1965 in Langhurst b. Schutterwald. Gest. 13. 3. 1969 in Schutterwald, ebenda beerd.

Etwas Soldatisch-Sicheres in Wort und Auftreten hat der ein Jahr nach der Priesterweihe zum Heeresdienst Einberufene aus seiner Militärzeit nach Hause mitgebracht – Gewandtheit im Umgang und geistige Beweglichkeit war ihm freilich schon im Theolog. Konvikt zu eigen. Karl B. entstammte einer braven Handwerkersfamilie, aus der bereits der ältere Bruder Franz den geistlichen Stand gewählt hatte. Im Krieg war er zuerst Militärärznenwärter in Mannheim, dann Feldgeistlicher bei einer Einheit, die viele Kämpfe an der Westfront mitgemacht hat. Der unversehrte Heimgekehrte hätte gern in Kirchengeschichte promoviert, wozu ihn Professor Emil Göller ausdrücklich empfahl. Aber dieser persönliche Wunsch ging so wenig in Erfüllung wie der andere, Religionslehrer an einer Mittelschule zu werden. Als Kaplan von Oberkirch war ihm die Redaktion der „Renchtal-Zeitung“ übertragen. „Sehr fleißig und klug“ hat er eine Zeitlang Ettligenweier allein versehen, wie der Pfarrer lobend hervorhob. In den sechs Jahren seiner Tätigkeit in Baiertal trug er wesentlich bei zum geschlossenen Zusammenhalt der Gemeinde an dem konfessionell gemischten Ort, vor allem durch systematische Arbeit in den kirchlichen Standesvereinigungen. Schwieriger wurde die Arbeit für ihn in Iffezheim, wo er im Jahr der nazistischen Machtergreifung aufzog. Zäh hielt er die zusammenschrumpfenden Vereine, so gut es ging, am Leben. Im Dekanat nahm er sich des kirchlichen Pressewesens an, soweit dessen Pflege im Dritten Reich noch möglich war. Was ihm in Iffezheim im Laufe der Zeit beschwerlich wurde, waren die vielen Religionsunterrichtsstunden, die er aber allezeit mit großer Gewissenhaftigkeit und katechetischem Geschick zu erteilen verstand. Einmal geriet er dabei auch in ein Strafverfahren wegen angeblicher

Überschreitung des Züchtigungsrechts – im Dritten Reich war der Geistliche gegen solche Maßnahmen machtlos. Nach zwanzig Jahren zog Pfarrer B. auf das kleine Waltersweier, wo er unter schwankender Gesundheit weitere zwölf Jahre treu seine Pflicht tat. Großes Interesse brachte er von jeher dem Ansgariuswerk für die nordische Mission entgegen; er war Mitglied in dessen Zentralrat. Die vier Jahre Ruhestand widmete er ganz dem Umgang mit seinem Herrn und Gott. E. K.

Bussemer Fritz

Geb. 17. 1. 1935 in Heidelberg, ord. 12. 6. 1960; Vikar in Hochsal, Erzingen, Mannheim (Hl. Geist), Mannheim-Feudenheim, Bühl/Bd.; Pfarrer in Karlsruhe (St. Josef-Grünwinkel), 1. 5. 1968. Gest. 20. 8. 1969 in Karlsruhe (Verkehrsunfall), beerd. in Eberbach.

Der allzu früh und auf so tragische Weise Dahingeschiedene hatte das Priestertum als Lebensziel schon in der Kindheit fest ins Auge gefaßt, weshalb er auch von der zuerst besuchten Realschule in Eberbach – die Eltern hatten in dem Neckarstädtchen eine Metzgerei – zum Gymnasium und ins Konvikt Tauberbischofsheim überwechselte. Dem musisch Hochbegabten verlangte die harte Disziplin des altsprachlichen Gymnasiums den letzten Einsatz ab. Er leistete ihn, motiviert durch das Ziel des priesterlichen Berufes. Daß es ein echter Priesterberuf war, offenbarte sich am Ernst und Eifer während seiner theologischen Studienjahre, mehr noch in der Art und Weise, mit der er als Jungprieester an seine Seelsorgsaufgaben heranging. Mit ausgesprochenem Sinn für das Praktische und der Fähigkeit zu leichter Kontaktaufnahme ausgestattet, war er schon nach kurzer Zeit in der Lage, auch den Anforderungen in der großen Hl.-Geist-Pfarrrei in Mannheim zu genügen. Als guter Musiker half er oft an der Orgel aus. Viel Vertrauen brachte man ihm im Beichtstuhl entgegen. Die Mannesjugend der Pfarrrei lag ihm in den fünf Jahren seiner dortigen Tätigkeit ganz besonders am Herzen. In Mannheim-Feudenheim und Bühl war ihm die Aufgabe gestellt, zur Zeit der Erkrankung der Pfarrrei die Seelsorge weitgehend selbständig zu leiten. Nach acht Dienstjahren wurde er bereits Pfarrrei in Karlsruhe-Grünwinkel, ein Zeichen dafür, daß man die von ihm bisher geleistete Arbeit sehr schätzte. Nach menschlichem Ermessen wäre er nun auf Jahre hinaus der rechte Mann auf diesem Großstadtposten gewesen, aber kaum hatte er dort Fuß gefaßt, erlag er den Verletzungen eines Autounfalls. E. K.

Dold Richard, Dr. phil.

Geb. 6. 7. 1887 in Oberprechtal; ord. 2. 7. 1913; Vikar in Karlsruhe St. Bonifatius, Garnisonsdienst im Reservelazarett in Karlsruhe 1914–18; Erzb. Registrator 27. 5. 1919; Ordinariatssekretär 15. 11. 1921; Dr. phil. (Freiburg i. Br.) 3. 5. 1922; Klosterpfarrer in Baden-Baden, Hl. Grab 25. 11. 1925; Stadtpfarrer in Karlsruhe, St. Bonifatius 2. 5. 1929, investiert 20. 5. 1929; Ruhestand 1. 9. 1961 in Oberprechtal; gest. daselbst 19. 1. 1969; beerdigt daselbst 23. 1. 1969. Kriegsverdienstkreuz; Geistl. Rat ad honorem 27. 3. 1942; Großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik 6. 7. 1955.

Lit: Peter Max Boppel (Oberstudiendirektor in Waldshut), Dr. Richard Dold (enthält Würdigung zum 50. Priesterjubiläum 6. 7. 1963 und Ansprache von Präsident DDr. Siegfried Kühn zum 25. Pfarrrei-jubiläum und 60. Geburtstag), (Waldshut) 1966.

D. war der Sohn eines Müllers und Bäckers und Bruder des 1960 verstorbenen Pfarrers i. R. Dr. Augustin Dold (s. FDA 82/83, 1962/63, 493/94). Er besuchte das Bertholdgymnasium in Freiburg und legte dort 1909 die Reifeprüfung ab und folgte seinem von Anfang an klaren Beruf zum Priestertum. Sein Charakter war stets entschieden, zielbewußt, etwas cholertisch, zurückhaltend, leider auch nervös und empfindlich. Trotz tadellosen priesterlichen Wandels sind ihm schwerste Verleumdungen, auch von Mitbrüdern, nicht erspart geblieben. Seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig, und öfters mußte er Krankenhäuser und Kurheime aufsuchen und wurde doch über 81 Jahre alt. Am Ende des Ersten Weltkriegs zog es ihn von Karlsruhe, wo er in der gleichen Pfarrei Vikar war, die er später 32 Jahre als Pfarrer betreuen sollte, weg ins Studium, wozu er einen Posten in der außerordentlichen Seelsorge suchte, sei es im Missionsinstitut oder als Spiritual in Hegne; er kam ins Ordinariat, wo er seine philosophische Promotionsschrift über die letzte katholische Markgräfin Maria Viktoria abfassen konnte (s. Besprechung FDA 51, 1923, 104). In Baden-Baden war er als Klosterpfarrer am Mädcheninstitut z. Hl. Grab Nachfolger von Dr. Elble, und es sollte wie für diesen, der mit ziemlichen Aufgaben in der Seelsorge verknüpfte Religionslehrerposten das Sprungbrett zum Stadtpfarrer werden. An St. Bonifatius in der Weststadt von Karlsruhe entfaltete er vor allem in der Standesseelsorge und an den Strafgefangenen, um nur diese beiden Sparten zu erwähnen, eine weit über die Pfarrei hinausreichende Tätigkeit, so daß ihm der für seine Verhaftung verantwortliche Gestapobeamte, den er nach dem Umsturz als Häftling im Gefängnis antraf, bescheinigte, seine Einweisung nach Dachau sei erfolgt, weil er „der aktivste Geistliche gewesen sei und im St.-Bonifatius-Haus ständig Vorträge halten ließ, die weit über die Gemeinde hinaus und auch in nichtkatholischen Kreisen Beachtung gefunden hätten und darum der Partei ein Dorn im Auge gewesen seien“. Nur der Umstand, daß D. auf dem Transport nach Dachau so schwer an Blase und Niere erkrankte, daß er in das Krankenhaus in Ingolstadt eingeliefert werden mußte, bewahrte ihn vor dem Konzentrationslager; die vielfältigen Bemühungen beim Reichssicherheitshauptamt hatten den Erfolg, daß D. sogar nach Karlsruhe zurückkehren durfte. Aber Lebensmittelkontrollen mit unangenehmen Folgen für seine Hausangestellten und für die Schwestern, die ihn in Krankenhäusern (wie Furtwangen) gesund pflegten, Haussuchungen und andere Plackereien gesellten sich zu einem Komplott einiger Pfarrangehöriger, die teils Parteimitglieder waren, teils nicht, denen jedes Mittel recht war, um den Pfarrer aus der Pfarrei hinauszuekeln. Leider wurden diese Dinge nach dem Krieg in einem Spruchkammerverfahren wieder aufgerührt, doch zeigte sich, daß der Kreis der Betroffenen klein war und die Pfarrei durch diese Vorgänge keinen Schaden litt. Im Gegenteil bewiesen die verschiedenen Jubiläumsfeiern nach dem Krieg die große Anhänglichkeit und die Dankbarkeit der Parochianen und der übrigen Karlsruher. Um nur ein Werk zu nennen, war das Gemeindezentrum bei St. Bonifatius eine weitvorausschauende Tat D.s. Mit 74 Jahren trat D. in den wohlverdienten Ruhestand in seiner Heimat, wo er dem Ordinariat noch zu Lebzeiten sein Landhaus schenkte. Seine tiefe Frömmigkeit machte u. a. auch eine Sammlung von Reimgebeten kund, die wegen des Katholikenlieds „Katholisch bin und bleibe ich“ usw. den Zorn

der Nazis erregte, weil er es zusammen mit dem Bildchen des blinden Pfarrers in Bickesheim in den Lazaretten verteilen ließ; dabei war dieses ursprüngliche Christenlehrlied, wie das Ordinariat dazu bemerkte, sogar schon bei W. Bäumker, Das kath. Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jh. Bad. III, 1893, S. 73 verzeichnet. *Werke*: Maria Viktoria, die letzte Markgräfin von Baden-Baden, Karlsruhe, 1922, Badenia (84 S. mit Porträt), Reimgebete, gesammelt u. hrg., 2. Aufl. 1939, Schwabenverlag, Ellwangen. T. K.

Engesser Adolf

Geb. 8. 10. 1900 in Kirchen-Hausen, ord. 5. 4. 1925; Vikar in Konstanz (St. Stephan), Offenburg, Karlsruhe (Liebfrauenpfarrei 1929–1934); Pfarrkurat in Oberbühlertal 13. 12. 1934; Pfarrer in Singen (St. Peter und Paul) 11. 11. 1942. Ruhestand 15. 2. 1968 in Singen. Gest. 6. 5. 1969 in Singen, ebenda beerd.

„Ein kraftvoller, energischer junger Mann, der weiß, was er will“, heißt es treffend in einer Charakterisierung des Studenten Adolf E. Die Zeugnisse des Gymnasiums Konstanz, wo er Zögling des Konradihauses war, wie die akademischen Prüfungsergebnisse zeigen, daß E. sehr wohl auch das Zeug zu einer wissenschaftlichen Laufbahn gehabt hätte. Doch sein sicheres, klar bestimmtes Auftreten wie seine verständnisvolle und unkomplizierte Art des Umgangs mit den Menschen ließen schon im Jungpriester einen auch für die praktische Seelsorge bestqualifizierten Priester erkennen, was besonders in den fünf Vikarsjahren in Karlsruhe klar wurde, wo man ihn wegen seiner tüchtigen Arbeit auf der Kanzel und in der Schule, aber auch wegen einer besonderen Gabe im seelsorglichen Dienst an den Kranken sehr schätzte – manchen religiös Lauen hat er in Tagen der Krankheit zu Gott zurückgeführt. Mit gleichem Geschick betreute er den Arbeiter- und Arbeiterinnenverein und die Werkjugend der großen Pfarrei. Den großen „Schaffposten“, für den ihn sein Karlsruher Prinzipal empfahl, erhielt er in Oberbühlertal, damals schon eine Pfarrei mit 4000 Seelen auf einem weitverzweigten Kirchspiel. Den schon lange Zeit anstehenden Kirchenneubau nahm er als bald energisch in Angriff und „hat ihn in einer Art durchgeführt, daß man staunen muß über diesen Organisationserfolg“ (Dekanatsbericht 1937). Er hat sich mit diesem großen Neubau um die stets wachsende Gemeinde sehr verdient gemacht. Den geplanten Pfarrhausneubau hat allerdings dann der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhindert. Mit der Pfarrei St. Peter und Paul in Singen wurde ihm mitten im Krieg eine noch größere Aufgabe zuteil. Hier verstand er sich womöglich noch besser mit der Mentalität des Volkes. Er entwickelte sich immer mehr zu einer überaus populären und kraftvollen Seelsorgergestalt. Nach dem Krieg entfaltete er durch ein Caritassekretariat eine umfassende kirchliche Hilfstätigkeit. Durch Veranstaltungen der Katholischen Aktion, deren Leiter im Kapitel er war, wußte er immer wieder die Präsenz der Kirche in der Industriestadt wirksam zur Geltung zu bringen. Seine ganze Art, in der große Tatkraft mitunter etwas zu energisch hervortrat, machte ihn vor allem zu einem Seelsorger der Männerwelt. Die komplizierten Fragen der baulichen Umgestaltung der Pfarrkirche, die zu einem lebhaften Pro und Contra des vom Pfarrer unterstützten Projekts führten, haben an dem bis dahin sehr gesunden Seelsorger erste Anzeichen von Überarbeitung und

nervösen Herzstörungen hervorgerufen, die aber vorerst nur vorübergehender Art waren. Wenn Erzbischof Rauch Stadtpfarrer E. zum Geistlichen Rat ernannte (1953), so war dies eine wohlverdiente Anerkennung. Große Sorgfalt verwandte er für die geordnete Betreuung der katholischen Kranken im großen Singener Krankenhaus. In späteren Jahren nahm er sich auch seelsorglich der Pfarrhaushälterinnen des Dekanates an. Selbstverständlich, daß ihm auch das Gastarbeiterproblem – in Singen von besonderer Bedeutung – sehr am Herzen lag. Bei dem stürmischen Weiterwachsen der Stadt im Norden und Süden waren in den sechziger Jahren zwei neue Pfarreien zu gründen und mit den nötigen kirchlichen Gebäuden auszustatten. Stadtpfarrer E. als dem Vorsitzenden des Gesamtkirchengemeindestiftungsrates fiel hier ein weiteres Stück Arbeit zu, dessen Bewältigung ihm allerdings nur noch auf Kosten spürbaren Nachlassens der Kräfte gelingen konnte. Als er im November 1967 sein 25jähriges Ortsjubiläum beging, trug er sich bereits mit dem Gedanken der Pensionierung. Wie sehr seine Kräfte in seinem so mannigfachen Einzeldienste umfassenden Amte verbraucht waren, zeigte sich in der so kurzen Dauer seines Ruhestandes – schon nach vierzehn Monaten setzte ein Schlaganfall seinem vorbildlich im Dienst für Christus verzehrten Leben ein Ende.

E. K.

Firley Ernst

Geb. 17. 1. 1910 in Schwaraunen (Ermland), ord. 8. 1. 1939 in Berlin; Wehrdienst 1940–1945; Vikar in Villingen (St. Fidelis) 10. 8. 1946; Diaspora-seelsorger im Bistum Osnabrück 1948–1952; Auslandsdeutscheenseelsorger in Brüssel 1952–1956; Benefiziat in Forchheim (Diöz. Bamberg); Pfarrv. in Distelhausen 21. 3. 1959 – in die Erzdiöz. Freib. inkardiniert 10. 8. 1960 – invest. in Distelhausen 13. 5. 1962. Gest. 19. 6. 1969 in Tauberbischofsheim (Krankenhaus), beerd. in Distelhausen.

Wir begegnen hier einem außerordentlich bewegten, auf seine Art reich erfüllten Priesterleben. Nach den theologischen Studien in Innsbruck trat Ernst F. in die Gemeinschaft von den hl. Engeln in Banz ein. Die Priesterweihe erteilte ihm sein ehemaliger Religionslehrer, Militärbischof Rarkowski. Nach einem Jahr Vikarstätigkeit in Danzig war er Sanitäts-soldat in Frankreich, auf dem Balkan und in Rußland (drei Winter). Nach Auflösung der Ordensgemeinschaft von Banz kam Vikar Ernst F. erstmals in unser Bistum nach Villingen-St. Fidelis. Nachdem er zehn Jahre lang in verschiedenen anderweitigen Stellungen unter Einsatz seiner ganzen Kräfte gearbeitet hatte, zog es ihn wieder in unsere Diözese, wo ihm in Distelhausen die selbständige Wahrnehmung der Seelsorge übertragen wurde. Der tatkräftige, in seiner ganzen Art entschiedene und zupackende Seelsorger betreute einige Zeit auch die verwaiste Gemeinde Dittigheim und beteiligte sich ferner opferbereit und gewissenhaft an der Erteilung des Religionsunterrichts an Tauberbischofsheimer Schulen. In Distelhausen erbaute er 1963/64 einen modernen Kindergarten. Das Pfarrhaus unterzog er einer Teilrenovation. Die Kreisverkehrswacht Tauberbischofsheim hat ihn wegen seiner Aufgeschlossenheit für Verkehrsfragen in den Vorstand gewählt. Eine Lungenembolie nach einer Bruchoperation führte zum unerwartet plötzlichen Tod des allseits geschätzten, in der neuen Wahlheimat mit Land und Leuten innig vertraut gewordenen Seelsorgers.

E. K.

Fischer L u d w i g

Geb. 10. 7. 1885 in Weisbach, ord. 5. 7. 1911; Vikar in Grombach, Külsheim, Odenheim, Malsch b. W., Grünsfeld, Bühl (Stadt); Pfarrer in Urberg 26. 7. 1922; Hausgeistl. in Erlenbad 10. 12. 1927; Pfarrrv. in Schwaningen 26. 10. 1928, hier invest. 7. 7. 1929; Pfarrrv. in Ottenheim 24. 5. 1939; Pfarrer in Gommersdorf 10. 4. 1940. Ruhestand in Neudenu 19. 4. 1950, in Mosbach (Gemeindehaus St. Pirmin) 5. 5. 1958. Gest. 22. 9. 1969 in Mosbach, beerd. in Strümpfelbrunn.

Allzeit ein Stillter im Lande, dem große Aktivität zu entwickeln nicht gegeben war, der vielmehr in alltäglicher beharrlicher Pflichttreue in seinem Berufe lebte und diese stille Pflichterfüllung einer oft schwankenden Gesundheit abringen mußte: So lebt Pfarrer Ludwig F. in der Erinnerung seiner Freunde und ehemaligen Pfarrkinder fort. Kind einer schlichten Landwirtschaftsfamilie, führte ihn sein Bildungsweg vom Vorbereitungsunterricht durch den Ortspfarrer an das Gymnasium Tauberbischofsheim und die zwei letzten Jahre an das Heidelberger Gymnasium, von wo aus er zur Theologie nach Freiburg kam. Als Jungpriester auf sechs meist ländlichen Vikarsposten tätig, verstand er es besonders gut mit den Kindern und der heranwachsenden Jugend. Freilich, man mußte auf seine nicht robuste Konstitution Rücksicht nehmen. Daß nicht alle Prinzipale hierfür das nötige Verständnis hatten, schmerzte den feinfühlig Veranlagten, aber verbitterte ihn nicht. Als selbständiger Seelsorger war er immer nur „über Weniges“ gesetzt, über kleinere Pfarreien, nicht weil ihm die Qualifikation zu größerem Wirkungskreis fehlte, sondern weil die gesundheitlichen Verhältnisse dazu zwangen. Das hoch gelegene Urberg mit seinem rauhen Klima, seinen langen Wintern und der damals noch völligen Abgeschiedenheit vom Verkehr war für ihn niemals das Richtige. Nach fünf Jahren war er hier gesundheitlich so erledigt, daß er fast ein Jahr im Erlenbad nur Hilfsdienste tun konnte. In Schwaningen fand er die von der Altkatholikenzeit immer noch erschwerte Situation vor, doch mit seinem freundlichen, leutseligen, verträglichen und frohen Wesen gelang es ihm, Toleranz und gegenseitiges Verständnis in dem kleinen Dorf zu erhalten. In der gleichen unauffälligen, nur auf den seelsorglichen Dienst ausgerichteten Art wirkte er nochmals zehn Jahre im kleinen Gommersdorf, wo er sich auch gewissenhaft um die Betreuung der einzelnen Stände annahm. In seinem Ruhestand war ihm seelsorglicher Aushilfsdienst inneres Bedürfnis und Freude des Alters bis in die letzten Monate seines vorbildlichen Priesterlebens.

E. K.

Frickhofen S t e p h a n

Geb. 21. 11. 1882 in Petersackerhof b. St. Goar, ord. 5. 7. 1911; Vikar in Ettlingen; Krankheitsurlaub 1. 4. 1913; Hausgeistlicher in Bruchsal (Haushaltungsschule) 15. 4. 1914; Präfekt am St.-Josefs-Stift in Mannheim 1. 11. 1915; Vikar in Mannheim (Obere Pfarrei) 10. 4. 1923; Katechet am Jugendheim Mannheim 1924–1928; Religionslehrer im Luisenhaus und an der Liselotte-Oberschule in Mannheim 1928–1940; Mithilfe im außerschulischen Rel.-Unterricht in Mannheim 1940–1944; Pfarrrv. in Rotenberg 6. 5. 1944, hier invest. 16. 8. 1946. Ruhestand 1. 11. 1960 in Niederheimbach a. Rh. Gest. 17. 11. 1969 in Oberwesel (Krankenhaus), beerd. in Niederheimbach b. Bingen.

Früh elternlos geworden, kam Stephan F., ein Winzerssohn, zu Verwandten nach Mannheim. Hier machte er zuerst eine kaufmännische Lehre und arbeitete danach im Kaufmannsberuf, ohne freilich in diesem innere Befriedigung zu finden. Sein Sinnen strebte immer mehr dem Priestertum zu. Mit zähem Fleiß bereitete er sich durch Privatunterricht auf die oberen Klassen des Gymnasiums vor, die er als Zögling des Gymnasialkonvikts in Rastatt absolvierte. Die Voraussage des Rektors, der Abiturient F. verspreche, „ein sehr brauchbarer Priester zu werden“, bestätigte sich aufs beste in den zwei Vikarsjahren in Ettlingen, wo man es sehr bedauerte, daß der äußerst gewissenhaft und erfolgreich arbeitende Jungpriester wegen eines Lungenleidens in Krankheitsurlaub gehen mußte. Eine Verwendung in der Pfarrseelsorge war in der Folgezeit nicht möglich, aber um so klarer zeigte sich, daß er für die ihm zugewiesenen Posten in Mannheim bestens geeignet und befähigt war. Fast dreißig Jahre stand er im seelsorglichen Dienst an der Jugend, zuerst im Knabenpensionat St. Joseph, wo ihm die Schifferkinder anvertraut waren, dann lange Jahre als Religionslehrer an der privaten Luise-Realschule für Mädchen und gleichzeitig in gleicher Eigenschaft an der Städtischen Liselotte-Oberschule für Mädchen. Durch seinen gediegenen, stets sorgfältig vorbereiteten, lebensnahen Unterricht hat er vielen jungen Menschen den Weg zu Christus gewiesen, wobei sein Lehrwort in schönster Weise durch seine ganz im Glauben wurzelnde vornehme Persönlichkeit unterstützt wurde. Viele Jahre war F. auch Präses des Nikolaus-Schiffervereins. Im Mannheimer Herz-Jesu-Kloster stellte er sich gleichfalls opferwillig für die Gottesdienste zur Verfügung. Als 1939 das Luise-Institut aufgehoben und auch sein Dienst an der Liselotte-Schule sich erübrigte, behielt ihn Stadtdekan Bauer mit Zustimmung des Ordinariats weiter in Mannheim, um hier am außerschulischen Religionsunterricht sowie in der Seelsorge der Oberen Pfarrei mitzuwirken. Obwohl gesundheitlich ziemlich mitgenommen, entschloß sich der berufsfreudige Seelsorger im Jahr 1944, die kleine Gemeinde Rotenberg zu übernehmen, und wider Erwarten war es ihm vergönnt, sechzehn Jahre lang hier mit der an ihm gewohnten Treue und Sorgfalt den Dienst an Gottes Wort und Sakrament zu versehen. Den Lebensabend verbrachte er im heimatlichen Rheingau, die letzten fünf Jahre ganz ans Haus gebunden.

E. K.

Gitzler E r w i n (Ostpriester)

Geb. 26. 1. 1916 in Gleichwitz, ord. 2. 11. 1941 in Breslau; Sanitätsdienst 1941–1944; russische Gefangenschaft 1944–1950; Vikar in Kirchzarten, Konstanz-Wollmatingen; Religionslehrer an der Gewerbeschule Konstanz 1. 10. 1956, hier Studienrat 1962. Gest. 27. 4. 1969 in Konstanz (Vinzentiuskrankenhaus), beerd. in Konstanz (Hauptfriedhof).

Fast zwanzig Jahre hat der gemühtiefe Schlesier wertvolle Arbeit in unserem Bistum geleistet, nachdem ihm die Rückkehr in die Heimat nach Krieg und Gefangenschaft nicht mehr möglich war, zumal seine Angehörigen bereits in die Bundesrepublik umgesiedelt worden waren. Mit geschwächter Gesundheit, den Folgen der überstandenen Strapazen, aber viel gutem Willen und Eifer begann er als Vikar in Kirchzarten, wegen seines höflichen, zuvorkommenden und hilfsbereiten Wesens überall leicht Zugang findend. Vor allem verstand er es gut mit der ihm anvertrauten älteren Mannesjugend, so daß er sicher der geeignete Mann war, als an die

Gewerbeschule in Konstanz ein eigener Religionslehrer berufen werden mußte. Im Laufe der Jahre fand er sich in diesem schwierigen Lehrbereich immer besser zurecht, verstand er es doch, seinen Unterricht lebensnah und auf die Probleme der kritischer gewordenen Jugend zugeordnet zu gestalten, wobei die Vermittlung gediegenen religiösen Wissens nicht zu kurz kam. Soweit es ihm möglich war, arbeitete er weiter in der Pfarrseelsorge eifrig mit, wodurch ein herzliches mitbrüderliches Verhältnis zum Klerus der Stadt zustandekam. Die Ernennung zum Studienrat bedeutete die Übernahme in das Beamtenverhältnis, aber auch die Anerkennung für die an der Handwerksjugend geleistete Arbeit als Lehrer und Erzieher. Auch der studierenden Jugend im Studienheim St. Konrad schenkte er seine Kräfte. Freilich waren diese bereits mehr verbraucht, als es nach außen den Anschein hatte. Nach kurzer Krankheit starb er im Konstanzer Vinzentiushaus, wo er so oft mit den Schwestern und Kranken die Eucharistie gefeiert hatte. E. K.

Glänz Franz (Sales) Joseph

Geb. 20. 9. 1877, Freiburg i. Br.; ord. 5. 7. 1904; Vikar in Durmersheim, Rotenfels, St. Trudpert, Ballrechten; Pfarrverweser in Müllen 17. 3. 1909, Bremgarten 31. 10., Eichsel 1. 12. 1910, Luttingen 25. 9. 1913, Roggenbeuren 20. 1. 1916; Pfarrer in Hänner 26. 5. 1918, in Liel 5. 5. 1929; Ruhestand 15. 11. 1932 Liel, ab Mai 1933 Bad Krozingen, ab Dez. 1938 Engen, ab Mai 1957 in Freiburg i. Br. Gest. 10. 3. 1969 daselbst, beerdigt 13. 3. 1969 ebenda, Hauptfriedhof.

G. war der Sohn eines Mechanikers in der St.-Martins-Pfarrei in Freiburg, trat nach der Volksschule in einer Holzbildhauerei in die Lehre und besuchte die staatl. Schnitzerschule in Furtwangen, fand aber in diesem Beruf keine Befriedigung. Nach vollendetem 17. Lebensjahr entschloß er sich zum Studium, nahm Privatunterricht, so daß er 1896 in die Untersekunda des Freiburger Gymnasiums eintreten und 1900 mit dem Abitur verlassen konnte. Seine Gesundheit war nicht die beste, so daß er schon in St. Trudpert längere Zeit aussetzen mußte, sogar Befreiung vom Breviergebet erhielt, ja während seiner Kur im Sebastianeum in Wörishofen sogar vom Rosenkranz dispensiert wurde, damit keinerlei Zwang seine Nervosität steigern. Nach Jahr und Tag wieder im Dienst, mußte er von Ballrechten aus erneut in Erholung gehen. Auf ärztliches Anraten mußte man ihm mit Rücksicht auf seine Nervenschwäche eine selbständige Stelle geben. Doch wurde es dadurch nicht besser, da nun vermeintliche Mißstände in den Gemeinden seine Nerven reizten. Es war schade um seine unbestreitbaren Fähigkeiten und um seinen Eifer, der größerer Dinge würdig gewesen wäre. „Er verstand die Leute nicht recht und sie ihn nicht...“ Auch mit Behörden bekam er Schwierigkeiten. Man schrieb dies seinem leidenden Zustand zu, und in der Tat mußte er häufig um Urlaub eingeben. In Liel war es ein naher Steinbruchbetrieb, der ihn vergrämte; er war ihm bei der Besichtigung der Pfarrei entgangen. Er selbst war schließlich überzeugt, daß sein Zustand „die Seelsorgearbeit äußerst erschwert und... unter der Sachlage notleide“. G. blieb auch nach seiner Resignation auf Liel noch bis zum Mai 1933 auf der Pfarrei. Im Ruhestand half er nach Möglichkeit gerne aus. Das diamantene Priesterjubiläum und der 90. Geburtstag waren Ehrentage in einem still in sich gekehrten Priesterleben.

T. K.

Graf Franz, Dr. theol.

Geb. 12. 7. 1904 in Offenburg; Vikar im Oberbühlertal, Pforzheim (Herz-Jesu), Karlsruhe (St. Bernhard); ab 14. 4. 1936 Präfekt am Erzb. Gymnasialkonvikt Freiburg. Oktober 1937 in Mannheim: Religionslehrer an der Handelsschule I und II. 5. 3. 1940 den theologischen Doktorgrad in Freiburg; Religionslehrer am Realgymnasium I, dann am Karl-Friedrich-Gymnasium. 1946 zusätzlich Seelsorger für die Studenten der Handelshochschule Mannheim bis 1956. 5. 8. 1963 Oberstudienrat; am 21. 1. 1969 gestorben; beerdet.

Der Wille zum Einsatz gehörte zu Franz Graf, Sohn eines Lokomotivführers, infolge der öfteren Versetzung des Vaters Schüler in Mannheim und Lahr, wo er 1923 die Reifeprüfung bestand. Auch wenn er vereinzelt manches mehr betonte, manches zurückstellte, geschont hat er sich an keiner seiner Stellen, gleich ob Land- oder Stadtpfarrei. Den größten Aufwand an Kraft gab er für Mannheim. Dem vom Staat bewußt gesteuerten Schrumpfungsprozess des Religionsunterrichts setzte er 1939 sein außerschulisches Angebot entgegen, das ein unerwartet gutes Echo fand. Im Lehrermangel der ersten Aufbauzeit (1945) half er mit seiner Begabung auch in anderen Fächern aus, sogar in Mathematik der Oberklassen. Seine Pünktlichkeit und sein Wille, immer da zu sein, waren bekannt. Noch an seinem Todestag ging er zum Unterricht, obwohl ihm der Arzt nach dem ersten schweren Anfall die Weisung gegeben hatte, die Schule auszulassen, wenn sich morgens Herzbeschwerden zeigten.

Das von Graf vorgefundene, aber in der Not der Bomben und Trümmer fast untergegangene katholische Bildungswerk nahmen er und Gleichgesinnte energisch in Angriff. Themen, die für jene Jahre akut waren und wegweisend werden konnten, arbeitete man gemeinsam durch, sie wurden dann in einzelnen Pfarreien vorgetragen und diskutiert. Manche Zuhörer erinnern sich noch an den Stoß Bücher, mit dem Graf anrückte, um fremde Worte genau wiederzugeben. Der katholische Akademikerverband kam neu zum Leben, Dr. Graf wurde sein geistlicher Beirat. Da wieder Säle erstanden, konnte unter steter Anregung von Franz Graf die „Katholische Abendakademie“ eine Reihe wertvoller Vorträge anbieten, während des letzten Jahrzehntes in den Hörsälen der Wirtschaftshochschule. Meist sprachen auswärtige Fachkräfte. Dieses Werk glich für den Raum Mannheim dem, was dann für die ganze Erzdiözese von der „Katholischen Akademie“ (Freiburg) durchgeführt wurde.

Daß neben dieser Arbeit der Kontakt mit ehemals jugendbewegten Kreisen Mannheims lebendig blieb und Zeit beanspruchte, daß aus der großen Arbeit neue „Kleinarbeit“ herauswuchs, daß sich die Studentenseelsorge nicht in Vorträgen und Veranstaltungen erschöpfte, sondern wiederum „Zeithaben“ verlangte, diese Andeutungen wollen eine größere Aufzählung ersetzen.

An erste Stelle gehört unter den Quellen seiner Kraft die Liturgie. Sie brachte ihn nahe zu Maria-Laach und den Benediktinern, er wurde Benediktineroblate. Auch Romano Guardini bewegte ihn stark. Aber nie ahmte er nach. Er verarbeitete und suchte den für seine Arbeit geeignetsten Weg zu einer klaren, versteh- und erlebbaren und damit möglichst alle fordernden Gemeinschaft um den Altar. Wie bei kaum einem anderen Religionslehrer Mannheims hatte sein Schulgottesdienst Zulauf. Er führte ihn mit den Schülern durch ohne jede Aufsicht von „Vorgesetzten“. Er liebte die

nüchterne Messe des Werktags, er liebte auch die lichterreiche Feier, er liebte ebenso die großen Gottesdienste der Festtage in den römischen Basiliken.

Während seiner Vikarsjahre sahen manche in ihm einen „Philosophen“, und seine Doktorarbeit „Die Religionsphilosophie der grundwissenschaftlichen Schule Johannes Rehmkes“ (bei Straubingen, Freiburg, Fundamentaltheologie) neigte zu diesem Grenzgebiet, aber es war nicht der ganze Franz Graf. Neben seiner Neigung zur Liturgie läßt schon sein erstes Tasten nach einem Dissertationsthema größere Weite ahnen: beim Dogmatiker Engelbert Krebs und aus dem Bereich der Mystik. Die Weite seiner Interessen hielt er bis zum Ende durch. Wenn es auch gewagt ist, Einzelheiten zu nennen, – sicher gehörten dazu Kunst, Kunstgeschichte, Kunst heute, die außerchristlichen Religionen, die religiösen Strömungen der Gegenwart und das Gesamt der eigentlichen Theologie. Stets versuchte er, seine Urteile an den Ursprüngen, nicht erst an Bearbeitungen zu formen. So kam bei ihm eine wertvolle Bibliothek zustande, die er durch sein Testament an die Abtei Neuburg (Neckar) übergehen ließ.

Franz Graf war überzeugt, Mannheim habe ihn geformt, vorab die fünf frühen Jahre am Gymnasium, und manches an jugendlicher Selbstsicherheit mag auf diese Schumatmosphäre zurückgehen. Nicht weniger mitgeformt haben seine in Überlegen und Entscheidung sehr selbständigen Eltern, besonders die Mutter, – war der Sohn auch kein Alban Stolz, so war er doch wie sein Landsmann ein eigenwilliges Gewächs. Der frühe Kontakt mit der Jugendbewegung (Quickborn) förderte mächtig seine Anlage, an alles die kritische Sonde anzulegen und mit Begabung und Begeisterung darüber zu diskutieren.

Mit den Jahren kam zum Vorschein, daß seine Kritik auch vor ihm nicht halt machte, und hierin lagen starke Anreger seines inneren Wachstums, freilich eines Wachstums, das weit entfernt war von jähren Sprüngen, er blieb in seiner Art. Beeindruckt auch in seinem letzten Jahr noch die geschliffene Schlagfertigkeit seiner „Blitze“ (etwa beim Firmungssessen 1968: „Ihnen bin ich das Salz in der Suppe, dem anderen das Haar“), so ging es ihm doch nicht mehr bloß darum, daß sein Spruch „saß“, sondern Miene und Stimme sorgten, daß er gut ankam, ein Lächeln weckte, nicht verärgert abgeschoben wurde, und so stellten denn auch seine Unterweisung und sein Verhalten Werte wie Güte, Geduld, Hilfsbereitschaft stärker und stärker in den Vordergrund: „Das glänzendste Zeugnis nützt nichts, wenn ihr euch nicht anstrengt zu helfen, wo man euch braucht, auch zu Hause.“ Sein Wort behielt die Präzision, verlor die Ironie nicht, aber es wurde durchwachsen von versöhnendem Humor, von der geliebten „gentilezza“ des Südens. Ähnlich im intellektuellen Bereich: Brachte er es auch fertig, an einem Fragenkomplex nur einen Gesichtspunkt hervorzuheben, so bewahrte ihn mehr und mehr seine Sachlichkeit vor isoliertem Überschwang. Aus den Gedankengängen Karl Neundörfers, Guardinis und des OSB heraus war ihm die Notwendigkeit der Ordnung in der Kirche präsent. Bei aller Freude an den vielen neuen Möglichkeiten der Liturgie dosierte er zunehmend seine Praxis entsprechend der „Rücksicht auf die Schwachen“. Weniger dagegen lag ihm zeitlebens Rücksicht, wenn einer mit Sprüchen Hohlräume garnierte, die seiner Ausbildung nach nicht sein durften; dennoch überdachte Graf auch da seine Stellungnahme mit den Jahren intensiv, um ja das Rechte zu finden.

Aus dem leidvollen Erfahren der eigenen Grenzen kam ihm das gütige Erfahren der Grenzen des anderen näher. Dennoch blieben Grundzüge seines Unterrichtens und Erziehens die klare Darbietung und die ebenso genau fixierte Aufgabe. Das hielt er auch so mit dem Schulgottesdienst: 20 Minuten vorher war er da, und die Mitwirkenden erhielten frühzeitig seinen Entwurf, über den er dann mit sich reden ließ.

Ein sehr eigen geprägter Mensch, das war Franz Graf, aber nicht etwa ein Einsiedlertyp, – nicht im Lehrerkollegium seiner Schule, nicht im Kreis seiner Mitarbeiter und Freunde, stets auflebend, wenn ein ähnlich kritisches Temperament dabei war. Gern sah man ihn als Gast, er freute sich des Angebotenen und erkannte es in netter, stets origineller Weise an. Mit seinen Kursgenossen, äußerst verschiedenartigen Menschen, von den damaligen Vorstehern für sehr schwierig gehalten, verband ihn eine Treue, die man auf den ersten Blick von ihm nicht erwartet hätte. 1968 traf er zu den Kursexerzitien der „Vierziger“ erst nach dem Mittag ein, völlig erschöpft, hart an der hauchdünnen Wand zum „ganz anderen Leben“; er hatte zuerst noch in Mannheim seine Stunden halten wollen, um niemandem unnötig eine Last aufzubürden. Rücksichtnahme und ebenso Hilfsbereitschaft in Rat und Tat kamen nur ungewollt zutage. So wie ihm dies selbstverständlich war, so erwartete er es auch von anderen, auch von den Schülern und ihren Eltern.

Die freien Wochen im Jahr gehörten anfangs der Formung auf Burg Rothenfels. Bald griff auch die Fremde nach ihm. Nicht ausschließlich, aber doch am stärksten tat es ihm Italien an, die große Vergangenheit, auch die Gegenwart, auch die Seelsorge und Liturgie in Industrievierteln, am meisten aber wohl Rom, greifbares Zeugnis aller Jahrhunderte und Mitte der Kirche, und über diese Mitte hielt er sich stets auf dem Laufenden.

Rom stand auch über dem Tod des Unermüdlichen. Am Tag der großen römischen Blutzeugin Agnes begann sein letztes Stück des Weges „aus schattenhaften Ahnungen zur Wirklichkeit“, von der die Tagesliturgie Agnes sagen läßt: „quod speravi, iam teneo“, – was ich erhofft, ich habe es jetzt.

Josef Göppert

Heizmann Wilhelm

Geb. 17. 9. 1891 in Urach, ord. 30. 6. 1915; Vikar in Unterkirnach, Tiengen, Binningen, Philippsburg, Weingarten b. Offbg., Hohentengen, Kollnau, Grißheim, Kirchlindorf; Kurat in Langenbrand 6. 12. 1927, hier invest. 26. 4. 1942; Pfarrer in Rast b. Meßk. 13. 11. 1949; Pfarrv. in Altheim (Linzgau) 19. 11. 1953, hier invest. 22. 8. 1954. Ruhestand 1. 8. 1960 in Altheim. Gest. 18. 7. 1969 in Überlingen (Krankenhaus), beerd. in Urach.

Bedächtigkeit im Planen, verbunden mit entschiedener Zähigkeit und der Ausführung der als richtig und notwendig erkannten Maßnahmen kennzeichnen unter anderem das Wesen dieses echten Sohnes des Schwarzwaldes. Am Gymnasium Konstanz holte er sich eine gediegene humanistische Ausbildung, wobei der Priesterberuf von Anfang an als Lebensziel feststand. Noch vor der Weihe mußte er nach Rastatt in den Lazarettendienst als Krankenwärter, von 1917 an war er dort als Militärgeistlicher tätig. Erst nach dem Krieg kam er im März 1919 auf seine erste Vikarsstelle nach Unterkirnach. Auf diese folgten acht weitere Vikarposten. Von Tiengen und Philippsburg mußte er sich wegmelden, weil er diesen arbeitsreichen Stellen bei seiner von jeher geschwächten und

anfälligen Gesundheit nicht gewachsen war. Trotz der ihm daraus dauernd erwachsenden Behinderungen gab er überall aus großer Gewissenhaftigkeit und idealer Berufsauffassung sein Bestes. Vorbildlich war die sehr gründliche Art seiner Predigtvorbereitung, was zu sichtlichen Erfolgen auf diesem wichtigen Gebiet führte. Die sein seelsorgliches Wirken eindeutig markierende Tätigkeit im aufstrebenden Langenbrand muß in mehrfacher Hinsicht hervorgehoben werden. Die ersten Jahre verwandte Kurat H. zum systematischen Aufbau der kirchlichen Vereine und Standesorganisationen, wobei ihm deren Anpassung an die gewandelten Zeitverhältnisse (Zunahme des in der Industrie tätigen Bevölkerungsteils und Etablierung des Dritten Reiches) gut gelungen ist. Die zweite nebenher zu leistende und den gar nicht robusten Seelsorger bis zum Äußersten beanspruchende Aufgabe war der Bau der neuen, genügend Raum bietenden Pfarrkirche in den Jahren 1934/35. In diesen Kirchenbau hat der dafür mit dem Titel Pfarrer belohnte Kurat einen großen Teil seiner Lebenskraft investiert. Nervenerschöpfung war die Folge dieser starken Inanspruchnahme, doch erholte er sich wieder so weit, daß er noch bis zum Jahr 1949 auf der ihm liebgewordenen Gemeinde bleiben konnte. In diesen langen Jahren gelang ihm auch die Tilgung der beträchtlichen Kirchenbauschuld – eine Sorge, die ihn bei seiner fast pedantischen Gewissenhaftigkeit nicht wenig plagte. Die Erhebung der Kuratie zur Pfarrei im Jahr 1942 war nur durch sein treues, beharrliches Schaffen möglich geworden. Im Zweiten Weltkrieg wurden Pfarrkirche und Pfarrhaus schwer beschädigt. Die Kräfte des Pfarrers reichten gerade noch aus, um die besonders am Pfarrhaus sehr beträchtlichen Instandsetzungsarbeiten durchzuführen, dann aber mußte er sich nach einem leichteren Posten umsehen. Er ging nach Rast, wo allerdings auch eine Bauaufgabe, die Erweiterung und Erneuerung der kleinen Kirche, auf ihn wartete. Die letzte Station seines überall gleich eifrigen Wirkens war die landschaftlich schön am Fuß des Heiligenberges gelegene Gemeinde Altheim. Auch im Ruhestand verblieb er dort im Rahmen des Möglichen weiterhin in der Seelsorge der nun von Frickingen aus verwalteten Gemeinde tätig, wie ein Vater wegen seines gütigen Wesens von allen verehrt und geschätzt.

E. K.

Herrmann Joseph

Geb. 29. 2. 1892 in St. Märgen-Schweighöfe, ord. 30. 6. 1915; Militärdienst 1915–1918; Vikar in Vöhrenbach, Buchen, Schopfheim; Kaplaneiverw. in Waldkirch 28. 11. 1927; Pfarrv. in Lörrach-Stetten 12. 3. 1931, hier invest. 14. 8. 1932; Pfarrer in Wieden 17. 5. 1942; Dekan des Kapitels Wiesental 17. 12. 1952. Gest. 3. 7. 1969 in Freiburg (Loretto-Krankenhaus), beerd. in Wieden.

Als neuntes Kind einer gläubig-frommen Schwarzwälderfamilie geboren, war Joseph H. zuerst Schüler in Sasbach, dann bis zum Abitur am Freiburger Friedrichsgymnasium. Noch als Diakon kam er zum Militärdienst, in den er nach der Priesterweihe sofort wieder zurückkehren mußte. Er fand zunächst Verwendung als Krankenwärter, am 1. Januar 1917 kam er zur Feldseelsorge, die ihn zuerst nach Galizien, dann an die heißumkämpfte Westfront führte. Die leidvollen Kriegsjahre haben unverkennbar Wesen und Lebensauffassung des Jungpriesters stark mitgeprägt und viel zu der großen Pflichttreue und unbedingten Zuverlässigkeit beigetragen, die in seinem ganzen späteren Wirken so deutlich in Erscheinung traten. Übergangsschwie-

rigkeiten beim Eintritt in die Heimatseelsorge gab es bei ihm überhaupt nicht; vom ersten Tag an zeigte er, daß er alle ihm übertragenen Aufgaben mit Geschick und zäher Ausdauer anzupacken wußte. Die Prinzipale loben übereinstimmend die tiefe Religiosität und schlichte Anspruchslosigkeit dieses ganz in seinem Dienst aufgehenden Jungpriesters. Besonderes Geschick entwickelte er im Umgang mit der Schuljugend: „Er besitzt den Schlüssel zu den Herzen der Kinder“ – heißt es einmal von ihm. Aber auch in der damals so aufblühenden Vereinsseelsorge stellte er überall seinen Mann – eine glückliche Mischung von Ernst und Heiterkeit in seinem Wesen mag entscheidend dazu beigetragen haben. Vor einer sehr schwierigen Aufgabe stand er in Lörrach-Stetten, seinem ersten selbständigen Arbeitsplatz. Die immer stärker anschwellende Arbeitslosigkeit, die Radikalisierung des öffentlichen Lebens und das Aufkommen der Diktatur des Dritten Reiches erschwerten ungemein alle seelsorgliche Arbeit. Einmal kam auch Stadtpfarrer H. vor ein Nazigericht, eine gegen ihn ausgesprochene Strafe wurde aber in der Revision zurückgenommen. Mit großer Energie und kluger Anpassung an die geänderten Zeitverhältnisse harrete er elf Jahre auf dem schwierigen Posten aus, bis einsetzende gesundheitliche Behinderungen den Wechsel auf eine leichtere Pfarrei nötig machten. In der damals noch von der Umwelt ziemlich abgeschlossenen Schwarzwaldgemeinde Wieden kam er bald wieder zu neuen Kräften. Reiche Seelsorgserfahrung und genaue Kenntnis der Mentalität seiner Schwarzwälder schufen die Grundlage für ein außerordentlich fruchtbares priesterliches Wirken, zumal ein beispielhaftes intensives religiös-asketisches Leben hinzukam, das sich an der Schönstattbewegung ausgerichtet hatte. Pfarrer H. gehörte zu den ersten Praktikern der liturgischen und eucharistischen Bewegung. Wie bereits in Lörrach-Stetten, war er in Wieden zielstrebig darum bemüht, im Gemeindegottesdienst das Prinzip der aktiven Beteiligung des Volkes zur Geltung zu bringen, auch durch die Pflege des Volkschorals. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch die totale Neugestaltung der im Weinbrenner-Stil erbauten Pfarrkirche, bei deren Schmuck auf die hohen Festtage er stets bis ins hohe Alter tatkräftig mitwirkte. Eine Gemeinde lebt aus ihren Gottesdiensten – davon war Pfarrer H. zutiefst überzeugt. Eben darum verwandte er alle Mühe auf eine sorgfältig vorbereitete Sonntagspredigt, in der vielleicht keine große Rhetorik, dafür aber um so mehr Kraft der persönlichen Überzeugung zu Tage trat. Sein ausgleichendes, mitbrüderliches Wesen war wohl der Grund, warum ihn Erzbischof Rauch zum Dekan des großen Kapitels Wiesental ernannte – im Jahr darauf erhielt er auch den Titel eines Geistlichen Rates (1953). Fast elf Jahre war er in diesem Amt tätig, geachtet und anerkannt vom ganzen Klerus des Kapitels. Während der gesamten Tätigkeit in Wieden – es waren 27 Jahre – kam er jede Woche als hochgeschätzter Beichtvater in das Kloster St. Trudpert, wo er aus dem reichen Schatz seines religiösen und asketischen Wissens vielen Schwestern in gesunden und kranken Tagen Trost und Aufmunterung schenkte. Als Quartalsbeichtvater war er in gleicher Weise viele Jahre in Todtnau, Schönau und Zell tätig. Die freien Stunden seines Alltags gehörten zum großen Teil der theologischen Weiterbildung. Lektüre und Gespräche über die Fragen der neueren Theologie waren ihm inneres Anliegen und Bedürfnis, eine bei seinem Alter erstaunliche Aufgeschlossenheit. Sein unerwartet plötzlicher Tod brachte große Trauer über die innig an ihrem

Pfarrer und Ehrenbürger hängende Gemeinde. Das Andenken an ihn wird nicht so bald verblasen. E. K.

Hodecker Friedrich

Geb. 11. 7. 1897 in Odenheim, ord. 18. 6. 1922; Vikar in Seelbach b. Lahr, Bad Dürrheim, Säckingen, Rohrbach b. Eppingen, Lauda; Pfarrv. in Hundheim 17. 12. 1931, hier invest. 7. 5. 1933; Pfarrer in Vilchband 18. 7. 1943. Ruhestand 1. 3. 1949 in Odenheim. Gest. 23. 7. 1969 in Odenheim, ebenda beerd.

Nach dem Abitur am Gymnasium Mannheim im Juli 1916 kam Friedrich H. für zwei Jahre zum Militärdienst im Ersten Weltkrieg. Der gewinnfreundliche Jungprieister wirkte auf fünf Vikarsposten, besonders gut in der Schule, wo er ausgezeichneten Kontakt zu den Kindern fand. Mit großer Gewissenhaftigkeit waltete er des Predigtamtes; jede Predigt war ganz geschrieben und memoriert. Obwohl nervöse Störungen immer wieder hemmend die Arbeitskraft drückten, hielt er gesundheitlich die neun Vikarsjahre ohne Unterbrechung durch. Einer großen Pfarrei wäre er freilich bei seiner offensichtlich geschwächten Konstitution nicht gewachsen gewesen. In Hundheim dagegen entsprach das Ausmaß der Pflichten in etwa seinen Kräften. Er hat hier denn auch zwölf Jahre lang sehr segensreich gewirkt und sich die Wertschätzung seiner beiden Gemeinden immer mehr erworben. Die Zeit der Hitlerherrschaft brachte die Vereinsarbeit in der bis dahin üblichen Form weitgehend zum Erliegen. Um so mehr verlegte sich der selbst tiefgläubige und vorbildlich fromme Priester auf die systematische Hinführung der Gemeinde zu gesteigertem Sakramentenempfang, nicht ohne Erfolg, wie sich zeigte. Eine Spezialität seiner Gemeindegeseelsorge waren die zahlreichen Heiligen Stunden, mit denen Pfarrer H. immer eine halbstündige Bibelkatechese verband. Im Laufe der Jahre machte er die zahlreichen Teilnehmer – gelegentlich über 250, nicht nur Frauen, sondern auch Männer und Jungmänner – mit ganzen Büchern des Alten und Neuen Testaments bekannt. Der Pfarrer hatte die Gabe, in schlicht-verständlicher und lebensnah-praktischer Form den tiefen Gehalt der Bibel auszulegen. Auch seine Christenlehren und Predigten ließen diese Vertrautheit mit dem Wort Gottes verspüren. Noch vor Ausbruch des Krieges gelang es ihm, die beiden Kirchen am Pfarrort und in der Filiale Steinbach zu renovieren. 1942 kam ein Herzleiden zum Durchbruch, das die Übernahme der kleinen Pfarrei Vilchband nötig machte. Zum großen Schmerz des mit ganzem Herzen am Seelsorgsdienst hängenden Priesters war die Besserung des Leidens aber nicht von Dauer. Es war für ihn ein bitterer Entschluß, schon nach 27 Dienstjahren den Ruhestand aufsuchen zu müssen. Er war mit seinen Kräften so am Ende, daß er in der ersten Zeit der Pensionierung nur selten zelebrieren konnte, kam aber dann doch, befreit von allen amtlichen Pflichten, wieder in einen einigermaßen befriedigenden gesundheitlichen Zustand. Mit großer Liebe hing er an seiner Heimat Odenheim. Die Gemeinde hat ihn wegen dieser Anhänglichkeit zu ihrem Ehrenbürger ernannt. E. K.

Kälble August

Geb. 4. 1. 1903 in Fußbach b. Gengenbach, ord. 16. 3. 1930; Vikar in Jöhlingen, Bietigheim, Gernsbach, Engen; Kurat in Neulußheim 12. 10. 1938; Pfarrv. in Zimmern (Hz.) 21. 6. 1941, in Neuhausen b. Villingen 24. 4. 1947, hier invest.

9. 5. 1948; Pfarrv. in Tiergarten b. Oberkirch 15. 5. 1963, hier invest. 19. 4. 1964. Gest. 19. 4. 1969 in Tiergarten, beerd. in Gengenbach.

Nach dem Besuch des Freiburger Friedrichsgymnasiums und dem theologischen Studium begann August K., klein von Gestalt, aber mit zäher Gesundheit, seinen Dienst als Jungpriester. Schon bald hatte er sich zu einem gewandten, zeitnahen und praktischen Prediger emporgearbeitet, der sich gut auf die Denkart des Volkes einzustellen wußte. Geschick zeigte er auch in der Jugendführung, so daß ihm zweimal das Amt eines Dekanatsjugendseelsorgers anvertraut wurde. Als Vikar in Gernsbach betreute er mustergültig die Filiale Lautenbach. Die modernen Hilfsmittel, Film, Lichtbild, Schallplatte, handhabte er eifrig und gekonnt. Verständnisvoll nahm er sich der in den dreißiger Jahren allmählich auch das allgemeine pfarrliche Leben erfassenden liturgischen Bewegung an, lauter Anzeichen einer zeitaufgeschlossenen seelsorglichen Einstellung. Den Posten als Kurat in Neulußheim, wo er sich sehr gut eingearbeitet hatte, gab er zugunsten eines Konfraters, dessen Eltern in Mannheim total ausgebombt wurden, wieder auf und ging nach Zimmern. Hier kräftigte sich die durch einen Autounfall in der Engener Vikarszeit mitgenommene Gesundheit wieder, so daß er keine Bedenken trug, die weiträumige Pfarrei Neuhausen mit den Filialen Obereschach, Königfeld, Mönchweiler und Erdmannsweiler als investierter Pfarrer zu übernehmen. Sechzehn Jahre hat August K. hier ein großes Maß fruchtbarer Seelsorgsarbeit geleistet: Jeden Sonntag Trination, sehr viel Religionsunterricht, darunter auch am Zinzendorf-Gymnasium in Königfeld, Gottesdienst und Unterricht im dortigen Sanatorium, gut ausgebaute Standesseelsorge. Der Herzinfarkt im Jahr 1962 kam darum nicht von ungefähr – von nun an war er, wenn überhaupt noch, nur in der Lage, eine kleinere Gemeinde zu versehen. Seine letzten Energien schenkte er opferwillig und sich buchstäblich im übertragenen Dienst verzehrend der Pfarrgemeinde Tiergarten. E. K.

Keim Karl

Geb. 19. 12. 1910 in Königheim, ord. 31. 3. 1935; Vikar in Plankstadt, Freiburg-Zähringen, Hundheim, Ulm b. O., Fautenbach, Rotenfels, Wertheim; Rektor des Kinderheims St. Kilian in Walldürn 29. 4. 1941. Gest. 17. 6. 1969 in Walldürn, beerd. in Königheim.

Für die verantwortungsvolle Leitung des großen Kindererziehungsheims St. Kilian in Walldürn, die eigentliche Lebensaufgabe des Verstorbenen, brachte Karl K. die besten Voraussetzungen mit: Verständnis für das Kind in seiner verschiedenartigen Gefährdung, erzieherisches Geschick und organisatorische Begabung. Die sechzehn Vikarsjahre waren zweimal durch längere Erkrankungen unterbrochen, auf die Erholungszeiten von größerer Dauer folgten. Trotz dieser Behinderungen arbeitete der Jungpriester überall gewissenhaft und gründlich. In seiner freundlichen, gewinnenden Art fand er leicht Zugang zu den Menschen, namentlich zur Jugend und den Kindern. Seine Arbeit war spürbar in solider Frömmigkeit verankert, deren Pflege ihm allezeit ein Anliegen ersten Ranges war. Seine Berufung aus der allgemeinen Seelsorge in ein kirchliches Heim trug zunächst den immer wieder eintretenden Schwankungen der Gesundheit Rechnung, sollte sich aber in der Folgezeit auch als eine durchaus im Interesse des Heims glückliche Lösung herausstellen. Als Rektor K. in Walldürn anfang, stand man mitten im Zweiten Weltkrieg mit seinen großen Schwierigkeiten, nicht

zuletzt hinsichtlich der Versorgung der Anstalt mit den nötigen Lebensmitteln und Kleidungsstücken für die vielen Heimkinder. Bald merkten die Kinder, daß sie an ihrem Rektor einen Vater hatten, der es wirklich gut mit ihnen meinte, darum fiel auch sein priesterlich-seelsorgerliches Wirken an ihnen auf besonders fruchtbaren Boden. Das Element der Freude und des kindlich-jugendlichen Frohsinns wurde systematisch in die Erziehungsarbeit eingebaut – Rektor K. wußte die dafür geeigneten Kräfte zu entdecken und bei vielen Gelegenheiten einzusetzen. Ein harmonisches Vertrauensverhältnis verband den Heimleiter mit den Schwestern und den übrigen Erzieherpersönlichkeiten. Aber auch zu den staatlichen Stellen gestaltete sich die Zusammenarbeit dank seiner schlichten Freundlichkeit und ruhigen Sachlichkeit allezeit beide Seiten befriedigend. Große Aufgaben waren in der Nachkriegszeit in Angriff zu nehmen. Das alte Heim mußte, um neuzeitlichen pädagogischen Ansprüchen genügen zu können, durch einen großen Neubau ersetzt werden. Wenige Jahre später folgte der Bau der neuen Heimkirche, auf deren innere Gestaltung der Rektor große Sorgfalt legte. Als dann Stallung und Scheune einem Brand zum Opfer fielen, stand man vor der Notwendigkeit eines Neubaus der Ökonomie. Wie sehr sich Rektor K. um seine Pfleglinge in steter Fürsorge annahm, zeigte dann besonders das schöne neugebaute Ferienheim in Rippberg, das ganz der Freude und Erholung dieser im Leben so sehr zu kurz gekommenen Kinder dienen sollte. Den Abschluß dieser außerordentlich regen und für die Zukunft des Heims entscheidend wichtigen Bautätigkeit bildete die Erstellung der Haushaltungsschule für die größeren Mädchen. So bleibt der Name des Rektors Karl K. noch lange Zeit mit dem Leben in St. Kilian innig verbunden. Wer soviel Arbeit und Mühen um das leibliche, geistige und geistliche Wohl von Kindern und Jugendlichen selbstlos und von Herzen gern auf sich genommen hat, hat Anerkennung und Dank wohl verdient. Erzbischof Dr. Schäußle sprach diesen durch Ernennung zum Geistlichen Rat anlässlich des silbernen Heimjubiläums aus (1966). Seinen plötzlichen Tod durch Herzinfarkt bedauerten nicht zuletzt auch die Geistlichen des Kapitels Walldürn, in deren Mitte er in den langen Jahren seines Walldürner Wirkens ein hochgeschätzter Mitbruder war.

E. K.

Keuchel Dr. P a u l (Ostpriester)

Geb. 17. 1. 1894 in Rössel (Ermland); ord. 25. 7. 1920; Kaplan in Ladekopp, Kr. Danziger Niederung; Königsberg; Studium in Freiburg i. Br.; Promotion zum Dr. theol. 27. 2. 1925 Subregens am Priesterseminar in Braunsberg. Nach der Vertreibung Anfang März 1945 in Konstanz; Übertritt in den Dienst der Erzdiözese Freiburg 19. 7. 1945; Kaplanciverweser in Pfullendorf, Maria Schrey 1. 8. 1945; Pfarrverweser in Dettlingen (Hohenzollern 16. 9. 1947; daselbst zur Ruhe gesetzt 1. 12. 1954; in Freiburg i. Br. seit Aug. 1955. Gest. in Freiburg, Lorettokrankenhaus 14. 8. 1969, beerdigt 19. 8. 1969 Freiburg.

Dr. K. war der Sohn eines ostpreußischen Lehrers für naturwissenschaftliche Fächer und studierte nach dem Abitur in Rössel in Braunsberg und in München Theologie. Durch seine vierjährige Militärzeit im Weltkrieg kam er erst 1920 zur Priesterweihe, die ihm Bischof Dr. Augustinus Bludau erteilte. Nach längerer Kaplanszeit in Königsberg studierte er in Freiburg bei Prof. Krebs, der ihn promovierte, betrieb aber vor allem kirchenrechtliche Studien

und erwarb den Doktorhut mit der Dissertation: „Die ethische Entwicklungstendenz der Natur des Arbeitsvertrages. Eine moraltheologische Studie“ (184 S.). Als Subregens war er maßgeblich am Neubau des Priesterseminars in Braunsberg beteiligt und unterstützte auch sonst Bischof Maximilian Kaller dank seiner vielfältigen Befähigung. Als Ostflüchtling, und dazu leidend und häufig erkrankt, fiel es ihm trotz der guten Kenntnis von Süddeutschland zunächst nicht leicht in Pfullendorf und anschließend in dem kleinen hohenzollerischen Dorf Dettlingen. Als er aber von dort schied, war der Schmerz auf beiden Seiten groß. In Freiburg machte er sich als regelmäßiger Zelebrant im Kolpinghaus sehr nützlich. Ein Gehirnschlag setzte seinem Leben ein Ende. Wer den stattlichen Mann kannte, traute ihm gerne zu, daß er als junger Soldat hoch zu Roß geschmeidig eine Hürde nahm, wie es ein Foto von damals festhielt. Das Fischen, mit den heimischen Gewässern vertraut, setzte er bis ins Alter fort während seiner regelmäßigen Ferien in Altshausen. Da seine aus Ostpreußen vertriebenen Geschwister in Konstanz eine neue Heimat gefunden hatten, war er auch oft am See. Daß K. ein Mann des Gebets, der Askese, des Studiums war, versteht sich von selbst. TK

Kinzig Joseph (Ostpriester)

Geb. 29. 10. 1889 in Bruchsal, ord. 21. 2. 1921 als Mitglied des Ordens der Jesuiten; nach Austritt aus dem Orden 1928–1933 Schriftleiter in Gleiwitz (kathol. Tageszeitung), dann Redakteur beim Breslauer Bistumsblatt und Rektor der Kirche Mariä Himmelfahrt in Gleiwitz; Flucht nach Berlin und Übersiedlung nach Mannheim 1945/46; Religionslehrer am Tulla-Gymnasium in Mannheim 18. 1. 1946, später am Lessing-Gymnasium daselbst. Ruhestand 1. 9. 1955. Gest. 5. 9. 1969 in Mannheim (Theresienkrankenhaus), beerd. in Mannheim (Hauptfriedhof).

Seelsorge, katholische Pressearbeit und höherer Religionsunterricht waren die drei Bereiche, in denen der vielgeprüfte, außerordentlich befähigte Priester seiner Kirche gedient hat. Nach der Besetzung Schlesiens durch die Polen und dem Verbot deutschsprachiger Seelsorge floh K. unter Zurücklassung seines gesamten Eigentums nach Berlin und kam mit Erlaubnis des Erzbischofs Dr. Gröber in unser Bistum. Für den bereits alternden Priester war es keine leichte Sache, mit dem Religionsunterricht an höheren Lehranstalten zurechtzukommen, steigerten sich doch die erzieherischen und spezifisch religiösen Schwierigkeiten gerade dieser Jugend von Jahr zu Jahr. Gesundheitliche Behinderung durch die Folgen eines im Jahr 1949 erlittenen leichteren Schlaganfalls kamen noch hinzu. Als nach zehn Jahren die Kräfte nicht mehr ausreichten, nahm er Abschied von seinem Dienst und betreute nur noch das Altersheim Laurentianum, in dem er die Jahre über seine Wohnung hatte. Die zwei letzten Lebensjahre verbrachte er in der Pflegeabteilung des Theresienkrankenhauses in Mannheim, gottergeben das schmerzliche Los gänzlichen Kräftezerfalls tragend. E.K.

Kleiser Alfons

Geb. 11. 11. 1914 in Urach, ord. 17. 12. 1939; Vikar in Busenbach, Blumberg, Hilsbach, Pforzheim-Brötzingen (1944–1949), Kehl mit Kork; Pfarrverw. in

Weildorf b. Haigerloch 30. 7. 1952; Pfarrer in Rickenbach 20. 4. 1955. Gest. 11. 8. 1969 in Rickenbach, beerd. in Urach.

Sohn eines Schwarzwälder Hofbauern mit einer kinderreichen Familie, kam Alfons K. nach Privatunterricht an das Gymnasium in Rastatt. Die drei ersten Vikarsstellen waren jeweils nur von kurzer Dauer, doch erwies sich schon der Jungpriester bei aller Stille und Zurückhaltung seines Wesens als ein Mann von entschiedener Zielstrebigkeit und Tatkraft, so daß ihm in Blumberg ohne Bedenken die selbständige Betreuung der Gemeinde Epfenhofen überlassen werden konnte. Was alles in ihm steckte, kam dann in seinen fünf Vikarsjahren in Pforzheim-Brötzingen überzeugend zum Vorschein. Ein Übermaß verschiedenartigster Aufgaben lag hier auf ihm: 22–25 Wochenstunden Religionsunterricht, regelmäßiger auswärtiger Gottesdienst in der Siedlung Arlinger, in Dietlingen und Ellmendingen, die gesamte Jugendseelsorge in Pforzheim-Brötzingen und in den Filialen Dietlingen und Ellmendingen, die seelsorgerliche und caritative Betreuung der in diese Orte eingeströmten Ostflüchtlinge. Nach dem großen Fliegerangriff auf Pforzheim nahm er die provisorische Instandsetzung der schwerbeschädigten Pfarrkirche in die Hand – Handwerker waren ja nicht zu bekommen! Wie in Pforzheim, hatte er es auch in Kehl-Korkwieder mit der Diasporaseelsorge zu tun. K. hatte sich in die Besonderheiten dieser schwierigen Aufgaben so sehr eingelebt, daß er gerne auf ein paar Jahre in die „große“ Diaspora in Nord- oder Ostdeutschland gegangen wäre. Stattdessen schickte ihn die Behörde in das kleine hohenzollerische Weildorf, wo er zur Zufriedenheit aller drei Jahre eifrig und gewissenhaft wirkte und dabei auch die Nachbargemeinde Bittelbronn mitversah. Ganz in seinem Element war er aber erst in Rickenbach. Der Schwarzwälder fand von Anfang an guten Kontakt zu der großen Waldgemeinde. Er wußte, daß auch auf diesen nicht mehr wie früher ein abgeschlossenes Eigenleben führenden Gemeinden die Seelsorge mit der Zeit gehen und in Gottesdienst, Jugendbetreuung und Standesseelsorge neue Wege beschritten werden mußten. Pfarrer K. hat in solcher Aufgeschlossenheit vierzehn Jahre lang sich dem religiösen Aufbau seiner weitverzweigten, ihn immer mehr schätzenden Gemeinde gewidmet und sich dabei allzufrüh restlos verbraucht – ein Herzinfarkt führte zum plötzlichen Tod des erst fünfundfünfzigjährigen berufsfreudigen und tieffrommen Priesters. E.K.

Kuhn Walther

Geb. 26. 5. 1902 in Mannheim. 19. 6. 1926; Vikar in Heidelberg-Handschuhsheim, Karlsruhe (St. Bernhard 1928–1934); Pfarrv. in Neckarelz 20. 12. 1934; Pfarrer in Lörrach (St. Bonifaz) 25. 11. 1945. Ruhestand 1. 8. 1967 in Heidelberg (Altersheim S. Michael). Gest. 16. 5. 1969 in Heidelberg, beerd. in Neckarelz.

In reger Teilnahme am Pfarrleben der Mannheimer Hl.-Geist- und Jesuitenpfarrei entstand in der Seele des Kaufmannssohns der Gedanke an das Priestertum als Ziel und Inhalt des künftigen Lebens. Walther K. tat sich bei seiner lebhaften und aufgeschlossenen Art nicht schwer, als es in Heidelberg und Karlsruhe darum ging, sich in die vielseitige moderne Seelsorgspraxis einzuarbeiten. Gute Umgangsformen, gewinnende Freundlichkeit und verständnisvolles Eingehen auf die Menschen und ihre mannigfachen Anliegen kennzeichneten schon den keine Arbeit scheuenden

Jungpriester. Beide Prinzipale heben seinen „beachtenswerten seelsorgerlichen Weitblick“ hervor, so daß sie ihn übereinstimmend für die Großstadtseelsorge empfahlen. Doch kam er zunächst nach Neckarelz, einer zahlenmäßig zwar nicht großen Gemeinde, aber da er hier das Exerzitienhaus zu verwalten hatte, war der arbeitsfreudige Pfarrverweser doch vollauf beschäftigt. Mit der Stilllegung des Exerzitienhauses am 1. Februar 1941 und seiner Verwendung als Umsiedlungslager für Ostdeutsche fiel diese zusätzliche Aufgabe weg, so daß Walther K. jetzt nach einer beruflichen Veränderung strebte, zumal ihm auch von den braunen Parteibehörden öfters zugesetzt wurde. Die Änderung erfolgte dann allerdings erst, nachdem der Zweite Weltkrieg sein Ende gefunden hatte. Sein Aufzug in Lörrach fiel in die notvolle erste Nachkriegsphase, in der jeder Seelsorger in der Stadt oder in Industriegemeinden unablässig auch auf caritativem Gebiet sich einsetzen mußte. Viele Flüchtlinge und Einheimische erfuhren damals tatkräftige Unterstützung durch den neuen Pfarrer an St. Bonifaz. Zielstrebig und umsichtig ging er aber vor allem an den Ausbau der Gemeindegeseelsorge, in Lörrach von jeher eine schwierige Aufgabe, jetzt aber in der Zeit der pastoralen Neuorientierung und angesichts der ständig wachsenden Gemeinde doppelt schwer. Erfahrung und Instinkt für das Zeitnotwendige halfen ihm, die richtigen Wege zu finden und die Seelsorge fest in die Hand zu bekommen. Liturgisch eingestellt, verwandte er große Mühe auf die Gestaltung der Gottesdienste, in denen er selbst immer wieder durch ein gediegenes, auf die Fragen des modernen Menschen eingehendes Kanzelwort Orientierungshilfen und fürs Leben gab, wie es in einer Stadt wie Lörrach nötig war. Derselben Sorge entsprang auch sein Bemühen, Redner mit Namen zu Predigten und Vorträgen zu verpflichten, sei es in Veranstaltungen des Akademikerverbandes, sei es im Rahmen der allgemeinen Pfarrseelsorge. Keine leichte Aufgabe war sodann die Erteilung des Religionsunterrichts in den Oberklassen der beiden Höheren Schulen; bei der immer kritischer werdenden studierenden Jugend bedurfte es nicht nur eines gediegenen Wissens, sondern fast mehr noch einer klugen Anpassung an die ganz andersartig gewordene Mentalität der Jugendlichen. Müttertschulung war ein anderes von Stadtpfarrer K. intensiv gepflegtes Spezialgebiet. Aber auch die Interessen und Aufgaben des Katholischen Werkvolkes lagen bei ihm in guten Händen. Sehr wohlthuend empfand man in der ganzen Stadt seine ökumenische Gesinnung, aus der heraus er zu einem beispielhaft guten Verhältnis zur evangelischen Geistlichkeit und Gemeinde fand. Sein Name wird in der Geschichte von Katholisch-Lörrach auch mit verschiedenen bedeutenden kirchlichen Bauunternehmen verbunden bleiben. Gleich nach der Währungsumstellung wurde die Pfarrkirche innen renoviert, dann ging es an den Umbau und die Erweiterung des alten Gemeindehauses. Als nächste Aufgabe auf diesem Gebiet nahm er den Bau eines neuen, den gesteigerten Bedürfnissen besser gerecht werdenden Gemeindehauses mit Kindergarten, in der Luisenstraße in Angriff, und gleichsam als Krönung seiner ganzen Lörracher Tätigkeit kam zum Schluß der Bau der neuen St.-Peters-Kirche im Norden der Stadt hinzu. Mehrfache Erkrankungen brachten zwar öfters monatelange Behinderungen, doch ging er energisch und initiativ immer wieder an die Arbeit, bis er mit erreichtem 65. Altersjahr aus dem ihm ganz ans Herz gewachsenen Aufgabenkreis in Lörrach Abschied

nahm. Nur kurze zwei Jahre waren ihm noch im Ruhestand vergönnt. Ein tatkräftiger, zeit- und weltaufgeschlossener Seelsorger ist mit ihm von uns gegangen. E.K.

Leiber Hermann

Geb. 24. 9. 1881 in Möhringen, ord. 2. 7. 1907; Vikar in Kappelrodeck, Forbach, Furtwangen; Pfarrv. in Furtwangen 1. 10. 1913; Pfarrv. in Kandern 9. 11. 1916, hier invest. 18. 11. 1917; Pfarrer in Stahringen 10. 4. 1940. Ruhestand 1. 10. 1953 in Möhringen. Gest. 6. 7. 1969 in Möhringen, ebenda beerd.

Wer vierundzwanzig Jahre in vorbildlich treuer Pflichterfüllung auf der außerordentlich schwierigen Diasporapfarrei Kandern ausgeharrt hat, „verdient hohe Wertschätzung“ – diesem Wort eines Dekanatsberichts wird man voll und ganz zustimmen müssen, um so mehr, als Hermann L. dort zu wirken hatte, als es noch keinen Ökumenismus gab und außerdem auch kein motorisiertes Fahrzeug für die Wahrnehmung der Seelsorge zur Verfügung stand. Die geistige und religiös-berufliche Ausbildung holte sich der aus einer einfachen Handwerkerfamilie stammende talentierte Jungpriester in Sasbach, Rastatt, Freiburg und St. Peter. Seine seelsorgerlichen Lehrjahre benutzte er gewissenhaft und mit vielseitiger Interessiertheit zu umfassender Einarbeitung in den seelsorgerlichen Dienst, vor allem die Jahre in Furtwangen boten ihm reichlich Gelegenheit dazu. Wenn bereits der Jungpriester zu den regelmäßigen Lesern des „Hochland“ gehörte, so wird man das wohl als Zeichen geistiger Aufgeschlossenheit und Weite deuten dürfen – Prinzipale sahen diese Lektüre freilich nicht besonders gern an ihrem Vikar! Aber wahrscheinlich hat diese geistige Erweiterung des Horizonts nicht unwesentlich dazu beigetragen, ihn zu der schweren, in Kandern auf ihn harrenden Aufgabe zu befähigen. An Vereinsarbeit größeren Ausmaßes, wie er sie sehr erfolgreich in Furtwangen betrieben hatte, war hier natürlich nicht zu denken – Versuche in dieser Richtung hat Pfarrer L. öfters unter großen Mühen unternommen, dauernden Erfolg freilich nicht ernten können. Seine Hauptarbeit waren die unzähligen Gottesdienste am Pfarrort und an den vielen auswärtigen Gottesdienststationen, die Erteilung des Religionsunterrichts im großen, zahlreiche Schulen umfassenden Diasporabezirk und die Krankenseelsorge in den großen Heilstätten des Friedrichs- und Luisenheims. Die Gewissenhaftigkeit und menschliche Güte, mit der Pfarrer L. in den langen Jahren in Kandern tätig war, hat ihm die Achtung und Wertschätzung in der ganzen Bevölkerung, auch unter den Evangelischen, eingetragen. Nach weiteren dreizehn Arbeitsjahren in Stahringen verbrachte er noch einen langen Lebensabend in der geliebten Heimatstadt an der jungen Donau. E.K.

Leserer Johann B.

Geb. 27. 11. 1890 in Kreenheinstetten, ord. 12. 6. 1921; Vikar in Neuhausen b. Triberg, Plankstadt, Wehr, Kehl; Pfarrv. in Wallbach 1. 10. 1929, hier invest. 3. 5. 1931; Pfarrer in Immenstaad 27. 4. 1949. Ruhestand 1. 2. 1961 in Konstanz. Gest. 27. 8. 1969 in Konstanz, beerd. in Immenstaad.

In Sasbach und auf dem Rastatter Gymnasium zum theologischen Studium vorbereitet, mußte der temperamentvolle Heuberger zuerst als Sanitäter mehrere Jahre Militärdienst leisten. Eine Verwundung am rechten

Oberschenkel sollte ihm sein ganzes Leben hindurch immer wieder zu schaffen machen. Erst mit 31 Jahren gelangte er zur Priesterweihe, durch die harte Schule des Krieges freilich bereits zum Mann geworden, der vom ersten Tag an mit Geschick und Sicherheit aufzutreten verstand. Die unmittelbare, unkomplizierte Art seines Umgangs mit den Menschen, eine natürliche, frische und gewandte rednerische Begabung, ausgeprägter Sinn für das Praktische ließen ihn schon bald zu einem guten Katecheten, gern gehörten Prediger und beliebten Jugendführer werden, zumal bei aller Lebendigkeit des Temperaments ruhige Überlegung und zähe Zielklarheit nicht fehlen. Als Vikar in Kehl machte er eine schwere, von der Kriegsverwundung herrührende Krankheit durch, die ihn zwang, in der Folgezeit nach einer kleineren Pfarrei ohne Filialgänge Umschau zu halten, die ihm dann in Wallbach übertragen wurde. Schon nach kurzer Zeit hatte er diese Gemeinde fest in der Hand. Dazu übernahm er die Stelle des Bezirkspräsidenten für die Jungmänner- und Gesellenvereine, eine Aufgabe, die er jahrelang, auch in der schwierigen Ära des Hitlerregimes, aufs beste erfüllte. Seine ganze Art, in der ein Schuß vom Wesen seines großen Landsmanns Abraham a Sancta Clara lag, war für die Arbeit unter Jungmännern und Männern wie geschaffen, Es war zu erwarten, daß ihm der Zusammenstoß mit der braunen Diktatur wohl nicht erspart bleiben würde. (Tatsächlich kam er unter fadenscheiniger Begründung am 22. September 1941 für drei Wochen ins Waldshuter Amtsgefängnis, weil er entgegen einer Wehrmachtsbestimmung einen Seelsorgerbrief an die Soldaten seiner Gemeinde verschickt hatte, um den mißliebigen Pfarrer beruflich dauernd zu behindern.)

Seit dem Jahr 1937 lag gegen Pfarrer L. „belastendes“ Material bei der Geheimen Staatspolizei. Am 7. September 1937 bekam er vom Amtsgericht Säckingen „wegen Übertretung des Sammlungsgesetzes“ einen Strafbefehl von 100 Mark, die er aber nicht zu bezahlen brauchte, weil er nachweisen konnte, daß das betreffende Gesetz zur Zeit seiner Geldsammlung noch gar nicht erlassen war! Im Juni 1938 befaßte sich das Ministerium des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe mit dem wahrscheinlich vom Lehrer bespitzelten Pfarrer. Man drohte ihm Schulverbot an, mehr konnte man vorerst nicht gegen ihn unternehmen, denn selbst die Geheime Staatspolizei in Waldshut mußte feststellen, daß die gegen L. erhobenen Anklagepunkte in der von den Anzeigern vorgebrachten Form nicht stimmten. Selbstverständlich wartete die Gestapo jetzt nur auf einen anderen Anlaß, um den Pfarrer doch noch maßregeln zu können. Als man ihr zutrug, dieser habe Anfangs August 1941 auf das Wallbacher Kirchenpatrozinium „Mariä Schnee“ einen Seelsorgerbrief an die Frontsoldaten verfaßt, vervielfältigt, auf den hinteren Kirchenbänken aufgelegt und die Gläubigen gebeten, diesen Brief mitzunehmen und ihren Angehörigen ins Feld als Gruß vom Heimatpfarrer zu schicken, da hatte man endlich eine Handhabe, um Pfarrer L. hinter Schloß und Riegel zu bringen. Er wurde auf den 18. September 1941 zur Gestapo Waldshut bestellt, wo ihm sein „Verbrechen“ mitgeteilt und eröffnet wurde, er habe mit einem Gerichtsverfahren zu rechnen. Tatsächlich mußte er am 22. September abermals zur Gestapo. Diese hatte inzwischen vom Reichssicherheitshauptamt Berlin Weisung, den Angeklagten in Haft zu nehmen. L. wurde sofort ins Waldshuter Amtsgefängnis verbracht. Seine Briefaktion an die Wallbacher Soldaten im Feld war formalrechtlich ein

Verstoß gegen eine Verordnung der Wehrmacht, wonach nur die Wehrmachtsseelsorge religiöses Schrifttum an die Soldaten verteilen durfte. Pfarrer L. hatte Glück, daß man ihm keinen Prozeß machte, sondern sein „Vergehen“ durch eine dreiwöchige Gefangenschaft für gesühnt ansah. Zweifellos sollte das Vorgehen gegen L. eine Warnung an den gesamten übrigen Klerus sein, wie Bischof Wienken, der Beauftragte der Fuldaer Bischofskonferenz, an das Ordinariat in Freiburg mitteilte: „Man hält mir immer wieder vor, daß Geistliche sich allgemein über Vorschriften, die von seiten des Staates, des Militärs oder der Polizei erlassen werden, leichtsinnig hinwegsetzen“ (Brief an Erzbischof Gröber vom 4. 10. 1941). Daß Pfarrer L. nach der Haftentlassung sofort Schulverbot erhielt, erstaunte nicht mehr. Beinahe wäre er wegen Einrichtung eines eigenen Unterrichtsraumes nochmals vor die Verfolgungsorgane der Partei gekommen.

Nach dem Krieg wirkte L. als Dekanatsmännerseelsorger tatkräftig mit beim Aufbau des Katholischen Männerwerks. Im Jahr 1949 übernahm er die Pfarrei Immenstaad. Hier half ihm reiche Seelsorgserfahrung, sein freundlich-heiteres Wesen und seine trotz ständiger körperlicher Behinderung ungebrochene Kraft zu neuen Initiativen, der sich zusehends mehr zu einem Erholungsort entwickelnden Gemeinde ein sicher führender Guter Hirte zu sein. Vermehrte Beschwerden infolge der nie ausgeheilten Kriegsverletzung aus dem Jahr 1917 und hinzutretende Altersbeschwerden zwangen ihn, nach 40jährigem treuen Seelsorgsdienst nach Konstanz in den Ruhestand zu gehen. Als Zelebrant, Beichtvater, Prediger und Betreuer der Altersnachmittage hat er sich noch manches Jahr in St. Stephan nützlich und verdient gemacht. Er starb auf einem Spaziergang in unmittelbarer Nähe des Konstanzer Münsters.

E.K.

Morath Matthias

Geb. 26. 1. 1904 in Blasiwald, ord. 10. 3. 1929; Vikar in Reichenau-Mittelzell, Furtwangen, Meersburg, Schönau i. W., Forbach, Burladingen; Pfarrv. in Worndorf 31. 5. 1938, hier invest. 19. 9. 1943; Pfarrer in Unteribach 12. 4. 1956. Gest. 3. 9. 1969 in Waldshut (Krankenhaus), beerd. in St. Blasien.

Als ältestes von elf Geschwistern in einer tieffrommen Schwarzwälderfamilie geboren, strebte Matthäus M. von früher Kindheit das Priestertum als Lebensberuf an, in das er sich später auf seine eigene Weise, tief und ganz persönlich, einleben sollte. Schon der Schüler des Freiburger Friedrichsgymnasiums und der Theologiestudent legte lebhaftes geistige Interessiertheit, aber im gleichen Maße auch reges religiöses Innenleben an den Tag, zwei Komponenten seiner nach außen hin sympathisch schlichten Persönlichkeit, die während der Vikarsjahre noch deutlicher in Erscheinung traten. Besondere äußere Aktivitäten entsprachen seinem stillen, innerlichen Wesen nicht. Was er jedoch auf der Kanzel, im Religionsunterricht, in der Seelsorge an den Kranken, in der Vereins- und Gruppenarbeit leistete, war gute und solide Arbeit. Die kleine Heuberggemeinde Worndorf erfuhr achtzehn Jahre lang von ihm eine um alles besorgte seelsorgerliche Betreuung, die besonders während des Krieges und der Nachkriegszeit wie ein spürbarer Segen über der Gemeinde empfunden wurde. Er verstand die Seele des Volkes und gewann alt und jung durch die Lauterkeit seines Wesens und die Selbstlosigkeit seines Dienens. Ein Kehlkopfleid brachte von 1943 an eine merkliche stimmliche Behinderung, so daß der Gedanke an eine größere

Gemeinde sich nicht verwirklichen ließ. In seiner zweiten Pfarrei, Unteribach war er in unmittelbarer Nähe zur Heimat. Ruhig, besonnen, in der Seelsorgspraxis neuen Weisen und Methoden durchaus sich öffnend, freilich in späteren Jahren gesundheitlich oft stark behindert, tat er auch in dieser einsamen und abgelegenen Pfarrei willig und auf seine unscheinbare Art seine Pflicht; soweit er konnte, auch stets zu brüderlicher Mithilfe in anderen Pfarreien bereit, besonders bei den Todtmooser Wallfahrtstagen. Die freie Zeit widmete Pfarrer M. fast ganz dogmatischen und mystischen Studien, mit denen er schon als junger Vikar begonnen hatte. Manches Jahr beschäftigte ihn das Problem: „Das göttliche Leben im Christen.“ Im Anschluß an Thomas, Johannes vom Kreuz u. a. arbeitete er zwei umfangreiche Manuskripte zu diesen Fragen aus. Auch kritische Gutachten kirchlicher Zensoren, die Schiefheiten und Einseitigkeiten in seinen Gedanken fanden, hinderten ihn nicht am weiteren Nachdenken über diesen höchst schwierigen Gegenstand. Zu einer Publikation, in der er sich vor einem größeren Leserkreis hätte aussprechen können, ist es freilich nicht gekommen. Ein eifriger Seelsorger, ein stiller theologischer Denker, ein schlichter, gütiger Mensch ist mit Matthäus M. in die Ewigkeit eingegangen. Die Gemeinde Ibach verdankt ihm als Frucht seines Forscherfleißes das Heimatbuch „Ibach bei St. Blasien“.

E.K.

Reichgauer E d u a r d

Geb. 28. 2. 1892 in Konstanz, ord. 18. 6. 1922; Vikar in Konstanz (St. Stephan), Karlsruhe (St. Bernhard), Freiburg (Herz-Jesu); Pfarrvikar in Pfohren 19. 11. 1931; Pfarrv. in Worblingen 4. 5. 1933, hier invest. 15. 4. 1934; Pfarrer in Todtnauberg 8. 6. 1949 Ruhestand 26. 2. 1955 in Billafingen b. Überlingen (Pfarrhaus), von 1965 an in Kirchhofen. Gest. 12. 12. 1969 in Freiburg (Josefskrankenhaus), beerd. in Kirchhofen.

Die dem Heimgegangenen im Leben näher standen, wissen, was in obiger knapper Statistik alles eingeschlossen ist an rastlosem seelsorgerlichem Eifer, an innerer und äußerer Dramatik des persönlichen und beruflichen Lebens, aber auch an echter Tragik, deren Wurzeln auch in seinem komplizierten Charakter lagen. Mit dem Abitur des Konstanzer Gymnasiums studierte Eduard R. zuerst vier Semester Rechtswissenschaft in München, um dann mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum Militärdienst eingezogen zu werden. Als Leutnant der Reserve kehrte er Ende 1918 zurück, jetzt infolge des Kriegerlebens zum Studium der Theologie und späteren Dienst in der Seelsorge entschlossen. Der bereits dreißigjährige Neupriester war bald ein ausgezeichneter Jungmännerseelsorger, dem die religiöse Formung der Jugend erstes und oberstes Ziel seines Wirkens war – er selbst pflegte ein intensives, an Schönstatt orientiertes religiöses und asketisches Innenleben. Als die nazistische Machtergreifung stattfand, war R. Pfarrvikar in Pfohren. Daß er bei seiner soldatisch-kämpferischen Veranlagung mit dem neuen Regime in Konflikt geraten würde, war unschwer vorauszusehen. Schon im April 1933 nahm ihn die SA in Schutzhaft und erwirkte vom Unterrichtsministerium Ortsverweis aus Pfohren und aus dem Landkreis Donaueschingen. Er war der erste auf diese Weise gemäßregelte Priester der Erzdiözese. In Worblingen stand er von Anfang an unter ständiger Bespitzelung. Es ist fast ein kleines Wunder, daß er weder ins Gefängnis noch ins Konzentrationslager kam, denn ständig lagen Anklagen gegen ihn

vor wegen abträglicher Äußerungen auf der Kanzel, im Unterricht oder im privaten Gespräch, oder wegen Reibereien mit den örtlichen Parteiorganisationen. Aber es blieb bei zahlreichen Vorladungen zur Gestapo und zum Mannheimer Sondergericht, bei Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmungen, bei Verurteilungen zur Stellung eines Sicherungsgeldes in Höhe von 500 und 1000 Reichsmark. Nach dem Krieg war es die sich neu regende Kommunistische Partei und die laxer werdende Jugendziehung in Familie und Schule, gegen die Pfarrer R. sich mitunter recht aggressiv zur Wehr setzte. Seinem großen Seelsorgseifer gelang es, in die religiös nicht sehr lebendige Gemeinde neuen Glaubensgeist und regere kirchliche Aktivität zu pflanzen, freilich gelang es ihm andererseits nicht, sein zu unkluger Schärfe und unerbittlicher Unnachgiebigkeit neigendes Temperament im rechten Augenblick immer wieder zu zügeln, was zu Spannungen führen mußte. Der Wechsel auf einen neuen Wirkungskreis lag darum in seinem eigenen Interesse. Auch in Todtnauberg ging er energisch und opferwillig an sein Werk. Neben der Pfarrkirche war es die von ihm erbaute Fatima-Kapelle, in der er auf seine eigenwillige Weise seelsorgerlich wirkte, in der Absicht, im Laufe der Zeit hier eine Fatima-Wallfahrt in Gang zu bringen. Sicher hat er dadurch und durch sein übriges eifriges Wirken manches Gute gewirkt. Aber die Befürchtung, es könnte sich sein kämpferisches Naturell abermals ungünstig auswirken, traf leider schon bald zu. Der in Todtnauberg einsetzende Tourismus mit seinen die Seelsorge zweifellos erschwerenden Nebenwirkungen brachte ihn erneut in ein gespanntes Verhältnis zur Gemeinde, aus dem in Güte einen Ausweg zu finden, nicht gelingen wollte. So zog sich Pfarrer R. aus der aktiven Seelsorge zurück. In Billafingen, wo er zehn Jahre im Ruhestand lebte, beschäftigte er sich mit der Vertiefung seiner theologisch-pastoralen Lieblingsidee von der „Einigung mit Gott“ auf der Grundlage der Lehre vom „Corpus Christi Mysticum“. Er hatte hierüber ein kleines Werk verfaßt, das dem Unterricht über diesen Gegenstand dienen sollte und zu diesem Zwecke mit schematischen Darstellungen versehen war. Er selbst glaubte, zur Verbreitung dieser Lehre einen besonderen Auftrag zu haben. Das Büchlein kam in mehreren Ausgaben, auch in fremden Sprachen, heraus, und er selbst hielt darüber zahlreiche Vorträge vor interessierten Zuhörern. Gegen seinen Vorschlag, ihn als Missionar seiner Idee in alle Dekanate des Bistums auszusenden, blieb Erzbischof Seiterich freilich reserviert. Auch von Kirchhofen aus, seinem zweiten Ruhestandssitz, war er noch eifrig für seine „Einigung mit Gott“ tätig. Verschiedene Erkrankungen brachten mehr Milde und Abklärung in sein Wesen. Alles in allem war es doch der gute Kampf des Streiters Christi, den er, gewiß nicht immer in sachlich-kluger Weise, in seinem von Unruhe, Arbeit und sehr viel Gebet erfüllten Leben geführt hat.

E.K.

Reger Joseph

Geb. 22. 8. 1878 in Deilingen (Wttbg.), ord. 2. 7. 1902; Vikar in Münchweier, Sasbach b. A.; Präfekt an der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach 10. 9. 1903; Pfarrer in Heiligkreuzsteinach 26. 4. 1906; Pfarrer in Niederwasser 19. 11. 1916; Pfarrer in Wahlwies 4. 12. 1927; Pfarrer in Überlingen-Andelshofen 19. 11. 1950. Ruhestand 15. 4. 1958 in Durmersheim. Gest. 10. 10. 1969 in Durmersheim, ebenda beerd.

Wenn Glaube und Kirche auf dem Land sich lange Zeit erstaunlich gut

behaupten konnten, dann lag dies nicht zuletzt an einer zielklaren und umsichtigen Dorfseelsorge, wie sie in beispielhafter Weise vom Verewigten während eines langen Lebens betrieben worden ist. Aufgewachsen in Leustetten (Pfarrei Weildorf), kam der talentierte Handwerkerssohn ans Gymnasium Konstanz, wo er im Jahr 1898 das Abitur machte. Vielleicht hat die Vikarszeit in Münchweier und Sasbach die Freude am Dorf geweckt, jedenfalls kehrte er nach der dreijährigen Präfektentätigkeit in Sasbach wieder dahin zurück. Schon mit vier Dienstjahren konnte man zu Beginn des Jahrhunderts Pfarrer werden. Joseph R. wurde es in Heiligkreuzsteinach, wo sich ihm in der ausgedehnten Pfarrei mit mehreren Filialen ein weites Arbeitsfeld auftrat. Das anfangs noch jugendlich impulsive Temperament mischte sich allmählich mit ruhiger, ernster Entschiedenheit und sympathischer Geradheit, so daß er sich eine von allen anerkannte seelsorgliche Position schaffen und erhalten konnte. Schon jetzt empfahl ihn das Dekanat für die Stadtseelsorge – Persönlichkeit und berufliche Qualifizierung des Pfarrers von Heiligkreuzsteinach würden sehr dafür sprechen –, doch dieser ging nach zehn Jahren auf das kleine Niederwasser, um wieder Dorfpfarrer zu sein. Hier sorgte er sich um eine gediegene Kirchenrenovation, mehr jedoch wog, daß er die Gemeinde auf einen sehr guten religiösen Stand gebracht hat. Der auch wissenschaftlich interessierte Seelsorger stand überall in hohem Ansehen. Mit seiner Dorfgemeinde erlebte er alljährlich etliche gehaltvolle Pfarrfamilienabende – Standesseelsorge war in der kleinen Gemeinde nicht möglich. Schwieriger waren die Verhältnisse in Wahlwies, wo der aufkommende Nazismus auch Pfarrer R. einige Schwierigkeiten bereitete, ohne diesen freilich aus seinem wohlüberlegten, klugen und bewährten Pastorkonzept bringen zu können. Mit manchen Mühen waren hier die Renovation der großen Pfarrkirche und die Einrichtung einer Schwesternwohnung verbunden – auf einem kleineren Landort ohne nennenswerte Steuermittel zweifellos Leistungen, die Beachtung verdienen. Als Leiter der Dekanats-C.M.S. und der Gemeinschaft der Haushälterinnen stellte er etliche Jahre gern sein gediegenes Wissen und seine reiche Lebens- und Seelsorgserfahrung zur Verfügung. Zwei Jahre vor seinem goldenen Priesterjubiläum ging er auf seine nächste und letzte Pfarrei, das ganz kleine Überlingen-Andelshofen, um auch hier nochmals acht Jahre treu und erstaunlich zeitaufgeschlossen auf seine inzwischen gütig-abgeklärte väterliche Art Dorfpfarrer zu sein. Im Ruhestand in Durmersheim im eigenen Haus war ihm die seltene Feier des „Diamantenen“ und fünf Jahre darauf der 65. Wiederkehr seines Weihetages vergönnt. Die letzten zwei Jahre mußte er – der bald Neunzigjährige – auf die Meßfeier verzichten, auch war er fast ganz des Gehörs beraubt. Ein edler, vornehmer, äußerst pflichttreuer und männlich frommer Priester und Seelsorger aus stiller innerer Leidenschaft ist mit ihm aus dieser Zeitlichkeit geschieden. E.K.

Schmitt Helmut

Geb. 3. 9. 1923 in Mannheim, ord. 23. 10. 1949; Vikar in Schönau i. W., Überlingen a. S., Offenburg (Hl. Kreuz); Krankheitsurlaub 1954–1957; Vikar in Rickenbach (Kinderheim) 24. 8. 1957, Rektor des Kinderheims 1. 7. 1964; Pfarrv. in Oberhomberg 10. 3. 1965, hier invest. 24. 4. 1966. Gest. 26. 8. 1969 in Peschira b. Verona (Oberitalien) infolge Verkehrsunfalls, beerd. in Oberhomberg.

Leidvolle Tragik lag über dem Ablauf dieses allzufrüh vollendeten Priesterlebens. Helmut Sch. brachte aus dem Zweiten Weltkrieg, den er über drei Jahre mitmachen mußte, schwere gesundheitliche Schädigungen mit nach Hause. Zwar schien es, als ob mit späteren Komplikationen nicht gerechnet werden müsse, doch schon nach einigen Vikarsjahren zeigte sich, daß dem nicht so war. In Offenburg, wo er wie vorher in Schönau und Überlingen in seiner lebhaften Pfälzerart rasch in allen übertragenen Aufgaben zurecht kam, erkrankte er an einem Hilusdrüsenleiden, das zur sofortigen Aufgabe des Dienstes zwang. Die folgenden drei Jahre verbrachte er in verschiedenen Krankenhäusern und Sanatorien, für den Jungpriester mit seinem stark aktiv geprägten, dynamischen Charakter keine leichte Geduldsprobe. Trotz operativer Eingriffe und anderer therapeutischen Behandlungen konnte das Leiden nur gelindert, aber nicht ausgeheilt werden. Die Folge war, daß an die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches nach Rückkehr in die Gemeindegeseelsorge nicht zu denken war. So beschied er sich mit der Stelle eines Vikars im Kinderheim Rickenbach, wo man seine Arbeit als Kinderseelsorger wohl zu schätzen wußte. Endlich durfte er nach über sieben Jahren zurückgezogenen Arbeitens in die Pfarrseelsorge zurückkehren. Im hochgelegenen Oberhomberg im oberen Linzgau festigte sich die Gesundheit so weit, daß er die Pfarrei definitiv übernehmen konnte. Mit frohemuter Initiative ging er auch an zeit- und kraftraubende bauliche Aufgaben heran, an die Erweiterung und Neugestaltung der Pfarrkirche, an die Schaffung schöner Außenanlagen um Kirche und Friedhof sowie an die Instandsetzung des Pfarrhauses. Gottesdienstgestaltung nach den Leitbildern des Konzils war ihm besonders am Herzen gelegen, dazu nahm er sich sehr eifrig um die Landjugendbewegung an. Jährliche Erholungsaufenthalte in Westerland brachten ihm die immer wieder nötige Kräftigung. Doch schon nach kurzen vier Jahren ging sein seelsorgliches Tagewerk zu Ende. Bei einem schweren Autounfall in Oberitalien kam er ums Leben, zusammen mit zwei Kindern aus einer befreundeten Familie, die er auf eine Urlaubsreise mitgenommen hatte.

E.K.

Schneider Hermann

Geb. 15. 3. 1890 in Gengenbach, ord. 2. 7. 1913; Vikar in Hochsal, Kollnau, Engen (1918–1926), Neudorf, Schwarzwach; Pfarrv. in Niederwühl 24. 3. 1927, hier invest. 30. 9. 1928; Pfarrv. in Gremmelsbach 13. 12. 1939, hier invest. 27. 5. 1943. Ruhestand 1. 6. 1958 in Triberg. Gest. 21. 11. 1969 in Triberg, beerd. in Gremmelsbach.

Wie so manche Priester, kam auch Hermann Sch. aus dem bürgerlichen Mittelstand – sein Vater war Schuhmachermeister. Nach privatem Vorbereitungsunterricht war er zuerst Schüler in Sasbach, dann am Rastatter Gymnasium, das er mit einem guten Abitur verlassen konnte. Vierzehn Jahre dauerte seine Vikarszeit, acht davon verbrachte er in Engen, mit den zahlreichen Filialen ein Wirkungskreis, der den vollen Einsatz verlangte, zumal in der Zeit längerer Erkrankung des Pfarrers. Man schätzte an ihm, daß er zu jeder Arbeit sofort bereit war, und empfand seine Bescheidenheit und Leutseligkeit als recht wohltuend. Freilich waren gepflegte Umgangsformen und feinfühligere Takt nicht seine starken Seiten, doch nahm man ihm das angesichts seiner unermüdlichen und freudigen Pflichterfüllung nicht weiter übel, nur ein Prinzipal stieß sich etwas daran. Im Dritten Reich

bekam Hermann Sch. in Niederwühl, wie so manche Seelsorger der damaligen Zeit, die kirchenfeindliche Gehässigkeit des Regimes schmerzlich zu verspüren. Man versuchte, den besonders bei der Schuljugend eifrig und erfolgreich wirkenden Pfarrer in eine Sittlichkeitsaffäre zu verwickeln – die Drahtzieher waren einige wenige Leute im Ort, mit denen Pfarrer Sch. noch vor der Hitlerzeit in ein gespanntes Verhältnis gekommen war. Am 9. Juni 1939 kam er in das Untersuchungsgefängnis Waldshut, wo man ihn bis zum 2. September festhielt. Das von der Karlsruher Generalstaatsanwaltschaft angeordnete Ermittlungsverfahren stellte die Unhaltbarkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen fest, so daß das Verfahren eingestellt wurde. Trotzdem sprach der Unterrichtsminister Schulverbot gegen ihn aus, das auch nach seiner Versetzung nach Gremmelsbach nicht rückgängig gemacht wurde. Pfarrer Sch. trug zunächst schwer an dieser Versetzung, doch hätten ihm zweifellos die Gegner in Niederwühl jetzt erst recht zugesetzt. Fast zwanzig Jahre versah er nun mit großer Treue und Berufsfreude die weiträumige Pfarrei Gremmelsbach. Seine gute Gesundheit erlaubte es ihm, auch in Nachbarspfarreien häufig Mitarbeit zu leisten, namentlich an der Wallfahrtskirche in Triberg sah man ihn sehr oft als vielfachen Aushelfer. Den Wallfahrern war er längst eine vertraute Erscheinung geworden, besonders das einfache Volk, dem er in Denken, Sprache und Lebensart innig verbunden war, fühlte sich zu ihm hingezogen. Seinen Lebensabend wollte er darum an diesem Ort der Gnade verbringen. Der rüstige Priester war weiterhin unermüdet im Beichtstuhl, im Krankenhaus und bei Hauskranken tätig und nahm sich, wann immer man es wünschte, der Pilger an. Von ihm kann man wohl sagen, daß er seinen Tod starb: Auf dem Weg zur Abendmesse und vorherigen Beichtgelegenheit in der Wallfahrtskirche machte er unterwegs noch einen Krankenbesuch, und als er sich verabschiedet hatte, brach er im Hausflur tot zusammen. E.K.

Scholl J o s e p h

Geb. 25. 7. 1900 Heidelberg; ord. 6. 7. 1924; Vikar in Ketsch, Langenbrücken, Steinsfurt, Ziegelhausen, St. Peter, Ertenheim, Seelbach bei Lahr; Kurat 1. 8. 1934 Niederhausen; Pfarrverweser 10. 11. 1938 Weisenbach; investiert daselbst 7. 4. 1940; Verzicht 31. 8. 1941; Pfarrverweser 8. 10. 1941 Engelswies; 21. 5. 1943 Höchenschwand; Pfarrer 9. 6. 1948 Gottenheim; investiert 4. 7. 1948; Ruhestand 15. 10. 1967 Bombach; hier gest. 14. 7. 1969 und beerdigt 18. 7. 1969.

S. war das älteste von acht Kindern eines Lokomotivführers und besuchte nach der Volksschule in Heidelberg zunächst das dortige Gymnasium, wechselte in der Sexta wegen der Versetzung seines Vaters auf das Gymnasium in Mannheim, kam aber 1914 nach abermaliger Versetzung wieder nach Heidelberg zurück und wurde im Sommer 1918 zum Heeresdienst eingezogen. Nach Kriegsende kehrte er wieder in die Oberprima in Heidelberg zurück und bestand 1919 das Abitur. Mittelmäßig begabt, eifrig, pflichttreu, freundlich und gefällig gegen jedermann, fromm waren die Eigenschaften des etwas aufgeschossenen, schwächlichen Alumnus, dabei gutherzig und bieder, aber etwas umständlich. Der „echte Pfälzer“ kam erst später heraus und wurde nicht überall gut aufgenommen. Finanzielle Sorgen und manches in der Seelsorge, was ihm weniger gut geriet, dazu eine Gesundheit, die zu wünschen übrigließ, brachten ihn dazu, Trost in Dingen

zu suchen, die anderen, und ihm am meisten, Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereiteten. Nur in Gottenheim war es ihm vergönnt, durch den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Kirche und der Pfarrgemeinde, der er mit Eifer diente, eine Leistung zu vollbringen, die allerdings seine Kräfte verzehrte. Mit seinem Weggang waren die Gottenheimer nicht einverstanden, aber die Pensionierung war, zumal noch ein Leberleiden dazu kam, nicht aufzuhalten. TK

Schorck Anton

Geb. 13. 8. 1902 in Messelhausen (LK Tauberbischofsheim), ord. 19. 3. 1926, Vikar in Lenzkirch, Sasbach b. Achern, Walldürn und Heidelberg (Hl. Geist); Pfarrv. in Boxberg (28. 11. 1935), hier invest. (7. 3. 1937); Kammerer des Kapitels Lauda (9. 1. 1944); Pfarrer in Königshofen (15. 5. 1949); Dekan des Kapitels Lauda (22. 4. 1949; zum zweiten Mal gewählt 19. 2. 1969); Geistl. Rat ad honorem 17. 12. 1956. Gest. 25. 3. 1969 in Würzburg (Missionsärztliches Institut), beerdigt in Königshofen (28. 3. 1969).

Wer Anton Schork begegnete – und viele Menschen haben ihn in seinem reichen priesterlichen Leben kennengelernt –, dem konnte nicht entgehen, daß ihn eine Nüchternheit kennzeichnete, daß ihm jegliches Pathos abging, daß er ein priesterlicher Mensch alter Schulung war. Sein innerstes Wesen erschloß sich nicht leicht. Dazu bedurfte es langer Zeit. Eine scheue Art konnte den Anschein von bewußter Distanzierung erwecken, die sich auch auf die Gestaltung der Seelsorge auswirken mochte. Indes war es der Zwang des immer Schwächlichen, Kränkeldnen, des gesundheitlich nie Stabilisierten, des immer wieder Geplagten zum haushälterischen Umgang mit den physischen Kräften. Krankheit war ein steter Gast in dem Pfarrhaushalt in Boxberg und Königshofen, wo die leibliche Schwester jahrelang als Pflegefall versorgt werden mußte. Klaglos ertrug Anton Schork diese Prüfungen. Daß er gleichwohl als Pfarrer und Dekan mehr als pflichtgemäße Arbeit verrichtete, verdient Hervorhebung.

Dem Sohn eines Schuhmachers und Nebenerwerbslandwirts war die geistliche Laufbahn nicht an der Wiege gesungen. Der Vater entschloß sich erst auf langes Drängen des Ortsgeistlichen, den aufgeweckten Sohn auf das Gymnasium nach Tauberbischofsheim zu geben, wo diesen eher die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen interessierten. Die Vorsteher auch in Freiburg waren sich in der Beurteilung der pastoralen Fähigkeiten nicht schlüssig. Man hielt den Kandidaten eher für mittlere Posten geeignet. Doch zeigte bereits der junge Vikar, daß mehr in ihm steckte, als vermutet werden konnte. So ging er seinen Weg bis in eine Stadtpfarrei. Wie viele andere Priester, die aus dem fränkischen Raum stammten, zog es auch Anton Schork in die Heimat. Die Diasporapfarrei Boxberg mit ihren Filialen beanspruchte ihn voll. Er hat dort gut und geschickt gearbeitet und ist über die Fähnrisse des Dritten Reiches ordentlich hinweggekommen. Die Übernahme der an Kriegsschäden leidenden Pfarrei Königshofen und die Wahl zum Dekan des Kapitels Lauda 1949 waren die Höhepunkte seines priesterlichen Lebens. Die zwanzigjährige Arbeit in Königshofen, gekennzeichnet durch reiche Bautätigkeit (Neubau des Pfarrhauses, Erweiterung und Umbau des Kindergartens und des katholischen Vereinshauses, Renovation der Kirche, Anschaffung neuer Glocken), durch das Bemühen, das katholische Vereinsleben zu stärken, durch gute Zusammenarbeit mit der politischen Gemeinde, gekennzeichnet

aber auch durch persönliche Verunglimpfung, die ihn hart traf, geprägt durch Krankheit, führte den Priester Anton Schork ans Ziel des Lebens. Er wußte bis zuletzt nicht um die Schwere seiner Krankheit, war voller Pläne für den Ruhestand. Das Vertrauen seiner Mitbrüder berief ihn wenige Wochen vor seinem Tod ein zweites Mal in das Amt des Dekans. Das Kapitel Lauda hat ihm, der ein überaus praktischer Kopf war, viel zu danken.

Was ihn oft beschäftigte, war die räumliche Entfernung von Freiburg, für ihn auch Sinnbild einer tieferen Distanz. Er spürte das Bedürfnis nach neuen Organisationen der Seelsorge. In vielen Gesprächen, die ich mit ihm hatte, brach immer wieder durch, daß die Geistlichen sich gegenseitig stärker stützen müßten, daß Kooperation vonnöten sei, daß die Vereinsamung gemildert werden sollte. Die Beschaulichkeit eines Ruheständlers war Schork nicht beschieden, sie wäre ihm wohl auch fremd gewesen. Hugo Ott

Siebold P. Bernhard OSB

Geb. 17. 2. 1904 in Freiburg i. Br., ord. 15. 8. 1929 im Benediktinerkloster St. Benediktsberg (Vaals, Holland), Kriegsdienst 1943; dann vom Aug. 1945 bis Feb. 1946 Spiritual i. Habstal (Hohz.), dann Sept. 1946 i. Kempen (Niederrhein), von da bis 1. 9. 1957 Vikar i. Ostrach, dann Vik. in Unterankenreute (Württb.); 29. 10. 1958 Pfv. i. Habstal und Einhart; Ruhestand 1. 8. 1969 Habstal; gest. 2. 12. 1969 i. Elisabethenkrankenhaus Ravensburg; beerd. 5. 12. Ostrach.

S. hat 1927 bis 1930 an der benediktinischen Ordensschule Beuron Theologie studiert, dann wirkte er bis 1943 im Kloster St. Benediktsberg. Als Sanitäter wurde er eingezogen zum Kriegsdienst, konnte aber nach dessen Ende wegen Auflösung des Klosters nicht mehr nach Holland zurück, sondern stellte sich seiner Heimatdiözese als Seelsorger zur Verfügung. Als Vikar in Ostrach mit seinen 8 Filialen hat er besonders in Leitung der Pfarrjugend segensreich gewirkt, fünf Jahre auch die verwaiste Pfarrei Magenbuch betreut, obwohl schon seit 1949 sich ein Herzleiden bemerkbar machte, wozu später noch Diabetes kam, die ihn schließlich in den Ruhestand zwang. Er galt als geschätzter und eifriger Seelsorger, der auch im Diözesandienst seinen Ordensstand und -kleid niemals verleugnete. Wegen seiner Bescheidenheit und Güte war er allgemein beliebt, auch auf dem Dies der Geistlichen gern gesehener Gast. KNA

Stehlin, Albert

Geb. 24. 7. 1900 in Karlsruhe, ord. 6. 7. 1924; Vikar in Ladenburg, Pforzheim-St. Franziskus, Mannheim-Neckarau, 11. 12. 1930 wieder in Pforzheim-St. Franziskus, um nach einem Vierteljahr das Caritasrektorat Pforzheim zu übernehmen; 9. 10. 1940 Pfarrverweser in Mannheim-Neckarau, 16. 11. 1941 als Pfarrer investiert; 6. 10. 1946 Diözesancaritasdirektor in Freiburg, 19. 8. 1952 Erzbischöfl. Geistl. Rat, 13. 3. 1954 päpstl. Geheimkämmerer, 15. 7. 1955 Domkapitular in Freiburg, 19. 11. 1959 Präsident des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg, 5. 2. 1960 päpstl. Hausprälat, zum 24. 7. 1965 großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik, 1968 spanische Ehrenmedaille der Auswanderung, kurz vor seinem Tod Apostolischer Prototypar, gest. 5. 6. 1969 in Freiburg, beerdigt 11. 6. 1969 in Freiburg.

Stehlins Vater Karl Stehlin, Hauptlehrer, dann Schullektor, schließlich Stadtschulrat, hat sich als solcher schon stark sozial betätigt in der von ihm

organisierten Erholungsfürsorge für Schulkinder. Albert ließ sich als Student am Heimatort in die caritative Tätigkeit einführen und gewann im Quickborn den Kontakt mit Gruppenarbeit, mit der liturgischen und der biblischen Bewegung. Eine offene Form des Umgangs entsprach seinem zeitlichen fast bubenhaften Naturell. Sein Reden war immer kurz, klar, bestimmt, so sehr er sich auch auf Einwand und Argument einließ. Er verstand es Gemeinschaften zu organisieren, aber immer sehr sachlich, sich an niemand verliehend. Er machte eher einen spröden als einen gewinnenden Eindruck. Und doch war er für alles Schöne ungemein aufgeschlossen, hoch musikalisch, mit absolutem Tongehör begabt, ein Meister an Klavier und Orgel. Sein bester Freund war sein leider so früh verstorbener Kursgenosse Johannes Paul Schmidt († 1940 als Pfarrer von Istein, s. FDA 68/1941, 50), ein großer Künstler gestaltenden Wortes und ein hingebender Fotograf. Früh gewann Stehlin Kontakt zu der von Dr. Max Metzger gegründeten Christkönigsgesellschaft vom Weißen Kreuz in Meitingen, die sich nicht nur für eine innere religiöse Erneuerung auf biblischer Grundlage einsetzt, sondern auch für den Frieden und die Gedanken der Ökumene, 1930 und 1934 bemühte sich Metzger vergeblich, ihn für sein Werk durch die Freiburger Kirchenbehörde freigestellt zu bekommen. Nach Metzgers Hinrichtung übernahm Stehlin die Mitverantwortung für das Weiße Kreuz, das sich späterhin als Säkularinstitut formierte, als geistlicher Beirat.

Pforzheim war für Stehlin der ideale Arbeitsboden, zuerst in der Jugendarbeit, dann im Bereich caritativen Wirkens. Als er vom Ordinariat die Betreuung der zu Kriegsbeginn nach Württemberg und Bayern Rückgeführten des Westwalls übertragen bekam, hat er diese Aufgabe mit großer Wendigkeit gelöst. Die Jahre als Stadtpfarrer in Neckarau tauchten ihn ganz in die Not dieser Zeit, in den Bombenhagel über den Großstädten, die Zerstörung in Kirche und Pfarrhaus und kirchlichen Anstalten mit all den Nöten der aufs Primitivste zurückgeworfenen Gläubigen, um die es zu sorgen galt. Die gleichen Sorgen auf größerer Ebene vertraute ihm Erzbischof Gröber durch seine Berufung als Caritasdirektor für die ganze Diözese an; wo es zunächst auch galt, die organisatorischen Fähigkeiten im Zusammenspiel mit den anderen Wohlfahrtsverbänden zur Vermittlung der Auslandshilfe einzusetzen. Er trug den Helferwillen vor allem auch auf das Land durch die Organisation der Landkreiscaritasstellen hinaus. Das Wirken im caritativen Bereich war ihm so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, daß er, als ihn Erzbischof Seiterich ins Domkapitel berief, zur Bedingung machte, daß er das Caritasreferat anvertraut bekomme. Im Rahmen des Referates für Liturgie wirkte er wesentlich an der Neuausgabe des Magnifikat mit, bei der er seine Kenntnis des alten Liedgutes und sein Gespür für echten religiösen Gebetstext und seinen Sinn für die Möglichkeiten des Mitbetens von seiten des Volkes voll zur Auswirkung bringen konnte. Die Wahl zum Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes stellte ihn in diesem, seinem Bereich in die höchste Verantwortlichkeit. Er wurde Anreger und Mitplaner der großen Sozialgesetze der Bundesrepublik von 1961 und hat die schwierige Neugestaltung der Satzung des Caritasverbandes durchgeführt. Er errichtete den Neubau des Werthmannhauses in der Karlstraße und schuf so seinen Mitarbeitern ausreichende Arbeitsbedingungen. Trotz seiner Fähigkeit, Organisation zu verwirklichen, waren seine entscheidenden Anliegen immer daraufhin geordnet,

wahre menschliche und christliche Liebe zu wecken und zur Verwirklichung zu helfen. Überall dort, wo das Werk der Liebe vernachlässigt wurde, griff er zu, so von jeher im Bereich der Suchtkrankenfürsorge, so in den Fragen der Friedensförderung – er war bis zuletzt Leiter der Pax-Christi-Bewegung in der Erzdiözese –, so jüngst in der Sorge um die Gastarbeiter. Auch in den Fragen der Caritas internationalis stellte er seinen Mann. War er doch schon seit seiner Beteiligung am Eucharistischen Weltkongreß 1936 in Manila auf einen weltweiten Blick vorbereitet. Auf seine Mitarbeiter wirkte er wie ein älterer, erfahrener Bruder, der aus der nüchternen Sachlichkeit und der erstaunlichen Arbeitskraft innere Autorität gewann. Sein Auftreten blieb immer absolut bescheiden; er steuerte selbst seinen kleinen VW und sprang noch in seinem siebten Jahrzehnt wie ein Junger die Treppen hinauf. Die letzten zwei Jahre waren von der zunehmenden Krankheit gezeichnet; doch noch im Krankenzimmer war die Sorge um den, der ihn besuchte, viel größer als um sich selbst. Er ist sehr bewußt ins andere Leben hinübergegangen.

Zu seinem Tod erschienen Nachrufe in verschiedenen Caritaszeitschriften, u. a. von A. Amann, W. Baumeister, K. Borgmann, A. Eckert, A. Erb, E. Reisch, F. Völker. Sein lit. Nachlaß liegt im Archiv des Deutschen Caritasverbandes 084, 1–6.

Wolfgang Müller

Spitzmüller K a r l

Geb. 17. 5. 1888 Diersburg; ord. 5. 7. 1911; Vikar in St. Blasien, Engen, nach dem Kriegsdienst 1914/18 in Kenzingen 4. 2. 1919; Pfarrverweser in Leibertingen 14. 12. 1922; Pfarrer daselbst 26. 10. 1924; in Siegelau 3. 8. 1933, investiert 15. 8. 1933; Ruhestand 1. 12. 1952 Bräunlingen; Nov. 1955 in Nordweil. Gest. in Nordweil 29. 9. 1969, hier beerdigt 2. 10. 1969. Badische Verdienstmedaille.

S. entstammte einer kinderreichen Landwirts- und Ratsschreiberfamilie. Nach dem Besuch der Volksschule trat er in die Quarta am Bertold-Gymnasium in Freiburg und als Zögling in das dortige Gymnasialkonvikt ein. Nach dem Ausbruch des Weltkriegs wurde er in Konstanz zunächst Krankenwärter, dann Lazarettgeistlicher. Eine „Frohnatur“ mit sonnigem Gemüt, sanguinisch, praktisch, leutselig, lange Zeit von guter Gesundheit, bis er sich kurz vor Erreichung des Pensionsalters zur Ruhe setzen lassen mußte. Fromm, auf peinlichste Einhaltung der gottesdienstlichen Vorschriften bedacht, „immer klerikal“, war er doch nicht so devot, daß er nicht eine Rüge in Kauf genommen hätte, um seine Kirchen in Leibertingen und in Siegelau zu restaurieren und zu modernisieren, ohne zuvor anzufragen; ein Zeichen auch für die Verehrung seitens seiner Pfarrkinder, die mit Spenden nicht geizten. Als Vikar besonders an den Heidenmissionen interessiert, hat er später Fremdsprachen erlernt und manche Reise unternommen. Er war ein Politiker, sehr belesen und schlagfertig. Vor allem aber war er eifriger Arbeiter im Weinberg des Herrn.

TK

Stork J o s e p h

Geb. 2. 9. 1900 in Owingen b. Überlingen, ord. 19. 3. 1926; Vikar in Kirchdorf, Tiengen, Schönau i. W. (1929–1936); Pfarrv. in Aftholderberg 17. 1. 1936, hier invest. 2. 10. 1938; Pfarrv. in Grießen 3. 8. 1949, hier invest. 30. 4. 1950. Ruhestand 1. 6. 1965 in Überlingen, später in Owingen. Gest. 25. 4. 1969 in Owingen, ebenda beerd.

Auch auf einem kleinen, ländlich-ruhigen Dorf kann, wenn die Umstände es so fügen, Leben und Wirken des Seelsorgers alles andere als ein friedliches Idyll sein – Pfarrer Joseph St. hat es zur Genüge im kleinen Aftholderberg erfahren dürfen! Sein höherer Bildungsweg führte ihn über die Lateinstunden beim Ortspfarrer zuerst an die Realschule Überlingen, dann nach Konstanz ans Gymnasium und ins Konradihaus. Von Juni bis November 1918 war er noch als Unterprimaner zum Heeresdienst eingezogen. Auf theologisches Studium und Priesterweihe folgten zehn strenge Vikarsjahre; namentlich in Schönau mit seinen vielen auswärtigen Schulen und Krankenbesuchen gab es für ihn laufend eine Menge mannigfache Seelsorgsarbeit, bei der auf ihn allezeit bester Verlaß war. Die sechs Jahre in dieser anstrengenden Stellung zehrten an seiner physischen Kraft, so daß ihm das kleine Aftholderberg zunächst willkommen war. Ihm oblag hier die dringend notwendige Innenrenovation der armselig dreinschauenden Pfarrkirche, die Beschaffung einer neuen Orgel und die Ausstattung der Kirche mit Paramenten – die hierfür nötigen 60 000 Reichsmark brachte der Pfarrer größtenteils aus freiwilligen Spenden zusammen. Aber auch der innere geistliche Ausbau der Gemeinde erfuhr durch sein eifriges, zielstrebiges, opferwilliges Wirken eine deutlich in Erscheinung tretende Förderung. Als verständnisvoller Musiker und Orgelspieler tat er sehr viel zur Pflege des Volks- und Chorgesangs, so daß seine Gottesdienste überdurchschnittliches ländliches Niveau bekamen. Aber gerade hieraus erwuchsen ihm Spannungen mit dem Schulleiter und Organisten – einem in der Gemeinde mehrfach verschwägerten und zufolge seines jahrzehntelangen Wirkens einflußreichen Mann. Hinzu kamen – teilweise im Zusammenhang mit seinem Organistenstreit – gehässige Anfeindungen durch die braune Ortsgruppe, zunächst nur zermürende Verhöre bei der Gestapo und Gendarmerie wegen „Störung des Dorffriedens“ – eine Anklage hatte man ja immer bereit. Im Sommer 1941 brachten ihn dann seine Gegner für drei Wochen ins Überlinger Gefängnis, weil er an Christi Himmelfahrt und Fronleichnam eine besondere Messe für die im Felde stehenden Soldaten der Gemeinde zusätzlich gehalten hatte! Aus dem gleichen Grund wurde er vom Amtsgericht Meßkirch zu einer Geldstrafe von 840 Reichsmark verurteilt! Als der Krieg vorbei war und das Entnazifizierungsverfahren des Lehrers durchgeführt wurde, gab es neue Unruhe im Dorf, die auch der in das Verfahren verwickelte Pfarrer monatelang zu spüren bekam. Begreiflich, daß er aus dem in zwei Lager gespaltenen Dorf, nicht ohne innere Verbitterung, fortzog und in Griefen in ruhigerer Atmosphäre einen neuen Wirkungskreis suchte. Seine eigene gewissenhafte Seelsorge ergänzte er hier durch zahlreiche außerordentliche Seelsorgsveranstaltungen, so daß die Gemeinde in den sechzehn Jahren seines dortigen Wirkens recht gut betreut war. So gut es ihm nach schwerer Erkankung möglich war, widmete er sich im Ruhestand noch einige Zeit der Seelsorge im Heimatort Owingen, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. E.K.

Weber E r i c h

Geb. 20. 10. 1919 Karlsruhe; ord. 2. 7. 1950; Vikar in Heidelberg-Handschuhsheim, Mannheim, Untere Pfarrei Sandhausen bei Heidelberg; Pfarrverweser daselbst 17. 7. 1956; Pfarrer daselbst 23. 8. 1959; Verzicht auf die Pfarrei 1. 1. 1961; Tischtitulant in St. Trudpert; Hausgeistlicher im Altersheim

Waldhausen über Mosbach 14. 3. 1962; Pfarrverweser in Rauenberg (Odenwald) 29. 4. 1965; gest. 11. 9. 1969 Konstanz; beerdigt 16. 9. 1969 Karlsruhe.

W. war der Sohn eines Kraftwagenführers, später Pförtner, in Karlsruhe (St. Bonifaz) und trat nach acht Jahren Volksschule in eine kaufmännische Lehre ein, die er mit der Gehilfenprüfung abschloß. Bald darauf verwirklichte er seinen schon als Schüler gefaßten Entschluß, Priester zu werden, indem er sich auf den Eintritt in die fünfte Klasse der Heimschule Lender Ostern 1938 privat vorbereitete; bis dahin scheiterte sein Wunsch an seiner Mittellosigkeit und am Willen der Eltern. 1940 wurde er als Schüler der 7. Klasse zum Militär eingezogen und bei Smolensk durch einen Beckendurchschuß verwundet. Vom Reservelazarett Knechtsteden ließ er sich in das Heimatlazarett Bühl verlegen und besuchte von da aus mit ärztlicher Genehmigung die Heimschule Lender und legte mit der 8. Klasse Anfang März 1942 die Reifeprüfung ab. Von neuem an die Front gekommen, geriet er in britische Kriegsgefangenschaft und studierte 1945/46 im Studienlager für katholische Theologen im Kriegsgefangenenlager bei Colchester (Essex) Philosophie und Theologie und legte dort gleichzeitig das kleine Gräcum ab. Ab WS 1946/47 studierte er in Freiburg. Mittelmäßig begabt, entwickelte er überall, wo er wirkte, eine ziemliche Aktivität; so war er schon in seiner Heimatpfarrei ND-Gruppenführer. Sein Wesen war nicht ganz klar, auf der einen Seite etwas choleric, auf der anderen etwas weich; übereinstimmend urteilen alle, daß er Ermahnungen annahm und sich um korrektes Auftreten bemühte. Von Kraft strotzend, allerdings auch korpulent, war er doch mehr krank, als er selbst und andere glaubten; immer häufiger mußte er aussetzen und zuletzt sogar wegen der Augen um Befreiung vom Breviergebet einkommen. In Konstanz erlag er während eines Erholungsaufenthaltes einem Herzinfarkt im 50. Lebensjahr. Er hatte sein Pensionierungsgesuch zurückgezogen, weil er und sein Arzt wieder Hoffnung geschöpft hatten! W. war sehr vital, kontaktfreudig und leutselig und machte sich vor allem in organisatorischer Hinsicht in den Standesvereinen viele Arbeit; bei der männlichen Jugend hat er wohl die Grenzen für einen Priester nicht immer gesehen. Trotz allem war ein beliebter Seelsorger. TK

Wetzel Gustav

Geb. 27. 6. 1889 in Schönau i. W., ord. 2. 7. 1913; Vikar in Urloffen, Konstanz (St. Stephan), Karlsruhe-Mühlburg (1914–1920), Waldshut; Kaplv. in Gengenbach 6. 5. 1926; Pfarrer in Rheinheim 20. 11. 1929. Ruhestand 15. 4. 1961 in Niederwasser. Gest. 31. 7. 1969, beerd. in Schönau.

Der Heimgegangene war Schüler in Sasbach und am Gymnasium Konstanz, wo im Konradihaus Neigung und Wille zum Priestertum sorgsame Pflege fanden. In Karlsruhe-Mühlburg eignete sich der ruhig-freundliche Jungpriester in sechs Vikarsjahren auf allen Gebieten der Seelsorge reiche Erfahrung an, nicht zuletzt als Jugendseelsorger und Katechet. Die gewonnene Berufsvertrautheit zeigte sich dann in schönster Weise in Waldshut, wo er für einen Vikar in seltener Weise allgemeine Wertschätzung fand. Ihm war der große Gesellenverein und das Gesellenhaus Waldshut als besondere Aufgabe zugewiesen; hier entfaltete er „eine geradezu vorbildliche Tätigkeit“ (Dienstzeugnis). Auch in Gengenbach war er ein erfolgreich

tätiger Gesellenpräses. Für den Umgang mit jungen Menschen brachte er psychologische Einfühlung in deren Sinn und Denken mit, ebenso aber auch ein großes Maß an Autorität, die sich auf Sachkenntnis und Organisations-talent stützte. Erst mit vierzig Lebensjahren kam Gustav W. auf seine erste Pfarrei, die auch seine einzige bleiben sollte, denn über 31 Jahre verwaltete er mit bewundernswerter Ausdauer die weitausgedehnte Pfarrei Rheinheim mit den dazu gehörigen Filialen Dangstetten, Reckingen und Bechtersbohl. Als er dort anfang, gehörte die Gründung eines Gesellenvereins mit Deutscher Jugendkraft zu seinen ersten Unternehmungen, auch im bestehenden Volksverein konnte er noch einige Jahre außerkirchlichen Einfluß zur Geltung bringen. Mit der sich verfestigenden Herrschaft des Dritten Reiches ging ihm, wie so vielen anderen auch, diese Basis seelsorgerlichen Wirkens immer mehr verloren. Er richtete dafür religiöse Standesbetreuung ein und erreichte durch ruhig-zielbewußtes, die Schwierigkeiten geduldig überwindendes Arbeiten eine beachtliche Steigerung des Sakramentenempfangs. Viel Fleiß und Kraft verbrauchte er in den Schulen des Kirchspiels, nicht zuletzt durch die unzähligen Filialgänge, die er dazu in den drei Jahrzehnten in großer beruflicher Treue auf sich nahm. Die Kirchengemeinde und ihr Pfarrer wuchsen immer mehr in ein selten harmonisches Verhältnis der Zusammengehörigkeit hinein. Zum goldenen Priesterjubiläum, das er bereits im Ruhestand beging, wurde er Ehrenbürger von Rheinheim. Eine lange Krankheit ging dem Tod des allseits beliebten Seelsorgers voraus. E.K.

1970

Ackermann Otto

Geb. 26. 8. 1901 Walldürn, ord. 19. 3. 1926; Vikar in Königheim, Weinheim, Karlsruhe (St. Bonifaz 1930–1936); Pfarrv. in Mudau 5. 3. 1936, hier invest. 29. 3. 1937; Dekan des Kapitels Buchen 27. 5. 1959. Ruhestand 15. 9. 1970 in Mudau. Gest. 30. 11. 1970 in Buchen (Kreiskrankenhaus), beerd. in Mudau.

Nach vierjährigem Besuch der Bürgerschule Walldürn war Otto A. von Obertertia an am Gymnasium Tauberbischofsheim. Schon der Gymnasiast und Student der Theologie zeichnete sich durch beharrlichen Fleiß und religiöse Tiefe aus, Merkmale, die dem späteren Seelsorger das besondere Gepräge geben sollten. In den sechs Karlsruher Vikarsjahren oblag ihm auch die Sorge um die männliche Jugend, keine leichte Aufgabe in der Anfangszeit des Hitlerregimes, das die Erfassung der Jugend als ihr alleiniges Monopol betrachtet hat. Mit zehn Dienstjahren kam Otto A., inzwischen ein praktisch und zielklar denkender und tatkräftig handelnder Seelsorger geworden, auf seine erste und einzige Pfarrei Mudau im Odenwald, ein arbeitsreicher Posten mit den dazu gehörenden Schul- und Gottesdienst-filialen. Mit einem klaren Konzept, in dem religiöse Vertiefung durch Hinführung zu den Quellen des Glaubenslebens letzte Zielsetzung war, begann er seinen Dienst in der von Anfang an sehr gut mitgehenden Gemeinde, verstand er es doch, durch seine gewinnende Freundlichkeit, verbunden mit Entschiedenheit und Energie, die Menschen von seinem nur auf ihr geistliches Wohl ausgerichteten Willen immer mehr zu überzeugen. Jede Woche, jeweils am Donnerstag, war eine kirchliche Standesversammlung, abwechselnd für die einzelnen Stände, wobei religiöse Zeitfragen, aber

auch liturgischer Unterricht und Einführung in die Heilige Schrift die Themen bildeten. Nach einigen Jahren zeigte sich die Frucht dieser intensiven Bemühungen: Mudau hatte und behielt lange Zeit im Dekanat den höchsten Stand hinsichtlich des Sakramentenempfangs. Sehr viele Veranstaltungen der außerordentlichen Seelsorge – fast jedes Jahr fanden Besinnungstage oder religiöse Wochen statt – haben ihr Teil dazu beigetragen, daß diese erfreuliche religiöse Neubelebung nicht nur kurzfristiger Art war, sondern die Gemeinde tiefer und in dauerhafter Weise erfaßte. Große Tatkraft entfaltete Pfarrer A. aber auch, als es in den Jahren 1952/53 an die Renovierung der Pfarrkirche und einer Filialkirche ging. Der leichte Schlaganfall im folgenden Jahr wird auf die pausenlose Kräfteanspannung während der vorangegangenen Jahre zurückzuführen sein. Doch blieb der mit Mudau nun völlig verwachsene Seelsorger „die Exaktheit und Gewissenhaftigkeit in Person“, wie es einmal von ihm heißt. In den Jahren Belastung, für den Klerus des Kapitels aber war er der rechte Berater und 1959–1969 war A. das Amt des Kapiteldekans anvertraut, eine zusätzliche väterlich verständnisvolle Freund. Zu seinem 30jährigen Ortsjubiläum ernannte Erzbischof Dr. Schäufele den verdienstvollen Pfarrer und Dekan zum Geistlichen Rat (1966). Daß seine Tage aber wohl gezählt sein würden, mochte mancher denken, als Otto A. beim dritten Gottesdienst an Christi Himmelfahrt 1968 plötzlich bewußtlos zusammenbrach und bald darauf in den Ruhestand gehen mußte. Schon zwei Monate später ging sein im seelsorglichen Einsatz schonungslos aufgebrauchtes Leben zu Ende. E. K.

Bauer Rudolf

Geb. 26. 3. 1895 in Erlenbach, ord. 6. 7. 1924; Vikar in Hollerbach, Hardheim, Wolfach, Bad Dürkheim, Nordrach; Pfarrv. in Oberbiederbach 1. 10. 1930, hier invest. 19. 4. 1931; Pfarrer in Kupprichhausen 17. 9. 1941; Pfarrer in Hollerbach 1. 5. 1951. Gest. 24. 12. 1970 in Buchen (Krankenhaus), beerd. in Hollerbach.

Unmittelbar nach dem gut bestandenem Abitur in Tauberbischofsheim wurde Rudolf B. im Juli 1915 zum Militär eingezogen. Fast drei Jahre war er in englischer Gefangenschaft, so daß er erst 1919 das theologische Studium beginnen konnte. Die Prinzipale der Vikarszeit heben sein freundliches, entgegenkommendes, zu jeder Arbeit willig bereites Wesen hervor und loben ihn als guten, angenehmen Hausgenossen. Man rechnete es ihm besonders an, daß er sich vor der aufreibenden Vereinsarbeit nie drückte, obwohl ihm diese Tätigkeit von seiner stillen Natur her nicht lag. Ein Mann großer äußerer Aktivität war er nicht, darum fühlte er sich durchaus wohl in den bescheideneren Verhältnissen von Landgemeinden. Die Gemeinde Oberbiederbach erfuhr durch seine von Herzenswärme und tiefer Frömmigkeit erfüllten Predigten, Christenlehren und Katechesen nachhaltige Förderung. Oft sah man ihn auch auf dem Hörnleberg im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Die Gründung eines Krankenvereins wurde von der Gemeinde dankbar begrüßt. In Kupprichhausen ging er nach dem Zweiten Weltkrieg zielklar an den Ausbau der jetzt wieder möglichen Standesseelsorge. Trotz eigener Filiale und durch die Diasporasituation erschwelter Arbeit war Pfarrer B., wenn immer er konnte, auch zur Mitarbeit und Aushilfe in anderen Gemeinden bereit, was ihm die Liebe und Wertschätzung der Mitbrüder in hohem Maße einbrachte. In der Nachkriegszeit tat er

vorbildlich den Flüchtlingen gegenüber seine caritative Pflicht. Die letzte Station seines vorbildlichen Dienstes in der Landseelsorge war das kleine Hollerbach, wo er einstens seine berufliche Tätigkeit begonnen hatte. Schlicht, bescheiden, in den täglichen Seelsorgspflichten ganz aufgehend, wirkte Pfarrer B. hier neunzehn Jahre, „einer von den Stillen im Lande“, wie der Dekan einmal sagt. Mitbrüder, die Hilfe brauchten, bekamen auch hier von ihm kaum einmal eine Absage. Von 1960 an versah er zusätzlich die zu Buchen gehörende Filiale Unterneudorf. Auch im Jugenddorf Klinge war er zur Mitarbeit bereit. Eine kurze schwere Krankheit überstand der allseits verehrte Priester nicht mehr. E.K.

Beiser Heinrich

Geb. 9. 1. 1906 in Oberschopfheim, ord. 24. 7. 1932 in Bautzen; Vikar in Schirgiswalde bei Bautzen; Pfarrv. in Falkenstein i. Vogtl.; Kriegspfarrer 1939–1945; Vikar in Ketsch, Haslach i. K.; Pfarrv. in Kappel a. Rh. 2. 6. 1947. Titel „Pfarrer“ 1. 1. 1964. Gest. 16. 7. 1970 in Freiburg i. Br. (Univ.-Klinik), beerd. in Kappel a. Rh.

Die humanistischen Studien absolvierte Heinrich B. am Gymnasium in Offenburg, von wo er mit dem Abitur zum theologischen Studium nach Freiburg kam. Umständehalber erfolgte seine Weihe in Bautzen, womit er Priester des Bistums Meißen wurde, wo damals Conrad Gröber Bischof war. Sieben Jahre aufreibender, opfervoller Diasporaseelsorge folgten, zuerst als Vikar in Schirgiswalde, wo die Sammlung der katholischen Jugend im Bezirk Bautzen-Zittau, eine besonders notwendige, angesichts der immer mehr alles an sich reißenden braunen Diktatur aber auch gefährliche Aufgabe, ihm anvertraut war. Da er bald Unterrichtsverbot erhielt, wurde er nach Falkenstein i. Vogtl. versetzt; hier hatte er eine zahlreiche Orte umfassende große Diasporagemeinde selbständig zu leiten, freilich nur kurze Zeit, denn zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde er Kriegspfarrer und hat als solcher in zwei Kriegslazaretten und bei zwei Felddivisionen, bald im Osten, bald im Westen, seinen Kameraden priesterlich helfen dürfen. Nach kurzer Gefangenschaft bei den Amerikanern wurde er in die badische Heimat entlassen. Da eine Rückkehr in das Bistum Meißen damals unmöglich war, meldete sich Heinrich B. zum Seelsorgsdienst in unserer Diözese. Nach kurzer Vikarstätigkeit in Ketsch und Haslach i. K. kam er nach Kappel a. Rh., einer der am schwersten vom zerstörerischen Kriegsgeschehen mitgenommenen Gemeinden. Pfarrhaus, Schwesternhaus und Pfarrkirche lagen in Schutt und Asche. Mit großer Energie und unter dauerndem persönlichen Einsatz bei den Bauarbeiten betrieb er während mehrerer Jahre den Wiederaufbau der kirchlichen Gebäude, womit er sich bleibende Verdienste um die wachsende Gemeinde erworben hat. Als Seelsorger hätten ihn manche gern etwas zurückhaltender und ausgeglichener gesehen, aber sowohl im Gottesdienst wie in der Schule wie in der Standesseelsorge arbeitete er unermüdlich, eifrig und zeitaufgeschlossen. Eine kurze schwere Krankheit setzte dem Leben des eingepprägten Seelsorgers ein unerwartet rasches Ende. E.K.

Butscher Anton

Geb. 15. 6. 1871 in Sinzheim, ord. 2. 7. 1903; Vikar in Schönau i. W., Donaueschingen; Pfarrv. in Niederbühl 5. 5. 1909, in Vöhrenbach 1. 9. 1910, hier invest. 28. 4. 1912; Pfarrer in Untersiggingen 20. 3. 1919. Ruhestand

25. 4. 1946 in Sinzheim (Vinzentiushaus). Gest. 25. 1. 1970 in Sinzheim, ebenda beerd.

Anton B. war der Senior des Diözesanklerus, als er 99 Jahre alt in Sinzheim verschied, wo sein langes, ganz Gott und der Kirche geweihtes Leben begonnen hatte. Bei seiner Priesterweihe war er bereits im 33. Lebensjahr – zuvor war er über sechs Jahre im Dienst der Eisenbahn tätig, weil er sich nach dem Abitur in Rastatt (1892) über seinen Beruf erst genügende Klarheit verschaffen wollte. Tatkräftig und ausdauernd oblag er seinen nicht geringen Vikarspflichten in Schönau und Donaueschingen; an beiden Orten war er ein sehr geschätzter Gesellenpräses, und auch seine gute Begabung für Predigt und Katechese trat hier schon deutlich zu Tage. In dieser Zeit schrieb er auch häufig für die katholische Tagespresse. Eine große Aufgabe harnte seiner in Vöhrenbach. Wie es die damalige Zeit erforderte, opferte er einen großen Teil seiner Arbeitskraft den verschiedenen kirchlichen Vereinen, die er dank seines leutseligen Wesens und dank soliden Wissens zu wertvollen Instrumenten der kirchlichen Einflußnahme im öffentlichen Leben auszubauen verstand. Pfarrer B. hatte sich namentlich mit den Aspekten der sozialen Frage vertraut gemacht. Auf die Dauer hielt aber seine Gesundheit den Anforderungen einer Gemeinde wie Vöhrenbach nicht stand, wie ein Zusammenbruch im Jahr 1915 ihm klar zum Bewußtsein brachte. So schied er nach zehn Jahren angestrenzter und besonders in der Zeit des Weltkrieges erschwelter Tätigkeit von Vöhrenbach. In der kleinen Linzgaugemeinde Untersiggingen konnte er die geschwächte Gesundheit neu kräftigen, so daß er 27 Jahre lang dieser Gemeinde als eindrucksvoller Prediger, sehr geschickter Katechet und eifriger Präses eines Arbeitervereins sein Bestes schenken konnte. Mit 75 Jahren ging er in den Ruhestand, in dem es ihm noch 24 Jahre vergönnt war, die verbliebenen Kräfte den Kindern, alten Leuten und Schwestern im Sinzheimer Vinzentiushaus zu widmen und auch in der Pfarrseelsorge willkommene Hilfen zu leisten. E. K.

Deisler O t t o

Geb. 8. 3. 1886 in Lörrach, ord. 6. 7. 1909; Vikar in Säckinggen, Triberg, Bermatingen, Bruchsal (B. M. V.), Mannheim (Herz-Jesu), Kappel a. Rh., Gengenbach; Kurat in Heiligenzell 4. 4. 1919; Pfarrv. in Eichsel 13. 11. 1924, hier invest. 24. 5. 1925; Pfarrer in Erzingen 28. 7. 1935. Ruhestand 1. 8. 1954 in Lörrach-Stetten. Gest. 13. 4. 1970 in Lörrach (Krankenhaus St. Elisabeth), ebenda beerd.

In seltener Harmonie war in Otto D. der tüchtige Seelsorger und der kundige Heimatgeschichtler zu einer sich gegenseitig befruchtenden Einheit verbunden. Nach den Gymnasialstudien am damals ganz liberalen Lörracher Gymnasium und den theologischen Studienjahren kam der Jungpriester im Laufe von zehn Jahren auf sieben Vikarsposten. Übereinstimmend fand er überall Anerkennung als „ein sehr talentvoller und mit gründlichen Kenntnissen ausgerüsteter Priester“. Als Kurat in Heiligenzell lag ihm viel an der tatkräftigen Förderung des damals katholische Bildungsarbeit leistenden Volksvereins, dessen Leitung im Bezirk Lahr er inne hatte. Seelsorglich wenig erfreulich waren die Jahre als Pfarrer in Eichsel, wo er zwar von Lörrach her mit der religiös lauen Verfassung der Dinkelberggemeinden vertraut war und darum keine Wunder, aber eben doch eine gewisse Vertiefung des religiösen Lebens erwartete. „Relativ gute Erfolge“ wurden

immerhin bei seinem Scheiden nach zehnjährigem unverdrossenen Wirken festgestellt (Dekanatsbericht). Seine Gesundheit war bereits in Eichsel etwas mitgenommen, doch mußte er deshalb keine Bedenken haben, die arbeitsreichere Pfarrei Erzingen im Jahr 1935 zu übernehmen. Mit seiner freundlichen, gefälligen Art wußte er gut mit allen Kreisen umzugehen. In seinem von Güte beseelten Wesen fand sich aber auch energische Entschiedenheit, wenn es darum ging, die Aufgaben der Seelsorge in der schweren Zeit der Hitlerherrschaft zeitgemäß weiterzuführen. Nach dem Krieg galt seine Sorge nicht zuletzt dem Wiederaufbau der Vereins- und Gruppenarbeit. Doch traten jetzt immer öfter rheumatische Muskelschmerzen ein, der Anfang der Arthrosis deformans, die ihm später schwere körperliche Leiden verursachen sollte. Dieses Leiden nötigte ihn auch, im Jahr 1954 aus der aktiven Seelsorge auszuschcheiden und in der Heimatstadt den Ruhestand aufzusuchen. Er schied von Erzingen als Ehrenbürger dieser Gemeinde, verdankte diese doch ihm, daß die über sie von der französischen Besatzungsmacht bereits verhängte Evakuierung am Ende des Krieges rückgängig gemacht wurde und so den Einwohnern viel Not erspart blieb. Im Ruhestand fand Otto D. nun Zeit und Muße, in großem Umfang die heimatsgeschichtlichen Studien wiederaufzunehmen und mit beachtlichen Publikationen vor die Öffentlichkeit zu treten. Über diese fruchtbare Tätigkeit des Heimgegangenen wird von kompetenter Seite geschrieben:

„Schon als junger Vikar in Bermatingen (1909) reizte es ihn zu ortsgeschichtlichen Studien, die ihren Niederschlag in einer Geschichte dieser Pfarrei fanden, die er selber sein „Erstlingswerkchen“ nennt, einen „ersten selbständigen Schritt ins Gebiet der Geschichte“, dem weitere folgten (1929, 1935, 1941). Sein Ruhestand gab ihm dann die Zeit, die Krankheit die Geduld, immer tiefer zu den Quellen hinabzusteigen, eine Arbeit, die ihn wohl an den Schreibtisch fesselte, seinem unternehmenden Geist aber die Weiten der Geschichte öffnete und ihn stark befriedigte. Erneut wandte er sich der Geschichte des Pfarrdorfes Eichsel zu mit seiner noch weithin ins Dunkel gehüllten Wallfahrt, dem Eichseler Umgang. Dann beschäftigte ihn auf Jahre die Geschichte des Dorfes Inzlingen, mit dem ihn auch verwandtschaftliche Beziehungen verbanden. Als letzte und wohl ausgereifteste Arbeit schenkte er uns zur 1200-Jahr-Feier die Geschichte des Dorfes Stetten, ein gewichtiger Baustein zur noch ausstehenden Geschichte der Stadt Lörrach. Gerne hätte er noch die Geschichte seines früheren Pfarrdorfes Erzingen in Angriff genommen, aber diese Arbeit hätte den Besuch Schweizer Archive erfordert, was sein hohes Alter nicht mehr zuließ. Die Gemeinden Erzingen und Inzlingen haben ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

An der geschichtswissenschaftlichen Arbeit des Verschiedenen ist besonders rühmenswert sein steter Gang zu den Quellen. Nie hat er eine seiner Arbeiten – meist sind es dicke Bücher – nur auf vorhandene Literatur gegründet, um daraus eine neue Heimatgeschichte zu zimmern. Mit den Quellen, den Urkunden, den vielen Akten über verwaltungsrechtliche Streitigkeiten, den Rechnungsfaszikeln, die in ihrer Gesamtheit ihm eine vergangene Zeit wieder lebendige Gegenwart werden ließen, wuchs die Kraft zum geduldigen Weiterschaffen. Rühmenswert daher auch sein nie versiegender Fleiß, der einer oft widerstrebenden Gesundheit die Leistung

abtrozte. Obwohl nicht Historiker vom Fach hat O. Deisler zur Darstellung der Geschichte unserer engeren Heimat Erhebliches beigetragen. Eine echte Liebe zur Heimat war die Wurzel dieser Leistung, eine Liebe zur Heimatlandschaft, zu ihren Mineralen und Gesteinen, zu den Menschen und deren Bräuche. So hat er Steine und stumme Blätter zum Reden gebracht. Wir sollten sein Andenken in Ehren halten. Otto Wittmann, Lörrach

Bibliographie der Schriften von O. Deisler

- (1) Die Geschichte von Bermatingen (Separatabdruck aus „Linzgau-Chronik“, Beilage zum Linzgau-Boten). 201 Seiten. Überlingen 1911.
- (2) Alte Heilige und Gnadenstätten des Dinkelbergs. Ein Beitrag zur vor-reformatorischen Geschichte des Kapitels Wiesental. 34 Seiten. Zell 1929.
- (3) Aus der Chronik des Klosters Rheinau. Ein Beitrag zur Ortsgeschichte der Pfarrei Erzingen. 8 Seiten. Kathol. Pfarrführer Erzingen (Amt Waldshut) 1941.
- (4) Eichsel. Aus der Vergangenheit der Pfarrei. Verlag der Gemeinden Eichsel und Adelhausen. 98 Seiten. 1956.
- (5) Die Landeshoheit des Dorfes Inzlingen. Markgräflerland 20, 1958, 1–28.
- (6) Inzlingen. Verlag Gemeinde Inzlingen. 335 Seiten. 1958 (besprochen von Baumhauer in Markgräflerland 22, 1960, 44–45).
- (7) Aus alten Zeiten. Lörrach-Stetten. Ein Beitrag zum Jubiläum 763–1963. Verlag Pfarrei St. Fridolin, Lörrach-Stetten. 270 Seiten. 1963 (besprochen von Schülin in Markgräflerland 26, 1964, 54–56).

Weiter Beiträge in:

- (8) Steinegger, H.: Heimatgeschichte Nollingen, Rheinfeldern und Umgebung bis zum Jahre 1922. Rheinfeldern 1935. (Davon sind von O. Deisler, soweit bekannt, die Seiten 1–127, nämlich: I. 1. Geologisches, 2. Gemarkungsbeschreibung und Flurnamen, 3. Aus der Ur- und Frühgeschichte, 4. Frühes Mittelalter. II. 1. Die Herrschaft Rheinfeldern [bis 1500].)

Auch die Gemeinde Inzlingen ernannte D. zu ihrem Ehrenbürger zum Dank für die sehr instruktive und umfangreiche Ortschronik. Mit zunehmendem Alter und sich steigernden körperlichen Leiden mußte er allmählich auch diese ihm liebgewordene Arbeit aufgeben. Pfarrer D. hat die ihm anvertrauten Talente wohl ausgenutzt und hat nicht zuletzt durch große Geduld in 25jährigem, ganz im übernatürlichen Geist ertragenen Leiden dem Reiche Gottes gedient. E. K.

Döbele Reinhold

Geb. 11. 8. 1900 in Oberdorf b. Hänner, ord. 11. 4. 1926 in Passau als Mitglied der Kongregation der Salvatorianer; 1930–1956 Seelsorger in Brasilien (Diözese Lages im Staat S. Catarina); 1956 Rückkehr in die Heimat und Austritt aus der Kongregation; Pfarrv. in Stetten b. Haigerloch 8. 3. 1957; Inkardination 8. 4. 1960; Investitur in Stetten 25. 9. 1960; Pfarrer in Wiltingen (Hz.) 17. 5. 1969. Gest. 16. 6. 1970 in Rottenmünster, beerd. in Hänner.

Im Privatgymnasium der Salvatorianer in Lochau absolvierte Reinhold D. die humanistischen Studien, machte in Konstanz das Abitur und ging dann an die Philosophisch-theologische Hochschule in Passau. Als Salvatorianer wurde er Pfarrer der großen brasilianischen Pfarrgemeinde Abdon Batista im Bistum Lages, wo er eine vor allem in organisatorischer Hinsicht umfassende Tätigkeit entfaltete. Der aufreibenden Seelsorge in der 13

Filialen zählenden Gemeinde gesundheitlich nicht mehr gewachsen, kehrte er 1956 in seine Heimat zurück. Hier übernahm er, nachdem sein früherer Bischof ihm die Entlassung gewährt hatte, die hohenzollerische Gemeinde Stetten bei Haigerloch, wo er sich bald in den neuen seelsorglichen Verhältnissen zurecht fand und allen beruflichen Verpflichtungen mit Eifer nachkam. Eine neue elektrische Turmuhr, eine neue Orgel und ein Pfarrhausneubau gehen auf seine Initiative zurück. Der inzwischen stark reduzierten Schaffenskraft Rechnung tragend, ging er nach zwölfjähriger Tätigkeit in Stetten auf das kleine Wilfingen, aber nur noch für kurze Zeit, um bald schwer zu erkranken, ohne nochmals zu gesunden. E. K.

Eigeldinger Albert Leopold

Geb. 18. 6. 1910 Weilersbach; ord. 22. 3. 1936; Vikar in Renchen, Philippsburg, Donaueschingen (St. Johann), Hattingen, Lörrach, Karlsruhe (Liebfrauen); Pfarrvikar in Heidelberg-St. Bonifaz 26. 10. 1943; Pfarrverweser in Boxberg 29. 4. 1949, Pfarrer daselbst, Investitur 26. 3. 1951; Pfarrer in Allensbach 17. 9., Investitur 13. 10. 1963. Ruhestand 1. 2. 1970 Villingen. Gest. 16. 6. 1970 durch Verkehrsunfall bei Kommingen; beerd. 19. 6. 1970 Weilersbach.

E. war Sohn eines Maurermeisters und Landwirts. Anlässlich einer Primiz in seiner Heimat kam ihm der Gedanke, Priester zu werden, der ihn nicht mehr losließ. Vom Ortpfarrer auf die Quarta vorbereitet, trat er 1924 in Freiburg in das Gymnasialkonvikt ein und bestand 1931 das Abitur am Bertoldgymnasium. Zwei Semester seines Theologiestudiums verbrachte er in Münster i. W. Eine stattliche, robuste Erscheinung, sportlich gestählt, mit klarem Kopf, aber sehr gewissenhaft und gut vorbereitet, so schildern ihn seine Prinzipale. Er war Jugendseelsorger im Dekanat Donaueschingen, hatte 1938 einen Motorradunfall in Konstanz, wegen dessen Folgen er ein halbes Jahr aussetzen mußte und noch längere Zeit nicht voll einsatzfähig war. In Karlsruhe hatte er sich besonders der weiblichen Jugend anzunehmen, in Heidelberg dagegen der männlichen. Wegen seiner angeblich besseren Eignung für das Land auf (Posten mit physischen Anstrengungen!) bekam er Boxberg als selbständigen Posten, eine weitläufige Diasporapfarrei, die durch katholische Flüchtlinge im steten Wachsen war. Regelmäßige Trination bei fortgesetzten Magen- und Gallenbeschwerden war für ihn eine oft unerträgliche Qual; dabei war er pflichteifrig und tief fromm, erbaute die Gläubigen mit seiner schönen Tenorstimme, hatte vielen Religionsunterricht und betreute die Vereine. Doch böswillige Verleumdungen setzten ihm so zu, daß er sich immer mehr nach dem Schwarzwald, seiner Heimat, sehnte. Stattdessen an den Bodensee gekommen, stellte sich nach wenigen Jahren ein Nervenleiden ein, dessen erste Anzeichen jahrelang beobachtet, aber nicht erkannt wurden. Die Pensionierung war unvermeidlich. E., der schon in Boxberg an einem Eistag einen Unfall mit seinem Kraftwagen hatte und anschließend trotz der Prellungen und Hautschürfungen in der Filiale den Gottesdienst hielt, erlitt der Tod auf der Straße beim Zusammenprall mit einem Lastwagen. TK

Epple Paul

Geb. 28. 7. 1904 in Zizenhausen, ord. 6. 3. 1932; Vikar in Marlen, Murg, Brühl, hier Pfarrvikar 5. 6. 1938; Krankheitsurlaub 1939/40; Vikar in

Oppenau; Wehrdienst als Sanitäter 8. 10. 1941–12. 5. 1945; Vikar in Oppenau, Schutterwald; Pfarrv. in Marlen 5. 6. 1946, hier invest. 19. 10. 1947. Ruhestand 15. 11. 1962 in Müllen (Pfarrhaus). Gest. 9. 8. 1970 in Offenburg (Josefskrankenhaus), beerd. in Müllen.

Wer als Seelsorger für die Kirche arbeitet, wird dies immer auf die dem einzelnen mitgegebene, je ganz eigene Art tun, und so war auch Paul E. Priester und Seelsorger auf seine Art und Weise. Er hatte schon als Gymnasiast in Konstanz eine ausgeprägte persönliche Note in seinem Wesen mit einem guten Schuß Mutterwitz und Originalität, was aber seine Befähigung zum seelsorglichen Dienst später nicht beeinträchtigen sollte. Als Jungpriester bewährte er sich besonders in Brühl, wo er während einer langen Krankheit des Pfarrers die arbeitsreiche Gemeinde selbstständig zu besorgen hatte. Obwohl bereits im 9. Dienstjahr, kam E. bei Beginn des Rußlandfeldzugs noch zur Wehrmacht, wo er als Sanitätsgefreiter an der Ostfront selbst erkrankte und in verschiedenen Heimatlazaretten lag, unterbrochen von drei Wochen verschärfter Einzelhaft in Ulm wegen politisch abfälligen Bemerkungen in einem Brief, den die Gestapo geöffnet hatte. Nach nochmaliger kurzer Vikarszeit wurde er Pfarrverweser und Pfarrer in Marlen mit den Filialen Goldscheuer, Kittersburg, Eckartsweier und Hohnhurst, ein Gebiet, das unter den Kriegseinwirkungen schwer gelitten hatte. Es brauchte viel Energie und unermüdlichen Einsatz, bis die Pfarrkirche wiederaufgebaut und das Pfarrhaus wieder bewohnbar war. Dazu nahm Pfarrer E. auch den Bau eines Gemeindehauses in Angriff, das 1952 fertig wurde. Eine zusätzliche Aufgabe brachten auch die 400 katholischen Ostflüchtlinge, die im weiten Kirchspiel angesiedelt wurden und seelsorglich und caritativ betreut werden mußten. Doch galt die Hauptsorge des zielbewußt und opferwillig arbeitenden Priesters der eigentlichen Pastoration, und hier nicht zuletzt einer alle Stände und Lebensalter umfassenden, gründlich und zeitaufgeschlossen betriebenen Standesseelsorge. Ständigen Kontakt zwischen Seelsorger und Gemeinde bildete auch das originell geschriebene „Marlener Pfarrblatt“, in dem gelegentlich auch Vorkommnisse in der Gemeinde mit scharfem Sarkasmus glossiert wurden. Durch seine umsichtige, volksnahe Art gewann Pfarrer E. großen Einfluß in der Gemeinde, die das Nachlassen seiner Kräfte infolge einer schweren Erkrankung im Jahr 1960 aufrichtig bedauerte. Im Ruhestand konnte er immerhin, abgesehen von einigen Krankenhausaufenthalten, an Sonn- und Werktagen mit der nicht mehr besetzten kleinen Gemeinde Müllen den Gottesdienst feiern. E. K.

Fauser Karlheinz

Geb. 1. 3. 1920 in Pforzheim, ord. 24. 6. 1951; Vikar in Tauberbischofsheim, Karlsruhe-Beiertheim, Heidelberg-Handschuhshaus; Pfarrv. in Bühl b. Waldshut 21. 5. 1958, hier invest. 12. 4. 1959. Gest. 18. 1. 1970 in Waldshut (Krankenhaus), beerd. in Bühl.

Nur zwanzig Priester- und Seelsorgerjahre waren dem schon in früher Jugend das Priestertum anstrebenden lebenswürdigen Karlheinz F. zugemessen; sein früher Tod war vermutlich von den Strapazen des Rußlandfeldzugs und einer dreijährigen russischen Gefangenschaft mitverursacht. Mit 31 Lebensjahren kam er so erst in die Seelsorge, von Anfang an eine im Kriegerleben gereifte Persönlichkeit, die Klarheit des Willens,

praktischen Sinn und umfassenden Berufseifer glücklich miteinander vereinigt hat. Schon als junger Vikar eignete er sich beachtliches homiletisches Können an, durch die ruhige Sicherheit und klare Gedankenführung erzielten seine gut vorbereiteten Predigten immer eine gute Wirkung. Große Sorgfalt verwandte er auch in der Jugendführung, bei der er die modernen technischen Hilfsmittel, Film, Lichtbild, Tonband, eifrig miteinsetzte. Nach sieben Vikarsjahren auf arbeitsreichen Posten, während welcher seine Gesundheit mitunter erheblichen Schwankungen unterworfen war, kam er nach Bühl im schönen Klettgau, um hier mit Umsicht, unermüdlichem Einsatz und bleibendem Erfolg eine zeitgerechte Landseelsorge aufzubauen. Bald waren die religiös aktiven Gemeindeglieder in den verschiedenen Standesgemeinschaften zusammengefaßt, wobei der weite Umfang seiner beiden Pfarreien Bühl (mit Riedern a. S. und Dettighofen) und Baltersweil diese Arbeit ziemlich erschwerte. Auch in Bezug auf Gottesdienste und Religionsunterricht waren die Anforderungen beträchtlich. Man staunt nicht wenig, daß Pfarrer F. darüber hinaus noch eine ganze Anzahl zeit- und kraftraubender Bauaufgaben gemeistert hat, durch deren glückliche Vollendung sein Andenken noch lange weiterleben wird. Die Renovation der Pfarrkirche in Bühl – zugleich Wallfahrtskirche zur hl. Notburga im Klettgau –, der Bau der Kapelle in Riedern, der Umbau der Kirche in Baltersweil, die bauliche Instandsetzung der Kapelle in Dettighofen und schließlich der Umbau der alten Notkirche in ein Pfarrheim sind Zeugen seines rastlosen, mutigen Schaffens. Der Ausbruch eines schweren Leberleidens brach frühzeitig diese wertvolle Seelsorgskraft. Sein Tod im besten Mannesalter brachte große Trauer in die von ihm vorbildlich betreuten Gemeinden.

Ganter August

Geb. 21. 6. 1907 in Löffingen, ord. 30. 4. 33; Vikar in St. Märgen und Donaueschingen, St. Joh., Pfarrvikar in Todtnau 17. 7. 40; Pfarrverw. in Ewatringen 22. 1. 42, hier invest. 12. 9. 43; als Pfarrer mit Absens Pfarrkurat in Obersasbach 28. 4. 54. Verzicht auf Ewatringen 18. 1. 57; gest. auf der Wallfahrt des Caritasverbandes in Altötting 17. 6. 70, beerdigt in Obersasbach am 22. 6. 70.

Durch Privatstunden vorbereitet, kam der aufgeweckte Junge an das Bertoldgymnasium nach Freiburg und in das Gymnasialkonvikt unter die Obhut von „Vädlerle“ Schanzenbach. Die erste Stelle fand er als Vikar in St. Märgen, wo ihm der Pfarrer zur Erleichterung der strengen Filialgänge ein Moped beschaffte. An der zweiten Vikarsstelle in Donaueschingen übte der geistreiche Pfarrer Dr. Feuerstein tiefen Einfluß auf ihn aus. Als Pfarrvikar von Todtnau kam G. in die ganzen Aufregungen hinein, welche die Gestapo durch die Verhaftung von Stadtpfarrer Blattmann ausgelöst hatte.

In Ewatringen und der Filialgemeinde Münchingen waltete G. nach besten Kräften als guter Hirte. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren fanden zusammen etwa 20 Personen im geräumigen Pfarrhaus Unterkunft, darunter der brandgeschädigte Altbürgermeister Burger.

Als erster Kurat in Obersasbach mußte G. zwar, nach seinen eigenen Worten, „mit dem Löschhörnl anfangen“, fand aber eine stattliche Kirche im Rohbau vor. Mit Geschick und Erfolg mühte er sich um den Schmuck des

Gotteshauses. Am 12. Mai 1957 vollzog Weihbischof Dr. Schäufele die Konsekration. Auf Weihnachten 1958 konnte das neue Pfarrhaus bezogen werden.

G. war außerordentlich hilfsbereit: In den Dekanaten Stühlingen und Achern war er Bezirkspräses der Kirchenchöre. Als Pfarrer von Ewatingen war er Definitor und Schulinspektor, als Pfarrer in Obersasbach Dekanatsfrauenseelsorger.

Während in Ewatingen sich die Eltern der hingerichteten Geschwister Scholl (Widerstandsbewegung „Die Weiße Rose“) seiner Seelsorge anvertrauten, war in Obersasbach der ehemalige Reichskanzler Franz von Papen sein Pfarrangehöriger.

Unser Herrgott hatte dem körperlich untersetzten A. G. einige seltene Gaben mitgegeben: eine bewundernswerte Geschicklichkeit der Hände, die ihn befähigte, komplizierte elektrische Anlagen, vor allem aber Uhren aller Art, aber auch Orgeln zu reparieren; eine Stimme, die zart und stark wie die eines geschulten Sängers erklang; ein beinahe absolutes Musikgehör, das ihm Gabe und Plage zugleich war; eine besondere Nähe zu den Kindern, die allerdings seine gutmütige Art etwas ausnützten; einen lebendigen Geist, der den Wechsel der Probleme und Verhältnisse rasch einzukalkulieren wußte – und vor allem ein grundgütiges Herz, das viele Schicksale in Sorge und Liebe mitzutragen verstand.

Bei der Nachricht von seinem plötzlichen Tod fühlten sich denn auch seine Pfarrangehörigen alle so betroffen, als hätte jede Familie ihren eigenen Vater verloren.

Hermann König

Gedemer Ludwig

Geb. 20. 4. 1893 in Kork; ord. 17. 6. 1917; Vikar in Rickenbach, Karlsruhe U. L. Frau, Ketsch, Todtmoos, Mösbach, Ulm b. O., Balzfeld, Neibsheim und Neuweiler; Pfarrverw. in Mühlhausen (Würm) 21. 1. 1928, 4. November 1928 hier investiert; Pfarrverweser in Büchig 11. 9. 1940, hier investiert am 2. 3. 1941; Ruhestand 1. 12. 1956; als Pensionär zunächst Hausgeistlicher an dem Konvent der Karmelitinnen in Kirchzarten-Dietenbach; seit 15. 11. 1961 im Kaplaneihaus ad St. Joannem Baptistam in Kirchhofen, seit 3. 12. 1964 im Albaneum in Bad Krozingen; gest. 1. 10. 1970 in Bad Krozingen und ebenda beerdigt.

Der Pfarrer von Kirchzarten bereitete den Sohn des Steuerhebers Martin Gedemer auf den Eintritt in die Quarta des Bertholdgymnasiums in Freiburg vor. Vom Theologiestudium weg wurde L. G. zum Militärdienst herangezogen. Auf Grund einer Reklamation der Kirchenbehörde (für den Seminarkurs 1916/17 hatte man nur zwei Alumnus) wurde er frei für den Eintritt ins Priesterseminar.

Trotz der nervösen Herzschwäche, die ihm sein ganzes Leben begleitet, ist L. G. allzeit im Studium unermüdlich. Philosophie, Theologie und vor allem Apologetik sind seine Lieblingsbeschäftigung. Denn die Vermittlung eines gut fundierten Glaubenswissens ist ihm in Predigt, Katechese, Christenlehre und bei Standesvorträgen ein Herzensanliegen. Dies ist besonders notwendig an seiner ersten Pfarrstelle (Mühlhausen a. d. Würm), wo seit der Glaubensspaltung in der Gemeinde (1823) starker Indifferentismus herrscht (vgl. F. D. A. 1910). Den Mitbrüdern steht der „gelehrte Theolog und Philosoph“ mit seinem Wissen gern zur Verfügung. Bei Dies und Konferenzen schenkt man seinem Urteil große Aufmerksamkeit.

Sein geistliches Leben ist von einer großen Hinneigung zum Karmel geprägt. Die Schriften der heiligen Theresia, die er sogar im spanischen Originaltext liest, bewegen ihn so sehr, daß er 1920 um die Erlaubnis nachsucht, in den Orden der unbeschuhten Karmeliten eintreten zu dürfen. Der Priestermangel nach dem Weltkrieg gestattet ihm erst 1922 den Beginn des Noviziates in Reisach (Oberbayern). Als P. Bonaventura a St. Theresia OCD ist er bis September 1924 Magister clericorum im Karmelitenkloster St. Theresia in Regensburg-Kumpfmühl. Vor allem gesundheitliche Gründe veranlassen ihn, in die ordentliche Seelsorgsarbeit zurückzukehren, obwohl das Lektorat der Philosophie seinen wissenschaftlichen Neigungen sehr entsprochen hätte. Seine Liebe zum Karmel und sein Vertrautsein mit Geist und Leben des Karmel veranlassen ihn, im Ruhestand noch fünf Jahre als Hausgeistlicher am Konvent der Karmelitinnen in Kirchzarten-Dietenbach zu wirken.

Die Ruhestandsjahre in Kirchhofen und Bad Krozingen sind sehr leidvoll, werden aber mit großer Geduld durchgetragen.

Das vom heiligen Bernhard verwendete Bild der Concha, der Brunnenschale, die sich von oben füllen läßt und dann erst weiterschenkt, hat der junge Priester schon auf sein Leben und Wirken bezogen. Sein ganzer theologischer und spiritueller Lebensweg ist geprägt von diesen beiden Grundmotiven: Empfangen und Schenken.

Hermann Gedemer

Geißler Karl Friedrich

Geb. 30. 1. 1889 in Karlsruhe, ord. 7. 7. 1914; Vikar in Bruchsal (St. Paul), Heidelberg (St. Bonifaz), Mannheim-Waldhof, Singen (Peter und Paul 1920–1926); Pfarrer in Hilzingen 1. 6. 1926. Ruhestand 15. 11. 1967 in Villingen. Gest. 17. 9. 1970 in Zürich-Stäfa, beerd. in Hilzingen.

Wenn heute die Hilzinger Peter Thumb-Pfarrkirche, das „Barockjuwel im Hegau“, alljährlich viele Besucher anlockt und erfreut, gebührt dafür nicht zuletzt dem Heimgegangenen ein großes Verdienst, hat er doch bei der glücklichen Renovation dieses Gotteshauses außerordentliche Mühen und Opfer auf sich genommen. Mit dieser Arbeit hat Pfarrer Karl G. seine mehr als vierzigjährige überaus eifrige Hilzinger Seelsorgstätigkeit in einer Weise gekrönt, wie dies nicht häufig der Fall sein dürfte. Der aus einer Handwerkerfamilie stammende talentierte Schüler des Rastatter Gymnasiums ließ schon damals Fähigkeiten erkennen, die am späteren Seelsorger als besondere Merkmale seiner Persönlichkeit zu Tage traten: Organisatorisches Talent, Sicherheit im Reden und Auftreten, großen Fleiß und praktischen Sinn. Während der fünf Heidelberger Vikarsjahre war er hauptsächlich in der Lazarett- und Klinikseelsorge beschäftigt, ohne direkte militärische Dienstverpflichtung. Umfangreiche berufliche Erfahrungen konnte er sodann in Singen sammeln: „Ein tüchtiger Priester, der seine reichen natürlichen Gaben, Talente und Gesundheit eifrig im Dienste seines Berufes gebraucht“, heißt es einmal in dieser Zeit von ihm. In der ihm übertragenen Vereinsarbeit verstand er es ausgezeichnet, Laienkräfte heranzuziehen und für ihre Aufgaben gründlich zu schulen. Die erste und einzige selbständige Wirkungsstätte, Hilzingen in unmittelbarer Nähe zur aufstrebenden Industriestadt Singen, bot dem schaffensfreudigen Pfarrer ein Arbeitsfeld, das in mehrfacher Hinsicht der Weiterentwicklung und des organisatorisch-pastoralen Ausbaus bedurfte. Nach einigen Jahren hatte Pfarrer G ein

blühendes, alle Stände erfassendes kirchliches Vereinsleben in Gang gebracht, und sein lebendiges, die Menschen unmittelbar ansprechendes, keinerlei Kontaktschwierigkeiten unterworfenen Wesen half ihm, in diesem Gebiet Hervorragendes zu leisten. Freilich ging in dieser Zeit sein feuriges Temperament mit ihm gelegentlich auch einmal durch!

Als das Dritte Reich 1933 errichtet wurde, bekam der nach siebenjähriger Tätigkeit das Hilzinger Dorfgeschehen weitgehend mitbestimmende Pfarrer bald die Gegnerschaft der braunen Parteinstanzen zu spüren. Doch wußte er sich klug der neuen Situation anzupassen, und er hatte seine Gemeinde zu fest in der Hand, als daß man seine Seelsorgsarbeit wesentlich beeinträchtigen konnte. Aber gerade das reizte die NS-Parteielique immer mehr zu strenger Überwachung des den braunen Ortsgewaltigen geistig weit überlegenen Pfarrers. Man sammelte Material gegen ihn, aber erst im September 1944 holte man zum Schlag gegen ihn aus. Die Geheime Staatspolizeistelle Singen verfügte seine Ausweisung aus Hilzingen und verbot ihm für die weitere Tätigkeit jegliche Arbeit in den Schulen. Er hatte außerdem ein Sicherungsgeld von 2000 RM zu hinterlegen und jeden Wohnungswechsel sofort bei der Gestapo anzuzeigen. Die Begründung für diese Maßnahmen: „Andauernd staatsbeeinträchtigendes Verhalten“. Die „Staatsbeeinträchtigung“ bestand unter anderem darin, daß in Hilzingen die NS-Organisationen nicht recht gedeihen wollten, die kirchliche Standesseelsorge dagegen immer noch gut intakt war. Man warf ihm auch vor, die Volkskraft schädigende Unruhe verursacht zu haben, weil er in Predigten auf die großen Verluste unter der Zivilbevölkerung bei feindlichen Luftangriffen hingewiesen habe. Die Zeit seiner Verbannung verbrachte er in Oberbühlertal, wo er den beim Bunkerbau verunglückten Kuraten vertrat. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrte Pfarrer G. in seine Pfarrei zurück, von allen Gutgesinnten mit Freuden wieder aufgenommen. In der Nachkriegszeit war sein Pfarrhaus ein Ort vorbildlicher christlicher Caritas. Mit Ausnahme einer längeren Unterbrechung wegen Erkrankung im Jahr 1952/53 waltete Pfarrer G. kraftvoll und gewissenhaft, zeitaufgeschlossen und in großem Ansehen stehend seines Amtes, bis ihm im 78. Lebensjahr die wachsenden Seelsorgsaufgaben doch zuviel wurden. Anlässlich seines vierzigjährigen Ortsjubiläums wurde ihm für seine vielfachen Verdienste als Seelsorger und vor allem für seine denkmalpflegerische Leistung bei der Renovation der Peter-Thumb-Kirche das Bundesverdienstkreuz verliehen. Beim gleichen Anlaß ernannte ihn die Gemeinde Hilzingen zu ihrem Ehrenbürger. Große Freude bereitete ihm auch die Ernennung zum Geistlichen Rat durch Erzbischof Dr. Schäußele. Den Ruhestand verbrachte der immer noch Rüstige in Villingen, wo er in St. Fidelis noch sehr eifrig mitarbeitete, vor allem in der Betreuung von Kranken und Alten. Bei einem Besuch in Zürich-Stäfa erlag er, während er das Brevier betete, einer Herzschwäche. Eine willensstarke, kraftvolle, den Beruf über alles liebende, mit einem reichen Gemüt und der Gabe zu froher Geselligkeit ausgestattete Priesterpersönlichkeit hat damit ein reicherfülltes Leben abgeschlossen. E. K.

Glöckler Emil

Geb. 9. 6. 1889 in Mindersdorf (Hz.), ord. 20. 6. 1920; Vikar in Bisingen, Schonach, Immendingen, Zell a. H., Wyhlen; Kaplv. in Haigerloch

28. 10. 1926, in Ostrach 20. 9. 1927; Pfarrv. in Sigmaringendorf 1. 8. 1929, hier invest. 25. 8. 1929. Ruhestand 30. 8. 1961 in Markdorf. Gest. 18. 8. 1970 in Markdorf, ebenda beerd.

Mit dem Abitur des Sigmaringer Gymnasiums begann Emil G. im Herbst 1911 das theologische Studium und stand bereits vor den hl. Weihen in St. Peter, als er im Dezember 1914 zum Heeresdienst einberufen wurde. Durch Krieg und Gefangenschaft hat er fünf Jahre verloren, so daß er bereits 31 Jahre alt war, als er in die Seelsorge eintrat. Mit seiner stattlichen Erscheinung, seiner bestimmten, aber gewinnenden Art, in der sich eine glückliche Mischung von Ernst und Heiterkeit fand, erzielte er bereits als Jungpriester in jeder Hinsicht gute berufliche Erfolge, besonders als gewandter, stets gut vorbereiteter Prediger und als umsichtiger Leiter der ihm anvertrauten kirchlichen Jugendvereine. Ofters wird auch von seiner Mitarbeit in der katholischen Tagespresse der damaligen Zeit gesprochen. Die überragende Leistung seines Lebens vollbrachte er in Sigmaringendorf mit der Filiale Laucherthal, wo er volle 32 Jahre seines nicht leichten Amtes waltete. Bei der Größe und Struktur der Gemeinde bedurfte es hier einer intensiven Pflege der kirchlichen Vereinsarbeit, und gerade hierin sah denn auch der energisch und zielklar arbeitende neue Pfarrer eine seiner Hauptaufgaben. Ohne je einen Vikar gehabt zu haben, betreute er allein den Volksverein, den Gesellen- und Jungmännerverein, einen Arbeiterverein, den Mütterverein und die Jungfrauenkongregation. Als in der Nazizeit die kirchlichen Vereine wesentlich zurückgingen, setzte er die begonnene Arbeit auf andere Weise und mit anderen Mitteln fort. Er organisierte außerordentliche Seelsorgsveranstaltungen, wie Heimexerzitien, alljährliche Katholikentage, religiöse Wochen, Pfarrfamilienabende, liturgische Stunden, Bibelabende. Zur Arbeit in der Pfarrei übernahm er das Amt eines Jugenddekanatsseelsorgers. Daß ein in solch hohem Maß aktiver Seelsorger den Machthabern der Hitlerdiktatur eine unangenehme Erscheinung war, zeigte sich in deren Bemühen, ihn aus der Schule zu vertreiben. Mit fadenscheinigen Begründungen erreichten sie, daß Pfarrer G. im Jahr 1937 die Erteilung des Religionsunterrichts in der Schule verboten wurde. Eine große Rolle in seiner vielseitigen Tätigkeit spielte die Planung und Durchführung von Bauarbeiten in der Pfarrei. Unter ihm wurde die Pfarrkirche gründlich restauriert, ein Pfarrheim für außerkirchliche Veranstaltungen geschaffen, in Laucherthal zuerst eine Kapelle und später die neue St. Meinradskirche erstellt. Die Frucht dieses unermüdlichen Schaffens war eine innerlich lebendige, auch immer wieder zu materiellen Opfern bereite Gemeinde. In der Verleihung des Ehrenbürgerrechts hat die Gemeinde Sigmaringendorf die großen Verdienste ihres Pfarrers dankbar anerkannt. Im eigenen Häuschen in Markdorf, oberhalb des Städtchens, verbrachte er seinen wohlverdienten Ruhestand, als Krankenhausseelsorger auch jetzt noch dank seiner Rüstigkeit jeden Tag tätig, bis Alter und Krankheit, zum Teil mitverursacht durch Verwundungen im Ersten Weltkrieg, ihn aus diesem Leben in die Ewigkeit hinüberführten. E.K.

Häßle J o h a n n e s, Dr. rer. pol., Dr. phil., Dr. theol.

Geb. 11. 2. 1894 in Öflingen, ord. 15. 6. 1919; Vikar in Heidelberg (Hil. Geist); Studienurlaub 1920–1928; Spiritual im Kloster St. Trudpert 18. 8. 1928;

Pfarrv. in Aichen 1. 8. 1929; Eintritt in den Orden der Redemptoristen 16. 8. 1931; Pfarrv. in Weiher b. Bruchsal 7. 3. 1934; Pfarrvikar in Önsbach 2. 4. 1935; Diözesanmissionar in Freiburg 22. 10. 1935; Krankheitsaufenthalt in Rottenmünster 1936–1946, dann in Waldshut 1947–1970. Gest. 20. 6. 1970 in Waldshut, ebenda beerd.

Erschüttert steht man vor der tiefen Tragik dieses Menschen- und Priesterlebens, von dem man anfangs annehmen durfte, es werde ganz große Hoffnungen erfüllen, das aber dann immer mehr in schwere unheilbare Krankheit versank. Glühender Wunsch des aus einer kinderreichen und gläubigen Familie stammenden kleinen Johannes war es, als Ordenspriester einmal für Gott und die Kirche wirken zu dürfen, wie zwei seiner Brüder, die bereits den Weg ins Kloster gefunden hatten. Johannes H. kam 1907 in die Klosterschule der Kapuziner nach Straßburg-Königshofen, 1912 nach Bocholt (Westfalen) an die Missionsschule des Ordens. Nach einer Erkrankung gab er den Gedanken an das Kloster auf und machte am Bertholdsgymnasium in Freiburg den Abschluß seiner humanistischen Studien. Nach dem Abitur wurde er zum Militär eingezogen, als Frontsoldat in Rußland so schwer verwundet, daß er im Herbst 1916 entlassen wurde. Bereits im Theologischen Konvikt bemerkte man seinen „eindringenden Verstand und große Willensenergie“ (Skrutinalbericht), zwei Eigenschaften, die ihre vollgültige Bestätigung in der Tatsache fanden, daß der Jungpriester in einem achtjährigen Studienurlaub die dreifache Doktorwürde erlangen konnte. Mit einer Dissertation über „Das katholische Arbeitsethos nach Thomas von Aquin und Leo XIII.“ promovierte er in Heidelberg im Mai 1922 zum Dr. rer. pol. „summa cum laude“. Nach mehrjährigem Studium in Innsbruck erlangte er im Sommer 1927 „magna cum laude“ das Scholastische Doktorat der dortigen Universität. Während dieser Zeit arbeitete er auch an einer theologischen Dissertation von Professor Krebs, doch zeigte sich im Laufe des Jahres 1928, daß seine Nerven unter der jahrelangen Belastung durch intensivst betriebenes Studium merklich gelitten hatten und zu vorübergehender Unterbrechung zwangen.

Damit begann im Leben des Heimgegangenen die zweite Phase, ein Zwischenstadium, in dem sich herausstellen mußte, ob der gesundheitliche Zusammenbruch nur eine vorübergehende Krise sei oder aber in einen krankhaften Dauerzustand übergehen würde. Die acht Jahre dieses Lebensabschnitts sind gekennzeichnet durch eine quälende innere Unruhe, die Johannes H. es nicht vergönnte, an einem seinem gesundheitlichen Zustand angepaßten kleinen Wirkungskreis längere Zeit auszuhalten und damit zur verlorenen inneren Ruhe zurückzufinden. Nach einem Jahr Tätigkeit als Spiritual in St. Trudpert kamen zwei Jahre seelsorglicher Arbeit im kleinen Aichen – hier brachte er den theologischen Doktor „summa cum laude“ zum Abschluß –, dann aber überkam ihn plötzlich die alte Idee des Klosterberufes wieder, doch der Versuch im Redemptoristenkloster Echternach (Luxemburg) mißlang nach drei Jahren ebenso wie drei neuerliche Versuche, in der heimatlichen Seelsorge festen Fuß zu fassen. Die überragenden Fähigkeiten traten zwar auch in dieser Periode immer wieder klar in Erscheinung: in ausgezeichneten Predigten, in wissenschaftlichen Vorträgen, in Vorlesungen zur Soziologie und mystischen Theologie (an der Hochschule der Redemptoristen in Echternach), in zahlreichen eucharistischen

Wochen, die er neben der Arbeit in Weiher als Pfarrverweser abhielt. Zu diesem Übermaß an äußerer Arbeit, das ein Gesunder wohl verkräftet hätte, das aber für ihn, der dringend der Schonung bedurfte, sich schädlich auswirken mußte, kam in Weiher hinzu, daß er in ein monatelanges Untersuchungsverfahren der Gestapo verwickelt wurde – durch Denunzianten hatte diese Kenntnis vom Vorgehen des Pfarrverwesers gegen sittlich nicht einwandfreie Vorkommnisse unter der Schuljugend. Wahrscheinlich vergaß dabei H. die in solchen Fällen gebotene Vorsicht und Klugheit, jedenfalls verlangte die Partei jetzt seine alsbaldige Entfernung aus Weiher und dem Landkreis Bruchsal. Von diesem Zeitpunkt an begann sich sein ganzes Wesen merklich zu verändern. Wahnideen bekamen immer mehr Macht über ihn, so daß die Unterbringung in einer Heilanstalt nicht mehr zu umgehen war.

Die dritte und letzte Phase seines Lebens nahm damit ihren Anfang. Es vergingen volle zehn Jahre, bis Johannes H. erstmals wieder zelebrieren konnte – bis dahin war er in gänzliche Apathie verfallen. Jetzt durfte er in das Haus seiner Schwester in Waldshut ziehen, körperlich gekräftigt und seelisch so weit erholt, daß er leichte Seelsorgsarbeiten übernehmen konnte und auch sonst wieder am Geschehen in Welt und Kirche Interesse zeigte. Doch was der behandelnde Spezialarzt einmal feststellte: „Die hohen Talente liegen brach“ – änderte sich im Grunde nicht mehr, ja in den letzten zehn Jahren war ihm abermals jegliche, auch noch so leichte seelsorgliche Betätigung unmöglich. Gottergeben trug der Schwergedrückte sein schmerzliches Los. Der Tod kam als erlösender Engel zu ihm und führte ihn sicher in die Ruhe und Klarheit bei Gott, dem allein sein einstmaliges so verheißungsvolles wissenschaftliche Streben und sein übereifriges apostolisches Wirken gegolten hatte.

E.K.

Hogg Erwin

Geb. 26. 5. 1906 in Stetten b. Engen, ord. 15. 3. 1931; Vikar in Schönau i. W., Mannheim (Herz-Jesu); Präfekt am Gymnasialkonvikt in Freiburg 24. 4. 1935; Rektor am Kinderheim St. Anton in Riegel 5. 2. 1941; Rektor am Gymnasialkonvikt St. Konrad in Konstanz 20. 7. 1948; Pfarrv. in Bermatingen 3. 9. 1958; Pfarrer in Ohningen 8. 4. 1959. Gest. 14. 1. 1970 in Ohningen, beerd. in Stetten b. Engen.

Wohin man ihn stellte, erwies sich der Heimgegangene als ein Mann großer Zuverlässigkeit und Pflichttreue, dem Arbeit inneres Bedürfnis war, wohl ein Erbe aus seiner bäuerlichen Herkunft. Am Gymnasium Konstanz holte sich Erwin H. eine sehr gute humanistische und an den Universitäten Freiburg und Münster eine ebenso gediegene theologische Ausbildung. Als Vikar zeigte er besonderen Eifer und lobend anerkanntes Geschick im seelsorglichen Umgang mit der Jugend. Daß er auch ein Mann gewissenhafter Kleinarbeit war, bewies der Aufschwung der großen Pfarrbibliothek in Mannheim-Herz-Jesu unter seiner Leitung. Nach vier Vikarsjahren kam er dann auf lange Zeit ausschließlich auf Posten mit wichtigen erzieherischen und ökonomischen Aufgaben. Es fing an mit der Präfektenstelle in Freiburg. Hier hatte er sich nach einigen Jahren mit den Problemen und Aufgaben eines Gymnasialkonvikts bereits so sehr vertraut gemacht, daß er 1939/40 für längere Zeit die Leitung des Konstanzer

Konradihauses übernehmen konnte, als deren Vorsteher in Frankreich interniert waren. Sein klarer Blick für die konkreten Dinge des Lebens, sein ökonomisches Geschick und sein pädagogisches Talent traten hier überzeugend in Erscheinung, Eigenschaften, die ihn stets bestens auch für die nächste Aufgabe qualifizierten: das Rektorat des großen Kinderheims St. Anton in Riegel. Als H. dort hinkam, war Kriegszeit, deren Schrecken das Haus und seine Bewohner unmittelbar bedrohten, als die Front gegen Ende des Jahres 1944 immer näher an den Rhein heranrückte. Am Stephanstag 1944 mußten die Kinder ins Elztal nach Yach evakuiert werden, und in den nachfolgenden Monaten gingen immer wieder Fliegerangriffe und Artilleriebeschuß über das Dorf. Auch die Wohnung des Rektors erlitt dabei schweren Schaden. Ebenso schwer waren die Hungerjahre der Nachkriegszeit, in denen nur ein Mann mit viel Energie, Umsicht und Liebe zum Kind den täglichen Kampf um die nackte Existenz von 100 Buben bestehen konnte. Es waren vielleicht die bittersten Jahre, die das Kinderheim in seiner Geschichte zu verzeichnen hat. Diese große ökonomische und erzieherische Leistung des selbstlos in seiner Aufgabe aufgehenden Rektors ließ nicht daran zweifeln, daß er auch der noch verantwortungsvolleren Aufgabe als Rektor des Konradihauses in Konstanz gewachsen sein werde. Volle zehn Jahre gab er hier als Priester, Erzieher, Lehrer und Hausvater sein Bestes. Nicht zuletzt waren es auch hier ökonomische Sorgen die dem neuen Rektor in der Zeit unmittelbar nach der alle Geldmittel außerordentlich verknappenden Währungsumstellung das Leben schwer machten. Seine erzieherische und seelsorgliche Arbeit war von schönem Erfolg gekrönt. Über 70 Jungpriester sind in der Zeit seines Rektorates aus dem Konradihaus hervorgegangen. Weitere Ehemalige gingen in religiöse Ordensgenossenschaften. Wenn die Zahl der Priesterberufe nicht mehr so groß war wie in früheren Zeiten, so lag das in erster Linie an der gerade unter der Jugend sich anbahnenden und immer mehr durchsetzenden kritischen Denkart, die sich nicht zuletzt gegenüber der Kirche und der überlieferten Erziehungs- und Frömmigkeitspraxis bemerkbar machte. So gut Rektor H. es vermochte, trug er diesen gewandelten Verhältnissen Rechnung. Nur schweren Herzens nahm er aus dem geliebten Konradihaus und von der ihm anvertrauten Jugend Abschied, um dem Willen seiner Kirchenbehörde entsprechend in die vor 23 Jahren aufgegebene Pfarrseelsorge zurückzukehren. Man versteht, daß er bei seinen erwiesenen Fähigkeiten gerne auf einen größeren Wirkungskreis gegangen wäre, als er ihn in Bermatingen und Öhningen vorfand. Man wird auch seine Enttäuschung begreifen können, daß ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagt blieb. Doch in manchem Priesterleben wird sich solche Enttäuschung finden. Zum Glück führte sie bei Erwin H. nicht zu dauernder Verbitterung, wie sich aus seinem aktiven, zeitnahen, aus fruchtigem Optimismus genährten Schaffen in Öhningen überzeugend ergibt. Man hatte in ihm einen Seelsorger vor sich, der sich bei allem, was er tat, um der Sache willen und mit festen Zielen im Auge engagierte. Als Dekanatsseelsorger der Frauenjugend und als Religionslehrer am protestantischen Gymnasium Gaienhofen entfaltete er über die eigene Pfarrei hinaus eine fruchtbare Tätigkeit. Die Trauer über sein unerwartet plötzliches Hinscheiden – Herzschlag auf dem Gang zur Post – war groß bei allen, die ihn kannten und wegen seines vornehmen und echt priesterlichen Wesens hochschätzten. E.K.

Junker Otto

Geb. 15. 8. 1892 in Schutterwald, ord. 20. 6. 1920; Vikar in Glottertal, Forbach, Schopfheim, Hambrücken, Mannheim-Liebfrauen (1924–1928); Pfarrv. in Spessart 5. 12. 1928, hier invest. 9. 6. 1930. Ruhestand 15. 11. 1959 in Moosbronn (Pfarrhaus), von 1965 an in Schutterwald. Gest. 20. 7. 1970 in Schutterwald, ebenda beerd.

Wo immer der Heimgegangene wirkte, haben ihm sein bescheidenes, ruhiges, abgeklärtes Wesen und seine selbstlose Hingabe im seelsorglichen Dienst große Wertschätzung und allseitiges Vertrauen eingebracht. Kind einer Handwerkerfamilie, absolvierte er in Offenburg das Gymnasium. Dann folgten zwei Jahre Theologie (1913 – 1915), hierauf drei Jahre Kriegseinsatz an der Westfront, von wo Otto J. als Kriegsbeschädigter in die Heimat zurückkehrte, um das Studium in Freiburg und St. Peter zu vollenden. Mit 28 Jahren trat er in den Seelsorgsdienst ein, ein durch das Kriegserleben gereifter und verinnerlichter Jungpriester, der es mit seinen neuen Aufgaben sehr ernst nahm. Die vier Jahre Vikarsdienst im Mannheimer Großstadtmilieu hat er trotz anfänglicher eigener Bedenken gut gemeistert und hier reiche praktische Erfahrungen gesammelt, die ihm in Spessart, seiner ersten und einzigen Pfarrei, sicher viel geholfen haben. Hier fand er einen Wirkungskreis, der ihm von seiner ganzen Veranlagung her sehr zusagte: Überschaubar, in der Hauptsache ländlich strukturiert, dazu die Möglichkeit zur Pflege von Studium und Lektüre bietend, wozu Otto J. ein ausgesprochenes Bedürfnis hatte. Im Laufe der Jahre kam bei ihm eine sehr reichhaltige Privatbibliothek zusammen, die seinem aufgeschlossenen Geist mannigfache Anregungen auf dem Gebiet der Theologie, der Geschichte und Kunstgeschichte schenkte. Freilich stand bei einem Priester mit einem Pflichtbewußtsein, wie es Pfarrer J. auszeichnete, jederzeit der Beruf mit seinen besonders in der Hitlerzeit und in den Nachkriegsjahren immer schwieriger werdenden Verpflichtungen stets im Vordergrund. Während der einunddreißig Jahre umfassenden Tätigkeit im Spessart nahm die Vereins- und Gruppenarbeit für Jugend und Erwachsene einen breiten Raum ein. Für diesen treuen Dienst dankte die Gemeinde ihrem verehrten Seelsorger durch Ernennung zum Ehrenbürger. Den Ruhestand verbrachte Pfarrer J. in Moosbronn und später im heimatlichen Schutterwald, jederzeit zur seelsorglichen Mithilfe bereit, soweit die geschwächten Kräfte dies gestatteten. Kurz nach der Feier des goldenen Priesterjubiläums beendete er sein ganz Gott und den Seelen gewidmetes Leben. E. K.

Köhler Wilhelm Otto

Geb. 16. 4. 1904 in Pforzheim, ord. 19. 3. 1927; Vikar in Lauf, Tiengen, Schopfheim, Mannheim-Seckenheim, Oppenau, Bruchsal (Hofpfarre), Rastatt (St. Alexander), St. Georgen bei Freiburg; Pfarrverw. in Görwihl 1. 6. 1937; Verhaftung 21. 7. 1941; polit. Sträfling in Rottenburg und KZ Dachau bis April 1945; Pfarrvikar in Dundenheim 14. 4. 1945; Religionslehrer in Offenburg (Handels- und Gewerbeschule) Herbst 1946, Oberstudienrat 1956; Ruhestand 1. 5. 1966 in Offenburg. Gest. 7. 10. 1970 in Offenburg (St. Josefskrankenhaus), beerd. ebenda.

Ein gutes christliches Elternhaus – der Vater war Gymnasialprofessor –, das Pforzheimer Reuchlin-Gymnasium und die katholische Jugendbewegung (Quickborn) bestimmten die geistige und religiöse Entwicklung des begabten,

für alles Wahre und Schöne früh aufgeschlossenen Wilhelm Otto K. Die Wahl des priesterlichen Dienstes als Lebensaufgabe ergab sich wie selbstverständlich aus diesem Erziehungsmilieu. Der geistig sehr regsame und kontaktfrohe Jungpriester hatte bald festen Boden unter den Füßen. Die Prinzipale heben einmütig seine ehrliche Aufrichtigkeit, seinen willigen Arbeitseinsatz, seine stete Hilfsbereitschaft und gute Umgangsformen hervor. Vorzügliches leistete er in der Jugendarbeit, als Prediger mit der Gabe guter psychologischer und stilistischer Darstellung und als Religionslehrer in reiferen Schulklassen. Aus innerem Bedürfnis und wacher Zeitverbundenheit interessierte er sich für alles, was das moderne Geistesleben bewegte; bald hatte er sich über das religiöse Gebiet hinaus auch sonst ein beachtliches Wissen erarbeitet, namentlich in zeitgenössischer schöner Literatur. In seinem Charakter trat immer stärker eine unbeirrbar Überzeugungstreue hervor, der er mitunter temperamentvoll Ausdruck zu geben wußte. Bei solcher Geradheit des Denkens lag ein Zusammenstoß mit dem NS-Regime durchaus im Bereich des Möglichen. Schon 1931 erregte er als Vikar in Oppenau den Unwillen der NSDAP, in deren Partei-Organ „Der Führer“ er in der damals üblichen Weise beschimpft wurde. Nach der Machtergreifung erfuhr er schon 1933 die erste Maßregelung: „Wegen mehrfacher Entgleisungen im Religionsunterricht“ erzwang man seine Versetzung. Man behielt ihn nunmehr ständig im Auge, und so blieb der Staatspolizei auch eine 1935 in Neudorf bei Bruchsal gehaltene Predigt nicht verborgen, in der K. mutige Worte gegen die inszenierte Kirchenverfolgung sprach. Die Staatspolizei legte der Kirchenbehörde nahe, K. „auf längere Zeit“ aus der Seelsorge zurückzunehmen – die Anweisung auf das entfernte Görwihl erschien jedoch als Ausweg aus der bedrohlich gewordenen Situation. Tatsächlich blieb Pfarrverweser K. mehrere Jahre ohne weitere Behelligung, im Geheimen freilich wurde weiter „Material“ gegen ihn gesammelt, denn bei der Gestapo stand er schon längst auf der Liste der „typischen Hetzpriester“. Erfahrungsgemäß warteten die Polizeistellen in solchen Fällen einige weitere „Verstöße“ noch ab, bis sie endgültig zuschlugen. Am 30. März 1940 nahm das Unheil seinen ersten Anlauf. K. erhielt Schulverbot „wegen schweren Entgleisungen im Religionsunterricht“, gleichzeitig wurde eine strafrechtliche Verfolgung gegen ihn in Aussicht gestellt. Das Damoklesschwert der Verhaftung hing nun unabwendbar über ihm. Aber erst am 21. Juli 1941 war es soweit. Er kam „in Schutzhaft“ nach Waldshut, von wo er ohne Angabe von Gründen am 22. August zum Transport in das KZ Dachau verschubt wurde. Am 5. September traf er dort ein, immer noch im Ungewissen, was mit ihm geschehen werde. Doch inzwischen war gegen ihn Anklage beim Sondergericht Freiburg eingereicht worden. Die Verhandlung im „Fall Köhler“ fand am 6. Dezember 1941 statt. Die Anklageschrift sprach von Hetzpredigten in Bruchsal, Neudorf und St. Georgen, von „gehässigen“ Bemerkungen über den weiblichen Arbeitsdienst – Hauptanklagepunkte waren aber Äußerungen im Religionsunterricht und in einer Seelsorgsstunde im Schwesternhaus Görwihl, wo K. nach dem Schulverbot den Unterricht fortsetzte. Obwohl nur einige unmündige Schulkinder als Belastungszeugen aufgebracht werden konnten, sah man seine „Schuld“ als erwiesen an: wegen „böswillig gehässiger, hetzerischer und von niedriger Gesinnung zeugender Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der

NSDAP“ wurde K. zu einem Jahr und zwei Monaten Gefängnis verurteilt – „Rechtsgrundlage“ war das sogenannte Heimtückegesetz vom Dezember 1934. Die Strafe verbüßte er im Gefängnis Rottenburg. Als die Entlassung nahte, erklärte sich K. bereit, als Sanitätssoldat in der Wehrmacht Dienst zu tun, doch das Reichssicherheitsamt Berlin verfügte die Einweisung in das KZ Dachau. Hier war K. zwei Jahre und zwei Monate einer der vielen deutschen KZ-Priester, die wegen ihres Eintretens für die verfolgte Kirche Freiheitsentzug und Sträflingsleben erduldeten. Die ihm zugewiesene Zwangsarbeit in den Gewächshäusern und beim „Gladiolenkommando“ sabotierte er, „wo es nur ging aus innerer Ablehnung der NSDAP“ und vertiefte sich stattdessen in Bücher und sonstige Lektüre – sein Capo drückte die Augen zu, sonst wären ihm Lagerstrafen sicher gewesen (Mitteilung eines KZ-Priesters).

Der „Fall Köhler“ ist ausführlich im FDA 90 (1970) 82–124 dokumentarisch dargestellt. Die eindrucksvolle Dokumentation beleuchtet einerseits die Maschinerie der „Rechtspraxis“ des NS-Staates und zeigt andererseits die gänzliche Ohnmacht des Ordinariates gegenüber der Willkür des braunen Unrechtsstaates.

Trotz der langen Lagerhaft befand sich K. bei seiner Entlassung körperlich und seelisch in verhältnismäßig guter Verfassung, so daß er sich alsbald wieder zur Seelsorge zur Verfügung stellte. Die Anweisung nach Goldscheuer-Marlen, wo die Kirche zerstört und das Pfarrhaus unbewohnbar war, empfand er freilich als „eine Unbilligkeit“, ja, fast „als eine Strafe, die ich jetzt“ – schreibt er an die Behörde – „nicht verdient habe“. Begreiflich, daß der KZ-Priester nach den langen Entbehrungen und Härten sich nach häuslicher Geborgenheit und einem ihm mehr zusagenden Arbeitsfeld sehnte. Als Religionslehrer in Offenburg fand er an der Handels- und Gewerbeschule, was seinen Veranlagungen und Fähigkeiten gut entsprach. Obwohl schon älteren Jahrgangs, kam er dank seiner guten Kontaktfähigkeit und geistigen Regsamkeit mit der Jugend gut zurecht. Es gab Jahre, in denen K. bis zu 32 Wochenstunden Religionsunterricht erteilte. Dazu übernahm er sehr häufige Aushilfen; der begeisternde, die Fragen der Zeit aufgreifende Prediger fand überall guten Anklang. In den Jahren seiner Offenburgener Tätigkeit hielt er rund 1500 Predigten und Vorträge, meistens in Pfarreien der Umgebung. Der Staat anerkannte seine Arbeit an der Jugend durch Ernennung zum Oberstudienrat. Allmählich eintretende gesundheitliche Behinderungen zwangen ihn 1966 zum Austritt aus dem Schuldienst. Mit wachem Geist verfolgte er die nachkonziliäre innerkirchliche Entwicklung, die manches zum Tragen brachte, wofür der mit einem lebendigen Gespür für notwendige Reformen ausgestattete, bei aller kritischen Einstellung seiner Kirche treu ergebene Priester sich schon allzeit eingesetzt hatte.

E. K.

Kornmeyer Joseph

Geb. 11. 12. 1881 in Steinach, ord. 5. 7. 1905; Vikar in Oberried, Schwetzingen (1905 – 1910), Mannheim (St. Ignatius); Pfarrv. in Gamburg 18. 4. 1912, hier invest. 26. 1. 1913; Pfarrer in Waldkirch bei Waldshut 25. 10. 1919; Pfarrv. in Hemmenhofen 15. 10. 1936, hier invest. 29. 3. 1937. Ruhestand 10. 6. 1949 in Unterentersbach, später in Steinach. Gest. 19. 10. 1970 in Steinach, ebenda beerd.

Große äußere Betriebsamkeit lag dem von Natur aus zur Stille und Innerlichkeit veranlagten, echt priesterlichen Menschen Joseph K. zu keiner Zeit seines Lebens, um so mehr war er ein Mann schlichter, sehr gewissenhafter Arbeit im Alltag der Seelsorge. Aus kleinbäuerlichen Verhältnissen kommend, oblag der gut talentierte kleine Joseph in Sasbach und Rastatt den Gymnasialstudien. Schwetzingen bot sodann dem Jungpriester alle Möglichkeiten zu gründlicher Einarbeitung in den erwählten Beruf. Pfarrer und Gemeinde schätzten den bescheidenen, selbstlosen, still seinen Pflichten nachgehenden Vikar sehr, namentlich seine Arbeit in der Schule, in den Vereinen und unter den Kranken. Die kleine Pfarrei Gamburg war für den inzwischen zu einem tüchtigen Seelsorger herangewachsenen Pfarrer allerdings zu eng, so daß er gern in die Übertragung der weiträumigen Horzengemeinde Waldkirch einwilligte, zumal er die nötige Gesundheit mitbrachte, um dem anstrengenden Dienst in den fünf Filialen mit insgesamt sechs Schulen nachkommen zu können. Was Pfarrer K. auf diesem Posten volle siebzehn Jahre lang geleistet hat, jederzeit freundlichen, leutseligen, dienstfreudigen Sinnes, haben ihm die Gemeindeangehörigen durch große Wertschätzung gedankt: „Er kannte nichts als seine seelsorglichen Berufspflichten, die oft geradezu heroische Kraftanstrengungen kosteten“ (Dekanatszeugnis 1936). Die Gemeinden Waldkirch, Schnitzingen, Oberalpfen, Remetschwil, Brunnadern und Bannholz jede Woche zum Religionsunterricht aufzusuchen, nicht mit dem Auto, sondern zu Fuß, das allein mußte die Kraft auch dieses gesunden Priesters auf die Dauer aufzehren. Mit dem Gefühl großer Erleichterung ging er darum auf die kleine Gemeinde Hemmenhofen am schönen Untersee, hier nochmals dreizehn Jahre in gewissenhafter Treue der eigenen und aushilfsweise auch Nachbargemeinden dienend. Die lange Zeit des Ruhestands war gleichfalls noch, soweit die Kräfte es gestatteten, ausgefüllt mit seelsorglichem Arbeiten, besonders, als es galt, die kurz hintereinander zweimal verwaiste Heimatgemeinde Steinach zu betreuen. Große Güte und vertrauenerweckende Menschlichkeit sicherten dem greisen Priester viel Sympathien und Dankbarkeit.

E. K.

Nischbach Josef (Ostpriester)

Geb. 17. 3. 1889 Neu-Beschenowa (Rumänien); ord. 29. 6. 1913 Temeswar; Kaplan 1913 Orawitz; 1914 Glogowitz; nach Krankheitsurlaub (1915) Kaplan 1916 – 1917 Rudolfsgnad; 1918 – 1920 Hartzfeld, hier zugleich Religionsprofessor; 1920 – 1926 Mercydorf, hier zugleich tätig an der Kath. Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Temeswar; 1926 – 1942 Professor und Direktor in Temeswar; 3. 11. 1941 Ernennung zum Domkapitular in Temeswar; 10. 3. 1951 Verhaftung und Verurteilung zu 20 Jahren Zuchthaus; 1. 6. 1959 durch Vermittlung der deutschen Bundesregierung aus dem rumänischen Zuchthaus entlassen; seitdem in Ruhestand in Freiburg i. Br. im Mutterhaus St. Lioba in Günterstal; 25. 12. 1959 Ernennung zum Päpstl. Hausprälaten; 21. 3. 1964 Verleihung des Verdienstkreuzes I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik; gest. 20. 6. 1970 Freiburg-Günterstal, St. Lioba; beerdigt 25. 6. 1970 Freiburg-Günterstal.

Domkapitular Prälat Nischbach entstammte einer deutschstämmigen Kleinhäuslerfamilie, die aus Niederkail bei Landscheid, Kreis Trier, in das Banat einwanderte und seit 1748 in Neu-Beschenowa in Ungarn (seit 1918

Besenova noua) nahe Temesvar (seit 1918 rumanisch Timisoara) ansässig war. Von 1895 – 1900 besuchte er die sechsklassige Volksschule seiner Heimatgemeinde, von 1901 – 1909 das humanistische Gymnasium der Piaristen in Temesvar, 1909 – 1913 Theologiestudium an der dortigen Theologischen Akademie. Er wurde zum Priester geweiht von Bischof Dr. Julius Glattfelder, den die rumänische Regierung zehn Jahre später aus der Bischofsstadt Temesvar verjagte und des Landes verwies. In Hatzfeld war er als Kaplan gleichzeitig Religionsprofessor und bestand 1920 die pädagogische Prüfung für höhere Schulen. Damals wurde in Temesvar eine Deutsche Kath. Lehrerbildungsanstalt gegründet, an welcher er von seiner Kaplanei in Mercydorf aus bis 1922 als Lehrer und von 1922 bis 1942 als Direktor wirkte. 1926 wurde das größte Schulhaus im Südosten erstellt, die „Banatia“, ein Schulzentrum, zu dem außer der Lehrerbildungsanstalt und anderen Schulen auch ein Schülerheim mit 480 Plätzen gehörte, das Direktor Nischbach ebenfalls leitete. Daneben gab er noch an anderen höheren Schulen Unterricht. „Mit einer faszinierenden Beredsamkeit warb er in breiteren Schichten des Banater Schwabentums für die Anerkennung von Glaube und Volkstum als Tragpfeiler und als Lebensprogramm.“ „Die Bildungsgüter, welche die deutsche Schule zwischen 1919 und 1944 vermittelte, bilden die geistige Substanz, von der vornehmlich unsere Landsleute in der Heimat (Anm.: = Bundesrepublik) leben. ... in der tapferen Bereitschaft, an diesen Bildungsgütern christlich-abendländischer Gesittung festzuhalten, ist zugleich die bedeutsamste Wirkung Direktor Nischbachs auf die aus der Temeschburger Lehrerbildungsanstalt hervorgegangene, in der schlimmsten Gefährdung sich bewährende Lehrerpersönlichkeit zu sehen“ (aus dem Schreiben der Landsmannschaft der Banater Schwaben vom 21. 2. 1964 an Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger wegen des Bundesverdienstkreuzes für N.). Die Enthebung N.s seiner Ämter als Leiter der Lehrerbildungsanstalt und des Schülerheims 1942 geschah auf Geheiß der Naziregierung in Berlin über die dortige Volksdeutsche Mittelstelle und über die Führung der deutschen Volksgruppe in Rumänien mit Sitz in Kronstadt in Siebenbürgen. Bischof Dr. Augustin Pacha ernannte N., der schon 1931 Ehrendomherr geworden war, zum wirklichen Domkapitular. Bis September 1944, als die Rote Armee im Banat einmarschierte, wirkte er als Religionslehrer an der Oberschule für Mädchen. Nach der Machtergreifung der Kommunisten in Rumänien wurden alle Organisationen der deutschen Volksgruppe aufgelöst, ihre Schulen verstaatlicht. Im Januar 1945 wurden 45 000 Deutsche zwischen 16 bis 45 Jahren, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, selbst schwangere Mütter aus dem Banat zur Zwangsarbeit nach Rußland verschleppt. Die Zurückgebliebenen mußten alle Lebensmittel abliefern. Im Auftrag des Bischofs zog Domherr N. von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, um zu trösten, Gaben einzusammeln und zu verteilen, seelische und leibliche Not zu lindern. Als nach dem Kriegsende jene deutsche Soldaten, die nach dem Austritt Rumäniens aus dem Bündnis mit den Achsenmächten (23. 8. 1944) fast ein Jahr untergetaucht waren, von der russischen und rumänischen Gestapo aufgespürt wurden und, soweit nicht erschossen, in Lagern elend umkamen, war es wieder N., der zusammen mit Lioba-Schwestern unter Gefährdung des eigenen Lebens vielen zur Heimkehr in die Heimat verhalf. Bald darauf,

im Sommer 1945, kamen die nach Rußland Verschleppten zurück in einem unbeschreiblichen Zustand und wurden in Großwardein (Oradea Mare) auf freiem Feld ausgeladen und ihrem Schicksal überlassen. Wiederum sammelte N. für sie Geld, Nahrung, Kleidung, trotz wiederholter Verwarnungen durch die rumänische securitate (Gestapo). Im Sommer 1951 holten die Kommunisten zum Schlag gegen die katholische Kirche aus, verhafteten alle führenden katholischen Männer und Frauen, stellten sie vor ein „Volksgericht“ und verurteilten sie zu hohen Kerkerstrafen. N. bekam 20 Jahre Zuchthaus und wurde nach bolschewistischer Methode von Zuchthaus zu Zuchthaus verschleppt. Am 1. Juni 1959 wurde er in einem Austauschverfahren zusammen mit fünf anderen Häftlingen, darunter die Provinzialoberin der Lioba-Schwester im Banat, Dr. Hildegardis Wulf, in West-Berlin in bedenklichem Gesundheitszustand den westdeutschen Behörden übergeben. N. hat dies immer als eine wunderbare Fügung des Himmels betrachtet. In Freiburg-Günterstal in St. Lioba fand N. sofort Aufnahme. Papst Johannes XXIII. ernannte ihn an Weihnachten zum Hausprälaten und empfing ihn im Februar zur Privataudienz. Seitdem arbeitete N. in der Flüchtlingsseelsorge, um seinen heimatvertriebenen Landsleuten und Leidensgefährten zur Seite zu stehen. Ein Augenleiden, das eine Operation nötig machte, die aber nicht mehr helfen konnte, raubte ihm das Augenlicht fast vollständig. Zuletzt las er das Brevier mit der Lupe und wurde 1967 von der Brevierpflicht befreit. Bei seiner Beisetzung auf dem Günterstaler Friedhof zeigte sich noch einmal in den vielen Nachrufen, welche edle Persönlichkeit N. gewesen ist. TK

Öchsler Julius

Geb. 14. 11. 1897 in Oberhausen bei Philippsburg, ord. 19. 3. 1926; Vikar in Hemsbach, Großrinderfeld; Krankheitsurlaub (1929 – 1931); Vikar in Furtwangen; Pfarrer in Urberg 29. 4. 1936; Pfarrer in Winzenhofen 4. 5. 1949. Ruhestand 15. 9. 1970 in Oberhausen. Gest. 3. 12. 1970 in Bruchsal (Krankenhaus), beerd. in Oberhausen.

Der Verstorbene wollte Missionsbenediktiner in St. Ottilien werden, doch stand seine Gesundheit infolge schwerer Kriegsverwundungen der Verwirklichung dieser idealen Absicht entgegen. So trat Julius Ö. ins Theologische Konvikt in Freiburg über, um Weltpriester zu werden. Schon nach drei Jahren waren seine Arbeitskraft und Gesundheit so erschüttert, daß er in einen zweijährigen Krankheitsurlaub gehen mußte, um seine geschwächten Nerven, Folgeerscheinung einer im Krieg erlittenen Gasvergiftung, zu stärken. Obwohl nicht völlig wiederhergestellt – sehr häufige Kopfschmerzen blieben ihm als Behinderung zurück, war er dem ziemlich anstrengenden Vikarsdienst in Furtwangen in durchaus befriedigender Weise gewachsen. Freilich konnte nach der Vikarszeit nur eine kleine Pfarrei als selbständiger Posten in Betracht kommen. Urberg mit seinen 290 Seelen entsprach seinen Möglichkeiten, hier ging er auch daran, Standesseelsorge zu betreiben, soweit dies die Zusammensetzung der Pfarrei aus meist weit entlegenen Höfen zuließ. Musik und Missionswissenschaft halfen ihm, vor allem die langen Wintermonate, in denen Urach von der Außenwelt damals fast abgeschlossen war, einigermaßen gut zu überstehen. Doch drängte es ihn nach dreizehn Dienstjahren, aus der Einsamkeit des Schwarzwaldes wegzukommen, zumal die Höhenlage ihm gesundheitlich allmählich sehr zu

schaffen machte. Im kleinen Winzenhofen fühlte er sich wohler. 21 Jahre war er hier auf seine Art ein eifrig um treue Pflichterfüllung besorgter Seelsorger, freilich setzten ihm auch hier dauernde gesundheitliche Beschwerden Grenzen der Betätigung. Ein Unfall auf eisiger Straße auf dem Weg zur Schule warf den bereits über 71 Jahre alten Pfarrer auf ein längeres Krankenlager und nötigte ihn, nun auch in den Ruhestand zu gehen. Schon nach wenigen Monaten ging sein von Arbeit und mehr noch von Leiden und Schmerzen erfülltes Leben zu Ende. E. K.

Poschmann Anton Karl (Ostpriester)

Geb. 11. 3. 1894 in Mehlsack/Ostpreußen; ord. 12. 2. 1922; Kaplan in Reimerswalde; Militärpfarrer in Allenstein; Wehrkreispfarrer in Königsberg bis 1933; nach der zwangsweisen Entlassung aus der Reichswehr Seelsorger der Kuratie Cranz (Propsteipfarrei Königsberg); nach der Flucht Pfarrer in Neustadt in Holstein (Diözese Osnabrück); 10. 11. 1954 Ruhestandsgeistlicher in Schlatt i. Br.; gest. 29. 5. in Freiburg, St. Josefskrankenhaus; beerdigt 4. 6. 1970 in Schlatt i. Br. P. wurde von der britischen Besatzungsbehörde in Schleswig-Holstein 1952 im Wiedergutmachungsverfahren zum Wehrmachtsdekan a. D. befördert.

P. ist zwar in Mehlsack geboren, wuchs aber in Tolkemit am Frischen Haff bei seiner Mutter auf, so daß er 1954, als er in Schlatt auf heimatvertriebene Landsleute aus Mehlsack stieß, diese nicht kannte. Als Halbwaise hatte er eine entbehrungsreiche Jugend und besuchte zunächst das Gymnasium in Wormditt, der Heimat seiner Mutter, später jenes in Braunsberg, das er von Tolkemit aus mit der Kleinbahn erreichte. Im Ersten Weltkrieg erhielt er auf dem Balkan einen Knieschuß, der ihm längeres Stehen und Knien unmöglich machte und ihn im Alter zum Gebrauch eines Stocks zwang, und einen Halsschuß, der einen Nerv lähmte, so daß eine Hand ständig zitterte. Nach beendigten Studien an der Akademie in Braunsberg empfing er am 12. Februar 1922 im Hohen Dom von Frauenburg die Priesterweihe aus den Händen von Bischof Dr. Augustinus Bludau. Wegen seiner angegriffenen Gesundheit kam der Neupriester in eine Landpfarre im Danziger Werder, der zwei Monate später vom Hl. Stuhl dem Ermland entzogen und der neuen Apostolischen Administratur Danzig zugeteilt wurde (22. 4. 1922). Reimerswalde im Herzen des Ermlands war sein einziger Kaplansposten; die Versetzung nach Tilsit scheiterte an der Unkenntnis der litauischen Sprache, obwohl P. sonst polyglott war. Statt dessen kam er in die Laufbahn eines Militärpfarrers, die er in Allenstein begann und durch seine katholische Feldpredigt bei der Einweihung des Tannenbergs-Denkmal die Aufmerksamkeit der Generäle auf sich zog. Nach Königsberg versetzt, war seine Karriere als Wehrkreisdekan im 100 000-Mann-Heer gleich zu Beginn des Dritten Reiches beendet, weil er sich mit den braunen Machthabern überwarf und infolge einer Intrige aus der Reichswehr entlassen wurde. Er lehnte ihm angebotene hohe Stellen an Strafanstalten und dergleichen ab und begann in Rom mit dem Studium der Archäologie, das er aber bald wegen der Devisenschwierigkeiten aufgeben mußte. Als Seelsorger im Ostseebad Cranz betreute er den Außenbezirk der Propsteipfarrei Königsberg, der bis an die Grenze des Memelgebiets quer durch die Kurische Nehrung reichte; er lernte aber seinen nördlichen Nachbarn, Pfarrer Schacht in Heydekrug, erst nach dem Krieg kennen; dieser hielt ihm auch die

Festpredigt zu seinem 40. Priesterjubiläum 1962 in Schlatt. Von Cranz aus besuchte P. die kunstgeschichtlichen Vorlesungen an der Universität Königsberg. Nach geglückter Flucht vor den Russen mit dem letzten Schiff über die Ostsee am 28. 1. 1945 stellte er sich in Schleswig-Holstein dem Bischof von Osnabrück zur Verfügung und bekam die Pfarrei Neustadt in Holstein, wiederum eine sehr ausgedehnte Diasporapfarrei, aber wegen der zahlreichen Heimatvertriebenen und Polen an Katholiken zahl- und arbeitsreicher als Cranz. Ein Stimmleiden zwang ihn zur vorzeitigen Pensionierung im Alter von erst 60 Jahren. Zwei Jahre zuvor wurden seine Bemühungen um die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts durch die nachträgliche Beförderung zum Wehrmachtsdekan a. D. durch die britische Besatzungsmacht von Erfolg gekrönt. In Schlatt besserte sich sein Stimmleiden wieder, er konnte sogar in der Nachbarschaft aushelfen und trinieren. Mit den Süddeutschen wurde er schnell vertraut, weil er ein praktischer Mensch war, der schon als Gymnasiast sich in einer Schreinerei Kenntnisse verschaffte und auch in einer Molkerei vieles über die Käsezubereitung lernte; auch war er ein großer Botaniker vor dem Herrn und stolz auf seinen Pfarrgarten, der ihn relativ gesund erhielt. Regelmäßig besuchte er den Dies und war dort gern aufgenommen. Seinen Heimgang betrauernten besonders seine ermländischen Landsleute, die er auf ihren Zusammenkünften zu trösten wußte. Das hohenzollerische Kaiserhaus hatte er sich in einer delikaten Angelegenheit zu dauerndem Dank verpflichtet, wie wir bei einem Ausflug mit den Frauen auf die Hohenzollernburg bei Hechingen feststellen konnten. Ein Vorhaben kam nicht zur Ausführung: die Edition der Briefschaften des ermländischen Bischofs Joseph v. Hohenzollern-Hechingen (1808 bzw. 1818–1836), die er zufällig entdeckte und vor der Vernichtung bewahrte. Eine ganz ausgefallene Freizeitbeschäftigung, in der P. Meister war, soll nicht vergessen bleiben: die Teppichweberei. Pfingsten 1968 predigte P. zum letzten Mal und hat seitdem während seiner mit großer Geduld ertragenen Krankheit nur noch fünfmal mit äußerster Anstrengung zelebrieren können. Seine Stimme versagte ihm total den Dienst, doch sein Geist blieb bis zuletzt rege. Die feierlichen Exequien hielt der H.H. Kapitularklarer Hoppe im Beisein vieler Ermländer. TK

Reichert K a r l

Geb. 8. 6. 1891 in Malsch b. Ettl., ord. 20. 6. 1920; Vikar in Freiburg-Zähringen, Schönau i. W., Müllheim, Freiburg (Herz-Jesu); Kurat in Bühlertal-Obertal 7. 5. 1929; Pfarrv. in Sandweier 13. 12. 1934; Pfarrer in Untersimonswald 14. 5. 1936. Ruhestand 15. 2. 1967 in Kirchhofen (Kaplaneihaus), zuletzt in Waldprechtsweier bei Malsch. Gest. 14. 3. 1970 in Karlsruhe (Vinzentiuskrankenhaus), beerd. in Malsch.

Ein Mann mit unverwüster Schaffenskraft bis ins Alter, energiegeladener, dynamischer, ein Seelsorger mit klarem, intelligentem Blick für das Leben, nicht ohne starken Eigenwillen, aus dem zuweilen Kollisionen fast notwendigerweise entstanden: so stand Pfarrer Karl R. allezeit in seinem, aus idealer Gesinnung ergriffenen Lebensberuf. Der Ortspfarrer bereitete ihn auf die Quarta der Sasbacher Lehranstalt vor, das Abitur machte er in Rastatt als Zögling des dortigen Konvikts. Die Priesterweihe verzögerte sich um Jahre, weil er von Februar 1915 bis November 1918 Soldat war. Etwas Soldatisches legte der Jungpriester und spätere Pfarrer nie ganz ab!

Schon der junge Vikar fiel durch seine guten Predigten, seine ausgezeichneten Katechesen und vorzügliche Jugendarbeit auf. Die große, weitausgedehnte Kuratie Oberbühlertal entsprach ganz seinem vitalen Schaffensdrang. Wie in der Vikarszeit, brachte er auch als Kurat die kirchlichen Vereine und Organisationen zu großer Blüte: Arbeiterverein, Gesellenverein, Volksverein durchpulte unter ihm kraftvolles, in die gesamte Gemeinde hinein ausstrahlendes Leben. Für Kurat R., diesen ganz in der Öffentlichkeit stehenden Mann, war auch die politische Tätigkeit im Zentrumsverein des Orts eine Selbstverständlichkeit. Das alles mußte ihn in der Zeit des aufkommenden Nazismus bei der „Partei“ verhaßt machen, und tatsächlich setzte der Kampf gegen den tatkräftigen Kuraten schon vor der braunen Machtergreifung heftig ein, und nach Vollzug derselben war es nur noch eine Frage der Zeit, bis wann man seine Entfernung aus dem Böhlerthal erreicht haben würde. Bürgermeister und Karlsruher Regierungsstellen verlangten mehrmals „im Interesse der Wiederherstellung des örtlichen Friedens“ die Maßregelung, und im Dezember 1934 hatten sie ihr Ziel erreicht.

Nach kurzer Tätigkeit in Sandweier wurde R. im Mai 1936 Pfarrer in Untersimonswald, wieder ein Wirkungskreis, wie geschaffen für ihn. In den 32 Jahren seiner dortigen Tätigkeit bekam er die große Gemeinde so fest in seine lenkende Hand, wie dies nur bei einem Seelsorger von seiner Vitalität möglich war. Zwar gab es auch hier gelegentlich Schwierigkeiten, an denen er nicht schuldlos war, aber man sah bei ihm gern über manches hinweg, sah man doch immer deutlicher, daß er nur das religiöse Wohl der Seinen im Auge hatte und sich bei seiner Arbeit schonungslos aufrieb. Seine Predigten konnten zuweilen für das schlichte Bauernvolk „wahre Erlebnisstunden“ sein (Dekanatsbericht), so packend, lebensnah und anschaulich verstand er es, christlichen Glauben und christliche Moral darzustellen. Selbstverständlich galt auch in Untersimonswald ein Großteil seiner Arbeit den einzelnen Ständen: „Nur wenige würden es ihm hierin gleich tun an Leistung“, bezeugt einmal der Kapitelsdekan. Aufgeschlossen für alles Neue und echt in die Zukunft Weisende, war Pfarrer R. immer führend dabei, wenn es darum ging, die Seelsorge neuzeitlich zu intensivieren. Er war der geborene Debatter, und oft stand der Dies der Mitbrüder ganz in seinem Bann. Erst im Jahre 1954 beschaffte er sich für die vielen auswärtigen Dienste einen Kraftwagen, bis dahin war er stets mit seinem Motorrad unterwegs. Mit 75 Jahren ging Pfarrer R. in den Ruhestand, nachdem er in Untersimonswald noch eine umfassende Kirchenrenovation und den Neubau eines Schwesternhauses und eines Kindergartens glücklich vollendet hatte. Von Kirchhofen aus war er regelmäßig „excurrento“ in Offnadingen und anderen Orten der Umgebung, aber auch noch sehr oft auf dem Hörnleberg ein gern gesehener geistlicher Mitarbeiter. Nur wenige Wochen vor seinem Tod konnte er noch in Waldprechtsweier, nahe dem Heimatort, zubringen. Eine rastlos im Dienst der Seelen sich verzehrende, auf seine Art fromme priesterliche Persönlichkeit ist mit ihm dahingegangen.

E. K.

Schächtele Vinzenz

Geb. 29. 10. 1889 in Gündlingen bei Breisach; ord. 7. 7. 1914; Vikar in Staufen i. Br., St. Trudpert, Donaueschingen, Rastatt, daselbst Religionslehrer an der Gewerbeschule 1. 5. 1926, Professor 1. 10. 1927; nach der

Aufhebung des Religionsunterrichts an den Gewerbeschulen durch den Nationalsozialismus Professor am dortigen Gymnasium 1. 9. 1938 (später Oberstudienrat). Seit 24. 4. 1926 Klosterpfarrer der Schwestern vom Guten Hirten (Maria Viktoria-Stift) daselbst. Im Ruhestand 29. 10. 1954; gest. Rastatt 5. 5. 1970; beerdigt Gündlingen 8. 5. 1970. Ernennung zum Erzb. Geistlichen Rat ad honorem 12. 4. 1946.

S. war der Sohn eines Landwirts und besuchte zunächst die dörfliche Volksschule für fünf Jahre, dann drei Jahre die Bürgerschule in Breisach bis zum Eintritt in die Untertertia des Bertoldgymnasiums in Freiburg, das er als Zögling des dortigen Gymnasialkonvikts in einem Zug durchlief, obwohl er in einigen Fächern erhebliche Schwierigkeiten hatte und niemand auf den Gedanken gekommen wäre, daß er später ein angesehener Studienprofessor würde. Erst in der Prima reifte der Entschluß zum Priestertum dank des guten Beispiels seines Elternhauses, wie Rektor Schanzenbach ausdrücklich feststellte. Er selbst hatte den Eindruck, als er nach dreijährigem Studium an der Freiburger Universität den Seminarkonkurs abgelegt hatte, „zur Konsolidierung seines aszetischen Lebens und zur Vertiefung seiner philosophisch-theologischen Studien ein Jahr an der Universität Innsbruck als Zögling des dortigen theologischen Konvikts Canisianum“ verbringen zu sollen (1912/13), eine Entscheidung, die Direktor Bilz sehr begrüßte. In der Hauptstadt Tirols holte sich der angeblich mäßig Begabte gute Noten als „iuvenis bonae vel optimae spei“. Nach einer kurzen Gastrolle im Breisgau bewahrte er sich in Donaueschingen als tüchtiger Hilfspriester, vor allem in den Vereinen, schadete aber seiner an und für sich kräftigen Gesundheit, so daß er mitten im Weltkrieg in Erholung gehen mußte. Er hatte die Leitung der dortigen Vereinshaus-AG und war Vorsitzender der Zentrumspartei. Auch in Rastatt war er politisch tätig, wurde 1926 Stadtverordneter (bis 1933) und wurde 1946 Vorsitzender der CDU. Vor die Wahl gestellt, selbständiger Pfarrer zu werden, entschied er sich für die Fortsetzung seiner Tätigkeit als Jugendpädagoge und leistete neben der religiösen Erziehung der Gewerbeschüler als Klosterpfarrer der aus dem Elsaß ausgewiesenen Schwestern vom Guten Hirten in der Mädchenerziehung – hier noch viele Jahre über seine Pensionierung hinaus – Außerordentliches. Daneben kam er als geschätzter Redner in fast alle Gemeinden der Dekanate Rastatt und Gernsbach. Daß er den Sozialisten und deren Jugendbund wegen seines Einflusses auf die Arbeiterjugend ein Dorn im Auge war, versteht sich; man konnte aber dem tadellosen Priester nur ein einziges Mal wegen seiner strammen Zucht in der Schule am Zeug flicken. Nach seiner Zurruhesetzung gab er noch drei Jahre am Gymnasium ein halbes Deputat Religionsunterricht, hielt aber dann die Zeit für einen hauptamtlichen Nachfolger gekommen, um seine Kräfte ganz dem Maria-Viktoria-Stift widmen zu können. TK

Schaub A d o l f

Geb. 22. 7. 1891 Muggensturm; ord. 7. 7. 1914; Vikar in Kuppenheim, Neuhausen bei Mühlhausen, St. Trudpert, Oppenau; Präfekt in der Lenderschen Anstalt in Sasbach bei Achern 27. 4. 1925; Kurat in Karlsruhe-Knielingen 2. 5. 1935; Pfarrer in Untergrombach 3. 4., Investitur 14. 4. 1940; Ruhestand 15. 10. 1962 in Muggensturm; gest. 20. 2. 1970 Karlsruhe, Vinzentiuskrankenhaus; beerdigt 25. 2. 1970 Muggensturm.

S. entstammte einer Bäckerfamilie in Muggensturm und hatte schon als Kind ein lebhaftes Verlangen, einmal Priester zu werden. Er besuchte von der Sexta an das Gymnasium in Rastatt, das er 1910 mit der Reifeprüfung verließ. Als 17-jähriger erlernte er das Orgelspiel, in dem er wie am Klavier fast ein Meister war, auch andere darin unterrichtete und überhaupt viele Zeit – nach Meinung einiger zu viele – der Musik widmete, die Leitung von Kirchenchören miteingeschlossen, so daß ihn die Lendersche Anstalt als Musikpräfekten erbat, an welcher er auch in den altklassischen Sprachen unterrichtete. Sein Wesen war trotz einwandfreiem priesterlichem Wandel und großen Fähigkeiten als Seelsorger leider wenig ausgeglichen. Brauchte er anfänglich aus Überängstlichkeit zulange Zeit für Zelebration und Breviergebet, wandelte sich diese Gewissenhaftigkeit allmählich immer mehr in Unnachgiebigkeit und Schroffheit, die zu temperamentvollen Szenen führte, die in seltsamem Kontrast zu seinem als gefällig und entgegenkommend geschilderten Umgang standen und ihn in unnötige Schwierigkeiten mit seinen Mitarbeitern in der Gemeinde brachten, so daß schwerste Verleumdungen gegen ihn erhoben wurden, obwohl er äußerst vorsichtig im Umgang mit Frauen und Kindern war und persönlich viel opferte für Arme und caritative Zwecke. Es scheint, daß seine an und für sich kräftige Natur, bei der sich jedoch schon früh Zeichen von Nervosität bemerkbar machten, schon längere Zeit vor ihrer Feststellung von einem Zuckerleiden und sklerotischen Erscheinungen angegriffen war, welche letztere schließlich zur Demenz und zur Einweisung nach Rottenmünster führten, von wo er aber bald wieder in die häusliche Pflege entlassen wurde. TK

Schweizer F r a n z

Geb. 2. 7. 1901 Freiburg i. Br.; ord. 19. 3. 1926; Vikar in Herbolzheim i. Br., Bühl i. Kl., Urloffen, Ottersweier; Kurat in Bilfingen 27. 11. 1935, Pfarrer daselbst, Investitur 21. 10. 1945; Pfarrverweser in Heimbach 7. 5. 1958, Pfarrer daselbst, Investitur 22. 6. 1958; Ruhestand 1. 10. 1966 Waldkirch i. Br. Gest. 15. 5. 1970 Waldkirch i. Br., beerdigt 20. 5. 1970 Freiburg i. Br. Hauptfriedhof.

S. war der Sohn eines Eisenbahners, der aus Wyhl a. K. stammte, und besuchte 1913 – 1921 das Bertoldgymnasium in Freiburg. Da er trotz großen Fleißes nur bescheidene Leistungen vorweisen konnte, wurde er zunächst nur bedingt zum Theologiestudium zugelassen, das er aber dann mit besseren Noten absolvierte. Sein Wesen wurde mit „harter Schale, aber gutem Kern“ wohl treffend geschildert; hinter seiner Reserve gegenüber allem verbarg sich ein weicher Kern; sein asketisches Streben war untadelig. In Herbolzheim hatte er den erkrankten Pfarrer von Wagenstadt zu vertreten. Es bedurfte einer gewissen Anlaufzeit zur Entwicklung seiner Fähigkeiten auf allen Gebieten der Pastoration, der er sich dann mit großem Eifer hingab. Dabei kam ihm eine nach anfänglichen Schwierigkeiten gekräftigte Gesundheit zustatten. In Bilfingen hatte er einen Diasporabezirk mit vielen Filialen zu betreuen, welcher nach dem Krieg durch die Flüchtlinge so vermehrt wurde, daß er die Erhebung zur selbständigen Pfarrei erlebte. Zwei Kirchenbauten in den Filialen Wilferdingen und Stein und die Vorbereitung des Baues der neuen Pfarrkirche anstelle der bisherigen Kuratiekirche zehrten an seiner Kraft, so daß er sich nach einem leichteren Posten in der Nähe seiner Vaterstadt umsah. Auch hat er 14 Jahre das Amt eines Schulinspektors im

Dekanat Pforzheim versehen. Nicht vergessen sei der Bau eines Schwesternhauses mit Kindergarten und einer neuen Orgel in Bilfingen und der Sakristeineubau in Heimbach. Zum sichtbaren Bau gesellte sich der Aufbau der Seelen durch Volksmissionen und durch die Wiederbelebung von Wallfahrten. Für den Kirchenneubau in Bilfingen sammelte er auf 40 Diasporatagen, die er in anderen Pfarreien abhalten durfte, rund 35 000 DM. Von Heimbach aus erteilte er Religionsunterricht an der Gewerbeschule in Emmendingen. Ehrungen hat dieser etwas eckige und scharfkantige Priester nicht erfahren, dafür ehren ihn sichtbare Spuren seines Wirkens. TK

Siegel Alois

Der *äußere Lebensweg* Alois Siegels: Geboren in Reute bei Emmendingen am 24. 7. 1904. Sechs Buben und vier Mädchen wuchsen in der Familie des August Siegel und der Maria, geb. Sutter, auf. Im September 1916 kam Alois nach Freiburg in das Erzb. Gymnasialkonvikt und in die IV b des Bertholds-Gymnasiums. 1923 Abitur; 11. 3. 1928 Priesterweihe; vom 1. 5. 1928 bis 5. 4. 1932 Vikar in Bruchsal (Liebfrauen); bis 1. 5. 1935 Vikar am Münster in Villingen; Vikar in Waldshut bis 2. 3. 1938. Vom 3. 3. 1938 Pfarrverweser in Schenkenzell, ab 5. 5. 1940 Pfarrer bis zur Pensionierung wegen schwerer Krankheit am 20. 4. 1966. Er zog in seine Heimat. Dort starb er am 9. 8. 1970 und wurde am 12. 8. 1970 unter großer Beteiligung seiner Mitbrüder und seiner Gemeinden auf dem Heimatfriedhof beigesetzt.

Der religiöse Geist seiner *elterlichen Familie* hat ihn geformt bis in seine Krankheit, da er oft nicht mehr zelebrieren konnte, aber immer wieder sich mühte, in die Kirche zu kommen und sein Brevier zu beten in langsamem Bedenken. Eine für sein Wesen ebenso bedeutsame Erziehungshilfe war die *Gemeinschaft der Geschwister*, selbständiger, geistig sehr gut ausgerüsteter Menschen. Dieser „Konkurrenz“ im alltäglichen Leben verdankte er seinen raschen Blick für Forderungen und Möglichkeiten einer Situation, aber auch den Wechsel in seinen Verhaltensweisen, ein Anlaß zu entgegengesetzten Beurteilungen. Er war wirklich der Wendige *und* Phlegmatische, der Distanzierte *und* der bis an die Grenzen des Möglichen Gütige, der Begeisterungsfähige *und* der Kritische, der innerlich Überreiche *und* der Spöttelnde, der Dichtende und Formende *und* der, der allem Überschwang mit trockenem Humor auf den Boden half.

Die sieben Jahre *Knabenseminar* in einer guten Kameradschaft, beeinflusst von der allem Banausentum abholden Art des Rektors Leonhard *Schanzenbach* und von dem zwar sprunghaften, aber ungemein aufgeschlossenen Präfekten Ludwig *Brecht*, das frei gestaltete Leben jenseits der Schule (literarischer Zirkel, vierstimmiger Chor, Steno, Theater, ausgezeichnete Hausbücherei usw.) und in der Schule selbst, wohl einmalig, die zwei Jahre Religionsunterricht (U II und O II) durch Dr. Fridolin *Amann*, das alles ließ dem Alois seine Art, doch Weite, Offenheit, Vielseitigkeit der geistigen Interessen und seine Güte zu Andersdenkenden wurzelten in der ungezwungenen Frische und Frömmigkeit dieser Jahre.

Der *Breisgau*, an Geschichte und großer Kunst gesättigt, für ihn Heimat im weiteren Sinn, und der den Theologiestudenten Siegel anregende Ordinarius für christliche Kunst und Archäologie, zugleich Konservator der kirchlichen Kunstdenkmäler der Erzdiözese Freiburg, Prälat Dr. Joseph *Sauer*, führten ihn zur Kirchengeschichte und – noch mehr – zur Kunstgeschichte. Ein

anonymer Aufsatz in der Freiburger Tagespost über die Barockkunst St. Peters (1927) begeisterte zwar den Regens des Priesterseminars, aber den Verfasser erfuhr Ries erst nach Siegels Priesterweihe. Bald darauf konnte Siegel das in St. Peter befindliche Markusblatt nach Herkunft und Zeit bestimmen (Oberrheinische Kunst III, 3/4). Diese Studien nahmen ihm nichts von seinem Hunger, tief religiös und ein guter Priester zu werden. Aus der *Priesterseminarszeit* stammt sein Satz: „Seine Lehre zu verkünden will ich in Zukunft stets zum Sinn meiner Predigten machen . . . Seine Güte und sein Ernst, seine Menschlichkeit und seine Gottheit lebten fort in seiner Lehre . . . Nie aber sei die Predigt eine öffentliche Wort- und Satzbildungsvorführung des Geistlichen Soundso“ (27. XI. 27). Oder am Tag vor Weihnachten 1927 überdenkt er – ganz auf seine Weise, Punkt um Punkt heranholend –, worin das eigentliche Opfer priesterlicher Existenz bestehe, und kommt zum Schluß: „daß der Priester Erkenntnis und Ziel anderen geben und deshalb sie endgültig sich selbst erkämpft haben muß“. Ein Gedicht aus dem Jahre 1925, überschrieben „Heilige Stunde“, hebt ein wenig den Vorhang von der inneren Werkstatt, in die er normalerweise nur verschlüsselt oder ironisch Einblick gab. Es geht hier nicht um formale Anklänge des Stils, es geht um sein Werden:

„Gott ist ein blätterreicher Kranz um meine Stirne.
 Von seinen Zweigen fällt mir Schatten ins Gesicht,
 Und Duft und Halt den Schläfen wie von Händen.
 Ich sehe nichts; ich fühle, wie im leichten Laub
 Ein Kronenreif verborgen liegt mit hellem Stein,
 Ich spüre seine Zauberkraft wie Strahlen rund
 Ob meinem Haupte schweben und mich durchrieseln
 Wie Blut so warm, wie Ströme einer reinen Freude“.

In den zehn *Vikarsjahren* setzt er oft neu an in der Bewältigung der seelsorglichen Aufgaben, dann wieder ein Nachlassen, dann wieder ein neuer Ansatz. Manchem gilt seine Predigt als „trocken“, manchem als „monoton“, aber immer wird bestätigt seine Eigenart und daß sie ankommt. Und er kommt an. Daneben aber sucht er seinen Blick zu weiten, weiter weg in den Ferien, während des Jahres im Umkreis seines Arbeitsplatzes. Er hält das Gesehene fest in vielgerühmten Fotos, er hält es auch fest mit Bleistift und Pinsel, freilich auch die Menschen mit ihren Absonderlichkeiten, Schrollen und Schwächen. Mit dem Diakonenbuch in St. Peter fing er an und immer wieder erlag er der Versuchung, einen Freund mit liebevoller Karikatur ins Lot zu bringen, – formal jeweils ausgezeichnet.

Was dem Chronisten Kummer macht für diese Jahre: man hört und liest, er habe für Zeitschriften wissenschaftlich gearbeitet, aber nie eine Angabe, wo und was. In seinem Nachlaß sind erst aus der Zeit seines eigenen Haushaltes Belegexemplare beisammen. Freilich meint seine Schwester, auch da sei nicht mehr alles vollständig, und von früher habe man nicht alles aufbewahren können. Soweit erreichbar liegen bis incl. 1938 folgende kleinere und größere Arbeiten vor: In der *Beilage zur Freiburger Tagespost* 1922 ein Aufsatz über Reute; 1927 das schon erwähnte „St. Peter 1727–1927“; 1929 „Zum Werk Christian Wenzingers“; 1931 über die Kirche von Merdingen und 1935 über die Kirche zu Neuershausen und über einen „Grenzstreit zwischen Hachberg und Österreich“. Die *Oberrheinische Kunst*

brachte vor seiner Arbeit zum Markusblatt in St. Peter 1931 (II 39/46) einen Aufsatz „Zum Maler Christian Wenzinger“ (Buchholzer Verkündigung; Johannes der Täufer in der Münstersakristei und ein Strebepfeilerentwurf) und 1936 (VII 197/208) über Johann Joachim Günther. *Ober rheinisches Pastoralblatt*: 1930 (Heft 3) ein Hinweis auf „Eine wertvolle Buchmalerei im Diözesanbesitz“ und November 1932, offenbar eine Lese Frucht, „Mißerfolge des Patrons der Prediger“. 1935 beginnt seine intensive Mitarbeit am *Konradsblatt*. Seite 541 f. stellte er ein Villingener Bildwerk aus der Zeit um 1500 vor, „Jesu Beweinung“, die sehr tüchtige und fromme Kunst eines unbekanntenen Meisters, dazu sieben Fotos, alle A. S. Seite 1056 behandelt er die Kirche von Waldshut (12 Fotos). Was wir 1935 über Villingener Krippenkunst, über die „Gullerfiguren“ (um 1800) und über den Krippenbauer Wilhelm Färber (Vater des † Pfarrers Adalbert Färber) finden, ist nicht signiert, Stil nicht so präzise, also Siegel fraglich; die Themen würden zu ihm passen. Dagegen bringt der Jahrgang 1936, S. 123 ff. einen Aufsatz über den Bildhauer „Emil Sutor“, auf S. 173 f. eine Bildreportage über das Villingener Münster, S. 294 ff. über das Fridolinsfest in Säckingen, und S. 810 f. über das Fridolinsmünster.

Sonderstellung nehmen seine Arbeiten über den Meister HL ein. 1936, S. 597 f: „Das Meisterwerk deutscher Altarkunst zu Niederrotweil“, auch Hinweise auf die Muttergottesstatue aus Tennenbach, jetzt in Forchheim a. K. und weitere Werke des HL. Seine Liebe für diesen Großen nährte sich aus dessen Figuren in Reute, dem heiligen Felix und der heiligen Regula. Nochmals kam er 1938 auf ihn zurück: „Sankt Michael auf den Altartafeln zu Niederrotweil“, S. 906 ff. Im ersten HL-Aufsatz erwähnte er die Tiefe der eigenwilligen Grübeleien des großen unbekanntenen Meisters vom Oberrhein, nannte ihn „einen Alemannen von reinstem Blut“ und jetzt macht er seine Auffassung anschaulich anhand von ganz hervorragenden Fotos. Ende 1937 (S. 946 f.) wurde die Beschreibung der Tafeln vollendet: „Das Schicksal des Adventspredigers im Bildwerk des Altars von Niederrotweil.“ Wer in all diesen Texten zwischen den Zeilen liest, spürt die Sorge um das Bestehen des Glaubens im Kampf mit den widergöttlichen Mächten. Siegel beginnt am Anfang 1937 (S. 6) mit dem gewaltigsten Werk des HL, dem Breisacher Hochaltar, und zwar mit einem Ausschnitt, den vier Evangelisten. Er sieht sie mit der Mensa des Altars zusammen im Sinn der „Nachfolge Christi“, IV, c. 11 Abschn. 4. In seinen Jahren als Pfarrer entsteht sein letzter großer Aufsatz über HL. 1941 darf er den restaurierten Breisacher Hochaltar sehen, und da flammt seine Begeisterung mächtig auf zu dem Hymnus „Wiedergefundene Schönheit“ (mit seinen Fotos) in der Neuen Saat, 4. Jg., 1941, S. 200 bis 202. Von der damaligen Diskussion um den Künstler HL scheint er nur indirekt berührt worden zu sein.

1936 finden wir S. 930 f. Text und Bilder von AS zum Erntedank. „Wir danken dem gütigen Gott für den Segen der Ernte“, 1937 S. 778 zum selben Anlaß „Bäuerliches Leben und Schaffen“ und 1938 „Nun danket alle Gott“. Zum Lichtmeßtag 1937 bietet er S. 93 ein Relief des 16. Jh. aus Waldkirch bei Waldshut. 1938 erscheinen von ihm im Januar „Breisgauer Klöster“, und zur Passionszeit „Land unter dem Kreuz“, beides mehr knappe Hinweise als Darlegungen. Dagegen enthält die Seite 97 des nächsten Jahres eine seiner schönsten Arbeiten, die ausgezeichnete Würdigung des verstorbenen Dekans

und Geistlichen Rates August Wetterer, seines ersten Chefs. Siegel nennt das beigelegte Verzeichnis der 22 größeren und kleineren Aufsätze Dr. Wetterers eine „lange Reihe“, – wie müßten wir seine Reihe nennen?

Aus der Frühzeit seien noch zwei Aufsätze notiert, die Siegel im September („Der andere Mensch“) und im Dezember („Johannes der Almosengeber“) in der Zeitschrift „*Vom frohen Leben*“, Berlin 1931, veröffentlicht hat.

Krieg und erst recht Nachkriegszeit forderten verborgene Hilfsbereitschaft (Siegel war genial im Aufspüren von Not) und viel, sehr viel stille Güte. In der Pfarrei stellten sich große äußere Aufgaben ein: die Kirchenrenovation (in Zusammenarbeit mit dem ihm zum Freund gewordenen Paul Hirt sehr gut gelungen), das Schwesternhaus, der Kindergarten, die Friedhofserweiterung u. a., lauter Dinge, die in gutem Einvernehmen mit der politischen Gemeinde geplant und durchgeführt wurden. Der Nachruf des Bürgermeisters sprach es ergriffen aus, wie die ausgeglichene, humorvolle und nüchterne Art des Pfarrers Frieden stiftete und den Frieden bewahrte. Am strapaziösesten wirkte sich in der Seelsorge die Betreuung der Filiale Schiltach aus, die dann selbständige Kuratie wurde. Daß seine Arbeit intensiv und Unterricht und Predigt nichts Abgeschriebenes waren, bedarf keiner Betonung, ebensowenig, daß er bei aller Herzhaftigkeit und Initiative umsichtig und behutsam blieb. Über die Pfarrgrenzen hinaus griff seine Mitarbeit bei den kirchlichen Eheprozessen des diözesanen geistlichen Gerichtes.

Zwischen Investitur in Schenkzell und Kriegsende können wir bei Siegel eine Wandlung in der Thematik seiner Aufsätze feststellen. Innere und äußere Anstöße dazu lassen sich vermuten, aber nicht beweisen.

Die Liebe zur Kunst ist nicht verschwunden. 1942 greift er sogar einen neuen Gegenstand heraus: „Gengenbacher Rokoko. Zum 70. Geburtstag des Universitätsprofessors Dr. Joseph Sauer“, – *Offenburger Tageblatt*, Ausgabe B, 18. Jg., 6./7. 6. 1942. Es geht um den „Löwenbergischen Park“, nördlich neben dem unteren Friedhof, um seinen Pavillon und seine Figuren, – ein Dank an den verehrten Lehrer. In der gleichen Zeitung schrieb er am 17. 12. 42 über die berühmte, verschieden gedeutete „Sator“-Formel, also Richtung Archäologie. Im *Künstlerlexikon* 35, Seite 385–386, Leipzig 1942, erscheint sein Artikel über Christian Wenzinger. Außerst sachlich, aber mit weiter Übersicht und mit Akribie gearbeitet, ist es vermutlich seine letzte streng wissenschaftliche Arbeit und zugleich die Vollendung dessen, was 1929 und 1931 angeklungen war.

Auch der Heimatgeschichte bleibt Siegel treu, – je nachdem, wo er steckt, ob es sein Breisgau ist oder Bruchsal (in der „*Bruchsaler Zeitung*“, 1931 etwa über „J. V. Götz“, über „Frau Rat Zeiser“, über „Alban Stolz in Bruchsal“) oder Villingen oder Waldshut oder Schenkzell, – überall findet er Kostbarkeiten. Doch in sein ganzes Schreiben mischt sich jetzt mehr und mehr der „Pfarrer“; der Seelsorger tritt in den Vordergrund.

Ein paar seiner Belegstücke sind so ausgeschnitten, daß sie nicht datierbar und auch nicht sicher lokalisierbar sind. Dazu gehört die köstliche Kleinigkeit „Ignaz Valentin Heggelin kann wegen Geldmangel nicht doktorieren“ mit Heggelins trostvoller Einsicht: „Die *Sache* habe ich, und der Form bedarf ich zu meinem Beruf nicht... Und von der Schulgelehrtheit bis zur Weisheit

liegt noch eine große Kluft“. Ohne Jahr liegt auch ein Aufsatz vor „Aus einer Freiburger Ortschronik“, *vielleicht* in der Beilage zur „Tagespost“.

Von dem, was festliegt, stehen zuerst die 6 Folgen über Begebenheiten um die Schenkenburg, 1943 im *Offenburger Tageblatt* (14.–23. 5.) erschienen, Früchte archivalischen Studiums.

Die Jahre 1949 bis 1960 umfassen seine Mitarbeit im *Freiburger Katholischen Kirchenblatt*. Es ist eine ungemein abwechslungsreiche Speisekarte. 1949 „Christkind-Mystik in alemannischen Frauenklöstern“, mit dem Schwesternbuch der Adelhausener Dominikanerin (Priorin) Anna von Munzingen (1318), dann St. Ottilien bei Freiburg, und von 1949 bis 1952 (Vorwort, 18 Fortsetzungen, Schluß) führt das „Reisebüchlein von einst: Pater Conrad besingt die Erbarmungen Gottes“ nicht nur in die barocke Vergangenheit von Himmelspforte – Tennenbach – Wonnental, sondern auch in eine erfreulich gesunde Mischung von Geistigkeit und Lebensnähe; 1955 zwei Nummern über „Klösterliche Passionsandacht“ und im letzten Jahrgang des Blattes: „Das Leben in den Benediktinischen Klöstern“. Im ganzen sind es 56 Aufsätze, darunter 14 über Heilige, bei denen Bernhard von Baden und Luitgardis von Wittichen (warum fehlt die selige Luitgard immer noch im Diözesanproprium?) mehrmals bedacht sind. Ein paar Brocken mögen die Spannweite des Ganzen zeigen: „Wallfahrt nach Wittichen“; Johannes Jörgensen mit Willibrord Verkade; das Testament des hl. Fidelis von Sigmaringen; Glaube und Aberglaube eines Schwarzwaldbauern; Anfang der Herz-Jesu-Verehrung in Oberdeutschland und Freiburg; Denzlingen in der Reformation; Von der Villingen Fasnacht; Aus dem Predigtheft der Genovefa.

1949 brachte er mit vielen Bildern eine *Festschrift* heraus: „Die selige Luitgard, Mutter und Meisterin von Wittichen“.

Zaghaft erneuert er seine Mitarbeit am *Konradsblatt*: 1950 „Von einem Kirchenfenster und moderner Kunst“; 1952 „Gedenkwort für den Maler Paul Hirt“; 1953 „Der Professor“ (Bruder seines Heimatpfarrers, Karl Braig) und „St. Anna und die Vögel“ und „Lioba“. Erst mit 1954 beginnt dann ein großer Einsatz. Seine „Bildfolge durch das marianische Jahr“, barocke Verdeutlichungen der lauretanischen Litanei, zielt mehr auf das Inhaltliche als auf das Formale. Acht Folgen „Vom heiligen Ostermahl“ (1955) und zwei „Von der Ewigen Anbetung“ sind ganz seelsorgerlich ausgerichtet. 1956, als es 400 Jahre waren, daß große Teile Badens reformiert wurden, bringt er 9 Aufsätze „Badische Reformation“, illustriert mit zeitgenössischen Bildern. An kirchlicher Kunst behandelt er die Bildwerke Verena und Katharina aus Hausen am Andelsbach, ebenso „Unsere Liebe Frau von der Höhe“ (Ronchamp), das Reichenauer Blutreliquiar, Konrad von Konstanz, Bernhard von Baden, am außerordentlichsten aber eine Weihnachtskrippe in Kappelrodeck, etwa von 1750. Vielleicht sind seine Gedanken zu Totentänzen „Komm, o Mensch, und tanz mit mir“ (1964?) die letzte der etwa 82 Arbeiten fürs *Konradsblatt*. Die Mannigfaltigkeit der Themen steht der im *Kirchenblatt* nicht nach.

Im *Oberrheinischen Pastoralblatt* erscheinen 1951 vier Aufsätze Siegels: „Rings um die Taufe“; „Die Kinder der Welt (Tagebuch eines Landpfarrers, der nicht Bernanos war)“; „Religiöse Volkskunde und Seelsorge“; „Einiges aus einer Pfarrchronik“; 1956: „Obliegenheiten eines Landpfarrers“, wobei

ihm „Volkskunde“ und „Landpfarrer“ sehr am Herzen liegen. Aus demselben Anliegen berichtet er 1957 über das Konstanzer Benedictionale von 1781.

„*Der Christliche Sonntag*“ erhält 1957 von ihm drei Folgen „Über den weiblichen Putz“.

Von 1951 bis 1954 schreibt er für die Freiburger Monatsschrift „*Maria und Martha*“ Artikel, ganz aus seiner religiösen Mitte, die zu seinen besten gehören, 1952 eine Reihe über unser Verhältnis zu Gott, 1953 ein Heiligenjahr (Maria von Magdala bis Caritas Pirkheimer), 1954 über Marienwallfahrtsorte. Wer diese Dinge liest, bedauert die Fusion des Blättchens mit „Größeren“.

Landvolk und Landjugend beschäftigen ihn stark. Auch die Schriftleitung von „*Dorf*“ und „*Pflug*“ tritt an ihn heran. Im „*Dorf*“ bringt er 1953 sechs Folgen „Um christliche Sitte“ und ähnliche Gedanken bewegen ihn für den „*Pflug*“ und für „*Maria und Martha*“, nichts Ausgefallenes, sondern Wesentliches wie Aschermittwoch, Karfreitag, Herz-Jesu-Fest, Mariä-Himmelfahrt, Kirchweihe, Weihnachten.

Alois Siegel arbeitete so intensiv auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde, weil er spürte, wie die Gedankenlosigkeit auch auf dem Land einriß, und daß Kirchenjahr, Heiligenverehrung und Brauchtum als frische Quellen christlichen Lebens zu versiegen drohten. Was er aus lebendiger Zeit gefunden, fügte er zusammen in seinem Buch „*Lichter am Lebensweg*“ (Badeniaverlag, Karlsruhe 1953). Es ist ein sehr dichtes Werk. Wie die Mutter Kirche betend und segnend und helfend mit ihren Kindern durch alle Freude und durch alle Not mitgeht, zeigt sie ja viel lebendiger als irgendeine Abhandlung. Zur Arbeit über das religiöse Volkstum hatte er ein gewachsenes Verhältnis, aber sie zehrte an seiner Gesundheit, da er die Pfarrarbeit nicht als Nebensache ansah.

Im letzten vollaktiven Jahrzehnt kommen zu den schon genannten Veröffentlichungen hinzu Aufsätze in 8 Jahrgängen des Konradskalenders (zwischen 1953 und 1964) und im Caritaskalender 1958 (Luitgard von Wittichen), 1957 ein Aufsatz in der Festschrift zur 700-Jahrfeier der ehemaligen Reichsstadt Zell a. H. und seine größeren und kleineren Arbeiten für Zeitungen. Dazu gehören in den „*Rottweiler Heimatblättern*“, der Beilage zum „*Schwarzwälder Heimatfreund*“, vor allem sein Nachruf auf Paul Hirt (März 1952), dann im „*Lichtgang*“ 1955–1957 „*Volkskundliches aus Schenkenzell*“ und „*700 Jahre Schenkenzell*“, und in der „*Schwäbischen Zeitung*“ (Sigmaringen) 1952 „*Aus einer alten Chronik*“, 3 Aufsätze über die Heimat des Erzbischofs Wendelin, zuletzt (1953 bis 1955) in der „*Badischen Volkszeitung*“ seltene Themen aus der Kirchengeschichte Badens, so am 5. 12. 53 „*Das Ringen um die Freiheit der Kirche*“, Hermann von Vicaris Hirtenbrief „*Inmitten der Stürme*“, oder am 13. 12. 54 „*St. Severin zu Maurach*“, aber ebenso kam auch in diesem Organ die religiöse Volkskunde zu Wort.

Alois Siegel hat seinen Reichtum weit gestreut. Wir dürfen über dieser Fülle nicht vergessen: er, der an Not denkt und sorgt, wo sich sonst keiner verpflichtet weiß, der nur sehr schwer zu einer Bitte nein sagen kann, der sein Innerstes mit einem spöttischen Lächeln verdeckt, der Verstiegenheiten elegant kuriert, der im eigenen Schaffen Spreu und Weizen unterscheidet (manches nur eine im Vorbeigehen abgerufte Ähre), der sehr robust sein

kann und bei allem Sinn für Gemütlichkeit ein Schaffer ist, der neben seiner großen Alltagsarbeit an die 250 Artikel schreibt und unheimlich viel Material (zum großen Teil geordnet) für weitere Arbeiten hinterläßt, er bewahrt zeitlebens die religiöse Tiefe, aus der heraus er seinen Weg antrat.

Um das Jahr 1941, da der Krieg immer mehr seine Schwere spüren ließ, geht es ihm in seinem Gedicht „Die Menschwerdung“ nicht nur um Herbergsuche, sondern um unser Ungeborgensein:

„... Sind auch die Häuer, die wir haben, fester,
selbst die der Könige bedeuten Nester,
in die der Mensch, jagt ihn der Sturm, entflieht.
Dort harret er, sich des schwachen Lebens wehrend,
genießend manchmal, häufiger entbehrend,
indessen seine Zeit vorüberzieht.
Der Boden, der uns trägt, ist keinem gütig,
was uns umgibt, zur Ungunst wankelmütig,
das Leid ist über uns als Los verhängt.
So lebt der Mensch, du wußtest es, du Kleines.
Geborgen fühlen will sich hier nur eines,
wenn es der Arm der Mutter noch umfängt“.

Gegen Ende des Krieges stellt er die Not der Seinen in einem „Pastorale“ dem guten Hirten gegenüber:

„... Was furchtsam ist, soll eng an mich sich schmiegen,
Damit es lerne meines Herzens Laut;
Er sei schon wie der Mutter Rufen traut
Den Kleinsten, die auf meinem Schoße liegen ...

Von meiner Liebe seid ihr stets umhürdet.
Befürchtet nichts. Laßt nie das Bangen ein.
Seid kummerlos, wie ich es wollte sein,
Wenn ihr mein Wort wahrhaft verstehen würdet“.

In diesen Gedichten schirmt Alois Siegel seine Freude, seine Sorge, seine Liebe nicht mehr ironisch ab. Er hält zwar die Verse verborgen, aber in ihnen versteckt er sich nicht mehr. Am meisten ergreift sein Lied „Arme Liebe“, schon 1946, aber wie Abgesang und Hingabe des Ganzen. Wenigstens die letzten zwei Strophen sollen hier abschließen:

„Daß nichts an jedem langen Tag geschähe,
wovon zu dir nicht meine Seele spricht,
und daß ich abends keine Lampen sähe,
noch weniger bei Nacht der Sterne Licht,
wo ich nicht fühle, du bist in der Nähe
und über mir erstrahlt dein Angesicht.

Ich aber habe nur die Liebe eines Knechtes,
der oft beim Werken, wem er dient, vergißt,
und was er tut, ist darum wenig rechtes.
Du Herr, der alle Herzen wägt und mißt,
verwirf das meine nicht als gänzlich schlechtes,
das weh genau verspürt, wie arm es ist“.

Josef Göppert

Spath Josef

Geb. 25. 3. 1943 Schonach; ord. 19. 5. 1968; Vikar in Singen a. H. (Herz-Jesu); Präfekt des Erzb. Studienheims St. Konrad, Konstanz 15. 4. 1969; gest. 12. 1. 1970 bei einem Autounfall zwischen Allensbach und Markelfingen; beerdigt 15. 1. 1970 Schonach.

S. war der Sohn eines Bauunternehmers, besuchte zunächst sechs Jahre die Volksschule seines Heimatorts, trat dann in die Quinta des Heinrich Suso-Gymnasiums in Konstanz ein und wurde Zögling des Konradihauses; 1963 legte er das Abitur ab. Während der Schulzeit verlor er seinen Vater, der ihm Vorbild war auf dem Weg zum religiösen Leben. Vielleicht war die an S. gerühmte Klarheit des Denkens ein Erbstück vom Vater; jedenfalls hätte diese Befähigung zu wissenschaftlichem Denken, verbunden mit praktischem Urteil und ausgezeichnete musikalischer Begabung, zu den schönsten Hoffnungen auf ein fruchtbares Wirken auf den verschiedensten Gebieten berechtigt. Täglich übte er auf der Orgel und vertrat schon als Student oft den Organisten in seiner Heimat; er war während des Studiums Choralmagister. Daß er nach zehnmonatiger Vikarszeit Präfekt des Konradihauses wurde, beweist das in ihn gesetzte Vertrauen der Kirchenbehörde. Auf dem Weg zu einem Besuch an einem nebligen Januartag bei schlechter Sicht stieß ein falsch überholender, entgegenkommender Personenwagen auf den Wagen von S., der ohne jedes Verschulden Opfer dieses Autounfalls wurde. TK

Stadelhofer Friedrich

Geb. 9. 7. 1901 in Wollmatingen, ord. 19. 3. 1927; Vikar in Bulach, Tauberbischofsheim; Krankheitsurlaub 1931 – 1935; Pfarrv. in Unterschüpf 19. 11. 1935, hier invest. 23. 10. 1938; Pfarrer in Weiher b. Bruchsal 12. 7. 1950. Ruhestand 30. 4. 1968 in Bruchsal. Gest. 26. 7. 1970 in Bruchsal (Fürst-Stirum-Krankenhaus), beerd. in Weiher.

Der Heimatpfarrer sprach bei Friedrich St., dem Konstanzer Gymnasiasten, von „angeborenem Sinn für den Priesterberuf“, er selbst von einem langgehegten „Jugendsehnen“. Doch sollte der Freude am seelsorglichen Wirken schon bald schmerzliches Leid beigemischt werden. Nach vier Jahren eifrigen, aus tiefer Religiosität kommenden Wirkens verfiel er infolge geschwächter Lunge in einen bedenklichen allgemeinen Erschöpfungszustand. Die Gesundheit hatte den physischen Belastungen durch die Anstrengungen auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in der Schule und in den Vereinen nicht standhalten können – eine Beobachtung, die öfters bei Jungpriestern zu machen ist, wenn sie keine genügend stabile Konstitution mitbringen. Vier Jahre andauernder Kränklichkeit waren eine harte, aber von St. mit Geduld ertragene Prüfung. Was er in diesen Jahren seelsorglich zu leisten vermochte, gab er als Hausgeistlicher im Kurhaus Rabenfels bei Schönau i. W. und im Krankenhaus Heiligenberg, einige Zeit auch als Vikar in Wangen. Die Geduld lohnte sich, nach vier Jahren war er soweit wieder hergestellt, daß er 1935 auf die kleine Pfarrei Unterschüpf aufziehen konnte. In seiner stillen, ruhigen, sympathisch bescheidenen Art fand er bald die Wertschätzung und das Vertrauen seiner Gemeinde, auch die Andersgläubigen schätzten die vornehme Art, mit der er ihnen begegnete. Pfarrer St. war nun in der Lage, obwohl immer gesundheitlich gehemmt, fünfzehn Jahre die

Diasporagemeinde samt dem anstrengenden Filialdienst aufs gewissenhafteste und in durchaus zeitaufgeschlossener Weise zu betreuen. Mit besonderer Sorgfalt nahm er sich der zahlreichen, in seine Gemeinden umgesiedelten Ostflüchtlinge an, die ihn wie einen Vater verehrten. In Weiher war das Arbeitspensum noch größer. Aber der inzwischen zu reifer Seelsorgerfahrung gelangte Pfarrer schaffte es noch volle siebzehn Jahre, wegen seiner vorbildlichen Pflichterfüllung und menschlich vornehmen Wesensart in der ganzen Gemeinde beliebt und verehrt. Von einem Schlaganfall im Februar 1967 sollte er sich nicht mehr ganz erholen. Zwei Jahre nach der Zuruhesetzung war er am Ende seiner im priesterlichen Dienst verzehrten Kräfte.

E. K.

Stegmüller, Otto, Dr. phil., Dr. theol., geb. 2. 4. 1906 in Wintersdorf, 16. 3. 1930 ord., 1. 5. 1930 Vikar in Triberg, in Mannheim-St. Josef, Präfekt am Gymnasialkonvikt Freiburg, 1. 9. 1934 zum Studium der Altphilologie nach Berlin beurlaubt, 1. 11. 1937 wieder Präfekt in Freiburg, 12. 5. 1938 Dr. phil. in Berlin, 5. 2. 1941 Dr. theol. in Freiburg, 10. 1. 1942 Rektor des Gymnasialkonviktes Rastatt, seit 1. 9. 1947 zur Habilitation in Freiburg beurlaubt, die 1949 vollzogen wurde. 18. 11. 1949 Subregens in St. Peter, 1. 9. 1951 Diätendozent an der Theol. Fakultät Freiburg, 1954 Prof. für Fundamentaltheologie, 1962 Prof. für Religionsgeschichte, gestorben 9. 2. 1970 in Freiburg, beerdigt am 12. 2. 1970 in Wintersdorf.

Als Sohn eines Landwirtes, der zweite von fünf Geschwistern, hat der begabte Knabe den für dörfliche Verhältnisse damals besten Weg zum Priestertum beschritten: vom Ortspfarrer für den Eintritt in die Untertertia vorbereitet, wurde er Gymnasiast in Rastatt als Zögling des dortigen Knabenkonviktes. Nach dem Abitur folgten die Theologischen Studien in Freiburg und St. Peter; schon damals waren seine intensiven philosophischen und historischen Interessen zu erkennen. Nach der Priesterweihe folgten Jahre einer vielfach besonders der männlichen Jugend gewidmeten Vikarszeit. Nach kurzer Zeit hat die Kirchenbehörde den Freiburger Präfekten entlastet zugunsten eines Studiums der klassischen Sprachen, das er unter äußerst günstigen Umständen in Berlin fortsetzen konnte. Dort hat er engsten Kontakt mit jenen Quellen, besonders im Bereich der ägyptischen Papyri, gefunden, der ihn zu einem anerkannten Fachmann machte. Man erhoffte von ihm die Herausgabe der in Berlin liegenden christlichen Papyri. Trotzdem ihn die strenge Arbeit zu erschöpfen drohte, schloß er mit der philosophischen Promotion in Berlin ab, der, nach Rückkehr auf den Freiburger Posten, bald eine theologische in Freiburg folgte. Die Aufgaben, die seiner als Rektor in Rastatt harften, gingen damals weit über die eines Religionslehrers und vertrauten Leiters von Knaben und Heranwachsenden auf einem möglichen Weg zum Priestertum hinaus: jene Jahre der wachsenden Kriegsnot und der Nachkriegsbedrängnis verlangten allen Einsatz zur Wiederbewohnbarmachung des Hauses und zur Verpflegung der ihm Anvertrauten. Er hat dabei Außerstes geleistet. Doch die Kirchenbehörde rief ihn zur Habilitation im Fache der Patristik und hat den eben Habilitierten als Subregens nach St. Peter, wo er – neben den Vorlesungen in Freiburg – nicht nur solche im Priesterseminar zu halten hatte, sondern auch den wirtschaftlichen Part des Hauses übernehmen mußte. Er stand auch diesen Dingen nicht fremd gegenüber und meisterte sie mit der ihm eigenen Klugheit und Lebensnähe. Erst die Erlangung einer Dozentur

ließ ihn ganz für die wissenschaftliche Arbeit frei werden. Nach dem Ausscheiden Eugen Sciterichs als Weihbischof erhielt St. den Ruf auf die Professur für Fundamentaltheologie. Er betrieb mit Erfolg die Aufteilung des zu groß gewordenen Gebietes durch Errichtung eines eigenen, in deutschen katholischen Theologischen Fakultäten sonst noch nicht vorzufindenden Lehrstuhls für Religionsgeschichte. Bei der Teilung des Gebietes entschied er sich für diesen Part, dem er durch sein Forschen und Lehren besonders im Bereich der antiken Geistesgeschichte so nahe stand. Er verstand es aber auch hervorragend, zu den Disziplinen der Orientalistik Brücken zu schlagen, so daß viele fruchtbare Kontakte hergestellt wurden. Kaum war er 1954 Professor geworden, als ein schwerer Herzinfarkt ihn für Monate niederwarf; er hat sich nur langsam erholt und mußte sich viel mehr Schonung auferlegen, als es seinem lebhaften Geist entsprach. Seine dauernde Mitarbeit am Oberrheinischen Pastoralblatt zeigt, wie sehr ihm die Weitergabe der Erkenntnis auch über den Kreis der Zuhörer hinaus am Herzen lag. Sein pastorales Verlangen zeigt sich auch in der selbstverständlichen Bereitschaft, in der Pfarrgemeinde, in der er wohnte, Gottesdienst zu übernehmen. Zu den vielen Problemen, denen er seine Aufmerksamkeit widmete, gehörten nicht zuletzt die der heimatlichen Kirchengeschichte, die er in großen Zusammenhängen und in wissenschaftlicher Sachlichkeit sah. Bei aller Tiefe seiner Gläubigkeit war er voll einer kritischen Nüchternheit, der Größe und Begrenztheit des Christlichen im Blick auf die Weltreligionen und ihren Wert vorsichtig und offen erkannte. Im Seminar und in persönlichem Gespräch wurde oft die Kraft seiner Erkenntnis und die Fülle seines Wissens in besonderer Weise sichtbar. Sein so rascher Tod hat ein großes Bedauern hinterlassen, daß im Bereich der Wissenschaft durch ihn nicht noch mehr umfassende Aussage vorgelegt werden konnte, zu der er so sehr befähigt war. – Ein Nachruf erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 2. 3. 1970, S. 24.

Wolfgang Müller

Bibliographie Professor Dr. Dr. Otto Stegmüller¹

A. Monographien

- Berliner Septuagintafragmente. Berlin 1938 (= Phil. Diss. vom 14. 12. 1938).
 Berliner Septuagintafragmente. Gräfenhainichen: Schulze 1939. 75 S., 2 Bl. Abb.
 Berliner Septuagintafragmente. Mit 4 Tafeln. Berlin: Weidmann 1939. 75 S. (Berliner Klassikertexte aus den Staatlichen Museen zu Berlin, Heft 8).
 Fragmente frühchristlicher Poesie zum Epiphaniestagekreis. Freiburg i. Br. 1941. 128 Bl. (= Theol. Diss., maschinenschriftl. Vervielf.).
 Gregoriana. Pselloscholien zu den Reden des hl. Gregor von Nazianz. Freiburg 1949 (= Theol. Habil. 1949).

B. Sammelchriften

- Überlieferungsgeschichte der Bibel. In: Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, in: Bd. 1: Antikes und mittelalterliches Buch- und Schriftwesen. Überlieferungsgeschichte der antiken Literatur. Von Herbert Hunger, Otto Stegmüller u. a. Mit einem Vorwort von Martin Bodner. Zürich: Atlantis-Verlag 1961, 149–206.

¹ Erarbeitet von Dr. Dr. Peter Antes, Prof. für Religionswissenschaft in Hannover.

C. Lexikonartikel

Reallexikon für Antike und Christentum. Hrsg. von Theodor Klauser. Bd. 1. Stuttgart: Hiersemann 1950 ff.

Diptychon. Bd. 3, Sp. 1138–1149.

Lexikon der Marienkunde. Hrsg. von Konrad Algermissen, Ludwig Böer u. a. Bd. 1. Regensburg: Pustet 1967 ff. (bisher erschienen: Bd. 1).

Abaelard, Sp. 15 f.

Abelly	19	Babenstuber	504
Absolom v. Springiersbach	27	Bachmann (Amnicola)	505 f.
Achard v. St. Victor	35	Baconthorp	507
Adam de Perseigne	37 f.	Baeza	520 t.
Adam Scotus	38	Bagnati	521
Adam v. St. Victor	38 f.	Bail	521 f.
Adoptianisten	42 f.	Baillet	522 f.
Aegidius Carlerii	45	Bainvel	523
Aelfrik	54 f.	Balaeus	524
Aelred v. Rieval	55	Baldi della Gherardesca	526
Ailly	91	Baldi, Matthias	526 f.
Akazius v. Melitene	98	Balduin v. Ford	529
Alanus ab Insulis	101 f.	Baldus De Ubaldis	531
Alanus v. Varènes	103	Balinghem	532
Alexander III.	124	Ballerini	532 f.
Alexander Natalis	126 f.	Ballet	533
Alexandrinische Schule	127	Balthasar	533
Alvarado	170	Bandelli	548 f.
Alvarez de Paz	170	Baranowitsch	551 f.
Alva y Astorga	171 f.	Baretti	554
Amort, Eusebius	135 f.	Barradas	602 f.
Anastasius v. Antiochien	192	Barry	603 f.
Anastasius v. Caesarea	192	Bartholomäus v. Bologna	611 f.
Andreas Avellino	208	Bartholomäus v. Pisa	612
Andreas v. Kreta	209–211	Bartholomäus v. Trient	612
Antiochenische Schule	275 f.	Basel, Konzil v.	615 f.
Antipater v. Bos(t)ra	276	Beda Venerabilis	625 f.
Antist, Vinzenz Justinian	283	Bellarmin	663–665
Antonin v. Florenz	285–288	Bellelli	665 f.
Antonius von Cordoba	288	Barock, I	567–577
Apophthegmata	323	Bellovisu	669 f.
d'Argentan	342	Belluti	670
Arnald v. Bonneval	369–371	Benzoni	683 f.
Arnaldi	371 f.	Berengaudus	686
Arnoldi v. Alfeld	372	Berlendus	700 f.
Attikus	395 f.	Bernhard v. Clairvaux, I	710–715
Atto von Vercelli	396	Bernhard v. Cluny	720–721
Aufklärung, II	413 f.	Bernhard v. Eger	721
Augustin v. Alfeld	451 f.	Bernhard v. Toledo	721
Augustin v. Leonissa	452	Bernhardin de Bustis	721–725
Augustin v. Narbonne	452	Bernhardin v. Nocera Umbra	725
Augustinus Triumphus	464 f.	Bernhardin v. Paris	725 f.

Bernhardin v. Siena, I	726–733	Christobal de Avendano	1137 f.
Beverini	765	Chrysipp	1149 f.
Biebuyk	777	Cimarolo–Brentano	1156
Billiard	795 f.	Clichtoveus	1168 f.
Binet	798	Clorivière	1169 f.
Birnbaum	812	Coelestin I.	1170–1172
Biroat	813–815	Colini	1174–1176
Bivero	817	Colvener	1178 f.
Blémur	826	Contenson	1193
Bogdanowitz	850	Coster	1206 f.
Boissieu	851 f.	Courcier	1208
Bollani	857 f.	Couturier	1208 f.
Bomplanus	860 f.	Couvreur	1209
Bonacina	861	Crasset	1212
Bonhomme	864 f.	Crespi de Valdaura y Borja	1216 f.
Bonifatius IX	865	Cueillens	1220 f.
Bonito	865	Cyrillonas	1233 f.
Bordoni	867 f.		
Bostius	877	Damascenus Studita	1248 f.
Boudon	880	Daniel Agricola	1251
Bourassé	881 f.	Dapontes	1264 f.
Bourgoing	885	Dassier	1273 f.
Brant	888–890	Daurovultius	1276
Breitenbach	917–919	Davenport	1276 f.
Broickwy	952 f.	David v. Berevent	1278
Bromyard	953	David, Johannes	1279 f.
Bridgett	937	Delrio	1286 f.
Brulefer	976	Demetrios Kydones	1288
Bzovius	1021–1024	Deslions	1298 f.
		Didymos der Blinde v.	
Camargo	1046 f.	Alexandrien	1385
Campana	1047	Dionysius (der Kartäuser)	
Campanella	1047	van Leeuwen	1398–1401
Cadana	1204 f.	Domenichi	1404
Caesarius	1026 f.	Doré (= Petrus Auratus)	1426
Canisius	1052–1054	Drexel	1462
Capreolus	1058 f.	Dript	1463 f.
Caracciolo, Landulf	1059	Dubois (= L. Bona)	1471 f.
Caracciolo, Robert	1059 f.	Dulcken	1479 f.
Carvajal	1072	Durandus	1480 f.
Castillo Velasco	1081	Durantis	1481
Castro	1081 f.		
Cerf	1087	Eck	1489 f.
Chanut	1097 f.	Ekbert v. Schönau	1545–1548
Chardon	1104	Elisabeth v. Schönau	1558–1561

D. Zeitschriften

Christliche Texte aus der Berliner Papyrussammlung. In: Aegyptus. Milano. 17, 1937, 452–462.

Ein Bruchstück aus dem griechischen Diatessaron (P. 16388). In: Zeitschrift

- für die neutestamentliche Wissenschaft und Kunde der älteren Kirche. 37, 1938, 223–229.
- Unsere Sorge um den Priesternachwuchs. In: Oberrheinisches Pastoralblatt. Karlsruhe (= OP) 50, 1949, 241–245.
- Romfahrt 1950. OP 51, 1950, 58–60.
- Zur Primizfeier. OP 51, 1950, 148–155.
- Zur Brevierreform. OP 51, 1950, 179–187.
- Aus den Magazinen der biblischen Archäologie. OP 51, 1950, 220–223 und 273–276.
- Eine oberrheinische „Expositio canonis missae“ aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. FDA 70, 1950, 128–153.
- Vidi aquam. OP 52, 1951, 85–88.
- Vom Geist der Evangelisation. OP 52, 1951, 118–124 und 53, 1952, 21–23.
- Sub tuum praesidium. Bemerkungen zur ältesten Überlieferung. In: Zeitschrift für katholische Theologie. Wien. 74, 1952, 76–82.
- Das manichäische Fundamentum in einem Sakramentar der frühen Karolingerzeit. Ebd. 450–463.
- In Psalmis et Hymnis. OP 53, 1952, 118–122.
- Fürbittende Allmacht. Eine alte Marienlegende. OP 53, 1952, 211–217.
- Briefe an junge Geistliche. OP 54, 1953, 225–227 und 270–273.
- Zu den Bibelorakeln im Codex Bezae. In: Biblica. Romae. 34, 1953, 13–22.
- Der heilige Augustinus als religiöse Gestalt. OP 55, 1954, 31–38.
- Aus der mariologischen Arbeit der katholischen Theologie von heute. OP 55, 1954, 57–63.
- Heinrich Straubinger, 1878–1955. OP 56, 1955, 189–193.
- Die Heilungswunder von Lourdes. OP 59, 1958, 329–336.
- Ist der Kommunismus eine Religion? OP 60, 1959, 265–271.
- Der Immakulata-Trakt des Basler Franziskaners Franz Wiler († 1514). In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Basel. 60, 1960, 47–64.
- Zur Religionsgeschichte in der Freiburger Theologischen Fakultät. OP 67, 1966, 388–394.
- Martin von Tours oder Gottschalk von Orbais? In: Revue bénédictine. Maredsous. 76, 1966, 177–230.

Stephan Josef

Geb. 1. 1. 1886 Rinschheim; ord. 6. 7. 1910; Vikar in St. Blasien, Schwarzach, Kappel a. Rh.; Feldgeistlicher 5. 8. 1914; Vikar in Jöhlingen 18. 12. 1918, Oppenau 25. 11. 1919; Pfarrer in Mannheim-Sandhofen 18. 10. 1920, Investitur 31. 10. 1920, in Allfeld 27. 10. 1931, Investitur 22. 11. 1931; Ruhestand 1. 8. 1951 Rinschheim, ab 10. 7. 1970 Osterburken. Gest. 7. 11. 1970 Buchen, Krankenhaus, beerdigt 10. 11. 1970 Rinschheim. Ehrenbürger der Gemeinde Rinschheim 6. 7. 1960. Badisches Kriegsverdienstkreuz 9. 9. 1917.

S. war der Sohn eines Landwirts in der zur Pfarrei Götzingen gehörenden Filiale Rinschheim und hatte eine Schwester im Kloster Niederbronn im Elsaß. Er wurde von Dekan Leuser auf die Quarta der höheren Bürgerschule in Buchen vorbereitet. Von der Untertertia an besuchte er das Gymnasium in Tauberbischofsheim und war Zögling des Gymnasialkonvikts. Er war ein guter Schüler und ein noch vorzüglicherer Theologiestudent, der sein ganzes

Leben gern studierte, insbesondere die Kirchengeschichte seiner Heimat. Gesundheitlich keineswegs robust, ja wiederholt krank und operiert, konnte er das diamantene Priesterjubiläum feiern. Sein Wesen war gewinnend, vornehm, aber bescheiden, sein Berufseifer vorzüglich. Er ließ sich nie gehen, blieb zäh, auch wenn es ihm die Gesundheit schwer machte. Er war ein besinnlicher Mensch, der sich dem betrachtenden Gebet hingab. Im Weltkrieg wurde er gleich nach Kriegsausbruch als Militärkrankenwärter an die Lazarette in Lahr, Badenweiler und am Dreikönigstag 1916 als Lazarettgeistlicher in Freiburg einberufen; kurz vor Weihnachten 1917 wurde er „überetatsmäßiger freiwilliger“ Feldgeistlicher bei der 108. Inf. Div. In Mannheim-Sandhofen renovierte er die Kirche und baute Kinderschule mit Gemeindehaus. Mehr noch tat er für den geistigen Kirchenbau in den Seelen und vor allem durch die Hinführung junger Menschen zum Studium, denen er den ersten Lateinunterricht gab und deren Studium er mit Gebet und persönlichen Opfern begleitete. Kreislaufstörungen mit Herzinfarkt verringerten seine Sehkraft, so daß er zuletzt das Brevier mit dem Rosenkranz vertauschen mußte. Mit ihm ging eine edle, würdevolle Priestergestalt in die Ewigkeit ein. T. K.

Weber J o h a n n (Ostpriester)

Geb. 22. 8. 1903 Hultschin/Schlesien; ord. 5. 7. 1926; Kaplan in Schildberg; Pfarrverweser in Hoflanz; Pfarrer in Mährisch Rothwasser Kr. Hohenstadt/Mahren; 1939 – 1946 daselbst Dekan; Ausweisung (Dezember) 1946; seit Dezember 1946 in Bammental; Expositus daselbst 1. 1. 1947; Kurat daselbst mit dem Titel Pfarrer 1. 9. 1956; Ruhestand 1. 7. 1969 Waldhilsbach; gest. 29. 8. 1970 Waldhilsbach; beerdigt 1. 9. 1970 Bammental.

W. stammte aus jenem Teil des Kreises Ratibor in Oberschlesien, der nach dem Versailler Vertrag als „Hultschiner Ländchen“ an die Tschechoslowakei kam; kirchlich gehörte dieses Gebiet schon immer zur Erzdiözese Olmütz. Nach dem Besuch der Volksschule in Hultschin und des Gymnasiums in Ratibor absolvierte er das Theologiestudium in Olmütz. Als Pfarrer und Dekan in Mährisch Rothwasser wurde er Ende 1946 vertrieben und kam im Dezember nach Bammental, wo seine drei Schwestern Unterkunft gefunden hatten. Bammental, bis dahin protestantische Filiale von Wiesental, wurde Expositur, bis 1956 nach der Erstellung eines Pfarrhauses W. die Notwohnung aufgeben konnte und die Expositur zur selbständigen Pfarrkuratie erhoben wurde. Dies ist im wesentlichen ein Verdienst des Ostpriesters. W. wird übereinstimmend geschildert als offener, bescheidener, lebenswürdiger, opferbereiter Priester, der als tüchtiger Pfarrer sich für eine größere Gemeinde geeignet hätte. Sein Wandel war untadelig, seine Predigt anschaulich, volksnah, gemütvoll, eindringlich. Sein Verhältnis zu den Mitbrüdern, denen er ringsum jederzeit aushalf, gewinnend. Mit allen, auch mit den Evangelischen, die im Ort noch immer die Hauptkonfession bildeten, hatte der rührige Priester guten Kontakt. Seine Gesundheit schien bis auf ein Fußleiden und eine Gallenerkrankung befriedigend, doch 1969 gebot der Arzt Schluß für jede Art von Belastung wegen lebensbedrohendem Hochdruck. W. fügte sich und zog sich nach Waldhilsbach zurück; doch war es bereits zu spät; nach Jahresfrist meldete sich der Tod. T. K.

Namensregister zum Nekrolog

- Ackermann, Otto 394
Albietz, Friedrich Alois 355
Amann, Max 290
Armbruster, Hermann 260
Bachstein, Anton 355
Bächle, Albin 261
Bär, Karl Gottlieb 320
Banholzer, Franz 261
Banholzer, Dr. Gustav 356
Bauer, Rudolf 395
Beiser, Heinrich 396
Berberich, Theodor 357
Berger, Ferdinand 321
Bernauer, Ernst 358
Beuchert, Edmund 322
Beuschlein, Alois 293
Bieger, Thomas 262
Biemer, Joseph 262
Blum, Joseph 263
Bockel, Heinrich Albert 323
Braun, Adolf 294
Beitner, Vinzenz 295
Buckl, Wilhelm 264
Büche, Josef 359
Bürkle, Karl 360
Busam, Fritz 265
Bussemer, Fritz 362
Butscher, Anton 396
Dauß, Rudolf 324
Deichelbohrer, Karl 296
Deisler, Otto 397
Döbele, Reinhold 399
Dold, Ivo 265
Dold, Dr. Richard 362
Dorner, Hermann Heinrich 296
Dreher, Joseph 297
Dufner, Julius 325
Eiffler, Emil 266
Eigeldinger, Albert Leopold 400
Engesser, Adolf 364
Epple, Paul 400
Fackler, Rudolf 267
Färber, Adalbert Alois 299
Faller, Karl 300
Fauser, Karlheinz 401
Feicht, Kaspar 325
Fettig, Johann Friedrich 301
Fink, Karl 326
Firley, Ernst 365
Fischer, Ludwig 366
Fleck, Friedrich 302
Fleig, Paul 326
Föry, Emil 302
Freischlag, Wilhelm 328
Frickhofen, Stephan 366
Friedrich, Johann 329
Friton, Robert 268
Fromhold, Lorenz 329
Ganter, August 402
Gebert, Johannes 303
Gedemer, Ludwig 403
Geiger, Dr. Otto 269
Geißler, Karl Friedrich 404
Gersitz, Josef 304
Gießler, Franz Karl 269
Ginter, Dr. Hermann 270
Gitzler, Erwin 367
Glänz, Franz Joseph 368
Glökler, Emil 405
Göbel, Heinrich 304
Götz, Karl 270
Götzinger, Georg Bernhard 271
Graf, Dr. Franz 369
Grom, Konrad 305
Grussy, Ludwig 306
Haaf, Hubert 306
Häßler, Dr. Johannes 406
Harbrecht, Alfons 272
Heizmann, Wilhelm 371
Henn, Joseph 272
Hermann, Otto 370
Herrmann, Joseph 372
Hesch, Wilhelm 307
Himmelsbach, Anton 308
Hirtler, Adolf 308
Hock, Vinzenz 309
Hodeck, Friedrich 374
Höfler, Hugo 330
Hofmann, Emil 273
Hogg, Erwin 408
Huber, Ludwig 331
Jauch, Pius 274

- Johmann, Jakob 310
 Junker, Otto 410
 Kalble, August 374
 Kaiser, Ernst Friedrich 332
 Kast, Hermann 310
 Keim, Karl 375
 Keller, Leo 274
 Kengelbach, Gustav Wilhelm 312
 Keuchel, Dr. Paul 376
 Kinzig, Joseph 377
 Kleiser, Alfons 377
 Köhler, Wilhelm Otto 410
 Kornmeyer, Joseph 412
 Krapf, Burkhard 333
 Kraus, Albert 312
 Kromer, Bernhard 275
 Kuhn, Walther 378
 Kunz, Rudolf 313
 Kurtz, Franz 276
 Landis, Eugen Karl 333
 Lehn, Edmund 313
 Leiber, Hermann 380
 Leserer, Johann 380
 Lubomski, Alexander 335
 Lurz, Alfons 336
 Maier, Ernst 337
 Maier, Wilhelm 314
 Miltner, Joseph 337
 Moll, Gottfried 277
 Morath, Matthäus 382
 Mors, Andreas 338
 Nägele, Franz Xaver 314
 Neuhäuser, Hermann Wilhelm 339
 Niszbach, Joseph 413
 Öchsler, Julius 415
 Poschmann, Anton Karl 416
 Reichert, Karl 417
 Reichgauer, Eduard 383
 Reger, Joseph 384
 Retzbach, Blasius 277
 Richard, Wilhelm 278
 Ritsche, Joseph 279
 Roos, Alois Valentin 340
 Ruf, Hermann 280
 Ruf, Dr. Wolfgang 340
 Sälzler, Felix 343
 Sauer, Eugen 346
 Sauter, Anton 281
 Schächtele, Vinzenz 418
 Schaub, Adolf 419
 Schelb, Dr. Bernhard 281
 Schlegel, Alfons 344
 Schmidt, Wilhelm Heinrich 345
 Schmitt, Helmut 385
 Schneider, Hermann 386
 Scholl, Joseph 387
 Schork, Anton 388
 Schottmüller, Eduard 283
 Schwaer, Alfred 283
 Schwarz, Alfons 284
 Schweizer, Franz 420
 Schweizer, Karl 315
 Seitz, Konstantin 316
 Siebold, P. Bernhard OSB 389
 Siegel, Alois 421
 Söhner, Theodor 346
 Sohm, Heinrich Joseph 347
 Sommer, Eugen 347
 Späth, Joseph 428
 Spitzmüller, Karl 391
 Stadelhofer, Friedrich 428
 Stegmüller, Dr. Otto 429
 Stehlin, Albert 389
 Steidle, Hermann Alfred 348
 Stempfle, Hans 285
 Stephan, Joseph 433
 Stocker, Gebhard 286
 Störkle, Berthold 286
 Stork, Joseph 391
 Ströbele, Johannes 287
 Thimm, Dr. Karl 317
 Tröndle, Leo 287
 Ullrich, Hermann 349
 Ulsamer, Dr. Gebhard 288
 Vogel, Carl Georg 380
 Walter, Anton Georg 317
 Weber, Erich 392
 Weber, Johann 434
 Weibel, Peter 351
 Weimann, Maximilian Ludwig 352
 Weimert, Johann Franz 320
 Wetzler, Gustav 393
 Wickenhauser, Hermann 352
 Wildschütte, Viktor 353
 Wölflle, Josef 354
 Wolf, Wilhelm 289
 Zimmermann, Linus 355

Miszelle

Bemerkungen zu: Oberrheinische Studien. Band II.

Neue Forschungen zu Grundproblemen der badischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert.

Hrsg. von **Alfons Schäfer** im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. Kommissionsverlag G. Braun, Karlsruhe. 1973, 407 S., 24 Abb., 36,- DM.

Die seit 1960 als „Zusammenschluß von Historikern und Landeskundlern der verschiedensten Fachrichtungen aus Baden-Württemberg, dem Elsaß und der Pfalz“ (Oberrheinische Studien I, Vorwort) in Karlsruhe bestehende Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein hat sich unter ihren Leitern Oberstaatsarchivdirektor Dr. Günther Haselier und seit 1965 Oberstaatsarchivdirektor Dr. Alfons Schäfer die Aufgabe gestellt, durch Vorträge und Diskussionen, die z. T. öffentlich sind und sich somit an ein breiteres Publikum wenden, einen Beitrag zur landesgeschichtlichen Erforschung des Oberrheinraumes zu leisten.

Nachdem der erste Band der Oberrheinischen Studien (1970) Vorträge der Arbeitsgemeinschaft zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte der Oberrheinlande enthielt und – wohl aus finanziellen Gründen – nur als Fortdruck der in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 117 (1969) erschienenen Beiträge publiziert werden konnte, – natürlich mit eigenem Titel und Einband sowie ergänzt um ein Verzeichnis der Vorträge seit Bestehen der Arbeitsgemeinschaft bis 17. 2. 1970 – kann Alfons Schäfer als Herausgeber der Oberrheinischen Studien nun mit dem II. Band die erste völlig eigenständige Publikation der Arbeitsgemeinschaft vorlegen. Sie ist thematisch Grundproblemen der badischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert gewidmet und umfaßt 13 Beiträge, die im folgenden kurz vorgestellt werden sollen (ggf. unter Angabe des Vortragsjahres und des Erstpublikationsortes), bevor zwei kirchengeschichtliche Themen besonders hervorgehoben werden.

Reinhard Rürup beschreibt „Die Emanzipation der Juden in Baden“ (S. 1–21; Vortrag 1966, erweiterte Erstpublikation in ZGO 114, 1966, 242–300) im Zeitraum von 1782 bis zu ihrem gesetzlichen Abschluß 1862, der zusammen mit der gleichzeitig eingeführten Gewerbefreiheit

und Freizügigkeit sowie der Verwaltungsreform Grundstein zum Aufbau einer liberalen Gesellschaftsordnung war.

Erich Hock verfolgt in „Deutsch-russische Begegnung in Baden“ (S. 23–47; Vortrag 1964, hier erweiterte Erstpublikation) unter Einbeziehung kulturhistorischer Zusammenhänge (Literatur, Kunstdenkmäler etc.) in einem weit gespannten Zeitraum die Spuren russischer Gäste, natürlich insbesondere in Baden-Baden.

Karl Siegfried Bader, der „Altmeister“ südwestdeutscher Rechtsgeschichte, beleuchtet „Die badische Verfassung von 1818 und ein Jahrhundert badischer Verfassungswirklichkeit“ (S. 49–60; Vortrag 1969, hier Erstpublikation).

Manfred Botzenhart vermittelt mit seinem Beitrag „Baden in der deutschen Revolution 1848/49“ (S. 61–91; Vortrag 1972, hier erweiterte Erstpublikation), insbesondere auch durch die Analyse des badischen Wahlrechtes und -verfahrens zur Frankfurter Nationalversammlung wichtige neue Erkenntnisse und wird zusammen mit einer neuen Studie von Günter Richter über „Revolution und Gegenrevolution in Baden 1849“¹, die zeitlich an Botzenhart anschließt, von diesem aber noch nicht mitverwertet werden konnte, wichtige Grundlage jeder Beschäftigung mit diesem Abschnitt badischer und darüber hinaus deutscher Geschichte sein.

Die Kulturkampfuntersuchung von *Lothar Gall* soll weiter unten näher behandelt werden.

Mit der Wiederaufnahme seiner Untersuchung „Baden, Bismarck und die Annexion von Elsaß und Lothringen“ (S. 133–173; Vortrag 1967, Erstpublikation ZGO 115, 1967, 167–204 mit Dokumentenanhang), die er für diesen Sammelband überarbeitet und durch Auswertung neuer Quellen und der inzwischen erschienenen Literatur erweitert hat, greift *Josef Becker* erneut in die wissenschaftliche Diskussion um das Problem der Annexion von Elsaß-Lothringen ein. Hierdurch ändert sich nichts Wesentliches an den Ergebnissen der Untersuchung. Die Kriegszieldiskussion war im Grenzland Baden stark bestimmt von der Forderung nach einer militärisch sicheren Grenze und die badische Regierung maß der Annexionsfrage entscheidendes Gewicht im Rahmen des kleindeutschen Einigungsprozesses zu. Während die südbadische Textilindustrie sich überhaupt gegen jede Annexion elsässischer Baumwollindustriebezirke aussprach, wegen des daraus folgenden Konkurrenzdruckes², befürwortete die badische Regierung

¹ In: ZGO 119, 1971, 387–425.

² Zum Gesamtkomplex jetzt *Eberhard Kolb*, Ökonomische Interessen und politischer Entscheidungsprozeß. Zur Aktivität deutscher Wirtschaftskreise und zur Rolle wirtschaftlicher Erwägungen in der Frage von Annexion und Grenzziehung 1870/71, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (VSWG) 60, 1973, 343–385.

in ihrem Kriegszielmemorandum vom 2. 9. 1870 ausdrücklich die Vereinigung des abzutretenden Gebietes mit Preußen oder dem Norddeutschen Bund und sprach sich unter Verzicht auf jede badischen Gebiets-erweiterung gegen eine Vereinigung annektierter Gebiete mit irgendeinem süddeutschen Staat aus. Dies war vor allem ein Ergebnis der Furcht vor einem wachsenden bayerischen Gewicht in Süddeutschland, die in Baden besonders stark war, weil dieses Land seit seiner Entstehung noch „kein Bewußtsein eines völlig gesicherten Bestandes entwickelt“ (Becker S. 156) hatte. Es ist interessant, den Meinungswandel vor allem badischer Wirtschaftskreise zur Annexionsfrage zu verfolgen, der unter veränderten Begleitumständen im Laufe der Diskussion um die Aufteilung Elsaß-Lothringens während des ersten Weltkrieges stattfand. Hugo Ott hat diesen Problembereich inzwischen dargestellt³.

Mit dem Beitrag „Zur Revolution von 1918 in Baden. Klumpp-Putsch und Verfassungsfrage“ (S. 175–202; hier Erstpublikation) ergänzt *Gerhard Kaller* seine bisherigen Untersuchungen zu diesem Abschnitt badischer Geschichte⁴. Kaller versucht mit Hilfe von bisher nicht ausgewerteten Archivalien die Hintergründe des sog. „Klumpp-Putsches“ am 11. November 1918 aufzuhellen. In minutiöser Darstellung und unter weitläufiger Heranziehung von biographischem Material wird Heinrich Klumpp als Einzelgänger und zwielichtige Figur charakterisiert, der durch die von ihm initiierte Schießerei am großherzoglichen Schloß – er wollte in wohl nicht ganz nüchternem Zustand die vermeintliche Gegenrevolution verhindern – die Flucht des Großherzogs aus Karlsruhe herbeiführte. Auch wenn Klumpp hierdurch der Volksregierung vielleicht einen Dienst erwies, so hatte diese doch kein Verständnis für diese „Heldentat“, wie die scharfe Reaktion von Regierung und Räten sowie Presseberichterstattung über Klumpp und seinen „Putsch“ zeigen. In starkem Kontrast hierzu stehen die demokratischen Parteiführer und ihr von Kaller beschriebenes Ringen um einen Verfassungsentwurf.

Horst Rehbergers Vortrag (1967) über „Die Gleichschaltung des Landes Baden 1932/33“ (S. 203–222; hier Erstpublikation) beruht ganz auf seiner gleichnamigen Disseratation⁵, die eine der wenigen Darstellungen zur badischen Geschichte im Dritten Reich ist.

³ *Hugo Ott*, Die elsässisch-lothringische Frage und ihre Erörterung in Baden 1916/1917, in: ZGO 118, 1970, 353–377.

⁴ Siehe besonders *Gerhard Kaller*, Die Revolution des Jahres 1918 in Baden und die Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats in Karlsruhe (mit umfangreichem Quellenanhang), in: ZGO 114, 1966, 301–350. Allerdings ist zu fragen, warum nicht dieser, viel wichtigere Aufsatz, vielleicht überarbeitet und ergänzt um die Erkenntnisse des hier abgedruckten Aufsatzes für die Oberrheinischen Studien II ausgewählt wurde.

⁵ Heidelberg Rechtswissenschaftliche Abhandlungen, N. F. 19, Heidelberg 1966.

Auf die Studie von *Klaus Scholder* über den Kirchenkampf im Dritten Reich ist weiter unten zurückzukommen.

Mit der Untersuchung von *Günther Haselier* über „Die Bildung des Landes Württemberg-Baden 1945/46“ (S. 243–284; Vortrag 1973, hier Erstpublikation), die sich im wesentlichen auf die verwaltungspolitischen Aspekte des Themas beschränkt und durch zahlreiche Quelleneinschübe und einen 18seitigen Dokumenten-Anhang angereichert ist, ist nun auch die Möglichkeit eines auf archivalischer Grundlage beruhenden Forschungseinstiegs in die neueste baden-württembergische Geschichte verbessert worden. (Hierzu auch *Eberhard Konstanzer*, Die Entstehung des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart 1969.)

Auf die soweit grob chronologisch angeordneten Beiträge folgen drei Spezialstudien zur Industrialisierung:

Hans Georg Zier leistet durch seine Untersuchung über „Die Industrialisierung des Karlsruher Raumes“ (S. 335–372; Vortrag 1971, hier erweiterte Erstpublikation) auch einen Beitrag zur Erforschung der gesamtbadischen Industrialisierung. Im Vordergrund stehen soziale Probleme (hierzu auch ein Dokumenten-Anhang), ferner beschäftigt er sich mit Standortproblemen, Gewerbepolitik und Herkunft von Unternehmern und Kapital, wobei auch zahlreiche Forschungslücken angedeutet werden.

Ebenfalls auf archivalischer Grundlage stehen zwei unternehmerbiographische Untersuchungen von *Paul Hans Stemmermann* über „Die badisch-pfälzische Familie Buhl. Biographie einer Familie von Industriepionieren und liberalen Politikern“ (S. 285–334) und „Wilhelm Lorenz. Seit Ettlinger Werk und die Daimler-Motoren-Gesellschaft“ (S. 373–382).

Im Rahmen dieser Zeitschrift hat der Rezensent zwei Beiträge besonders hervorzuheben: Der zuerst 1965⁶ publizierte Aufsatz von *Lothar Gall* über „Die partei- und sozialgeschichtliche Problematik des badischen Kulturkampfes“ (S. 93–132; Vortrag 1966) wird hier, ergänzt durch einige Hinweise auf seitdem erschienene Literatur, mit Recht wieder abgedruckt. Zur speziellen partei- und sozialgeschichtlichen Fragestellung, wie Gall sie am Beispiel Badens verfolgte, liegt

⁶ ZGO 113 (1965, nicht 1966 wie irrtümlich Oberrh. Stud. II, 93, Anm.). Die Kulturkampfstudie Galls war erwachsen aus der Beschäftigung mit einer größeren Arbeit über den badischen Liberalismus, die inzwischen erschienen ist und für die weiteren Zusammenhänge zu benutzen ist: *Lothar Gall*, Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung. = Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Bd. 47, Wiesbaden 1968. Dieses Buch hat ein hervorragendes Echo erfahren; siehe z. B. die Besprechungen in FDA 89, 1969, 597–599 (Julius Dorneich), HZ 210, 1970, 436–439 (Th. Nipperdey), Erasmus 22, 1970, 375–378 (G. G. Windell), Schweizerische Zeitschrift f. Geschichte 21, 1971, 183–185 (H. Seier), Historisches Jahrbuch 92, 1972, 234 f. (Willy Real).

nämlich noch keine neuere weiterführende Literatur vor⁷, insbesondere nicht für andere deutsche Länder und das Reich⁸. Dies ist um so bedauerlicher als Phasen, Gründe und Hintergründe der Kulturkampfauseinandersetzung in den süddeutschen Staaten deutlicher erkennbar sind als später im Reich. Hinzu kommt, daß zwar nicht sicher ist, inwieweit der badische Kulturkampf für Bismarck paradigmatischen Charakter hatte (Gall Anm. 67), jedoch feststeht, „daß Bismarck den badischen Kulturkampf mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, zu Beginn der siebziger Jahre bei der badischen Regierung eingehende Erkundigung über Art und Methoden dieses Kampfes eingezogen und auch versucht hat, damit besonders vertraute Beamte in den preußischen Dienst zu ziehen“ (S. 126). Es ist aus dieser Sicht verständlich, daß Baden bevorzugtes Objekt der Kulturkampfforschung ist⁷. Inhaltlich sei hervorgehoben, daß Gall zwei Phasen staatlich-kirchlicher Auseinandersetzung unterscheidet, deren erste 1848 beginnt, als die Würzburger Bischofskonferenz den von der Nationalversammlung proklamierten Grundsatz der Selbständigkeit der Kirchen aufgreift und auch die Freiburger Kurie unter geistiger Führung des Mainzer Bischofs Ketteler in den fünfziger Jahren den Kampf um die Befreiung von Staatskirchentum und um die Wahrung ihres Besitzstandes besonders im Schulwesen aufnimmt. Die Konvention von 1859 zwischen Heiligem Stuhl und Baden, die von der badischen Regierung unter dem Vorbehalt der Zustimmung der Kammern der Landstände schon unterzeichnet war, schien ein Ende des Kirchenkampfes zu bringen, jedoch rief ihre Veröffentlichung eine von der liberalen Partei getragene, außerordentlich heftige Opposition hervor, die zur Ablehnung der Konvention in der II. Kammer (März 1860) und zu einem spektakulären Regierungswechsel führte. Damit war die zweite Phase, die des eigentlichen „Kulturkampfes“ mit einschneidenden antikirchlichen Maßnahmen des Staates auf dem Gebiet des Schulwesens, der Theologenausbildung, des Ehrechts, der Stiftungen und Orden etc. eingeleitet. Der Schwerpunkt von Galls Untersuchung liegt auf den partei- und sozialgeschichtlichen Hintergründen dieser Phase. Hierbei macht er die ausschlaggebende Bedeutung wirtschaftlicher und sozialer

⁷ Zum Gesamtkomplex des badischen Kulturkampfes ist eine umfangreiche Arbeit von *Josef Becker* angekündigt, die unter dem Titel „Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen ihres Verhältnisses in Baden 1860–1876“ im Grünewald-Verlag Mainz erscheint. – Siehe auch *Manfred Stadelhofer*, *Der Abbau der Kulturkampfgesetzgebung im Großherzogtum Baden 1878–1918*, = Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern, Reihe B: Forschungen Bd. 3, Mainz 1969.

⁸ Die letzte umfassende Darstellung des Kulturkampfes bei *Ernst Rudolf Huber*, *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. IV Struktur und Krisen des Kaiserreichs, Stuttgart 1969, 645–831.

Gegensätze (wirtschaftliche Stagnation auf dem Lande – einsetzender industrieller Aufschwung in den Städten) für den katholischen Widerstand gegen die liberale Kirchen- und Schulpolitik deutlich: Erst im Verbund mit den Schichten der Bevölkerung, die durch die sich ab 1864/65 zeigenden Folgen der liberalen Gewerbegesetzgebung besonders benachteiligt waren – sie stammten aus den ländlichen, überwiegend katholischen Gebieten des Bodensees, Schwarzwaldes, bad. Odenwaldes –, ferner nachdem die sog. „wandernden Kasinos“ als neues Einflußmedium bewährt waren (1865), hatte die Kirche Erfolg mit ihren Versuchen, „populare Kräfte für sich zu mobilisieren“ (Gall S. 107). Mitentscheidend für diesen Erfolg war ferner, daß die katholische Bewegung besonders ab 1867 ihre Kritik und Agitation über den Bereich der kulturpolitischen Maßnahmen hinaus, gegen das ganze liberale System, seine kleindeutsche Politik, soziale und wirtschaftliche Momente richtete. Jedoch blieb hierbei sowohl für die Führung der liberalen Bewegung wie auch für die Liberalen der Kulturkampf immer das eigentlich Wesentliche der Auseinandersetzung. Die katholische Bewegung verstand sich zwar nicht als politische Interessenvertretung, sondern als „spontane Opposition gläubiger Katholiken“ (Gall S. 121), tatsächlich aber wuchs sie immer mehr in die Rolle einer politischen Partei hinein, so daß die Gründung der „Katholischen Volkspartei“ (1869) mit einem sich nicht auf kirchen- und kulturpolitischen Fragen beschränkenden Programm eigentlich nur die Konsequenz dieser Entwicklung war. Zu Vorgeschichte und Entstehung dieser Partei sowie zu den Wanderkasinos hat übrigens Julius Dorneich in dieser Zeitschrift einen wichtigen Beitrag geleistet⁹.

Ebenfalls auf besonderes Interesse bei den Lesern des FDA dürfte der Beitrag von *Klaus Scholder* über „Baden im Kirchenkampf des Dritten Reiches“ stoßen (S. 223–241; Vortrag 1970, hier Erstpublikation). Scholder ist o. Prof. für Kirchenordnung am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Tübingen und durch mehrere Veröffentlichungen (hier angegeben in Anm. 5, 31, 52, 64) als Kenner – besonders evangelischer – kirchengeschichtlicher Probleme im Dritten Reich ausgewiesen. Hier beabsichtigt er „keine abgerundete Gesamtdarstellung“ wie auch der Untertitel „Aspekte und Fragen“ deutlich macht, vielmehr deutet er an einigen Punkten selbst an, daß endgültige Antworten noch nicht möglich sind und greift immer wieder Differenzpunkte aus der offensichtlich lebhaften Diskussion in der Arbeitsgemeinschaft über seinen Vortrag auf (Anm. 18, 21, 39, 53). Seine Hauptabsicht ist es, auf der Grundlage eigener Archivstudien und neuer Akteneditionen die Sonderrolle Badens im Kirchenkampf des Dritten

⁹ *Julius Dorneich*, Die Entstehung der badischen „Katholischen Volkspartei“ zwischen 1865 und 1869 im Tagebuch von Baurat Dr. Karl Bader, in: FDA 84, 1964, 272–399.

Reiches herauszuarbeiten, für die ein „Zusammentreffen von außerordentlicher Kompromißbereitschaft auf der kirchlichen und einem gewissen Entgegenkommen auf der staatlichen Seite“ (S. 227) entscheidend war. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt auf den Jahren 1933/34, doch leistet ein knapper Abschnitt über „Badische Initiativen zur ‚Endlösung‘ der Kirchenfrage“ eine gewisse Abrundung des Themas. Gerade hier bleiben noch viele Fragen offen: vor allem trotz neuer wichtiger Quellenfunde Scholders die Rolle des badischen Kultusministers Dr. Otto Wacker, die Motive der von ihm seit 1935 verfolgten neuen radikal-antikirchlichen Politik, sein Einfluß auf den erbitterten Kirchenfeind Martin Bormann und manches andere. Wackers früher Tod (geb. 1899, gest. 1940) dürfte, wie Scholder feststellt, die „badischen Kirchen in den Kriegsjahren vor manchen zusätzlichen Schwierigkeiten bewahrt“ haben (S. 241). Läßt man einmal die in der evangelischen Landeskirche, wie Scholder herausarbeitet, ähnlich gelagerten Verhältnisse (Kompromißbereitschaft des Landesbischofs, Suche nach einem *modus vivendi*) außer Acht, so steht im Bereich der katholischen Kirche das Ringen um das Reichskonkordat und die Rolle von Erzbischof Gröber im Hauptteil der Untersuchung über „Die Kirchen in Baden in der Zeit der Konsolidierung der nationalsozialistischen Herrschaft (Frühjahr 1933 bis Herbst 1934)“ im Vordergrund der Darstellung. Das Eintreten Gröbers für den Abschluß des Konkordates sieht Scholder geprägt von der aus verschiedenen Motiven erwachsenen Überzeugung des Erzbischofs, „daß bei vernünftigem Verhalten und hinlänglicher Kompromißbereitschaft der katholischen Kirche zwischen ihr und dem neuen Staat ein *modus vivendi* sich finden lassen müsse und werde“ (S. 226) sowie besonders auch durch die in Baden im Unterschied etwa zu Bayern oder Württemberg trotz aller Ausschreitungen herrschende „relativ ruhige Atmosphäre“ (S. 229), ferner durch die Tatsache, daß die badische Regierung sich gegenüber der Kirche neutral verhielt und auch das badische Konkordat im wesentlichen genau beachtete¹⁰. Soweit mag man Scholder folgen. Sein Urteil aber, daß Gröber einen „zweifellos erheblichen Anteil“ daran hatte, „daß die Kurie sich von Hitler hat derartig täuschen lassen“, erscheint vielleicht etwas zu scharf, wenn man das Interesse Pacellis am Konkordatsabschluß in Rechnung stellt, worauf auch Scholder hinweist (Anm. 29). Möglicherweise überbewertet Scholder die Bedeutung Gröbers und den Sonderfall Baden für den Konkordatsabschluß. Freilich hat Clemens Bauer herausgearbeitet, daß der Erzbischof „in entscheidenden Momenten, sei es bei Zögern des vatikanischen wie des staatlichen Partners und in Krisensituationen, von der Paraphierung

¹⁰ Zu dessen Abschluß im gleichen Bande *Rebberger*, 214–218. Ein feines Beispiel für die auch in anderen Fällen gegebene thematische Abrundung dieses Bandes!

bis zur Ratifikation und danach für die Durchführung, erfolgreich eingegriffen hat“, jedoch auch darauf hingewiesen, daß Gröber „nicht zu den ‚Baumeistern‘ des Reichskonkordates, auch nicht zu dem Kreis der r-Hauptfiguren“ gehörte¹¹. Es ist sicherlich schwer zu entscheiden – dies betont auch Scholder – „wie die Konkordatsverhandlungen ausgegangen wären, wenn anstelle Gröbers etwa der ebenso klarblickende wie entschiedene Bischof von Eichstätt, Konrad von Preysing, die Kurie beraten hätte“ (S. 230). Es ist zweifellos schwierig, der Persönlichkeit Erzbischofs Gröbers gerecht zu werden und, wenn Scholder auch keine biographische Darstellung beabsichtigte, so ist sie doch in dieser Hinsicht ergänzungsbedürftig¹². Elemente dieser Persönlichkeit sind die anfänglich positive Einstellung zum neuen Staat¹³, eine verhältnismäßig lange „Verkennung der wirklichen Machtverhältnisse und der spezifischen Herrschaftsmethoden des totalen Staates“¹⁴, aber auch die frühe Sorge und Angst vor einem drohenden schweren Kulturkampf (März 1933)¹⁵ und bei allem Drängen zur Ratifizierung des Reichskonkordates (Juli 1933) doch schon im Oktober 1933 die Sorge, daß diese „verfrüht, ja überstürzt“¹⁶ erfolgt sei. Clemens Bauer hat die Motive von Gröbers anfänglicher Haltung der „Annäherung und positiven Mitarbeit, soweit es überhaupt die katholischen Grundsätze erlauben“ herausgearbeitet, zu denen auch die Furcht vor einem Kirchenkampf und die Sorge um die katholischen Organisationen zu rechnen sind¹⁷, und Hugo Ott hat vor kurzem dargestellt, daß für die Zeit zunehmender Distanz zum Hitlerreich ab 1935 „für den Erzbischof wie für seine Kirchenbehörde als Grundregel des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat sowie Partei die kluge Zurückhaltung sowie legale Loyalität“ galt¹⁸. Diese Haltung wurde mißverstanden und war vielfach auch Ursache für Spannungen zwischen Erzbischof und Kirchenbehörde auf der einen und Pfarrklerus sowie Öffentlichkeit auf der anderen Seite. Hier hat Hugo Ott zu Recht auf die letztlich „Unvereinbarkeit der differierenden Anschauungen über Möglichkeiten

¹¹ Clemens Bauer, Erzbischof Gröber und das Reichskonkordat, in: Festschrift für Wolfgang Müller, = Allemannisches Jahrbuch 1970, 287–331, hier 330 f. Scholder hat diese Untersuchung noch nicht mitverwertet.

¹² Hierauf hat schon Hugo Ott, Möglichkeiten und Formen kirchlichen Widerstands gegen das Dritte Reich von Seiten der Kirchenbehörde und des Pfarrklerus, dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg i. Br., in: Historisches Jahrbuch 92, 1972, 312–333, hier Anm. 46 hingewiesen. Auch diese Studie ist bei Scholder noch nicht verwertet.

¹³ Bauer, 328 f.

¹⁴ ebda 330

¹⁵ ebda 331

¹⁶ ebda 310

¹⁷ ebda 320 f., Scholder, 226 ergänzungsbedürftig.

¹⁸ Hugo Ott, 326

und Formen kirchlichen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus“ hingewiesen¹⁹.

Zusammenfassend sei betont, daß der vorliegende Band zwar nicht die immer noch fehlende Darstellung einer Geschichte Badens in der Neuzeit ersetzen kann, zweifellos jedoch diese nach Schwerpunkten geordnete Darstellung von Grundproblemen der badischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert jedem Interessenten und Fachwissenschaftler willkommen sein wird. Gewiß bleiben noch viele Fragen unbeantwortet, die zu einem großen Teil aber auch der historischen Forschung noch überlassen sind. Man muß diesem gut ausgestatteten Band, in dem auch ein Register und Abbildungen nicht fehlen, eine große Verbreitung wünschen und darf auch schon auf Band III der Oberrheinischen Studien gespannt sein.

Hermann P. Schäfer

¹⁹ *ebda* 332

Buchbesprechungen

Helmut Maurer, Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 39. Studien zur Germania Sacra 12). Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. 1973. 99 Seiten, 9 Abb., 1 Plan.

In dieser Studie des Stadtarchivars von Konstanz wird mit außerordentlicher Sorgfalt, Quellen und Literatur ausschöpfend und kritisch prüfend, ein wichtiges Kapitel der Bistums- und Stadtgeschichte aufgearbeitet, das ein eindrucksvoller Auftakt des kommenden Konradsjubiläums 1975 (Konrad + 975) zu sein verspricht. Drei bedeutende Bischöfe des 10. Jahrhunderts haben den Bischofssitz vor allem geistlich ausgestattet: Salomo III., der auch die Bischofspfalz erbaute, durch die Erwerbung der Pelagiusreliquie, durch die er dem Marienmünsterverein ein Märtyrergrab vermittelte, und durch die Erhebung der St. Stefanspfarrkirche zum Chorherrenstift; Konrad I. durch den Bau der Mauritiusrotunde, die in der Form schon und in der Zweckbestimmung als Heilig-Grab an das Heiligtum in Jerusalem erinnert, durch das Mauritiuspatrozinium aber auch die Verbundenheit mit dem Reich ottonischer Prägung demonstriert, durch den Bau der Pfarrkirchen St. Johann für die Niederburg gerade vor den Mauern der Bischofsburg; St. Paul ausdrücklich als „vor den Mauern“ bezeichnet, der Laurentiuskapelle (eine Wiedererrichtung?) und den Bau eines Spitals, offenbar schon mit dem Heiligkreuzpatrozinium; schließlich Gebhard II. am Ende des Jahrhunderts durch die Gründung des Benediktinerklosters St. Gregor, mit der Kopfreliquie des großen Papstes beschenkt, das Petershausen genannt wurde. Für Petershausen, das wie St. Peter in Rom jenseits des Flusses liegt, ist die bewusste Beziehung zum Heiligtum der ewigen Stadt über dem Apostelgrab genau belegbar, die bis zur Orientierung der Kirche nach Westen (wie St. Peter in Rom) durchgeführt wurde. Über die Bereicherung der Bischofsstadt von zuvor 2 auf 8 Kirchen durch die Bischöfe des 10. Jahrhunderts hinaus weist M. darauf hin, daß die Titel dieser Kirchen, bei Petershausen auch die Lage bewußt, einen Anschluß suchen an das Vorbild Rom, ja daß auch die konstanziischen Paulus- und Laurentiuskirchen vor den Mauern liegen wie in der Stadt des Papstes. All diese Heiligtümer liegen an der großen Durchgangsstraße, die offenbar auch die Prozessionsstraße war in den Tagen, an denen liturgische Prozessionen fällig waren. M. weiß sehr wohl, wie namentlich die Kunsthistoriker schon auf diesen Aufbau eines Kirchenkranzes um die Bischofskirche hingewiesen haben, der überall nachgewiesen werden kann. Er betont aber mit Recht, daß dieses Bestreben verstanden werden muß als Ausdruck einer vertiefbaren Konzeption des geistlichen Amtes im ottonischen Episkopat, dessen beide wichtigen Vertreter in Konstanz, Konrad und Gebhart, nicht ohne Grund, rasch als Heilige

verehrt wurden. Man sollte sich nicht scheuen zu sagen, daß es allgemein ein Anliegen war, die Bischofsstadt zu einer „heiligen Stadt“ zu machen. Die Besonderheit für Konstanz wäre, daß es dabei nach dem Vorbild der *sacra Roma* gestaltet wurde.

Wolfgang Müller

Volker Osteneck, Die romanischen Bauteile des Freiburger Münsters. Peter Hanstein Köln-Bonn 1973. 318 S. mit 89 Abb. Diss. phil. Freiburg.

Auch die ältesten Teile des Freiburger Münsters, die uns heute am Bau begegnen, gehören schon einer zweiten Pfarrkirche der Stadt am gleichen Platze an; die Fundamente einer ersten sind zum Teil ergraben worden – schade, daß O. ihren Verlauf zwar bespricht, aber nicht im Planmaterial einzeichnet – und zeigen auch schon eine dreischiffige Anlage von beachtlichen Ausmaßen. Der totale Neubau, soweit er noch der romanischen Stilepoche angehört und der einen polygonalen Chorabschluß gleich nach den flankierenden Hahnentürmen besaß, ist der Gegenstand der sehr sorgfältigen Untersuchung O.s, die zuverlässige Ergebnisse vorträgt, auf die man immer wieder zurückgreifen wird. Man findet nun nicht nur sehr genaue Maße dargeboten, die übrigens leichte Unregelmäßigkeiten zu Tage bringen, sondern auch eine ins einzelne gehende Beschreibung der Details, die auch zur Konstatierung eines eigenen „Freiburger Profils“ in einer bestimmten Reihenfolge der Einzelelemente für Gesims- und Kämpferprofile führt. (S. 31). Sehr eindrücklich ist die Beschreibung der südlichen Querhauswand in ihrer reizvollen Harmonie, die von der geringeren nördlichen Querhauswand nicht erreicht wird. Trotzdem der romanische Chorabschluß dem seit 1354 im Bau befindlichen und 1510 vollendeten Chor kurz vor dessen Fertigstellung hat weichen müssen, können wir aus den Abbruchstellen und aufgefundenen Fundamenten seine Gestalt sicher konstruieren; mit Stehlin plädiert O. wohlbegründet dafür, daß der obere Abschluß dieser Chorflächen nicht in einer begehbaren Zwerggalerie, sondern einer Blendgalerie gestaltet war, wie sie uns im Chor von Pfaffenheim (Els.) noch begegnet.

Einer solchen kunsthistorischen Untersuchung ist es eigen, daß die Frage nach der Beeinflussung eines derartigen Baues und all seiner Gestaltung intensiv verfolgt wird. Daß für Freiburg das nur wenig ältere Basler Münster eine vielfach bestimmende Rolle spielte, gehört zu den geläufigen Bemerkungen über die Geschichte des Freiburger Münsters. O. geht nun dieser Abhängigkeit sehr genau nach und zwar so einläßlich, daß weite Teile seiner Ausführungen eine Baugeschichte des Basler Münsters und seiner Abhängigkeiten vorlegen. Man mag dies der Sache wegen nicht bedauern, im Gegenteil. Man sollte nur meinen, dieser Umstand hätte, wenn auch nur im Untertitel, schon in der Überschrift des Buches benannt zu werden verdient. Daß die Beziehungen des Freiburger Baugeschehens auch sonst aufgewiesen werden, z. B. ins Elsaß, besonders auch nach Straßburg, liegt nahe. Es ist einleuchtend, daß schon durchaus gotische Bauvorstellungen eine bedeutende Rolle spielen, wenn auch – wie in Basel – noch in oberrheinisch spätstaufischen Gewand. O. möchte die Umwandlung von Turmuntergeschossen (in den Hahnentürmen) in Kapellen als zunächst noch dem Oberrhein fremd bezeichnen – ob man aber dabei nicht mehr im Auge haben sollte, daß es schon durchaus Übung geworden war, in den dörflichen

Kleinkirchen des Landes den im Osten sitzenden Turm mit dem Chor zu unterfangen – vielleicht gar nach dem größeren Vorbild eines Chorturms des Straßburger Münsters (Werner-Bau)? – Kleine Korrekturen: S. 189 Anm. 101 Zeile 5 lies Simson statt Simon; S. 199 Anm. 145 lies Alemannisches Institut statt Alemannische Gesellschaft. Zur Literatur zur Stadtgründung Freiburgs (Anm. 31) müßten heute auch die Aufsätze W. Schlesingers aufgeführt werden wie auch „Freiburg im Mittelalter“ (Bühl 1970). Dasselbst wäre (2. 172/73) neues Material zu finden zu der Frage eines Nikolauspatroziniums des ersten Freiburger Münsters (zu Anm. 61). Schade ist, daß dem V. der Aufsatz des Jos. Freiherrn von Hornstein über „Das Tannengebälke des Konstanzer und Freiburger Münsters und ihre geschichtliche Auswertung“ (Alemannisches Jahrbuch 1964/65) (Bühl 1966) (239–289) entgangen ist. Er hätte sonst gerne die dortigen Angaben zur Datierungsfolge der östlichen Langhausjoche herangezogen. Die Bebilderung ist trotz dem fototechnischen Druckverfahren technisch ausreichend, wenn auch, offenbar der Kostenersparnis wegen, im allgemeinen zu klein.

Wolfgang Müller

Hans-Martin Gubler, Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb, 1681–1766. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockarchitektur. Bodensee-Bibliothek Bd. 16, Sigmaringen 1972.

Thomas Onken, Jacob Carl Stauder. Ein Konstanzer Barockmaler. Bodensee-Bibliothek Bd. 17, Sigmaringen 1972.

Kunstgeschichtliche Dissertationen pflegen, nachdem sie von wenigen ausgewählten Berichterstattern gelesen worden sind, in den Magazinen der Universitätsbibliotheken zu vergilben. Obwohl sie meist den einzigen größeren Forschungsbeitrag der Verfasser darstellen, sind ihre Verbreitung und Wirkung gering. Ohne Abbildungen vervielfältigt, bleiben oft ihre Ergebnisse auch dem Spezialisten, der sie ausfindig macht, uneinsichtig.

Schon deshalb ist es begrüßenswert, daß der Thorbecke-Verlag in seine Bodensee-Bibliothek Dissertationen aufnimmt und reichbebildert zu vertretbarem Preis offeriert. Die jetzt vorliegenden Bände sind Künstlermonographien. Sie sind zwei Künstlern gewidmet, die als Architekt und Maler das Gesicht der Kunst der südwestdeutschen 18. Jahrhundert – allerdings in unterschiedlichem Maße – mitbestimmt haben.

Die Arbeit über den Architekten Peter Thumb, die Hans-Martin Gubler in Zürich als Doktorarbeit einreichte, dürfte auf den größeren Leser- und Käuferkreis rechnen. Ist doch der Vorarlberger Meister weiten Kreisen als der Architekt des Klosters St. Peter, der Wallfahrtskirche Birnau und von der ehem. Benediktiner-Stiftskirche St. Gallen her vertraut. Es ist hier nicht der Platz, auf die merkwürdigen Wege einzugehen, die die Vorarlberger Forschung in den letzten Jahrzehnten eingeschlagen hat (vgl. J. Sauermost, in: Unsere Kunstdenkmäler 20 [1969] 310 ff.) und die in der verunglückten Ausstellung „Vorarlberger Barockmeister“ (Einsiedeln und Bregenz 1973) gipfelten. Erstaunlich ist, daß über 50 Jahre seit dem Versuch einer Thumb-Monographie von R. Werneburg (Straßburg 1916) vergingen, ehe die Forschung sich zu einer „großangelegten und fundierten Untersuchung“ (Gubler!) angeregt fühlte.

Die Arbeit ist zweigeteilt. Zuerst werden die Werke vorgeführt, dann

wird ihre kunstgeschichtliche Einordnung, die Herleitung ihrer Formen versucht. In einem vorgesezten Kapitel zeichnet der Verf. das Leben und den Charakter seines Helden – eines Mannes, der den Beruf der Vaters ergreift, den eine solide handwerkliche Ausbildung als Maurer, Steinmetz und Bauzeichner zum Bausachverständigen, eigenen Unternehmer, zum Konstanzer Dombaumeister werden lassen. Eines Mannes, der lauter gute Eigenschaften („ausgeprägtes Pflichtbewußtsein“; „aufopfernde Hilfsbereitschaft“; „Sensibilität“; „Güte“; „bedächtige, beherrschte und korrekte Art“) in unangenehmem Höchstmaß besaß, der als „unreflektierte Natur“ in einem spannungslosen Leben nie von der Unruhe, aber auch nie vom Ideenreichtum des Genies berührt wurde. Eines Mannes schließlich, der seinem Charakter entsprechend baute: rechteckig, sauber, additiv, ein Motiv ans andere schiebend.

Gubler hat sich – sehr zu Recht – vor einer Stilisierung seines Meisters in die Höhe einsamen Künstlertums gehütet, hat ihn aber vielleicht doch etwas zu urtümlich im Handwerkerstand verankert, wenn er formuliert: „Er ist im Handwerk in seiner ganzen, hohen Bedeutung verwurzelt, aus ihm für die sich stellenden Aufgaben Kraft und Sinn für seine Arbeit schöpfend.“

Der Hauptteil des Buches gilt den Bauten Peter Thumbs, die – unterteilt in Werke der Frühzeit und der Reifezeit – chronologisch abgehandelt werden. Ein Spätwerk existiert demnach nicht! Gubler hat seinem Vorsatz entsprechend alle kleinen Bauten Thumbs behandelt, z. T. erstmals ausführlich kommentiert. Er hat zwar die Werkliste Thumbs, die zuletzt H. Ginter (Thieme-Becker 32, 1939, 114) und F. Dieth (Die Vorarlberger Barockbaumeister, München ²1967) zusammenstellten, nicht wesentlich bereichern können, hat dafür aber ein beachtliches Plan- und Archivmaterial zusammengeführt (man vgl. besonders den Katalog der eigenhändigen Planungen, Akkordabschriften und Briefe, S. 118 ff.) und versucht, auf breiter Grundlage das Bild der Entwicklung Thumbs differenzierter als bisher zu zeichnen. Die Neueinschätzung der Schöpferkraft Thumbs und der Qualität seiner Bauten mußte dabei vorrangiger erscheinen als die Einarbeitung seiner Werke in die Zusammenhänge süddeutscher Barockarchitektur, hatten doch vor einiger Zeit P.-H. Boerlin (Die Stiftskirche St. Gallen, Bern 1964) und D. Eggenberger (Die barocke Klosterkirche von Ebersmünster und ihre Stellung im Werke Peter Thumbs, Diss. Basel 1970) massive Zweifel an der Verantwortlichkeit Thumbs etwa in St. Gallen und Ebersmünster geäußert.

Während es für die Bestimmung von Thumbs Stellung innerhalb des süddeutschen Barock völlig ausgereicht hätte, ihn mit seinem ersten Auftraggeber und Schwiegervater Franz Beer und einigen seiner wichtigen Altersgenossen (J. M. Beer von Blaichten, J. C. Bagnato, J. M. Beer) zu vergleichen, dehnt der Verf. seine – notfalls in einen Anhang gehörenden – Überlegungen auf Kleinmeister wie Hans William, Johannes Ellmenreich, Franz Rudhart aus. Der Vorwurf unakzentuierter Aufreihung trifft besonders den Hauptteil der Arbeit: in dem Wunsch „alle Äußerungen Thumbs – gleich welcher Qualitätsstufe“ chronologisch hintereinanderzustellen, tritt Bedeutenderes (Birnaue) zu sehr in die Nähe des Nebensächlichen (Turmbau Erstein). Es wäre ratsam gewesen, nur die Hauptbauten des Architekten mit ausführlichen Beschreibungen und Stilanalysen zu bedenken und die

untergeordneten Monumente – nach kurzer Erwähnung im laufenden Text – in einem Catalogue Raisonné vorzuführen. Ein Musterbeispiel für diese Art Baumeistermonographie ist das Buch von John Harris über William Chambers (London 1972). Überhaupt vermißt man bei Gubler eine detaillierte Liste aller Dokumente (Pläne, Briefe, Verträge etc.), die zu jedem behandelten Monument anzufertigen gewesen wäre. Erst damit wird für den Leser mühelos erkennbar, wo der Autor neue Unterlagen beibringt oder wo er „nur“ auswertet und neu interpretiert.

So kenntnisreich der Autor sich auch im zweiten großen Komplex „Zur Stilistischen Entwicklung von Peter Thumbs Werk“ zeigt, so überdehnt und detailverliebt wirken doch gelegentlich seine Ausführungen über so disparate Gegenstände wie Raumgestaltung, Einzelmotive, Gesamtanlage, unter eben der Überschrift aber auch über „Bauherrschaft, Arbeitsgebiet und Organisation der Bauunternehmungen“.

Halten wir fest, was an Gublers Arbeit über die Bereitstellung umfangreichen Materials hinaus bemerkenswert ist. Er hat das Augenmerk der Forschung von den traditionsgebundenen Wandpfeilkirchen Thumbs (Lachen, Ebersmünster, Frauenalb, St. Peter) weg auf die Saalkirchen gerichtet, die über Waldkirch und Mengen auf die Birnau zuführen. Er hat dezidiert und mit guten Gründen in einer Reihe von Fällen für oder gegen Thumb als Baumeister argumentiert. Die Pfarrkirche Hl. Kreuz in Lachen ist ein Frühwerk, die Abteikirch in St. Trudpert im Münstertal wird aus seinem Werk ausgeschieden. Für St. Gallen wird – überzeugend – der Anteil Thumbs neu eingeschätzt: Plan XIV ist von ihm; im Zusammenhang mit dem Modell von G. Loser und dem Auer Grundriß, der den ausgeführten Bau zeigt, erhält Thumb für die Erscheinungsform der heutigen Kirche besondere Bedeutung.

Wenn es Parallelen zwischen dem Charakter eines Künstlers und seinem Werk gibt, wie das Gubler für Thumb gelegentlich andeutet, dann hat Thomas Onken einen solchen Hinweis für den Maler Jacob Carl Stauder mit tiefster Berechtigung unterlassen. Die Bilder des Konstanzer „mallery“ sind so wenig erhehend wie sein Charakter. Nur der heute oft angeführte Grundsatz, Monographien mit Werkskatalog seien schon aus Dokumentationsgründen wichtig, kann rechtfertigen, daß Onken diesen „Meister“ aus den „provinziellen Niederungen der minder begabten und weniger bedeutenden Meister“ emporzuheben versucht hat.

Das Urteil über Stauder hat sehr geschwankt. A. Feulner schien ihn 1929 (Handbuch der Kunstwissenschaft: Skulptur und Malerei des 18. Jahrhunderts in Deutschland, S. 161) für alle Zeiten erledigt zu haben, aber seit B. Bushart ihn im Katalog der Ausstellung „Barock am Bodensee“ (Bregenz 1963) als Schlüsselfigur des Barocks am Bodensee bezeichnete, war seine monographische Bearbeitung zu befürchten. Die Arbeit ist mit unwahrscheinlichem Fleiß zusammengestellt worden, das zeigt schon eine erste Durchsicht des Katalogs. Einem Fleiß und einem Ordnungsvermögen, denen ein adäquateres Thema hätte zugestanden werden müssen. Onken hat einen Werkskatalog zusammengetragen, der mit Decken- und Wandbildern, Staffeleibildern, den Zeichnungen, der Druckgraphik und der Liste der verschollenen oder zerstörten Werke gut die Hälfte des Buches ausmacht. Die erste Hälfte ist damit frei von überflüssigem Ballast und leicht lesbar.

Im biographischen Teil grenzt der Verfasser zunächst die verschiedenen Maler mit den Namen Stauder voneinander ab; besonders der Vater, der Staffeilmaler Franz Carl Stauder, wird von seinem Sohn, dessen Bedeutung vorzüglich in der großflächigen Dekorationsmalerei liegen sollte, abgehoben. Es folgt ein Abriß des Lebens von Jacob Carl und ein Charakterbild des Künstlers, das ausgesprochen objektiv genannt werden muß.

Onken hat das Werk chronologisch nach den genannten Sachgruppen behandelt. Problematisch bleibt die frühe Zeit. 1714 war Stauder in Augsburg, ein Aufenthalt, der allerdings keinen Hinweis auf seine künstlerische Herkunft und keine Erklärung für seine merkwürdige Ölfarbentechnik liefert. Ein Italienaufenthalt des jungen Artisten wird nicht angenommen. Seine Liebe für perspektivische Scheinarchitekturen mag man hinreichend mit einer genauen Kenntnis von Andrea Pozzos „*Perspectiva Pictorum*“ erklären.

Am auffälligsten an Stauder ist seine „Entwicklungslosigkeit“ in stilistischer wie qualitativer Hinsicht. Er beginnt 1718 und 1719 in Münsterlingen und Weissenau mit Malereien, die die stilistischen und technischen Eigenarten des Spätwerks zeigen. Diese Eigentümlichkeit macht es schwierig, sein Werk nach anderen als urkundlichen Anhaltspunkten zu gruppieren. Ein Hauptteil der zu leistenden Arbeit lag jedenfalls in der Durcharbeitung des umfangreichen Quellenmaterials, das im Katalog zitiert wird. Der Katalog ist vorbildlich: auf einen geschichtlichen Abriß folgen jeweils Bemerkungen zum Erhaltungszustand, Angaben zu den benutzten Archivalien und kurze Beschreibungen der Gemälde.

Achtet man bei der Durchsicht der Arbeit auf die Architekten, die die Bauten errichteten, an deren Dekoration Stauder beteiligt war, so erkennt man schnell, daß er häufig an Bauwerken Vorarlberger Architekten beschäftigt war. Ob die Baumeisterfamilie ihn förderte, ist nicht urkundlich belegt; doch steht fest, daß er von Münsterlingen über Weissenau nach Donauwörth und Pielenhofen im Gefolge des Architekten Franz Beer auftritt, dessen Bildnis er auch 1719 gemalt hat (Kat. B 38).

Bereits 1725 ist Stauders große (im Sinne der Auftragsumfänge) Zeit vorüber. Stauder war vorwiegend Kirchenmaler – d.h. er malte religiöse Themen für meist dem Benediktiner-Orden angehörende Auftraggeber. Ein mythologisches Thema hat er scheinbar nur einmal aufgegriffen: Venus in der Schmiede des Vulkan (B 173), eine so erstaunlich ungezwungene Komposition, daß man sie wohl nur durch eine gute Vorlage erklären kann. Als Staffeilmaler hat Stauder besonders in seiner Frühzeit geschafft – die umfangreiche, von Onken stark vermehrte Liste seiner Porträts beweist das. Doch hebt er sich nie über den Durchschnitt, in dem schon sein Vater verblieben war. Nie wurden seine „Bildnisse“ zu einer anschaulichen Erscheinung eines unverwechselbaren Menschen und seiner „geistigen Wesenheit“ – er malte ab, er gestaltete und deutete nicht. Im abschließenden Kapitel „Einordnung und Bedeutung“ umschreibt der Verfasser präzise Stauders Entwicklung und Eigenart und bestimmt sicher seine Stellung innerhalb der europäischen, süddeutschen und bodenseischen Malerei der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wobei besonders deutlich wird, daß Onken nie die Elle verlor, an der er seinen Kleinmeister zu messen hatte.

Heinfried Wischermann

Bernhard Klär, Pater Ildefons Haas (1735–1791) aus Ettenheimmünster. Ein Beitrag zur Musikgeschichte eines süddeutschen Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert. Phil. diss. Heidelberg 1971.

Bernhard Klär beabsichtigt mit seiner bei Reinhold Hammerstein (Heidelberg) angefertigten und 1971 vorgelegten Dissertation „einen Beitrag zur Musikgeschichte der Ortenau und des Benediktinerordens zu leisten“, um vor diesem Hintergrund sodann an Hand der Lebensbeschreibung des Paters und Komponisten Ildefons Haas und der Untersuchung seiner musikalischen Werke ein konkretes Beispiel für die künstlerische Wirklichkeit eines süddeutschen Benediktinerordens im 18. Jahrhundert zu geben.

Umfangreiche Vorarbeiten – neben der Sichtung und Einarbeitung zahlreicher handschriftlicher Quellen mußte das gesamte Stimmenmaterial zu analysierbaren Partituren spartiert werden – sichern der vorliegenden Studie den Charakter einer Pionierleistung. Das gilt aber auch angesichts des Gegenstandes selbst, denn es ist bekannt, daß die benediktinische Kultur des 18. Jahrhunderts bisher vorwiegend von der Kunstgeschichte gewürdigt wurde, während die mit diesem Jahrhundert befaßte Musikforschung sich in erster Linie den weltlichen Gattungen der Zeit, also der Oper, der Sinfonie und Sonate, zuwandte. Die Kirchenmusik aber hat bekanntlich ihre eigenen Fragestellungen. So macht es sich Klär unter anderem zur Aufgabe, die spezifisch kirchenmusikalische Problematik aufzuzeigen, die sich aus dem Nebeneinander von liturgischer Tradition und der Neuheit musikalischer Ausdrucksformen ergibt. Dieses Nebeneinander hat beispielsweise ein – gemessen an der weltlichen Musik – reicheres und historisch vielschichtigeres Spektrum musikalischer Stilmittel zur Folge, ein Spektrum, das von der (jetzt orgelbegleiteten) Gregorianik über einen quasi „niederländischen“ A-cappella-Stil bis hin zur orchesterbegleiteten Messe spätneapolitanischer bzw. mannheimerischer Stilprovenienz reicht.

Entsprechend seiner Zielsetzung ordnet Klär seine überaus solide durchgeführten stilkritischen Untersuchungen ein in den Rahmen der gesamten Lebenswirklichkeit des Klosters. Neben den rein kompositionstechnischen Erscheinungen der Werke von I. Haas (Hymni Vespertini op. 1, Offertoria op. 2, Geistliche Arien op. 3) wird stets auch nach den Möglichkeiten ihrer praktischen Ausführung durch die Klosterangehörigen (Patres, Fratres, Novizen, Sängerknaben der Klosterschule) gefragt sowie nach den Anlässen ihrer Entstehung (Kirchenfeste, Abtswahlen, Jubiläen, Grundsteinlegungen und Einweihungsfeiern neuer Klostergebäude, fürstliche Besuche u.a.). Es gelingt dem Verfasser, seine durch zahlreiche Quellenbelege und Notenbeispiele abgesicherten Untersuchungsergebnisse in einer klaren Sprache mitzuteilen und anschaulich darzustellen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie – eine Leistung für sich! – ein Thematischer Katalog der gedruckten Werke von Ildefons Haas schließt die Arbeit ab.

Hannsdieter Wohlfarth

Pie Meyer-Siat, Stiehr-Mockers, Facteurs d'Orgues – Archives de l'Église d'Alsace, Tome XX n. s. – 1972/73 – Société d'histoire de l'église d'Alsace, Haguenau – 759. Seiten (Zu bestellen bei Abbé A. M. Burg, F-67 Haguenau, Musée de la Ville).

Von Professor Pie Meyer-Siat, dem durch zahlreiche Veröffentlichungen hervorgetretenen Straßburger Orgelforscher, erschien beim Kirchengeschichtlichen Verein der Diözese Straßburg eine Arbeit über die unterelsässische Orgelbauerfamilie Stiehr-Mockers, die für die Kenntnis des Orgelbaues im Oberrheingebiet (18./19. Jhd.) von grundlegender Bedeutung ist. Der Autor setzt mit seiner materialreichen Monographie die Bemühungen fort, die zu Beginn unseres Jahrhunderts von der im Elsaß entstandenen Orgelreformbewegung (Emile Rupp, Albert Schweitzer) ausgingen und zu einer Rückbesinnung auf die „wahre Orgel“ (wie sie im 18. Jhd. etwa von den süddeutschen Riepp und Gabler oder von den Straßburger Meistern Silbermann gebaut wurden) führten. Das neue Buch Meyer-Siats besitzt nicht nur für die Orgelbaugeschichte einen nicht hoch genug zu schätzenden Wert, sondern ist auch landeskundlich und kulturgeschichtlich von großer Bedeutung; man muß es als wahre Fundgrube bezeichnen.

Während in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts die Straßburger Silbermann-Werkstatt erlosch, ließ sich in der unterelsässischen Gemeinde Seltz am Rhein (10 km westlich von Rastatt) der deutsche Orgelmacher Michael Stiehr (1750–1829) nieder. Er gründete eine eigene Orgelbauanstalt, die so aufblühte, daß sie zwischen 1800 und 1870 im Unterelsaß eine beinahe monopolartige Stellung errang. Stiehr, aus Kürnach bei Würzburg stammend, war nach der Ausbildung auf die Wanderschaft gezogen und als Werkmeister in die Dienste des bedeutenden Rastatter Hoforgelmachers Ferdinand Stieffell (1737–1818) getreten. Von seinem Meister, der Orgelbauarbeiten im Unterelsaß übernommen hatte, auch nach Seltz entsandt, lernte Stiehr dort im Gasthaus zur Rose die Wirtstochter kennen, mit der er sich dann verheiratete. Eine der ersten nachweisbaren Arbeiten führte Stiehr 1782 an der Rosheimer Silbermannorgel aus und konnte auf diese Weise auch die Werkseigenheiten der großen Straßburger Berufsgenossen studieren. Wie Stieffell und Silbermann lieferte die Stiehr-Werkstatt (im 19. Jhd. „Stiehr-Mockers“, nachdem sich die Söhne mit dem Schwager F. X. Mockers zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen hatten) Orgeln von meisterlicher Qualität.

Meyer-Siat beschreibt präzise 373 Orgelwerke, eine Zahl, die auf nahezu 500 ansteigt, wenn man die älteren Orgeln der besprochenen Kirchen noch dazurechnet. Von Umfang und Werksanalyse her eine gewaltige wissenschaftliche Leistung! Die zahlreich angemerktten Beziehungen zu rechtsrheinischen Ortschaften und Persönlichkeiten verdienen dabei unsere besondere Aufmerksamkeit. Außer den Stiehr und Mockers umfaßt das Namensverzeichnis allein 134 weitere Orgelbauer.

1920 stellte Louis Mockers, der letzte Vertreter der Seltzer Orgelbauersippe, seine Tätigkeit ein, weil er nicht bereit war, auf die üblichen Bedingungen des in Mode gekommenen pneumatischen Orgelbaues einzugehen. Trotz mancher Konzession in der klanglichen Disposition der Instrumente war er den altbewährten Konstruktionsprinzipien seines Hauses treu geblieben.

Wer sich für die Geschichte des Orgelbaues im Oberrheingebiet interessiert, wird an der neuen monumentalen Arbeit Professor Meyer-Siats nicht vorbeigehen können.

Hermann Brommer

Ludwig Welti, Siedlungs- und Sozialgeschichte von Vorarlberg. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nikolaus Grass. Innsbruck 1973 (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck 6 = Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte I). 233 S. mit 8 Abb.

Es ist das Verdienst von *N. Grass*, das letzte, langjährige Quellenstudien zusammenfassende Werk des Archivars *L. Welti* in einer posthumen Veröffentlichung zugänglich gemacht zu haben, nachdem der Autor Ende 1971 im Alter von 67 Jahren verstorben war. Das Manuskript war abgeschlossen, und *Grass* hat nur noch mit behutsamer Hand einige Ergänzungen angebracht, um den neuesten Forschungsstand zu berücksichtigen.

Die „Siedlungs- und Sozialgeschichte von Vorarlberg“ ist im wesentlichen regional gegliedert. Einem kurzen, einleitenden Abriß (S. 11–25), der weniger, als die Überschrift vermuten läßt, eine konkrete Problemstellung herausarbeitet, aber zusammenfassend über die Siedlungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Gesamttraumes informiert, folgt die Einzeldarstellung nach Gemeinden oder Gemeindegruppen. Die Gliederung der einzelnen Kapitel hat kein festes Schema; teils stehen regionale, teils territorialherrschaftliche, teils thematische Gesichtspunkte im Vordergrund – ein Umstand, der nicht unbedingt zur raschen Übersicht beiträgt, doch erschließt wenigstens ein Ortsregister den Band. Kurze Bemerkungen zur neuzeitlichen Wirtschafts- und Siedlungsentwicklung sollen am Ende der Kapitel den Bezug zur Gegenwart herstellen. Bei der Untersuchung der Städte (Bregenz, Dornbirn, Feldkirch, Bludenz) liegt sogar das Schwergewicht auf Stadterweiterungen und baulicher Ausgestaltung in jüngerer Vergangenheit.

Bestimmte Einzelaspekte werden immer wieder hervorgehoben (bspw. die Entwicklung der grundherrschaftlichen Geschlechter, aber auch der Bauernfamilien, der Einfluß der Kirche auf Siedlung und Flur, das Problem von Minderheiten, speziell der Walser, genossenschaftliche Bindungen der Bauern, Formen der Rechtsprechung, Neuerungen in der Wirtschaftsweise, Einführung und Verbreitung von Bodennutzungssystemen, moderner Siedlungsbau u.a.); vor allem aber machen einige wenige Grundthemen die Besonderheit des Werkes aus. Der Autor untersucht die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung Vorarlbergs, betont die Leistungen für die Grundherren und zeichnet ein plastisches Bild von der Feudalstruktur; vor allem wird deutlich, daß nicht ein einfacher Gegensatz zwischen Herren und Abhängigen besteht, sondern vielmehr ein stark differenziertes Sozialgefüge für Vorarlberg charakteristisch ist. Rechte und Pflichten im Verhältnis zum Grundherren weisen die einzelnen „Schichten“ aus. *Welti* versteht es, auch die zahllosen lokalen Besonderheiten aufzuzeigen.

Sehr positiv ist dabei die profunde Quellenkenntnis einzuschätzen, auf der der Autor aufbaut. So verarbeitet er außerordentlich zahlreiche Belege, leider ohne exakte Quellenangabe der Archivalien. Die wissenschaftliche Diskussion spitzt sich auf die Frage der Altfreien und damit auf eine kritische Auseinandersetzung mit einer Theorie von *B. Bilgeri* zu, nach dessen Auffassung es in Vorarlberg bereits seit der Karolingerzeit eine Sozialgruppe freier Bauern gegeben habe. Bei der Betrachtung der Freensteuer im Vorland des Bregenzer Waldes (S. 62 ff.), der Stadt-Umland-Beziehungen von Dornbirn (S. 100 ff.) und beim Problem der

Rodungsfreien des Bregenzer Waldes (S. 113) versucht Welti nachzuweisen, daß eine solche Gruppe nicht existiert haben kann, sondern daß in den Quellen genannte Freiheiten immer auf späteren Privilegien beruhen, mit denen Unfreie begabt wurden. Nur bei den Walsern, deren Einwanderung seit Beginn des 14. Jh. feststeht, lassen sich primäre Rodungsfreiheiten nachweisen (S. 175 ff.).

Als Mangel hat der Rezensent das Fehlen von Übersichtskarten empfunden, die es wesentlich erleichtert hätten, das räumliche Gefüge von Siedlungsstruktur und Territorialeinflüssen zu erfassen. Die dem Text beigegebenen Karten befriedigen nicht. Für den Ausschnitt aus dem Rheinkartenwerk (Bregenz, S. 54) war das Druckverfahren ungeeignet, was nicht dem Autor angelastet werden kann. Bei Abb. 6 (Die Huben im Gericht Sulzberg, S. 136) vermißt man eine Quellenangabe, aus dem Text geht hervor, daß die Karte der Studie von *E. Haller* entnommen wurde, doch entfiel die Farbgebung des Originals. Da nun – auch laut Legende von Abb. 6! – gerade in den Farben die Hauptaussage der Karte steckt, nämlich die Besitzverteilung der Grundherrschaften, verliert die Abbildung außerordentlich an Aussagekraft. Und dies, obwohl Welti selbst an anderer Stelle (S. 160) feststellt, „die ... zahlreichen Teilhaber und Flurbezeichnungen böten gute Quellenbelege zur Entwerfung eines bunten Mosaikgemäldes intensiver feudaler Verstrickungen unseres Landvolkes im Vorderländer Paradies, wenn sie mit Einbeziehung aller anderen derartigen Verpflichtungen in einer Flurkarte mit Vielfarbendruck dargestellt würden.“ Schade, daß solche Karten nicht möglich waren. Eine Folge der posthumen Veröffentlichung können Inkonsistenzen bei der Zitierung des reichlich wissenschaftlichen Schrifttums sein; mag es auch gerechtfertigt sein, das Literaturverzeichnis auf einige öfters zitierte Schriften zu beschränken, so kann es doch nicht als genügend empfunden werden, wenn einzelne Arbeiten nur eben im Text als „Innsbrucker Dissertation“ o.ä. (z.B. *R. Knickmann* 1958, S. 158, *E. Tiefenthaler*, 1958, erw. S. 183) aufgeführt werden. Hinzu kommen einige begriffliche Unklarheiten. So sollte man nicht von „Alpnomadentum“ (S. 21) oder „Alpnomadismus“ (S. 122) sprechen, wo doch das Nomadentum von Wirtschaftsgeographen und Ethnologen oft genug anderen Formen der Wanderweidewirtschaft (Transhumance, Alpwirtschaft) gegenübergestellt wurde. Wüstungen nur als durch Fehlspekulation abgegangene Siedlungen anzusprechen (S. 46 oder 205), ist nach den umfassenden Untersuchungen von *W. Abel* u.a. unmöglich. Wortungetüme wie etwa die „Vereinödungsaktionsmöglichkeit“ (S. 34) sind unschön. Schließlich schimmern vereinzelt stereotype Vorstellungen vom Bergbauerntum durch (S. 145, S. 211), die nach den soziologischen Studien von *U. Jaeggi*, 1965, Klischeevorstellungen tradieren, sich jedoch nicht dazu eignen, wissenschaftliche Aussagen zu machen, aus denen eine verantwortungsbewußte Planung Konsequenzen ziehen könnte. Von dieser Seite sind die auch von Welti angestellten kritischen Überlegungen berechtigt, die auf die Frage einer dauerhaften Integration der ländlichen Bevölkerung in der Gesamtgesellschaft zielen.

Eine knapp einseitige Zusammenfassung (S. 211) schließt den Text. Das dürfte zu wenig sein, denn mancher Leser hat wohl während der Lektüre der oft ermüdenden Nacherzählung von Quellenstücken aufgegeben; eine Zusammenfassung nach Art des einleitenden Kapitels hätte das Werk sicher

besser abgerundet. Was der Rezensent in der Zusammenfassung vermißt, ist eine Aufstellung von Thesen und zentralen Aussagen, die die Untersuchung vergleichbar mit anderen regionalen Studien macht, von denen es noch keineswegs genug gibt.

Die kritischen Bemerkungen sollen das Verdienst Weltis nicht schmälern. Es besteht vor allem darin, für einen klar umrissenen Raum mit einer Fülle von Quellenmaterial die Differenzierung der Landbevölkerung im Zeitalter des Feudalismus und ihren allmählich sozialen und wirtschaftlichen Wandel zur modernen, von städtischen Lebensformen geprägten, arbeitsteilig organisierten Gesellschaft nachgezeichnet zu haben. Jörg Stadelbauer

Eckhart Seifert, Paul Joseph Riegger (1705–1775). Ein Beitrag zur theoretischen Grundlegung des josephinischen Staatskirchenrechts. Schriften zur Rechtsgeschichte Heft 5, Duncker & Humblot/Berlin 1973.

Der Josephinismus ist – wie Seifert in er Einleitung darlegt – seit langem Gegenstand kontroverser wissenschaftlicher Beurteilung. Ein Verdienst der hier zu besprechenden Schrift ist es daher, daß nunmehr die theoretischen Grundlagen des josephinischen Staatskirchenrechts an der Person Paul Joseph Rieggers als einer „Schlüsselfigur“ dieser Epoche entwickelt werden. Als weiterer Vorzug verdient genannt zu werden, daß Riegger in dem zugehörigen historischen und kulturgeschichtlichen Umkreis dargestellt wird, der seine Lehre wiederum beeinflusst hat; der Verf. hat hierzu verstreutes Archivmaterial gesichtet und ausgewertet. Deshalb auch der weit ausgreifende – manchmal freilich proportional zu breit angelegte (z. B. die Ausführungen zur Universitäts- und Studienreform) – erste Hauptteil, in dem die Person Rieggers, sein Werdegang, die Lehrtätigkeit in Innsbruck und Wien behandelt werden (S. 1–228). Der zweite Hauptteil befaßt sich dann mit dem Verhältnis von Kirche und Staat, dem eigentlichen staatskirchenrechtlichen „System“ Rieggers (S. 231–344). Dieser Teil verdient besonderes Interesse und soll daher etwas ausführlicher besprochen werden.

Zunächst aber sei zur Biographie Rieggers, der Gliederung des Buchs folgend, vermerkt: Paul Joseph Riegger wurde am 29. 6. 1705 in Freiburg/Brsg. geboren, wo der Vater „Registrator Regiminis Anterioris Austriae“ war. Am Jesuitengymnasium erzogen, wurde er im Sommersemester 1718 an der Freiburger Universität immatrikuliert; hier begann er sein Studium in einer Zeit der „Hinwendung zur praktisch-nützlichen rationalen Wissenschaft“ (S. 36). Die vier Jahre seines rechtswissenschaftlichen Studiums in Freiburg verliefen „ohne besondere Auffälligkeiten“ (S. 40). Zur Vervollkommnung seines Wissens studierte er anschließend noch in Leiden bei dem damals berühmten Vitriarius Jus publicum (Reichsstaatsrecht, Natur- und Völkerrecht). Im Jahre 1733/34 lehrte Riegger an der Universität in Innsbruck Reichsgeschichte in Verbindung mit Reichsstaatsrecht. Im Zuge der damals einsetzenden Neuordnung der Lehrstühle war den Jesuiten das Kirchenrecht teilweise entzogen und Riegger beauftragt worden, einzelne Themen aus diesem Fach zu lesen. Riegger verließ Innsbruck, wo er zweimal Rektor war, im Jahre 1749. Bis dahin hatte er an zahlreichen Universitäts- und Studienreformen mitgearbeitet. Erwähnenswert ist noch, daß ihm als Inhaber der Kanzel für Jus publicum seit dem Jahre 1740 die Zensur des politischen Schrifttums oblag; früher war dies Sache der

Theologischen Fakultät. In die Innsbrucker Zeit fällt neben einer historischen Dissertation die Arbeit an einer „Systema Jurisprudentiae Naturalis seu Universalis tam Publicae quam Privatae in Usum academicum“, dessen Pars I Maria Theresia gewidmet war; das Werk wurde aber nicht vollendet. In der Systema wird Naturrecht nach der communis apud Theologos et Jurisconsultos Catholicos recepta sententia als Recht des Menschengeschlechts auf Glückseligkeit verstanden, die in den Satz mündet: Cole Deum, conserva te ipsum, serva societatem cum aliis. Dem Landesfürsten spricht er hier noch das ius in sacra ab; auch die Advokatie hat lediglich Abwehrfunktion (defensor ecclesiae) im Gegensatz zur späteren Fortentwicklung dieser Schutzpflichten als Eingriffstitel.

Im Jahre 1749 wird Riegger nach Wien auf die neugegründete Herzoglich Savoyische Ritterakademie berufen, wo er gleichfalls Reichsstaatsrecht, Reichsgeschichte, Natur- und Völkerrecht lehrt. Auch hier versucht er mehrfach, eine Reform des juristischen Studiums durchzusetzen (S. 130 f.). Daneben war er am Collegium Thesianum tätig, wo ihm die den Jesuiten im Jahre 1753 entzogene Lehrkanzel für Kirchenrecht (Cathedra iuris publici et canonici) übertragen worden war. Der Mittelpunkt seiner Lehrtätigkeit war indessen bis zum Jahre 1773 die Universität in Wien. Von hier aus fanden seine Schriften die weite Verbreitung, zumal er und Martini als die eigentlichen „Celebritäten der juridischen Fakultät“ galten. Die Universität in Wien hatte damals gerade besondere Anziehungskraft erlangt, nachdem das juristische Studium – im Blick auf die deutschen Universitäten – in den Jahren 1752/53 grundlegend reformiert worden war. Diese Studienreform sicherte dem Staat Einfluß auf die Lehrmittel, da diese approbiert werden mußten. Durch Instruktion wurde angeordnet, daß Natur-Völker- und Allgemeines Staats-Recht „als der Grund der gesamten Policey“ von den Studenten in erster Linie zu hören waren. So zielten die Instruktionen direkt auf die „Emporbringung einer eigenständigen österreichischen Staatsidee“ (S. 152). Erwähnung verdient schließlich noch der Lehrbuchstreit, der im Kirchenrecht zugleich eine Auseinandersetzung um die Geltung miteinander konkurrierender staatlicher und kirchlicher Autorität war. Hier bedurfte es ebenfalls der staatlichen Approbation des jeweils verbindlichen Kirchenrechtslehrbuch. Rieggers Institutiones iurisprudentiae ecclesiasticae wurden von Maria Theresia im Jahre 1768 offiziell anerkannt. Seit 1776 war daneben noch Rautenstrauchs Synopsis verbindlich. Erst im Jahre 1784 löste Pehems Ius Ecclesiasticum das Rieggersche Lehrbuch ab (S. 184 f.). Auch in Wien war Riegger mit der Bücherzensur betraut. Mit Erfolg widersetzte er sich hier dem von den Jesuiten verhängten Verbot von Montesquieus De l'Esprit des lois. An der Zensur des Febronius war Riegger nicht mehr beteiligt, da Martini inzwischen sein Nachfolger geworden war.

Den Einfluß Rieggers in Wien beurteilt Seifert – gewarnt durch allzu voreilige „Mystifikationen“ (S. 197) – wohl mit Recht zurückhaltend. Seiner Ansicht nach war der *politische* Einfluß Rieggers und Martinis auf die Praxis des Josephinismus insgesamt „wenig bedeutend“. Viele der feindlichen Äußerungen über Riegger führt Seifert auf die Beurteilung des Sohnes Joseph Anton zurück, der als Rektor der Universität in Freiburg maßgeblich an der Aufhebung des Jesuitenordens beteiligt war. Es bleibt aber das

Verdienst dieses keineswegs „zur Schar der geschäftigen Aufklärer“ (S. 199) zu zählenden Mannes, daß Paul Joseph Riegger die josephinischen Reformen im wesentlichen theoretisch durch seine Publikationen gefördert hat.

In Wien entstanden neben Geschichtswerken („Historia Imperii“ und „Delineatio Historiae Germaniae“), Gesetzessammlungen vorwiegend kanonischer Quellen und zahlreicher Abhandlungen über Einzelthemen jene kirchenrechtlichen Hauptschriften, die im folgenden als Grundlage des Rieggerschen „Systems“ noch näher zu betrachten sind: Es sind dies in erster Linie die Institutiones iurisprudentiae ecclesiasticae, die eine Zusammenfassung verschiedener Einzelschriften und Dissertationen darstellen. Pars I enthält die Grundlagen des josephinischen Staatskirchenrechts wie sie von Maria Theresia mit allen Mitteln ihrer Autorität gefördert wurden. Das deutsche Staatskirchenrecht wird in den Principia iuris ecclesiastici Germaniae gesondert behandelt.

Der theoretische Ansatz zur Begründung von Religion, Kirche und Staat bleibt bei Riegger, wie der Verf. nachweist, ganz dem naturrechtlichen Denken der Zeit verhaftet. Riegger unterscheidet – im Anschluß und unter Berufung auf Christian Wolff – zwischen religio naturalis und der religio positiva seu revelata. Das Verhältnis beider wird durch den Satz charakterisiert: enim vero religio positiva prior est (Institutiones, IX). Die jedem zugängliche, damit „rationale“ Religion korrigiert und limitiert ihrerseits die Offenbarungsreligion, da diese (debet continere mysteria – Institutiones, XXVII) den Erkenntnissen der natürlichen Religion niemals widersprechen kann. Die *christliche* Religion ist dann „Umsetzung“ (2. 239) der natürlichen Religion in Glaubenssätze, die ihrerseits in Dogmen gefaßt sind (quae est modus a Christo determinatus Deum colendi et salutatem suam operandi). Die Ecclesia Christiana als ecclesia militans et visibilis ist societas hominum veram religionem christianam sub hierarchia unanimiter profitentium. Eine „hierarchia“ erkennt Riegger an, nicht aber die Autonomie eines Pontifex Maximus.

Der Staat gründet sich nach Riegger im Sinne der zeitgenössischen „Vertragstheorien“ auf ein pactum (quod sit Coetus perfectus liberorum hominum ...). Hier wäre zu fragen, ob die Ablehnung, die Seifert konstatiert, angesichts der „sonderbaren Kombination“ von Hobbes und Grotius in Pufendorfs und Christian Wolffs Naturrechts-System (*E. Bloch*, Naturrecht und menschliche Würde) so strikt behauptet werden kann. Wenn der Staatsvertrag nach Riegger „felicitationis causa“ geschlossen wurde, so erinnert dies an Thomasius. Seifert leugnet an anderer Stelle (S. 320) einen Einfluß von Thomasius. Dies erscheint mir aber, weil im Zusammenhang mit der Ablehnung einer Notwendigkeit des cultus externus stehend, so generell – und auf die theoretische Begründung des Staats bezogen – eine noch offene Frage zu sein.

Das Verhältnis von Kirche und Staat ist für Riegger das einer „Unterscheidung“, (er beruft sich auf Mt. 22,21). Seifert wendet sich ausdrücklich gegen die Übernahme der heute gebräuchlichen Terminologie einer „Trennung“ von Kirche und Staat (S. 333). Sind Staats- und Kirchengewalt je „distincta et independens“, so wird diese Unabhängigkeit durch die zahlreichen staatlichen Eingriffsmittel freilich im Ergebnis stark eingeschränkt, wenn nicht aufgehoben. Das ius maiestaticum des Fürsten –

durchaus personal verstanden, weshalb die Verwendung des Begriffs „Staat“ an manchen Stellen (z.B. S. 337 f.) bedenklich ist – wird nicht einmal im Bereich der kirchlichen substantialia beschränkt. Der Herrscher hat als *defensor populi* das *salus civitatis* zu wahren, was Eingriffe selbst in die substantialia rechtfertigt. Riegger will diese Eingriffe aber durchaus auch als Schutz der Kirche vor Mißständen (*recursus ab abusu*) verstanden wissen. Ähnliches gilt für das *ius advocatae*, das ebenso von einem Schutzrecht zu einer Eingriffsbefugnis wurde. Allein der „Staat“ entscheidet, wann die *utilitas civitatis* betroffen ist. Diesen von der theoretischen Begründung her jederzeit möglichen Übergriffen („staatlicher Dirigismus auch in Kirchensachen“, S. 340) sucht Riegger durch seine Privilegientheorie zu wehren. So rechtfertigt er die persönliche Exemption des Klerus von staatlicher Gewalt. Freilich verneint er eine Rechtspflicht des Herrschers zur Privilegierung; deren Rücknahme ist kraft der *maiestas* jederzeit möglich und allenfalls durch ein „*pietati debitum*“ eingeschränkt, das aber seinerseits wiederum dem Vorbehalt des *salus civitatis* unterliegt.

Das staatskirchenrechtliche System Riegger gründet, wie Seifert zeigt (S. 298 f.), auf überkommenen Naturrechtslehren. Das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung wird dualistisch verstanden, wobei die Offenbarung zur *Lex divina positiva* gewendet wird (S. 304). Dieses positive Gesetz ist die Heilige Schrift; daneben sind die Tradition, die Lehre der Kirchenväter und die Geschichte (i. S. „faktischer Geltung einer Rechtslage“, S. 312 f.) verbindlich. Der Heiligen Schrift entnimmt Riegger konkrete „Axiome“ (S. 305) für das Verhältnis von Kirche und Staat.

Die Einordnung dieses staatskirchenrechtlichen Systems anhand „Rieggers Autoritäten“ läßt vermissen, in welchem Umfang er die von Seifert genannte Literatur nicht nur „benutzt“ (S. 318), sondern sich auch inhaltlich angeeignet hat. Hier könnten vielleicht doch noch weitere Quellen erschlossen werden. Dies gilt auch für das Verhältnis Rieggers zur protestantischen Literatur, wo sich Seifert – diesen Komplex bewußt ausklammernd (S. 30) – leider nur auf wenige „Bemerkungen“ beschränkt (S. 324 f.). Andererseits wird eine solche „Einordnung“ durch den Argumentationsstil Rieggers erschwert, indem er meist nur die für ihn günstigen „Autoritäten“ nach Abschluß der einzelnen Paragraphen zitiert (vgl. S. 324 f. zur Auseinandersetzung mit Bellarmin).

Mag man auch mit Seifert über die eine oder andere Folgerung oder Charakterisierung von Rieggers System und Methode streiten (so beispielsweise S. 330, wo der Verfasser von einer „fast romantischen Sehnsucht nach den Zuständen der Urkirche“ spricht), so ändert dies nichts an dem Verdienst dieser Abhandlung. Sie ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der theoretischen Grundlagen des josephinischen Staatskirchenrechts.

Achim Krämer

Othmar Pfyl: Alois Fuchs, 1794–1855. Ein Schwyzer Geistlicher auf dem Weg vom Liberalismus zum Radikalismus, 1. Teil. Studien und Wirken im Heimatkanton (bis 1828). (= Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 64/1971).

Diese Promotionsschrift der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg im Üchtland ist ein erster Teil einer Biographie eines Schwyzer Geistlichen, der als Vertreter einer Reihe von Reformideen 1832 mit seinem

Bischof in Chur in Konflikt geriet. Er war damals Professor in Rapperswil und mußte diese Stelle aufgeben, da er sich nicht entschließen konnte, einzulernen. Ihm schwebte eine größere Dezentralisierung der Kirche vor, er war für Synoden mit Klerus und Laien und für Einberufung eines Konzils. Auch vertrat er die Forderung nach Verdeutschung der Liturgie. Er dachte auch an die Lockerung des Cölibats und stellte sich gegen ewige Bindung durch Gelübde. Nach seinem Ausscheiden aus dem geistlichen Amt widmete er sich ganz politischen Fragen: Vereinheitlichung und Verstaatlichung des kirchlichen Rechts lag ihm besonders am Herzen. Doch vertrat er immer weiter einen gläubigen Standpunkt und wurden darum von den Liberalen ebenso abgelehnt wie von den Katholiken. Die vorgelegte Dissertation beschränkte sich darauf, die Entwicklung dieses Mannes bis zum Jahre 1828 zu zeichnen – der Verfasser wird in einem zweiten Teil die weiteren Jahrzehnte dieses Geistlichen darstellen – doch weiß er dabei soviel des Bemerkenswerten zu berichten, daß man die Unterteilung zum Zwecke des Abschlusses einer Dissertation sehr wohl gerechtfertigt sieht. Es wird an Hand des Bildungsweges und der ersten Tätigkeit des Alois Fuchs so viel Einblick in die Spannungen und geistigen Auseinandersetzungen während des zweiten und dritten Jahrzehnts im Bereiche der Innerschweiz sichtbar, daß das Werk zu einer reichen Quelle interessanter Auskünfte wird. Sogar der Schulweg des jungen Theologen läßt viel aufleuchten: auf dem durch alle Programmwechsel der Zeit gerüttelten Gymnasium in Schwyz, auf der Fakultät in Luzern, an der ein Widmer, ein Geiger, ein Gügler, dann eben auch Dereser lehren, vorträgen, umstritten, vertrieben. Schließlich wechselte Fuchs nach Landshut zu Sailer, dessen Vertrauter er im besonderen Maße wird, und Zimmer. Die ganze Persönlichkeit Sailer's wird greifbar, gerade in seinen engen Beziehungen zu seinen Schweizer Freunden. Schließlich ließ sich Fuchs die Priesterweihe geben – ohne ein Seminarjahr durchgemacht zu haben; seit man sich durch die Trennung vom Bistum Konstanz von Wessenburg abgewandt hat, ist so etwas in der Schweiz wieder möglich. Fuchs findet erste Anstellung an dem Gymnasium in Schwyz, aus dem er selbst hervorgegangen. Er entwickelt einen neuen, umfassenden Schulplan, von dem sich allerdings auf die Dauer nur wenig verwirklichen läßt. Er konnte erst vierzig Jahre später durchgeführt werden. Fuchs, der aus einem wirklich inneren Verhältnis zu Christus lebte und von einem kindlichen Vorsehungsglauben beherrscht war, setzte sich intensiv für die Verbreitung der Bibel ein, wurde jedoch durch den Bischof und päpstliche Dekrete stark behindert. Im Kirchenpolitischen trat er, so jung er war, zweimal an die Spitze einer Abwehrbewegung: als Opponent gegen das Projekt, das Kloster Einsiedeln zum Mittelpunkt eines Schweizer Bistums zu machen, und gegen den Anschluß der Innerschweiz an das Bistum Chur. Einsiedeln wurde tatsächlich nicht Diözese, aber der Kanton Schwyz schloß sich rasch an Chur an. Diese Enttäuschung und das Scheitern seiner Schulreformpläne ließen ihn ein Studienjahr in Tübingen einschalten. Er hat dort mit großer Freude die Frühzeit der mutigen katholischen Theologie Tübingens erlebt und sie in sich aufgenommen, ohne allerdings dann fähig zu sein, ihre innerliche Entwicklung auf eine stärkere Bindung an die Kirche mit zu vollziehen. Zurückgekehrt erbarmte er sich einer winzigen Bergpfarrei, die sonst ohne Priester geblieben wäre und blieb vier Jahre. Er

mußte dort auch den Schullehrer machen. – Die Arbeit holt ausgezeichnet den geistigen Hintergrund dieses Priesterlebens heraus und ist sehr ausgiebig mit Literatur- und Quellenhinweisen versehen. Auch einschlägiges Zeitungsmaterial ist intensiv genutzt. Sie ist darüber hinaus eine Fundgrube biographischen Materials, das auch vernünftigerweise durch ein Personenregister erschlossen ist – eine Seltenheit bei einem Dissertationsdruck! – Man mag diesem tüchtigen Werk kaum eine Schwäche nachzuweisen – nur die jüngere Literatur zur Geschichte der Universität Freiburg kam nicht in Griff, ebenso wie die zur Geschichte der Universität Tübingen, während die zur Geschichte der Theol. Fakultät Tübingen sehr wohl verwertet wurde. S. 60 wird Carl Theodor von Dalberg als *Weibbischof* von Konstanz bezeichnet; solche Funktion dürfte ihm wohl nicht mit Recht zugesprochen werden, trotz FDA 9/1875, 24, 29 und 31. Wolfgang Müller

Stolz, Dieter Helmut (Bearb.), Überlinger Inkunabelkatalog. Katalog der Inkunabeln der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen. – Konstanz: Seekreis-Verl. 1970 [1972]. XII, 144 S.

Die Geschichte der Überlinger Bibliothek läßt sich bis in das 16. Jh. verfolgen. Zahlreiche griechische und lateinische Drucke sind dem regen geistigen Leben des Humanismus zu verdanken. Einen wertvollen Zuwachs erhielt die Bibliothek im Jahre 1831 durch die Schenkung von Stadtpfarrer Woehler, der sich durch den Erwerb von Büchern aus aufgehobenen Klöstern eine bedeutende Sammlung aufgebaut hatte. Heute hat die Leopold-Sophien-Bibliothek einen Bestand von 27 000 Bänden. Die 296 Inkunabeln und 15 Inkunabelfragmente werden in dem mit einiger Verzögerung vorgelegten Katalog von Stolz erstmals wissenschaftlich exakt beschrieben. Man findet Seltenheiten wie das Breviarium Constantiense und Richenthals Konzilium zu Konstanz neben frühen populären Schriften wie dem Seelen-Wurzgarten und dem Regimen sanitatis.

Von besonderem Interesse sind die Register. Augsburg, Basel, Eßlingen, Reutlingen, Straßburg und Ulm sind neben Köln und Venedig die beherrschenden Namen im Druckerregister und dokumentieren so die rege Tätigkeit des Frühdrucks im schwäbisch-alemannischen Raum. Auch das Provenienzenregister, auf das viel Mühe verwandt wurde, weist für einen großen Teil der Bände als Besitzer Geistliche oder Juristen aus dem Bodenseeraum, vor allem aus Konstanz und Überlingen nach. Leider fehlt ein Register, das die Herkunft der Einbände nachweist. Eine Durchsicht der Anmerkungen der einzelnen Titel zeigt, daß neben Bindewerkstätten in Ulm und Augsburg häufig Zoll in Tübingen, sowie Richenbach in Geislingen und das Kloster Weingarten nachweisbar sind. Für eine Kulturgeschichte des Bodenseeraumes wird man künftig die Register dieses Bandes mit Gewinn konsultieren dürfen. Eine Reihe hübscher Illustrationen, darunter 3 Farbtafeln, unterstreichen die vorzügliche Präsentation des Kataloges. Einige Druckfehler (Savanarola!) wären zu vermeiden gewesen. Edwin Stark

Fiebing, Hermann, Konstanzer Druck- und Verlagswesen früherer Jahrhunderte. Beiträge zu seiner Geschichte von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. – Konstanz: Universitätsverlag 1974. 184 S.

Fiebings „Beiträge“ sind die überarbeitete und um einen umfangreichen Anhang erweiterte Fassung eines Vortrages, den er 1970 vor der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft gehalten hat. Das Interesse gilt besonders der Genealogie der Druckereien und der Zeitungsgeschichte. Eine Bibliographie der Drucke, die im Augenblick noch nicht vollständig genug zu sein scheint, soll später vorgelegt werden.

Der Druckbeginn wird für Konstanz mit 1468/69 angesetzt. Für die Zeit vor 1500 sind wohl die Namen Konstanzer Drucker bekannt, auch gibt es liturgische Drucke, die für Konstanz bestimmt waren, doch läßt sich kein mit völliger Sicherheit hier gedrucktes Werk nachweisen. Erst 1505 liegt mit Sallusts „Conjuratio Catilinae“ der erste datierte Druck vor. Der Umfang der Drucktätigkeit scheint im 16. Jh. aus mancherlei Gründen, darunter auch Zensurschwierigkeiten, noch nicht sehr umfangreich gewesen zu sein. In die erste Hälfte des 17. Jh. fällt das Erscheinen der ersten Konstanzer Zeitung. Mit Sicherheit gibt es seit 1648 in fast ununterbrochener Folge Zeitungen in Konstanz. In der Mitte des 18. Jh. druckt Jakob Friedrich Bez eine prachtvolle vierbändige Bibelausgabe und seit 1761 die 17bändige Biblische Historie von Carolus Loder, die damit das umfangreichste hier erschienene Werk ist. Damit sind nur einige der Stationen des frühen Konstanzer Buchdrucks angedeutet.

Wer sich je mit Ermittlungen zur Druckgeschichte beschäftigt hat, vor allem mit Nachforschungen zur Biographie der Drucker und den Verflechtungen der Werkstätten, der weiß, wie mühsam und in den Ergebnissen durchaus nicht immer gesichert die Arbeit ist. Fiebing weiß, daß das bisher vorliegende Material für eine Gesamtdarstellung noch zu lückenhaft ist. Dennoch ist sein Werk ein bedeutender Beitrag zur Geistesgeschichte des Bodenseeraumes. Schade ist, daß die wertvollen quellenkritischen Anmerkungen nicht in den Text eingearbeitet wurden, sondern einen Anhang bilden, der doppelt so umfangreich ist als der Hauptteil. Durch das ständige Hin- und Herbältern wird die Lektüre nicht gerade zur reinen Freude. Zahlreiche Abbildungen mit Beispielen aus Konstanzer Drucken und Zeitungen sowie eine großformatige Tafel der Genealogie der Druckereien bis 1850 ergänzen den Band. E. Stark

Johannes Künzig, Kleine volkscundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten.

Mit einem Nachwort von Waltraut Werner. Freiburg 1972. 448 S. u. 2 Kt. im Anhang (Abb. u. Notenbeispiele im Text).

Zum 75. Geburtstag (am 28. 6. 1972) des kürzlich mit dem Oberrheinischen Kulturpreis und dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichneten Nestors wissenschaftlicher Volkskundeforschung, Begründers des Instituts für ostdeutsche Volkskunde und langjährigen Leiters der Badischen Landesstelle für Volkskunde, Professor Dr. Johannes Künzig, Freiburg, erschien als Festgabe obiger Band eigener, oftmals an entlegener Stelle erschienener Aufsätze aus den Jahren 1923–1966. Beigefügt ist eine umfangreiche Tabula Gratulatoria, die beredtes Zeugnis ablegt von Künzigs Verbundenheit mit zahlreichen Kollegen, Freunden und ehemaligen Schülern im In- und Ausland.

Aus der Schaffensfülle des Geehrten werden 21 Arbeiten aus fünf Jahrzehnten vorgestellt. Dem Jahreszeitbrauchtum sind u. a. „Alte Frühlingsbräuche aus einem fränkischen Dorf“ (9 ff.), „Neujahrslieder in Baden“ (26 ff.), „Die alemannisch-schwäbischen Pfingstumrittspiele“ (347 ff.), „Deutsch-Mokra in der Karpatho-Ukraine und seine ‚Sternsinger‘“ (411 ff.) und „Volkskünstlerische Betätigung im Jahresbrauchtum“ (427 ff.) gewidmet.

In diesen Arbeiten zeigt sich Künzig als differenzierter und kenntnisreicher Brauchtumsforscher. So weist er etwa bei den Neujahrsliedern, deren Grundlage die Aufzeichnungen des Eberbacher Lehrers Julius Sigmund aus dem Jahre 1876 bilden, die Abhängigkeit vom evangelischen Kirchenlied nach.

Dem Lied gilt überhaupt sein besonderes Interesse. Dies zeigt auch die variantenreiche Abhandlung „Aus der Kinderpoesie im Hotzenwald“ (53 ff.) und diejenige über „Das ältere Kriegs- und Soldatenlied am Oberrhein“ (151 ff.). Ebenso gehört die Kurzfassung eines Kasseler Vortrags von 1958 „Das traditionelle Singen“ (407 ff.) in diesen Zusammenhang.

Unser Interesse aus religiös-volkskundlicher Sicht verdient die Abhandlung „Die Legende von den drei Jungfrauen am Oberrhein“ (38 ff.). Sie befaßt sich in erfreulich lebendiger Weise mit einem regionalen Kult und dessen literarischer Spiegelung. Sicher wird die literarische Quelle einer Eichseler Sage nachgewiesen. Der enge Zusammenhang zwischen Kult und Legende wird herausgestellt und der regional begrenzte Kult in den größeren Zusammenhang der Ursula-Verehrung eingeordnet. Legenden- und Mirakelmotive werden referiert und literarisch geordnet. Überzeugend werden die einzelnen Varianten abgehandelt. Für die Zeit (1930!) beachtenswert ist die zurückhaltende Einordnung des Kultes in religionshistorische Zusammenhänge. Bloße Analogieformen berechtigen ja tatsächlich nicht dazu, Abhängigkeiten christlicher von vorchristlichen Ausdrucksgestalten zu rekonstruieren. Gerade das Problem der Dreizahl, das anderen Arbeiten jener Zeit zu Unrecht als ideologischer Aufhänger diente, spielt dennoch frömmigkeitsgeschichtlich eine bedeutende Rolle. – Die Frage nach den Motiven, die bereits hier angegangen wurde, bestimmt in dem 1934 erschienenen Aufsatz „Der im Fischbauch wiedergefundene Ring in Sage, Legende, Märchen und Lied“ (63 ff.) den Gegenstand. Künzig geht hierbei von der Hochliteratur aus und verfolgt abschließend das Ring-Fisch-Motiv in der Volksüberlieferung. Orientalische und abendländische Stränge und Varianten werden vorgestellt und untersucht. Dabei wird vor allem die Umakzentuierung des Motivs – eine wichtige Erkenntnis der Erzählforschung – beim Gattungswechsel beachtet und herausgestellt.

Jahres- und Lebenslaufbrauchtum bilden einen weiteren Schwerpunkt. „Der ‚Pfeffer‘, ein Hochzeitslied im Fränkischen“ (12 ff.) wäre hier z. B. zu nennen. Des weiteren die Veröffentlichung „Zur Geschichte und Volkskunde der alemannischen Bauernsiedlung Saderlach im rumänischen Banat“ (82 ff.), die ebenfalls Brauchtümliches berücksichtigt. Es handelt sich hier um einen Auszug aus der 1937 erschienenen Ortsmonographie „Saderlach“. Methodisch steht dieser Monographie ein Aufsatz aus dem Jahre 1956 zur Seite, der sich gleichermaßen mit der gegenseitigen Aufhellung der Beziehungen von „Urheimat und Kolonistendorf“ (207 ff.) befaßt. Diese,

wie auch zwei weitere Arbeiten, bezeugen die anschauungsreiche Tätigkeit Künzigs als Caritasreferent für Flüchtlingsfragen nach dem 2. Weltkrieg. „Unsere Sorge um die Heimatlosen“ (175 ff.) gibt über Herkunft und Aufsplitterung der Flüchtlinge Auskunft, die durch zwei anschauliche Karten im Anhang verdeutlicht wird. Die Problematik der Aussiedler in ihrer neuen alemannischen Heimat behandelt ein Beitrag „Ostbauern bei Offenburg und im Hanauerland“ (310 ff.). Mit umgekehrter Blickrichtung wird hier die Methode der Saderlach-Monographie angewandt.

Zur dokumentarischen Erfassung volkskundlicher Phänomene, beschränkt auf die Regionen Schlesien (245 ff.), Iglau (333 ff.) und Schönhengstgau (381 ff.) tragen drei umfassende Bibliographien bei. Hier kommen religiös-volkskundliche Phänomene ebenso zur Sprache wie in den anderen Arbeiten über Lebenslauf-, Jahreszeit- und Kirchenjahrsbrauchtum. Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang der eingangs erwähnte Aufsatz über fränkische Frühlingsbräuche (9 ff.), der als Quelle ein Copialbuch des 18. Jhs. (Pfarrei Pülfringen, Künzigs Geburtsort) benutzt. Hier wird eine bedeutende und zu selten beachtete Fundgrube brauchtümlischer Angaben ausgewertet. Ihre Funktion, den nachfolgenden Pfarrern als Richtschnur zu dienen, verleiht diesen Eintragungen einen nicht zu unterschätzenden Wert. Es gehört zu Künzigs Verdiensten, vor allem auch bei seiner dokumentarischen Arbeit, solche Wechselbeziehungen zu entdecken und ans Licht zu holen.

Ähnliches gilt auch für seinen Beitrag über Formen und Probleme volkskünstlerischer Betätigung im Jahresbrauchtum (427 ff.), der der Kommentierung volkskundlicher Dokumentationsarbeit dient. Dabei stellt Künzig eindringlich heraus, daß museale Aufstellung und folkloristische Darbietung (Schaubrauchtum!) wenig geeignet seien, zum Verständnis lebendiger Brauchübung hinzuführen. Daher werden von ihm an dieser Stelle grundsätzliche und methodische Bemerkungen gemacht zur Notwendigkeit und Realisierung ungestellter Filmaufnahmen, wo es gelte, eine Dokumentationslücke zu schließen. So werden u. a. zwei wissenschaftliche Brauchtumfilme erläutert, von denen der Öffentlichkeit ausleihbare Kopien zur Verfügung stehen: „Das Anfertigen der Prachtpalmen in Ebnet bei Freiburg“ und „Die Beerenpalmen im Rendtal“. Palmsonntagsbrauchtum wird hier in seinem regional eingebundenen Formenreichtum als lebendige Gemeinschaftskunst vorgestellt.

Abgeschlossen wird diese Festgabe mit Arbeitsberichten „Aus dem Frühstadium des Instituts für ostdeutsche Volkskunde“ (1953 u. 56; S. 440 ff.) und einem Nachwort von Frau Dr. W. Werner, das eine Kurzbiographie Prof. Künzigs bietet und über die laufende und geplante Institutsarbeit berichtet. Dort wird u. a. hingewiesen auf ein weiteres Dokumentationsvorhaben, auf die Schallplattenedition institutseigener Tonaufnahmen „Quellen deutscher Volkskunde“, Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg, Bd. I/1967 ff. (Volkslieder, Balladen, Märchenerzähler, Legenden- u. Passionslieder usw.).

Eine Bibliographie J. Künzigs ist im besprochenen Band nicht enthalten, da diese für die Veröffentlichungen des Jubilars aus den Jahren 1922–1967, zusammengestellt von W. Werner u. hrsgg. vom Institut für ostdeutsche Volkskunde, bereits früher (Freiburg 1967) erschien.

Klaus Welker

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973. Hrsg. v. Irmgard Hampp und Peter Assion. (= Landesdenkmalamt Baden-Württemberg/Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg. Band 1. Stuttgart 1973.) Verlag Müller und Gräff als Kommissionsverlag, 309 S., zahlreiche Abbildungen, 1 Notenbeilage.

Als zum 1. 1. 1972 die bisherigen vier Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Freiburg, Karlsruhe, Stuttgart und Tübingen zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg zusammengeschlossen wurden, erfolgte auch die Eingliederung der beiden Landesstellen für Volkskunde in Freiburg und Stuttgart in das Landesdenkmalamt, wobei deren publizistische Aktivitäten zentralisiert wurden. Der hier anzuzeigende Band, im Quartformat der Veröffentlichungen des Landesamtes für Denkmalpflege erschienen, eröffnet die neue Reihe, in die auch Monographien – je nach Lage – aufgenommen werden sollen. Betrachtet man die bisher publizierten Arbeiten, so fällt das deutliche Übergewicht der „Schwäbischen“ Volkskunde auf: den zahlreichen Titeln aus dem württembergischen Raum stehen nur drei, sehr unterschiedliche Arbeiten der badischen Seite gegenüber. Entsprechend kopflastig – vom Anteil der beiden Landesteile her gesehen – ist auch dieser Band angelegt: die volkskundlichen Aktivitäten liegen eindeutig im schwäbischen Gebiet, besonders erklärbar aus der dominierenden Stellung des volkskundlichen Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen.

Hat man sich nach einem ersten Durcharbeiten der zahlreichen Beiträge einen ungefähren Überblick verschafft, so bleibt zunächst als Eindruck: die badisch-württembergische Volkskunde ist nahezu in voller Breite repräsentiert, sowohl hinsichtlich der Vollständigkeit der irgendwie volkskundlich arbeitenden Wissenschaftler, als auch hinsichtlich der Qualität der einzelnen volkskundlichen Mitarbeiter (Professionals und dilettierende Volkskundler): neben sehr dichten methodologischen Arbeiten sind Beiträge wie der von Robert Hensle, *Das Backhaus im bäuerlichen Betrieb des oberen Erftales (Bauland)*, veröffentlicht, in dem überflüssige Namenslisten aus einer Befragung in Erfeld stehen. Der primäre Eindruck hält sich, wenn man einzelne Beiträge intensiver durchgearbeitet hat: ganz im Sinne unserer pluralistischen Wissenschaft sind auch die Vertreter einer ‚emanzipatorisch‘ bis marxistisch ausgerichteten Volkskunde in Baden-Württemberg repräsentiert (überrepräsentiert?); letzteres trifft zu auf die Beiträge der Gruppe Gottfried Korff, Utz Jeggle, Ulrich Ammon u. a. über „Unterhausen (Kreis Reutlingen). Volkskundlich-soziologische Beobachtungen an einer alten Siedlung“, wo mitunter in unerträglich simplifizierender Manier „auf der Suche nach dem Proletariat“ beispielsweise die Frage der Arbeitersiedlungen und Arbeiterinnenwohnheime des 19. Jahrhunderts rein vulgär-marxistisch behandelt wird und man sich nicht scheut, die Unterbringung von zur Zwangsarbeit verpflichteten ausländischen Frauen im 2. Weltkrieg in eben diesen Arbeiterinnenwohnheimen des 19. Jahrhunderts den Gründern anzulasten! – Doch gehen wir auf die Beiträge näher ein, die mit wichtigen Themen der religiösen Volkskunde befaßt sind. Da ist zunächst zu nennen Jürgen Leibbrand, *Armenseelenkult und Andachtsgraphik im 19. u. 20. Jahrhundert*. Vf. hat die behandelten Beispiele (zahlreiche Abbildungen veranschaulichen recht gut die Darstellung) der Dokumentation des

Freiburger Instituts für Religiöse Volkskunde (Sammlung Pfarrer Dr. Straub), der Sammlung des Erzb. Ordinariatsarchivs sowie der Privatsammlung W. Klaiber entnommen. Neben einer knappen theologischen Fundierung gibt Vf. einen kurzen geschichtlichen Abriss des christlichen Totengedächtnisses sowie des liturgischen Gedächtnistages der Armen Seelen. Es dürfte in diesem Zusammenhang darauf verwiesen werden, daß die für Cluny unter Abt Odilo auf den 2. November gelegte Commemoratio omnium fidelium defunctorum (im Römischen Kalender erst für das 14. Jh. bezeugt) nach dem Nekrologfragment des Klosters St. Blasien (um 1100) auch für das Schwarzwaldkloster sehr früh bezeugt ist (vgl. Joachim Wollasch, Muri und St. Blasien. Perspektiven schwäbischen Mönchtums in der Reform, in: DA 17, 1961, 420 ff.). Der ikonographischen Seite kommt dabei besondere Bedeutung zu, woraus sich die Entwicklung der bildlichen Motive gut exemplifizieren läßt. Ein erster Schwerpunkt wird mit der Interpretation des „Goldenen Himmels-Schlüssels“ von 1806 gesetzt, einem aus der barocken Tradition kommenden Armen-Seelen-Motivs. Die Rolle der Redemptoristen in Rom für die Institutionalisierung des Armen-Seelen-Kultes wird ebenso abgehandelt wie verschiedene Meßbünde und Bruderschaften, die überörtliche Bedeutung erlangt haben. Über die Beschreibung der 31 Andachtsbildchen versucht Vf. die Hauptmotive herauszuarbeiten. – Von ganz besonderem Gewicht scheint mir der große Beitrag von Peter Assion, Ein Kult entsteht. Untersuchungen zur Verehrung der Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee, zu sein: Assion, der 1969 in Heidelberg über das philologisch definierte Mirakel promoviert wurde, sieht die kultische Verehrung der Hegner Kreuz-Schwester Ulrike Nisch auf der Ebene der Verehrung der Ursuline Blandine Merten, von Pater Rupert Mayer S. J. und Adolph Kolping. Die erstaunlich große Zahl der Verchrer dieser dienenden Magd Christi verwirrt Vf. offenkundig, und er versucht, das Phänomen solcher Volksfrömmigkeit mit den Mitteln seiner Volkskunde zu fassen: leitendes Erkenntnisinteresse und wissenschaftliches Vorverständnis sind dabei klar: es kann sich nur um einen manipulierten Kult handeln, hinter dem die massiven Interessen der Kongregation und/oder sonstiger Kreise der katholischen Kirche zu suchen sind – vordergründig z. B. die Heraushebung der erzieherischen Prinzipien von Unterordnung, Einordnung, Gehorsam, Dienst, Leidensfähigkeit als christliche Werte, die heutzutage selbstredend nur der Emanzipation hinderlich sind. „Und diese Interpretation stellt alle Demütigungen, alle Beleidigungen menschlicher Natur als Mittel zur Erlangung der Heiligkeit heraus und predigt den Lesern der Vita in bekannter Weise Sichfügen, Verzicht, Verdrängung als höchste Tugend: ‚Dienst (schlechthin) ist Gottesdienst‘, so lautet die fatale Gleichung, auf die dieses Leben gebracht ist. Über ihren Tod hinaus ist Ulrike Nisch so noch als disziplinierendes Leitbild verwendbar.“ Mit solchem wissenschaftlichen Vorverständnis dürften vermutlich das schlichte Leben einer Kreuzschwester, das gläubige Vertrauen ungezählter geplagter Menschen, Trost und Linderung in zahlreichen schweren Schicksalen nicht erfaßt werden. Es ist zu fragen, welches Maß an wissenschaftlicher Überheblichkeit toleriert werden kann, betrachtet man die Fähigkeit unserer so aufgeklärten Welt und Gesellschaft zu wirklichem Engagement und tatsächlicher Hilfe in den Wechsellagen des Lebens. Der immer wieder geübte Rekurs auf den Kult von

Pater Rupert Mayer macht deutlich, daß Vf. in der Tat der Größe eines solchen Menschen, der in der Zeit totalitärer Herrschaft und unermeßlichen Leides Ungezählten Stütze und Halt bot, nicht gerecht werden kann: da versagt ganz schlicht die wissenschaftliche Volkskunde. – Schließlich sei auf die informativen Beiträge von Dietz-Rüdiger Moser, Liedimmanenz und Brauchgeschichte. Beiträge zur Frühgeschichte des Sternsingers, verwiesen, der die Legende von den hl. drei Königen im brauchtümlichen Liedgut des 16. Jahrhunderts, und von Hartmut Braun, der alte Formeln in Melodien des Sternsingerbrauches und ihr Weiterleben erforschte. Zusammenfassend kann über den vorliegenden Band gesagt werden, daß er trotz vieler Schwächen einzelner Beiträge einen guten Überblick über den Stand der Volkskunde-Forschung in unserem Bundesland vermittelt, zu Kritik anregt und hoffen läßt, daß diese Veröffentlichungen ohne längere Pausen fortgeführt werden.

Hugo Ott

Franz Volk, Oftersheim. Ein Dorf und seine Geschichte. Mannheim 1968. 302 Seiten.

In jahrzehntelanger Bemühung hat Oberlehrer Franz Volk zu Oftersheim die Geschichte des Dorfes erarbeitet und bald nach dem 1200-Jahr-Jubiläum (1966) mit Hilfe der Gemeinde in Druck gebracht. Es ist ein gediegenes Werk entstanden, das zuverlässig und trotz seiner erstaunlichen Konzentration flüssig lesbar und anschaulich geblieben ist. Die reiche Bebilderung in Foto und Strichzeichnung trägt das Ihre dazu bei. – Die mehrfache Nennung des Dorfes in Lorscher Schenkungen bringen seine Erwähnung schon im 8. Jahrhundert. Später kommt dieser Besitz in die Hand des Zisterzienserklosters Schönau bei Heidelberg. Der Ort bleibt aber, nächst bei Schwetzingen gelegen und zu dieser Pfarrei gehörig, klein: eine Steuerliste von 1439 nennt nur 19 Haushaltungen und die Namen der Familienväter. 1772 gewinnt man besten Einblick in die Verteilung der Hausplätze (nunmehr 70), aber auch in die Eigentumsverhältnisse: nur 18 Prozent des Bodens liegt in privater Hand, fast alles andere ist Staatsbesitz. Der rasche Aufbau nach den Zerstörungen durch den Dreißigjährigen Krieg läßt sich gut belegen. Eingeschoben in den großen Wald zwischen Schwetzingen und Walldorf, dem bis in jüngste Zeit immer mehr Boden abgewonnen wird, ist das Dorf vor allem mit den Jagdlasten der fürstlichen Herren geplagt, die sich von Schwetzingen aus vergnügen. Die Einführung der Reformation änderte an dem Filialverhältnis von Oftersheim nichts: die St.-Kilians-Kapelle blieb Filiale der Pfarrei Schwetzingen. Als die Pfalz-Neuburger aber die wenigen Katholiken in der Kirchenteilung von 1705 in jeder Weise begünstigten, sollten diese die Pfarrkirche in Schwetzingen erhalten, die Reformierten nach Oftersheim ausweichen. Dort war aber die Kirche so gering, daß die Regierung ein Simultaneum in Schwetzingen zugestehen mußte. Als die Katholiken neu bauten, mußten auch die Reformierten in Schwetzingen neu bauen. Doch auch die Kirche in Oftersheim wurde durch einen Neubau ersetzt (1746), blieb aber bis 1900 Filiale. Erst dann bekamen die Oftersheimer Protestanten eine eigene Pfarrei. Auch die Katholiken, die 1907–1909 eine Kirche in Oftersheim gebaut hatten, erhielten mit der Fertigstellung dieses Gotteshauses einen Kuraten. 1945 wurde aus der Kuratie eine Pfarrei. Das Leben dieser aufstrebenden katholischen Gemeinde wurde

wesentlich durch ihren langjährigen Seelsorger Wilhelm Hesch (1937–1967) geprägt. Inzwischen waren in dem Dorf, das nun fast 10 000 Einwohner hat, 41 Prozent Katholiken. Das Wachstum des Dorfes, das V. sehr anschaulich schildert, ist seit 1946 außerordentlich: durch die Aufnahme von Heimatvertriebenen und anderen Zuzügen hat sich die Zahl der Wohnhäuser verdoppelt; die Wohnungen haben gar 150 Prozent zugenommen. Die Evangelischen bauten sich statt der alten 1957 eine neue Kirche. Oftersheim ist längst im wesentlichen eine Pendlergemeinde geworden, die nur noch wenige vollbäuerliche Betriebe kennt. – Gelegentlich möchte man etwas kritisch anmerken: so ist der Beleg für einen früheren Weinbau in Oftersheim (S. 102) m. E. nicht stichhaltig. Der Bedeutung bestimmter Bäume dürfte zuviel Gewicht beigelegt sein. Schade ist, daß dem sozial-caritativen Wirken der Kirchen und ihren Vereinen kaum Beachtung geschenkt wird. Hingegen ist sehr aufschlußreich, was über Brauchtum, Tod und Sterben durch Befragen der letzten „Totenfrau“ hat festgehalten werden können.

Wolfgang Müller

Otto Gartner – Fritz Hönig, Zur Geschichte des Vimbacher Kirchspiels.

Bühl (1972). Sonderdruck aus „Bühler Blaue Hefte“. 61 Seiten.

Aus den Anlässen der Vimbacher Kirchenrenovation und der Eingemeindung Vimbuchs nach Bühl wurde unter der Initiative von Pfarrer M. Müller diese Pfarrgeschichte geschrieben. O. Gartner ist Oberstudienrat a. D. und durch seine Windecker Regesten geschätzt. F. Hönig ist Pfarrer a. D. Beide Verfasser schöpfen aus ihrem reichhaltigen Material und dem Lebenswerk von K. Reinfried. In einem ersten Teil (S. 5–20) wird versucht, anhand der Lebens- und Umweltbeschreibung von Fintanus, Pirmin, Landolin, Wendelin, Marculphus und Marcellus, Nikolaus und Barbara sowie des Klosters Schwarzach einsichtig zu machen, daß die Anfänge Vimbuchs in die Zeit und den Einflußbereich iro-schottischer Missionare mit Honau und Schwarzach fallen. Neu dabei ist die Ortsnamenerklärung Vimbuchs als Zusammensetzung mit dem irischen Heiligennamen Fintanus.

Der zweite Teil (S. 20–24) informiert über die spätmittelalterliche Weidenutzung im sogenannten Hägenich und Ehlet.

Im dritten Abschnitt (S. 24–28) werden in detaillierter Art die Entstehung und die geschichtliche Topographie der ganzen Kirchspielsgemeinde mit Vimbuch, Oberweier, Zell, Balzhofen und Oberbruch geschildert.

Danach (S. 29–40) erfolgt eine Pfarrgeschichte von Vimbuch und die Schilderung des religiös-kirchlichen Lebens bis in die Jetzt-Zeit. Hier ist eine Fülle von Material ausgebreitet, das auch stark in das Volkskundliche reicht: Wegkreuze, Bildstöcke, Kirchweg und Prozessionen, Goldenes Vaterunser und Osterbrauch.

Als eigener Einschub kennzeichnet sich (S. 42–53) eine Pfarrchronik, die von B. Wehrle 1970 zusammengestellt wurde. Sie reicht von der Gründung bis 1762 und enthält wertvolle, auch inhaltlich lebendige Schilderungen der Zeit und der Schwierigkeiten der Pfarrer. Diese Sicht wird im letzten Beitrag (S. 54–61) fortgesetzt, in dem die Seelsorger bis heute geschildert werden. Gerade hier erweist es sich, daß und wie die Pfarrer im 19. Jahrhundert gegen vielerlei Hindernisse zu kämpfen hatten.

Die reichhaltige Information dieser Schrift wird ergänzt durch eine geschmackvolle graphische Außengestaltung sowie durch aussagekräftige Fotos im Innern. Insgesamt gesehen vermittelt diese Pfarrgeschichte viele punktuelle Information, die Wichtiges zur mittelbadischen Pfarrgeschichte beiträgt.

Versucht man, diese Schrift kritisch zu beleuchten, so stellt man fest, daß eine systematische Pfarrgeschichte eigentlich nicht geboten wird. Einzeluntersuchungen sollen diese wohl erbringen. Sodann wird man sehr stark bemängeln müssen, daß im Bereich der mittelalterlichen Geschichte neuere grundlegende Arbeiten nicht benutzt wurden. Demnach erscheint die Interpretation der vielen Heiligen leicht veraltet. Damit werden auch die frühe Ortsgeschichte und die Ortsnamenerklärung fragwürdig. Das Johannes-Patrozinium bleibt für die Anfänge der Pfarrgeschichte unberücksichtigt und ebenfalls fehlen siedlungsgeschichtliche Aspekte. Erstaunlich ist, daß die Ausgrabungsergebnisse von Schwarzach nirgends erwähnt sind. Neuere urkundenkritische Untersuchungen vermißt man auch. Desgleichen hätte man doch eine eingehendere Erklärung der Wald- und Weidegenossenschaften erwartet. Wer sich schließlich über Brauchtum und Namensgebung informieren möchte, muß an sehr verschiedenen Stellen nachsuchen. Als echten Mangel wird man beklagen müssen, daß die Chronik des B. Werle nicht durch die von K. Reinfried edierten Visitationsprotokolle des 17. Jahrhunderts (FDA 29, 1901, S. 281/282) ergänzt beziehungsweise illustriert wurde.

Dieter Kauß

Hermann Brommer, Endingen, Pfarrkirche St. Peter. Schnell, Kunstführer Nr. 987. Erste Auflage 1973. 16 S. 11 Fotos.

Für viele Kirchen unseres Landes sind schon Kunstführer erschienen, mit Vorzug in der großen Reihe des Verlags Schnell und Steiner (München und Zürich), der sie gut auszustatten versteht. Es ist nicht möglich, jeden hier zu besprechen, doch gebe die Anzeige dieses Endinger Führers Anlaß, auf die ganze Gattung, die sehr wohl Beachtung verdient, hinzuweisen. Zwar ist nicht jeder dieser Kirchenführer so sorgfältig gearbeitet wie dieser des Rektors Brommer – Merdingen, der auf Grund genauesten Aktenstudiums das Werden des barocken Baues (Schiff und Chor an einem gotischen Westturm) sehr genau zu beschreiben vermag, sondern auch die daran tätigen Künstler und Handwerker eruieren kann. Es sind dabei so bedeutende Namen zu nennen wie der Maler Johann Pfunner und der Rastatter Orgelbauer Ferdinand Stieffel. Der Gesamtentwurf stammt von dem Freiburger Stadtbaumeister J. B. Häring und steht unter dem Einfluß der benachbarten, aber noch rein barocken Kirche von Riegel, obwohl sich schon der Klassizismus zu Wort meldet. Wenn auch die Natur eines Kirchenführers verbietet, den Beleg zur Aussage im einzelnen anzuführen, gehört er, wenn so genau und verlässlich wie dieser gearbeitet, zu der für die Kunstgeschichte ernstzunehmenden Literatur. – Bei der starken Verwendung noch barocker Elemente ist nicht ganz einzusehen, warum der Hochaltar als *streng* klassizistisch bezeichnet wird.

Wolfgang Müller

Haigerloch. Kleinodien aus großer Vergangenheit. Hrsg. v. Marquard Gulde und Hermann Zöhlrlaut. Selbstverlag. Haigerloch 1973.

Der vorliegende Kunstband soll verstanden werden als Abschluß einer Bildband-Serie über die Kunstwerke und Kunstschatze Haigerlochs. Die Qualität der großformatigen Farbphotos ist überdurchschnittlich gut, nur verständlich auf dem Hintergrund der finanziellen Unterstützung durch die Schloßbrauerei Zöhlrlaut in Haigerloch, der man denn auch Reverenz erwies durch Eröffnung der Bilderserie mit einer Aufnahme des „Schlößle“ (= Brauerei-Gaststätte). Beeindruckend sind vor allem die Photos aus der 1956 restaurierten Schloßkirche (besonders dort die Detailaufnahmen), die den Hauptteil ausmachen; nicht minder eindrucksvoll auch die Bilder von der St.-Anna-Wallfahrtskirche sowie der Unterstadtkirche. Dekan Gulde und Hermann Zöhlrlaut haben kurz, aber engagiert eingeleitet. Hugo Ott

Adalbert Mischlewski, der schon mehrfach als ein guter Kenner der Geschichte des *Antoniterordens* hervorgetreten ist und aus dessen Feder 1974 eine Geschichte dieses Ordens bis incl. 15. Jahrhundert erwartet werden darf, hat zu dem im Belser-Verlag, Stuttgart 1973, erschienenen Buch über „Mathis Gothart Nithart. Grünewald. Der Isenheimer Altar“ das Kapitel geschrieben (S. 256–288), das über den Orden und das Antoniterspital in *Isenheim* Auskunft gibt, für das Grünewald den berühmten Altar geschaffen hat. – Im Oberbayerischen Archiv 97/1973, 480–487 verweist derselbe Autor auf die Verbindungen der Memminger Antoniterpriezeptorei mit München. Wolfgang Müller

Maximilian Liebmann, *Der himmlische Ablassbrief des Urbanus Rhegius*, in: Kirche und Staat in Idee und Geschichte des Abendlandes, Festschrift zum 70. Geburtstag von Ferdinand Maas S. J. hg. v. Wilhelm Baum, Verlag Herold, Wien-München 1973. S. 192–212.

Urban Rieger, geboren in Langenargen am Bodensee, war als Student in Freiburg Eck's Schüler geworden, entwickelte sich aber als Domprediger in Augsburg mehr und mehr zum lutherischen Theologen. Dort entlassen, wurde er schließlich Reformator Braunschweigs und in weiten Gebieten des deutschen Nordwesten einflußreich. In seiner Frühzeit hat er einen Einblattdruck in Augsburg herausgebracht, der im Titel an die geläufige Vorstellung von Himmelsbriefen anknüpft, sachlich aber an die Beicht- und Ablassbriefe. Er verkündet Nachlaß der Sünden (nicht der Strafen) und Nachlaß durch Christus selbst, den rechten Bischof. Die Darstellung der katholischen Lehre ist entstellend polemisch, seine positive Aussage jetzt schon (1523) näher bei Zwingli als bei Luther. L. untersucht methodisch sauber die Formen der Überlieferung und bestimmt klar den theologischen Ort dieser Flugschrift. Wolfgang Müller

Jahresbericht 1972

Für viele tritt die Tätigkeit des Kirchengeschichtlichen Vereins der Erzdiözese Freiburg immer dann in Erscheinung, wenn der Jahresband zugesandt wird oder die Einladung zu einer Versammlung vorliegt. Im Berichtsjahr haben wir zweimal zu Versammlungen eingeladen: zunächst auf 15. Juni 1972 in die Klinge (Odenwald); es wurde der Vortrag des Herrn Professor Ott über „Probleme des kirchlichen Widerstands im Dritten Reich von seiten der Kirchenbehörde und des Pfarrklerus, dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg“, den er in Freiburg auf der ordentlichen Jahresversammlung 1971 (vgl. FDA 92/1972, 253) gehalten hatte, auch den Mitgliedern des nördlichen Teiles der Erzdiözese angeboten, die im allgemeinen kaum dazu kommen, die Jahresversammlung in Freiburg zu besuchen. Das Thema hat besonders seit der Veröffentlichung der Berichte der KZ-Priester unserer Erzdiözese im FDA 90/1970 an Interesse gewonnen. Der Vortrag ist inzwischen im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft, Band 92/1972, veröffentlicht worden.

Die ordentliche Jahresversammlung für 1972 fand wieder nach Jahresabschluß am 13. Februar 1973 in Freiburg statt. Der Unterzeichnete hatte zu referieren über „Archäologische Zeugnisse frühen Christentums in Südwestdeutschland“. Wenn auch im Vergleich zu der Fülle archäologischer Funde für die Zeit zwischen 300 und 700 n. Chr. die Zeugnisse christlichen Lebens nur sehr sporadisch vorkommen, so lassen sich doch einige sehr klare Erkenntnisse gewinnen: so über die Kontinuität des Christentums links des Rheines im Übergang von der Antike ins frühe Mittelalter, am eindrucklichsten belegt durch die Funde christlicher Grabsteine im Mainzer Raum, dann über den zunehmenden Christianisierungsprozeß auf der rechten Rheinseite im 7. Jahrhundert; dabei zeigt der alemannische Bereich zwischen dem östlichen Schwarzwaldrand und dem Lech eine sonst nicht bekannte Verbindung mit Oberitalien: die Führungsschicht übernimmt von den christlich gewordenen Langobarden die Sitte der Goldblattkreuze; es ist noch offen, ob man in diesen auffallenden Funden auf einen Bestattungsbrauch oder auf Zeichen des Festtagsschmucks stößt – so oder so sind die Gold-

blattkreuze Zeugnisse christlicher Vorstellungen. Die Funde im südwestdeutschen Raum insgesamt, die christliches Leben bezeugen, würden eine zusammenfassende Veröffentlichung verdienen.

Die Totenliste des Jahres 1972 bringt folgende Namen: Hermann Dieterle, Bürgermeister in Waldshut, Johann Dau, Pfarrer in Akams (Allgäu), Dr. August Franzen, Universitätsprofessor, Kappel bei Freiburg, Josef Schott, Pfarrer in Habichsthal, Dr. Hermann Schwarzweber, Professor in Freiburg. Besonders schmerzlich trifft uns der so rasche Heimgang von Herrn Professor Franzen. Er war Inhaber des Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg und hat während 12 Jahren unsere Theologen mit der ganzen Frische seines rheinischen Temperaments in die Kirchengeschichte eingeführt. Seine Forschungen galten vor allem der Reformationsgeschichte und den Reformkonzilien. Seiner Initiative ist es vor allem zu verdanken, daß zum Konzilsjubiläum von Konstanz 1964 eine Fülle von neuen Forschungen vorgelegt werden konnte. Zuletzt hat er auch Themen aus der Freiburger Diözesangeschichte des 19. Jahrhunderts angegangen. Seitdem er in Freiburg war, gehörte er dem Vorstand des Kirchengeschichtlichen Vereins an und hat voll des Interesses mit Rat und Tat geholfen, das jeweils Aktuelle zu sehen und anzupacken. Sein Tod bedeutet uns einen herben Verlust. – Herr Professor Schwarzweber, durch Jahrzehnte Leiter der „Badischen Heimat“, gehörte zu den unermüdlichen Mittlern zwischen Wissenschaft und breiter Öffentlichkeit. Besonders auf seinen vielen Fahrten mit näheren und weiteren Zielen hat er darin Hervorragendes und Unvergessenes geleistet.

Je mehr die finanziellen Nöte steigen, um so dankbarer haben wir die Zuschüsse, die von kirchlicher und staatlicher Seite die Herausgabe unseres Bandes erst ermöglichen, zu verzeichnen. Nur mit ihrer Hilfe kommt alle angesetzte Mühe zu einem Erfolg.

Wolfgang Müller

Kassenbericht 1972

(31. Dezember 1972)

Einnahmen:

Mitgliederbeiträge	26 012,50 DM
Zuschuß vom Erzb. Ordinariat Freiburg	10 000,— DM
Zuschuß vom Regierungspräsidium Freiburg	3 000,— DM
Zuschuß vom Kultusministerium Stuttgart	2 000,— DM
Erlös aus dem Verkauf von Band 90	1 070,— DM
Zinsen u. a.	44,88 DM
	<hr/>
	42 127,38 DM

Ausgaben:

Herstellungskosten für Band 91	29 786,66 DM
Sonderdrucke von Band 90 und 91	1 108,67 DM
Abschlag auf die Druckkosten von Band 92	4 000,— DM
Honorare	2 900,— DM
Schriftleitervergütung	1 800,— DM
Rechnervergütung	1 200,— DM
Vergütung für Registerarbeiten	1 000,— DM
Papier, Porto und Auslagen für den Versand, für die Einladungen zu den Veranstaltungen und für den Beitragseinzug	1 255,79 DM
Mitgliedsbeitrag, Adreßbucheintrag und Erstattung von Doppelzahlungen	186,50 DM
	<hr/>
	43 237,62 DM

Kassenbestand am 31. 12. 1971	1 634,60 DM
Einnahmen 1972	42 127,38 DM
	<hr/>
	43 761,98 DM
Ausgaben 1972	43 237,62 DM
	<hr/>
Kassenbestand am 31. 12. 1972	524,36 DM
Mitgliederstand am 31. 12. 1971	1 312
Zugang 1972	5
	<hr/>
	1 317
Abgang durch Tod 5	
Austritt 2	7
	<hr/>
Mitgliederstand am 31. 12. 1972	1 310

Paul Kern

